Die

Helden und Götter

des Nordens,

oder:

Das Buch der Sagen.

Der

gebildeten und reiferen vaterländischen Jugend

zur

Belehrung und Unterhaltung

geweiht.

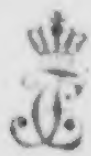
Von

Amalia Schoppe,

geb. Weise.

Verfasserin der „Asträa," „Sonotra" u. a. m.

Mit Abbildungen.



Berlin,

bei George Gropius.

1832.

Theodigildens Andenken

und

Amöna Notburga

in

dankbarer Verehrung

geweiht

von der

Verfaſſerin.

Vorwort.

Es war im Jahre 1827, als ich mit der Post ein Paquet erhielt, worin sich das Nachstehende befand: a) Vorwort Theodigildens zu einer beabsichtigten nordischen Mythologie. b) Ein an mich gerichteter Brief Amöna's. c) Anleitung zu den dem Werke beizugebenden Kupfern.

A.

Theodigildens Vorwort.

„Eine alte Schwester unter einer Schaar von Jünge-
„ren kann wohl nicht leicht Besseres wählen, als deren
„freundliche Belehrung — und warum dürfte sie nicht
„wünschen, noch eine größere Anzahl unterrichtsfähiger
„Kinder an diesem Versuche Theil nehmen zu lassen,
„wenn sie einen Gegenstand berührt, der offenbar bei
„den gewöhnlichen Erziehungs-Anstalten noch mangelhaft
„eingerichtet und so oft ganz übersehen oder vergessen ist!"

„Mythologie, als ein für das Wissen jedes
„Gebildeten nothwendiges Fach anerkannt und behandelt,
„wird überall in Schulen und Privatstunden, aber fast
„immer nur in Bezug auf Griechen und Römer, ge-
„lehrt. Die wenigsten unserer Kleinen und auch eben so-
„wohl der Erwachsenen, sind nur einigermaßen befreun-
„det mit den Sagen der Stammväter; — Manche ahnen
„kaum ihr Dasein — Viele, die über Zevs und Jupiter

„absprechen, und alle Abentheuer dieser nicht sehr sittli„chen Sippschaft, an den Fingern herzuzählen vermögen, „hörten niemals das Mindeste von den Glaubens-Ange„legenheiten ihrer Vorfahren, noch haben sie je darüber „nachgedacht, wie wohl in jenen rauhen, dunkeln Zeiten „die Gottesverehrung unserer Heimath und der angren„zenden, uns durch Sprache und Lebensweise am meisten „verwandten Völker, beschaffen gewesen sein könne. — „Einen geringen Beitrag zum allmähligen Abhelfen so „bedeutenden Uebelstandes zu liefern, oder doch vielleicht „einer gewandteren Feder Anregung zu geben, ist „mein Wunsch und Ziel. Möge ich es nicht ganz ver„fehlen und auf dem neubetretenen Pfade nicht allzutief „in die Dornen unbarmherziger Kritik fallen!“

„Theodigilde.“

B.

Brief Amönens.

„Ein schneller Tod übereilte die edle Jungfrau und „zerstörte die Absicht: ihr fleißiges Wirken auch gemein„nützliger zu machen, im Keime. Kurz vor ihrem Ende „hatte sie mehrere der ..... Kinder„schriften einer Amalie Schoppe gelesen — wie „wünschte sie sich deren Vortrag! — Krankheit hemmte „bald jeden Versuch; der Ausarbeitungs-Anfang ging „verloren; nur folgende Bruchstücke von Theodi„gildens Plan fanden sich noch unter ihren Papieren „und werden nun, im Geiste der Verklärten, Amalien, „ihrem unerreichten, doch verehrten Vorbilde, dargebracht „durch eine unbekannte Freundinn.“

„Amöna Rotburga.“

* * *

Schon vor Empfang dieser ermuthigenden Zeilen hatte ich der nordischen Mythologie und den so

höchst interessanten vaterländischen Sagen eine besondere Liebe und Aufmerksamkeit geweiht, auch diese in einigen poetischen Versuchen ausgesprochen, die Herr Hofrath Winckler (Theodor Hell) die Güte hatte, in seiner „Abendzeitung“ abdrucken zu lassen. Eben diese schwachen Versuche mögen meine unbekannten Gönnerinnen veranlaßt haben, mich mit dem Auftrage zu beehren, Theodigildens Plan in Ausführung zu bringen und unserer wißbegierigen Jugend eine neue, ihnen bisher völlig fremde Quelle des Wissens zu eröffnen.

Daß dies erst jetzt geschieht, war nicht von der Neigung abhängig, die ich dem Unternehmen vom ersten Augenblicke an entgegen trug, sondern von dem Umstande, daß ich verschiedene andere Werke contractlich mehreren Verlegern zu liefern verbunden war.

Den Beurtheilern des vorliegenden Buches habe ich nur Theodigildens Schlußworte zuzurufen und darf diesen mit Wahrheit hinzufügen: daß, welche Mängel man an demselben auch auffinden möge, die Schuld nicht an meinem Fleiße liege. Mit Gewissenhaftigkeit habe ich die besten, mir zu Gebote stehenden Quellen benutzt und, was ich vorfand, dem Denk- und Fassungsvermögen des Kreises anzupassen gesucht, für den es zunächst bestimmt ist. Ein Werk zu schreiben, aus dem selbst Männer Belehrung schöpfen könnten, konnte mir, der Frau, nicht einfal-

len; daß aber unſre Jugend eine ſolche darin finden werde, glaube ich ohne Anmaßung annehmen zu dürfen.

Möge denn, was ich mit Liebe und Fleiß hier zuſammen trug, ſich auch einiger Gunſt und gütigen Nachſicht zu erfreuen haben! Möge es mir gelingen, das Wiſſen der ſo herzlich von mir geliebten Jugend zu bereichern und den Sinn für die große, intereſſante Vorzeit des eigenen Vaterlandes in ihr zu beleben!

Hamburg, am 6. Januar,
1832.

Amalia Schoppe,
geb. Weiſe.

Inhalt.

1) Buch der Sagen.

		Seite
1)	Erich.	3
2)	Könia Hiarne.	18
3)	Rolf Krafi.	32
4)	Könia Sigurd und die Seinen.	34
5)	Prinz Uffo.	42
6)	Hogni und Hildur.	47
7)	Menja und Fenja.	48
8)	Helhone.	49
9)	König Holgi.	50
10)	Amleth.	50
11)	Etwas vom Starkatter.	57
12)	Könia Rolf und seine Helden.	73
13)	Glück und Ende des Königs Ingiald Illráde.	78
14)	Ragnar Lodbrog und seine Söhne.	83

2) Buch der Götter des Nordens.

1)	Ueber die nordische Mythologie im Allgemeinen.	99
2)	Die vorzüglichsten Gottheiten der nordischen Mythologie.	100

3) Die Edda.

1)	Gylfe - ginnina, oder Gylfes Täuschung. Aus der jünge- ren Edda.	135
2)	Braga - rádr, oder Bragas Erzählungen. Aus der jünge- ren Edda.	201
3)	Voln - spá oder die Weisheit der Seherinn. Aus der älte- ren Edda.	219
4)	Vegtams - quida, oder das Lied vom Wegfertig. Aus der älteren Edda.	227

Seite

5) Vafthrudnis-mal, oder das Lied vom Vafthrudner. Aus der älteren Edda. 233

6) Grimnis-mal, oder Grimners Gesang. Aus der älteren Edda. 247

7) För-Skirnis, oder Skyrner's Reise. Aus der älteren Edda. 262

8) Thrymé-quida, oder das Lied vom Thrym. Aus der älteren Edda. 273

4.

Alphabetisches Verzeichniß aller in der nordischen Mythologie vorkommenden Namen und Dinge, nebst den nöthigen Erklärungen.

I.

Buch der Sagen.

I.

Erich.

Nach dem Tode des eben so weisen als tapfern Königs Friedlef I. von Dänemark gelangte sein erst siebenjähriger Sohn Frotho III. zur Regierung, und da sein zartes Alter es noch nicht zuließ, schon selbst ein so mächtiges Reich zu beherrschen, wurden ihm zwei Räthe zugesellt, die in seinem Namen das Regiment führten. Diese Räthe hießen Westmar und Cole.

Bald jedoch entwickelte sich Frotho's kluger Geist, und er konnte selbst die Regierung übernehmen; zugleich aber dachte er auch darauf, sich eine königliche Gemahlin zuzulegen, zu welchem Ende er eine Gesandtschaft an den mächtigen König der Hunnen abschickte und um dessen Tochter Hanunda werben ließ. Diese erhielt er denn auch zur Gemahlin, und die Hochzeit wurde mit großer Pracht und Herrlichkeit gefeiert.

Im ganzen Reiche herrschte jetzt guter Friede, auch ließen die sonst so kriegerisch und streitsüchtig gestimmten Nachbar-Könige Dänemark in Ruhe, was aber das Böse erzeugte, daß die Hofleute und Krieger Frotho's, die nicht an Müßiggang gewöhnt waren, allerlei böse Händel anfingen, um sich die schlimme Langweil zu vertreiben, und so wurden bald viele Klagen im Reiche gehört ob der von den mächtigen Vasallen des Königs verübten Gewaltthaten.

Vor allen Andern zeichnete sich aber Grepp, Sohn des vormaligen Reichsverwesers Westmar, durch seine bösen Thaten und durch Schändlichkeiten aller Art aus;

ja, er wagte es sogar, sein Auge zu der Gemahlin seines Herrn und Königs zu erheben, und Hanunda, durch seine schöne Gestalt verblendet, verschloß ihr Ohr seinen Schmeicheleien und Verlockungen nicht. Auch Gunware, die Schwester Königs Frotho, war nicht sicher vor den Liebesbewerbungen Grepp's, und er war so verwegen, sich der Hoffnung hinzugeben, das Fräulein als Gemahlin dereinst noch heimzuführen. Gunware aber haßte und verachtete ihn, dessen lockeres Leben und böse Streiche sie nur allzugut kannte, weshalb sie sich, um sicher vor seiner Bewerbung zu sein, mit einer starken Leibwache umgab und ihn niemals vor sich kommen ließ.

König Frotho aber hatte keine Ahnung von all dem Bösen, das seinem Volke von den Hofleuten, und namentlich von Grepp, zugefügt wurde; denn letzterer wußte es so einzurichten, daß Niemand vor den König kommen konnte, um Klage gegen ihn und seine Mitschuldigen zu führen; er gab nämlich vor, daß Frotho Keinen vor sich lasse, er bringe denn kostbare Geschenke mit, was natürlich das Volk nicht wenig aufbrachte und den König bei demselben verhaßt machte.

Dies blieb den benachbarten Königen nicht lange verborgen, und Gothar, der Beherrscher von Norwegen, vermeinte, es sei dies eine bequeme Gelegenheit, das Königreich Dänemark zu unterjochen. Zu dem Ende berief er seine tapfersten und vornehmsten Krieger zu sich, um sich Raths bei ihnen zu erholen, und fast Alle riethen ihm, die anscheinend so günstige Gelegenheit zu benutzen und den von seinen Unterthanen gehaßten Frotho sofort mit Krieg zu überziehen.

Nur Erich, Regners, eines tapfern und erfahrenen Kriegers, Sohn, war anderer Meinung und stellte dem Könige vor, daß der gar oft sein eignes Reich verloren habe, der sich nach dem seines Nachbarn gelüsten lassen; aber die andern Krieger drangen mit ihrer Meinung durch, und so wurde der Beschluß gefaßt, die Dänen auf alle Weise zum Kriege zu reizen.

Ein Norweger, mit Namen Rafnus, lief mit vielen Schiffen aus, um den Dänen auf der See großen Schaden zu thun; aber Frotho, der von dem Beginnen der Norweger bereits Kunde erhalten hatte, sandte ihm Oddo entgegen, der nicht nur ein großer Seeheld, sondern auch so erfahren in Zauberkünsten war, daß er oftmals ohne Schiff auf dem Meere einherfuhr und die furchtbarsten Ungewitter erregen konnte. Dieser nun erwartete den Augenblick mit Ungeduld, wo Rafnus sich mit seinen Schiffen zeigen würde, und als sie endlich im Meere einander gegenüber lagen, da ließ Oddo seine Zauber wirken und, indem er mit furchtbarer Geberde seine Zauber-Runen hersagte, erschienen die Dänen den erschrockenen Norwegern mit feurigen Schwertern in den Händen, und überdies in so schrecklicher Gestalt, daß Rafnus mit seinen Schiffen eiligst davon segelte. Aber die schnelle Flucht bekam ihm schlecht, und nur mit sechs übel zugerichteten Schiffen lief er wieder in Norwegen ein. Hier erzählte er dem Könige Gothar, daß Frotho zwar sehr verhaßt bei seinem Volke sei, aber doch mehrere mächtige und tapfere Krieger für sich habe und von ihnen auf's Beste vertheidigt werde.

Als nun Roller, Erich's Bruder, die Erzählungen des Rafnus und seiner Untergebenen über das, was sie auf der See erlebt hatten, anhörte, that er, der von Natur zu fremden Dingen geneigt war und ausländische Sachen gern in Augenschein nahm, das Gelübde, nicht eher zu ruhen, als bis er an Frotho's Hofe wäre aufgenommen worden. Erich suchte ihn auf alle Weise zu bewegen, ein so thörichtes und verwegenes Vorhaben aufzugeben; aber dies gelang ihm nicht, und Roller wußte es sogar dahin zu bringen, daß Erich sich entschloß, ihm auf seiner Fahrt Begleiter zu sein.

Nachdem König Gothar ihnen nicht nur Alles, was zu einer solchen Reise nothwendig ist, sondern auch eine gute Anzahl tapferer Krieger zur Begleitung bewilligt

hatte, machten sie sich mit drei Schiffen auf's Meer und fuhren fröhlichen Muthes davon.

Kaum hatten sie das Dänische Ufer im Gesicht, so sandte Erich zwei Kundschafter aus, die der Dänischen Sprache wohl erfahren waren und vorher ihre Kleider vertauschten. So langten sie bei Oddo, dem Seekönige, an, der mit sieben Schiffen gerade vor Anker lag, und erzählten ihm, daß sie geborne Dänen und von dem Norweger Erich, in dessen Gefangenschaft sie gerathen, aufs Schändlichste und Grausamste behandelt worden wären. Oddo glaubte ihren Worten und hielt alsobald mit den Seinigen Rath, wie man die Norweger schon am nächsten Morgen, bevor sie sich noch den Schlaf aus den Augen gewischt, überfallen möge, gab auch dabei den Befehl, die Schiffe mit Steinen zum Werfen anzufüllen. Dies Alles hörten Erich's Kundschafter, und als es Nacht wurde, da machten sie sich aus dem Staube und langten glücklich wieder bei den Norwegern an, denen sie jetzt über das Vorhaben der Dänen die genauste Auskunft gaben.

Kaum hatte Erich dasselbe vernommen, so ließ er ein Boot in die See hinab und ruderte in aller Stille, durch die Dunkelheit der Nacht begünstigt, davon. Bald langte er, ohne bemerkt zu werden, bei den Dänischen Schiffen an, durchbohrte an verschiedenen Stellen den Bauch derselben mit großen Bohrern und kehrte dann, als er alle Fahrzeuge auf diese Weise zugerichtet hatte, in aller Stille und unvermerkt zu den Seinigen zurück.

Am andern Morgen vermeinte Erich, es sei nun an der Zeit, sich den Dänen zu zeigen, und so ließ er seine drei kleinern Fahrzeuge auf die sieben großen Schiffe des Seekönigs losgehen. An eine Vertheidigung konnten die Dänen, trotz ihrer Uebermacht, gar nicht denken, da das Wasser durch die Bohrlöcher mit jedem Augenblick höher in ihren Schiffen stieg und sie genug zu thun hatten, es wieder auszuschöpfen. Das Ende von diesem war, daß die sieben Schiffe vom Meer verschlungen wurden und Oddo

mit den Seinen jämmerlich ertrank, so daß auch nicht ein Einziger entrann, der dem Könige ihr Mißgeschick hätte melden können.

Da Erichen diese erste List gegen seine Feinde so trefflich gelungen war und er auch nicht einen einzigen Mann dabei verloren hatte, wendete er sich nach der Insel Lessö, von wo er zwei seiner Schiffe wieder zurückschickte, weil ihm die Lebensmittel gar zu knapp wurden. Er selbst begab sich nach Seeland und gab den Seinigen den Befehl, sich an's Land zu verfügen und daselbst alles Vieh todt zu schlagen, was sie nur bekommen könnten, das Erlegte aber abzuziehen und die Häute am Ufer liegen zu lassen. Dem geschah also.

Natürlich konnte es den Bewohnern Seelands nicht verborgen bleiben, daß sie beraubt worden waren; sie rüsteten daher in aller Eile einige Schiffe aus, stachen damit in See, und suchten die Räuber wieder einzuholen. Erich hatte dies erwartet; daher ließ er das frischgeschlachtete Vieh an Seile binden und senkte es, indem er die Stricke sorgfältig am Schiffe befestigte, so tief in das Meer hinab, daß nichts davon zu sehen war. Als die Seeländer nun anlangten, forderte er selbst sie auf, zu ihm aufs Schiff zu kommen und nachzusehen, ob etwas von dem ihnen Entwendeten bei ihm zu finden wäre.

Sie fanden aber nichts und kamen nun auf den Gedanken, daß es vermuthlich Andere gewesen wären, die sie beraubt hätten, baten daher Erich höchlichst um Verzeihung und schieden in Lieb' und Frieden von ihm.

Diese und andere schlaue Thaten wurden von Erichen verübt, bis er mit seinem Schiffe in dem Hafen einlief, in dessen Nähe sich König Frotho von Dänemark damals gerade aufhielt. Der König wußte jetzt zwar, daß Oddo mit den Seinigen im Meere umgekommen, aber er hatte nicht erfahren können, auf welche Weise der tapfere Seekönig zu Grunde gegangen, weil kein einziger von der Schiffs-Mannschaft gerettet worden war.

Sobald Erichs Ankunft dem Könige bekannt worden,

begab sich Grepp in aller Eile an das Meer, um zu vernehmen, was sein Begehren wäre; wobei er sich aber gar hochmüthig und grob in Worten und Wesen gegen den Fremdling ausließ. Indeß war Erich nicht der Mann, der so Etwas gelassen hinnahm, und so erschallte die Antwort aus dem Holze zurück, wie Grepp Worte hineingerufen hatte, das heißt, Erich antwortete ihm trotzig und gab ihm zu gleicher Zeit verblümt zu verstehen, daß er genau davon unterrichtet sei, wie er seine sträflichen Gedanken sogar auf den Besitz der Königin richte; denn von diesem Verbrechen hatte Erich zufällig Kunde erhalten.

Grepp erbleichte, als er das vernahm und kehrte voll Grimms zu dem Könige zurück, vor dessen Angesichte er den Schwur leistete, sich blutig an Erich zu rächen, wobei er sich jedoch wohl in Acht nahm, seinem Gebieter zu sagen, weshalb er denn so gewaltig auf den Fremdling zürne.

Indeß gab König Frotho Befehl, Erich mit den Seinigen vor ihn kommen zu lassen. Erich nahm hierauf — denn es war gerade um die Winterszeit — ein saubres Stückchen Eis, wickelte es in ein Tüchlein und begab sich damit in den königlichen Pallast. Man hatte in der Halle ein gar lustiges Feuer angezündet, um die Kälte daraus zu vertreiben, und um die Flamme desselben saß König Frotho mit seinen vornehmsten Leuten.

Kaum war Erich in die Halle getreten, so fragte ihn Colo, der die königlichen Geschenke in Verwahrung hatte, ob er keine Gaben mitgebracht hätte; worauf Erich das Stück Eis hervorzog, es sorgfältig, und als ob es etwas ganz Kostbares wäre, aus dem Tüchelchen wickelte und es mit Fleiß dem Colo über das Feuer hinreichte, damit es zerschmelzen möge, wie denn auch geschahe.

Die Anwesenden meinten nicht anders, da sie den Glanz des Eises sahen, als daß es etwas ganz Kostbares, und nun durch Colo's Unachtsamkeit in's Feuer gefallen wäre, weshalb es dem armen Colo gar übel erging, auf den Alles zürnte und der sogar den Tod davon trug,

weil er des Königs Vortheil so schlecht in Acht genommen. Der König ließ jetzt Erichen vor sich treten und begehrte zu wissen, aus welcher Ursache Grepp wohl so gar aufgebracht auf ihn sei. Als Grepp aber diese Frage hörte, wurde er bleich und zitterte am ganzen Leibe vor Angst, daß Erich die Wahrheit sagen möchte. Dieser stand, furchtlos wie er war, auch nicht an, dem Könige zu sagen, daß Grepp ihm deshalb so sehr zürne, weil er ihm sein schlechtes Verhältniß zu der Königin und zugleich seine große Undankbarkeit gegen seinen König und Wohlthäter vorgeworfen habe.

Als Grepp diese Worte hörte, die sein Verderben waren, sprang er behende von seinem Sitze auf, um Erichen um's Leben zu bringen; denn die Freude wollte er wenigstens noch haben, seinen Feind mit in seinen Untergang hinabzureißen. Roller aber sah die Gefahr, von der sein lieber Bruder bedroht wurde, noch zur rechten Zeit, hatte daher sogleich das Schwert bloß und hieb Grepp nieder, bevor dieser noch Erichen hatte erreichen können.

König Frotho sah dies Alles mit an und konnte in der Gerechtigkeit seines Herzens Rollers That nicht verdammen, weil sie nur eine Nothwehr gewesen; doch sagte er zu den Brüdern:

„Ich fürchte, es wird euch widerfahren, wie man insgemein zu sagen pfleget: es habe sich nämlich mancher Ueberwinder nur gar kurze Zeit seines Siegs zu erfreuen."

Hierauf antwortete Erich:

„Derjenige verdient von dem Könige keinen Verweis, dessen That die Gerechtigkeit selbst entschuldigt....."

Als er weiter reden wollte, knirschten die Brüder des getödteten Grepp mit den Zähnen, schäumten vor Zorn, und schwuren, sich entweder an allen Leuten Erichs und Rollers zu rächen, oder mit Erichen und zehn seiner tapfersten Genossen bis auf den Tod zu kämpfen.

Erich nahm den letztern Vorschlag an, wendete sich zum Könige, bat um drei Tage Aufschub, um sich gehörig

zum Kampfe zu bereiten, und verlangte nicht mehr, als die Haut eines frisch geschlachteten Thiers von seiner Gnade und Großmuth.

Dies wurde ihm bewilligt. Er machte jetzt aus der Haut des Thieres Schuhe für sich und die Seinigen, kehrte das Rauhe nach unten und mischte Harz unter die Haare, um desto fester und sicherer darauf stehen zu können. Hierauf gab er vor, daß er nicht gewohnt sei, auf dem festen Erdboden zu kämpfen, sondern forderte seine Gegner auf das gefrorne Meer, womit diese auch wohl zufrieden waren und sich ihm dort zu stellen versprachen. Inzwischen mußte Erich mit dem Könige, dem sein ganzes Wesen, und vorzüglich seine Verschlagenheit, gar wohl gefiel, Tafel halten, wobei Frotho seiner Schwester Gunware befahl, eine große Schale mit köstlichem Getränke dem Gaste zu überreichen. Erich, der aus Allem Nutzen zu ziehen wußte, ergriff zugleich mit dem Trinkgefäß die Hand, welche dasselbe hielt, und redete den König also an:

„Soll ich dieses Geschenk, o großer König! von deiner Freigebigkeit empfangen? Willigst du ein, mir das zu verehren, was ich jetzt mit meiner Hand halte?“

Weil nun der König nicht anders meinte, als daß sein Begehren auf das Trinkgefäß gerichtet sei, so willigte er lächelnd ein, worauf Erich aufsprang und voller Freuden die Prinzessin umarmen wollte, welche ihm ja mit der Schale geschenkt worden war.

Als dies der König sah, wurde er roth vor Zorn und sagte: „Bei uns ist es Sitte, die Jungfrauen unbeleidigt zu lassen; deine That hat hierin zu verstehen gegeben, daß du der Witzigsten Keiner seist.“

Erich stellte sich nun, als ob er die Hand der Gunware abschneiden wollte, wobei er sprach:

„Wo ich ja mehr genommen, als du, o König! mir geschenket, oder wo ich das Geschenkte nicht ganz behalten darf, so wird man mir doch den Theil, den man mir aufrichtigen Herzens gegeben, nicht abschlagen?“

Als nun der König seinen Irrthum erkannte, auch sein Wort nicht zurück nehmen wollte, so ließ er ihm das Fräulein verabfolgen, aber mit dem Vorsatze, ihn aus dem Wege zu räumen, ehe er ihm dasselbe vermählte.

Die Zeit des Kampfes mit Grepp's Brüdern war indeß herangekommen und Erich erwartete letztere festen Fußes auf dem Eise. Sie ließen, ungeduldig und von Zorn entbrannt wie sie waren, auch nicht auf sich warten, mußten aber ihre Verwegenheit mit dem Leben bezahlen, weil sie auf dem spiegelglatten Eise nicht zu stehen vermochten und unaufhörlich hin und her schwankten, während Erich und die Seinen in den wohlbereiteten Schuhen ganz fest standen und so den Sieg gehörig verfolgen konnten.

Kaum waren sie mit Grepp's Brüdern fertig, so bot Westmar, der gleichfalls Händel mit Erich suchte, diesem einen gar seltsamen Kampf an. Er ließ nämlich einen von Weiden geflochtenen großen Ring herbei bringen und bestimmte, daß wer dem Andern diesen Ring (an dem sie zugleich ziehen wollten) aus den Händen reißen würde, der sollte als Ueberwinder dem Ueberwundenen das Leben zu nehmen völlige Macht und Gewalt haben.

Erich konnte diesen seltsamen Kampf, so unangenehm er ihm auch war, nicht wohl ausschlagen, wiewohl er sich wenig Hoffnung auf den Sieg machte. Ihm half aber wieder seine List, denn indem er sich ganz kraftlos stellte, wußte er seinem Gegner geschickt den Ring aus den Händen zu reißen, worauf er dem Westmar das Leben raubte. Also hatte Westmar den Lohn seiner Tücke geerntet, denn es war seine Absicht gewesen, Erichen in's Verderben zu stürzen, weil er sich in dem angebotenen Kampf demselben weit überlegen glaubte.

Da nun des Königs vornehmste und tapferste Männer durch Erich's Schwert oder Geschicklichkeit gefallen waren, ergrimmte Frotho dergestalt, daß er seinen Dolch aus dem Gürtel riß und ihn nach Erichen

schleuderte, dem er auf diese Weise das Garaus spielen wollte.

Allein Gunware, Erichs Verlobte, und diesem bereits von Herzen zugethan, gab ihm einen Wink, als der König den Dolch zog, so daß er sich bückte und der Dolch mit der Spitze in die nächste Wand fuhr. Erich zog ihn behend wieder heraus, kehrte sich damit gegen den König, bückte sich und sagte mit sanfter Stimme:

„Wenn man Gästen Geschenke geben will, so pflegt man ihnen solche hinzureichen, nicht aber zuzuwerfen. Deine Gabe, o großer König, würde noch einmal so viel werth sein, wenn es dir gefiele, mir auch die Scheide dazu zu verehren."

König Frotho schämte sich seines begangenen Fehlers, verkehrte die Rache in neue Freundlichkeit und reichte ihm die kostbare Scheide auch dar. Die folgende Nacht aber weckte Gunware ihren geliebten Erich aus dem Schlafe und zeigte ihm an, daß es gewiß und wahrhaftig um ihn geschehen sein würde, wenn er sich nicht eiligst durch die Flucht zu retten suche, denn der Zorn des Königs gegen ihn sei aufs Neu entbrannt und kenne keine Grenzen mehr. Er habe ihm und den Seinen mit fürchterlichen Eiden den Untergang geschworen; daß er aber mächtig genug sei, seinen Schwur halten zu können, wisse Erich, weshalb ihn nur die schnellste Flucht vor dem Zorn des Mächtigen retten könne.

Erich schenkte diesen Vorstellungen Gehör und ward jetzt von ihr an's Meer begleitet, wo selbst er des Königs Flotte vor Anker liegend fand. Er spaltete heimlich an den Schiffen hie und da ein Bret, so daß sie leck wurden, sein eigenes Schiff aber ließ er in aller Eile ausrüsten, begab sich mit den Seinigen darauf und fuhr ab. Kaum erfuhr Frotho Erich's Flucht, so eilte er seinen Schiffen zu, um ihm nachzusetzen, doch hatte er noch nicht die hohe See erreicht, als seine Schiffe zu sinken begannen; selbst der König mußte sich jetzt durch Schwimmen zu retten suchen, was für ihn um so schwieriger war,

da er mit voller Rüstung und seinen Waffen in das Meer hinab gesprungen war.

Als Roller und Erich den König von ihrem wohlerhaltenen Schiffe aus so mit den Fluthen kämpfen sahen, sprangen sie geschwind in's Meer und langten in dem Augenblick bei Frotho an, als er eben zum dritten Mal von den Wellen war bedeckt worden. Erich ergriff ihn hastig bei den Haaren und zog ihn also mit sich an's Land, während ein grosser Theil der Schiffsmannschaft jämmerlich um's Leben kam.

Als Frotho sich von seinem ersten Schrecken etwas erholt hatte, fing er an, sich heftig zu beklagen, daß er, der bisher immer nur als Sieger aufgetreten, jetzt sogar die Freiheit verloren habe. Er bat dabei Erichen inständigst, ihn zu tödten, weil er nun doch nicht länger mit Ehren leben könnte, und wolle Erich nicht selbst Hand an ihn legen, so möge es ihm doch vergönnt sein, sich in sein eigenes Schwert zu stürzen.

Da antwortete ihm Erich, weshalb er denn so gar niedergeschlagen sei. Ihn habe keiner überwunden, sondern man habe ihm ja nur das Leben retten wollen, das augenscheinlich in grosser Gefahr gewesen sei. Erich fügte diesem hinzu, daß, wenn der König so durchaus abgeneigt wäre, ihm seine Schwester zur Gemahlin zu geben, er bereit sei, seinen Ansprüchen auf dieselbe zu entsagen. Uebrigens habe er keinen eifrigern und treuern Diener als ihn, der jeden Augenblick bereit sein würde, Blut und Leben für ihn aufzuopfern.

Als der König diese Worte hörte, wurde sein Herz nicht nur wieder froh und fröhlich, sondern zugleich auch dermaßen erweichet, daß er Erichen befahl, mit ihm in die Burg zu kommen. Als man daselbst angelangt war, ließ er die Vornehmsten des Reichs zusammen rufen, stellte ein kostbares Gastmahl an und vermählte nach Beendigung desselben Erichen mit Gunwaren, indem er zugleich Erichen zu seinem ersten Kriegs-Obersten ernannte.

Nachdem solchergestalt sich Leid in Freude verkehrt

hatte, theilte Frotho seinem neuen Schwäher Erich seine Absicht mit, die Hanunda, deren Treue ihm verdächtig war, zu verstoßen, sie zu ihrem Vater, dem Hunnen-Könige, zurückzuschicken, und um Alwilda, Tochter des Norweger Königs Gothar, werben zu lassen. Erich billigte dieses Vorhaben, nur bat er Frotho, die Hanunda lieber seinem Bruder Roller zur Gemahlin zu geben, als sie mit Schimpf und Schande belastet in ihr Vaterland zurück zu senden, was ihm gar leicht die Feindschaft des mächtigen und wilden Hunnen-Königs zuziehen könnte.

Frotho gab diesen Gründen Gehör; Roller erhielt also die verstoßene Königin zur Gemahlin und feierte sein Vermählungsfest zugleich mit Erich, dem die schöne Gunware zu Theil wurde.

Sobald diese Festlichkeiten vorüber, auch Alles zu ihrer Abreise in Bereitschaft gesetzt worden war, begaben sich Erich und Roller in Begleitung ihrer Neuvermählten zu Schiffe, und nach einer eben so kurzen als glücklichen Fahrt landeten sie an Norwegens Küste.

Sobald König Gothar ihre Ankunft und zugleich erfahren hatte, wie Erich dazu gelangt war, die Schwester des Dänen-Königs zur Gemahlin zu erhalten, wurde er Tag und Nacht von der Begierde geplagt, Erichen seiner Gemahlin zu berauben und selbige für sich zu erwerben. Zur Erreichung dieses Zwecks schien ihm aber kein Mittel so bequem, als wenn er dem klugen Erich seine eigene Tochter Alwilda zur Gemahlin anböte, und diesen so zu einem Tausche vermöchte.

Dieses Alles erfuhr Erich durch Freunde, die er am Hofe hatte, und so beschloß er, die Liebe seiner Gemahlin auf die Probe zu stellen, indem er sie ernstlich befragte, ob sie nicht lieber König Gothar als ihn zum Gemahl haben wollte, welcher ihm in Hinsicht der Macht, Hoheit und der Reichthümer bei weitem vorzuziehen sei. Gunware erschrak, als sie ihn so reden hörte; bald aber faßte sie sich wieder und antwortete ihm, es könne das,

was er vorgebracht, wohl nur sein Scherz sein. Er aber betheuerte ihr, daß er, im vollen Ernste zu ihr geredet, worauf sie heftig zu weinen anfing, und sich nicht eher beruhigte, als bis er ihr versprach, sich durch nichts, als durch den Tod, von ihr trennen zu lassen. Doch gab er ihr zu gleicher Zeit den Rath, sie solle sich stellen, als ob die Bewerbungen König Gothar's ihr ganz recht und genehm wären, um ihn desto besser täuschen zu können, und ihn dann für alles Andere sorgen zu lassen.

Jetzt, nachdem er seiner Gunware sicher war, stellte Erich sich, als ob er wieder nach Dänemark fliehen wollte, und, wie er vermuthet und gewollt hatte, wurde diese Absicht dem Könige Gothar sogleich hinterbracht, der, da Erich sich wirklich bereits eingeschifft hatte, ihm nachsetzte und ihn, der sich gar leichtlich fangen ließ, bald wieder einholte, worauf sie sämmtlich an's Land stiegen.

Erst jetzt brachte Erich seinen Antrag an Gothar vor, worauf aber der König antwortete, er begehre Frotho's Schwester, die Gunware, zur Gemahlin, wogegen er Erichen seine eigene Tochter Alwilda geben wolle; nur möge er dann auch dafür sorgen, daß König Frotho ihm ein günstiger, und kein abgeneigter Schwager sei.

Erich stellte sich, als ob ihm kein Antrag so erwünscht sein könnte, als dieser, und sagte, es werde ihm jetzt freiwillig angeboten, was er nie den Muth gehabt haben würde, von der Gunst der unsterblichen Götter zu erflehen; doch müßte man, bevor Alles zum Abschluß käme, Gunware's Meinung hierüber auch vernehmen. Der König war hiemit natürlich zufrieden, und Gunware, die durch Erich bereits gehörig in der Verstellung geübt war, stellte sich, als ob das Anerbieten des Königs sie mit großer Freude erfülle.

Es war indeß die in Zauberkünsten wohl erfahrene Stiefmutter Erichs, mit Namen Eraca bei ihrem Sohne angekommen, und mit dieser war verabredet worden, daß sie über Augenschmerzen klagen und also ihr Angesicht mit einem Schleier dicht verhüllen sollte, um nicht

erkannt zu werden. Als man sie nun bei Hofe fragte, wer sie wäre, sagte sie, sie sei die Halbschwester der Prinzessin Gunware, welche zwar mit ihr eine Mutter, aber einen andern Vater gehabt hätte.

Als man jetzt in König Gothar's Hauptstadt anlangte, wurden große Festlichkeiten veranstaltet, um Alwildens Hochzeit mit Erichen zu feiern. Der König hielt mit Gunware Tafel in einem Zimmer, welches neben demjenigen war, wo Erich sich mit Alwilda und Craca gesetzt hatte. Als nun Jedermann beschäftigt war, machte Erich, Allen unvermerkt, ein Bret in der Wand los, also, daß eine Person gar füglich hindurch schlüpfen konnte, ohne daß man doch diesen Durchgang im mindesten hätte bemerken können. Hierauf verfügte er sich zu Alwilden und suchte die Herzensmeinung derselben zu erforschen, und ob sie nicht lieber die Gemahlin des mächtigen Dänen-Königs, denn die seinige werden wollte. Es gelang ihm durch vieles verständiges Forschen und Ueberreden, sie zu dem Geständniß zu bewegen, daß ihr König Frotho der liebere Gemahl sein würde, womit er auch vollkommen zufrieden war.

Nicht lange hernach verfügte sich König Gothar zu Erichen, mit dem er ein paar Stunden verplaudern und vertrinken wollte. Inzwischen war Gunware, die der König in seinem Gemache zurückgelassen hatte, durch die Oeffnung in der Wand geschlüpft und saß bei Erichen, als er bei diesem anlangte, so daß Gothar gar nicht wußte, was er sagen sollte, da er sie also sitzend antraf. Endlich faßte er sich und fragte sie, wie sie zu Erichen gekommen sei; worauf er zur Antwort erhielt, sie sei nicht Gunware selbst, sondern nur deren Halbschwester, und er werde bloß durch die große Aehnlichkeit ihrer Gesichtszüge getäuscht.

So oft nun Gothar in sein Gemach ging, eben so oft kehrte auch Gunware durch das hinweg geschobene Bret in dasselbe zurück, und so oft er wieder zu Erichen kam, traf er sie bei demselben sitzend an.

Kurz, Erich wußte es so klug anzufangen, daß Gothar sich endlich davon überzeugt hielt, daß Gunware eine ihr ganz ähnliche Schwester habe, und so ließ er Erichen mit Alwilden und Gunwaren glücklich abziehen, während die Craca, tief in ihre Schleier gehüllt, statt der letztern in des Königs Pallast zurück blieb, sich aber vermittelst ihrer Zauberkünste aus dem Staube machte, sobald sie Erichen mit den beiden Frauen und seinem Bruder Roller auf der hohen See wußte.

Glücklich langte Erich wieder in Dänemark an und übergab die schöne Prinzessin Alwilda ihrem königlichen Gemahle, der sie mit großer Freude und Herzlichkeit empfing, auch bald darauf eine gar fröhliche Hochzeit mit ihr hielt.

Erich lebte von nun an geehrt und geachtet am Hofe, legte auch fortwährend Proben seiner großen Unerschrockenheit und Klugheit ab; seine Tapferkeit mußten besonders die Slaven fühlen, die mit großer Heeresmacht in Dänemark einfielen, aber von ihm dermaßen geschlagen wurden, daß sie den Frieden um jeden Preis erkaufen mußten. Erich war auch dem Könige Frotho behülflich, sich in ein solches Ansehen zu setzen, daß man das Gold eben so gut auf offener Straße liegen lassen, denn in seiner Truhe bewahrt halten konnte, so unerbittlich streng wurden Diebe und Räuber von dem Könige bestraft, und eben diese löbliche Strenge war es, welche ihn bei seinen bessern Unterthanen so beliebt machte.

Erich erlangte endlich so sehr die Gunst Königs Frotho, daß dieser ihn zum Könige von Schweden, von Helsingen, Lapp-, Finn- und Esthland machte, auch dem Roller die Königskrone von Norwegen auf's Haupt setzte, die Gothar zugleich mit dem Leben in dem Kampfe mit Dänemark eingebüßt hatte.

II.

König Hiarne.

1.

Nachdem König Frotho der Dritte, dessen lobwürdiges Regiment in Aller Munde lebte, das Zeitliche gesegnet hatte, waren die Dänen sehr in Verlegenheit, wen sie wieder zum Könige erwählen sollten, denn Friedlef, Frotho's Sohn, war gen Moscovitien gezogen und nicht wiedergekehrt, auch war seit langer Zeit keine Kunde von ihm eingelaufen. Man hielt den Prinzen, welcher der rechtmäßige Erbe der Krone gewesen wäre, also für todt; wer aber sollte denn nun das Reich erben, da Frotho keine andern Nachkommen hinterlassen hatte?

Mit Recht fürchtete man, daß die Großen unter einander in Streit gerathen und das Volk zum Bürgerkriege aufregen würden, um sich die goldene Königskrone in das Haar zu flechten, und um diesem Unglück zuvor zu kommen, schlug ein weiser Mann dem Volke vor, daß man den zum Könige erwählen solle, der das beste Lob- und Grabgedicht auf den verstorbenen Helden-König machen würde.

Zu der Zeit lebte in Dänemark ein Barde — zwar ein Jüngling noch an Jahren, aber ausgezeichnet durch Klugheit und Talent — mit dem sich kein Anderer in Hinsicht der edlen Gesangskunst messen konnte — Hiarne war sein Name.

Als der weise Aringrim dem Volke den Vorschlag machte, den zum Könige zu erwählen, welcher Frotho'n das beste Loblied singen würde, war Hiarne eben fern von Lethra, der Hauptstadt des Reiches, wo die Königswahl vor sich gehen sollte. Einsam weilte er in seiner väterlichen Burg am Strande des Meeres und saß mit seinem Saitenspiel im Arm in der offenen Halle, mit ernsten Blicken in das unruhige, in seinen Tiefen bewegte Meer hinausschauend, als einige Fischer am goldgelben

Strande landeten, die Netze an's Ufer trugen und luſtig ſingend von dannen eilten.

Als Hiarne, der Sänger, ſie ſo ſingen hörte, griff er in die Saiten ſeiner Telyn und begleitete mit fröhlichen Akkorden ihre Lieder.

„Wie,“ ſprachen die Fiſcher, als ſie dieſe Töne hörten, „iſt das nicht Hiarne, der Sänger? Er weilt hier auf ſeiner einſamen Burg am Meeresſtrande, während zu Lethra eine goldene Königskrone der Preis des Sanges iſt?“

Sie legten bei dieſen Worten die Netze und das andere Geräth nieder und eilten ſchnellen Laufes auf Hiarne zu, der ſie mit gewohnter Freundlichkeit begrüßte und ſich nach der Urſache ihrer Haſt erkundigte.

„Wohl müſſen wir eilen, Hiarne,“ ſprach Biörn, ein alter Fiſcher, der dem ſangreichen Jünglinge beſonders gewogen war, „da du zur unrechten Zeit ſäumig biſt und hier in der Burg deiner Väter Krone und Reich verträumſt!“

„Ich verſtehe dich nicht, Biörn,“ war die Antwort des Jünglings; „was bedeuten deine Worte, guter Alter, wenn du anders nicht deinen Scherz mit mir treibſt?“

„Sie bedeuten, daß du dich ungeſäumt nach Lethra aufmachen mußt, wo die Krone Frotho's für den beſten Geſang ausgeboten iſt,“ antwortete ihm Biörn; „wo aber warſt du, Hiarne, daß dir die Kunde von dem nicht zukam, was Aller Mund jetzt erfüllt?“

„Ich weilte, angelockt vom Frühlinge, der aufs Neu die Erde bräutlich ſchmückt, in wilder einſamer Gegend, ganz meinen Träumen und ſeligen Empfindungen hingegeben, ſagte der Jüngling erröthend. „Nur die Telyn und etwas Weniges an Speiſe hatte ich mit mir genommen, und ſo irrte ich, die Gemeinſchaft der Menſchen fliehend, mehrere Tage in der Wildniß umher, bis vor wenigen Stunden, wo ich müde und hungrig wieder hier in meiner Burg anlangte.“

„Da hätteſt du bald ein großes Glück verträumt,

Jüngling," sagte Biörn ernst; „denn wer wollte dir wohl die Krone streitig machen, wenn sie, wie dem jetzt wirklich so ist, der Preis des Sanges sein soll? Also frisch, wackrer Hiarne, jetzt keinen Augenblick mehr verloren, rüste dich, mit uns sofort in See zu stechen, und wenn die Götter unserm Vorhaben nicht ganz ungünstig sind, so hoffen wir in unserm schlechten Nachen den Dänen-König gen Lethra hinüber zu rudern."

„Jetzt träumst du, alter Biörn," versetzte der Jüngling, und eine hohe Gluth überflog seine schönen Wangen. „Wie sollte ich mich wohl mit den hohen Barden messen können, die das theure Vaterland, reich an allem Guten und Schönen, aufzuweisen hat? Da ist Holger, der Skalde, dessen Stimme die Krieger so wacker ermuthigt, wenn es zum ernsten Waffentanz geht; da auch Fanning, dem es stets gelingt, Frohsinn und Heiterkeit in den Herzen der Hörer zu erwecken, und Uffo, Fengo, und Andere mehr, deren Namen dem Volke so heilig als theuer sind: wie konnte ich mich diesen wohl gegenüber stellen, ich, der unbedeutende, unberühmte Jüngling, dem am besten ein Lied gelingt, wenn nur Bäume, Felsen und die harmlosen Thiere des Waldes seine Zuhörer sind?"

„Diese Bescheidenheit ziert dich, o junger Barde," sprach Biörn, ihm die Hand reichend; „wir aber wissen, was an dir ist, und auch Andere kennen hinlänglich deine Gaben, so daß es Keinem als eine Vermessenheit erscheinen wird, wenn du dich, wie die andern Sänger, zur Krone meldest. Keine Widerrede weiter, wackrer Hiarne! in wenigen Minuten sind wir wieder bei dir, und dann stechen wir lustig in die See hinein; nicht wahr, du willst hinüber gen Lethra von uns geführt werden?"

„Wohlan, es sei!" sagte Hiarne jetzt entschlossen und prüfte dabei mit dem Finger die Saiten seiner Telyn.

„Das heiß' ich wohl geredet," versetzte Biörn, und Alle nahmen ihr Fischergeräth, so wie die gefangenen Fische wieder auf und trugen sie in ihre Hütten. Es

währte keine Stunde, so saß Biörn am Steuer und neben ihm im Schiffe Hiarne, das Haupt nachdenklich auf die Hand gestützt. Was der Sänger sann und dachte, welche Bilder vor seiner bewegten Seele vorübergingen, wer vermöchte es zu schildern?

2.

Es war bereits hoch am Mittage und der gelbe Strand, welcher sonst so belebt zu sein pflegte, gänzlich von Menschen leer, als die Fischer mit Hiarne unsern von Lethra landeten.

„Sollten wir auch zu spät gekommen sein?“ nahm Biörn wieder das Wort, und schaute zur Sonne mit vor die Augen gehaltner Hand empor. „Mittag ist vorüber, und um Mittag sollte die Königswahl beginnen. Auf also, Hiarne, es ist gewiß die höchste Zeit! Ihr, Viglet und Holler, mögt seine Begleiter zum Marktplatze sein, denn ihr seid noch jung und rasch, während das Alter mich schon steif und langsam gemacht hat. Ade also, mein Sänger, die Götter mögen dir günstig sein!“

Stumm drückte Hiarne ihm die Hand und dann ging es im raschen Laufe vorwärts, bis man den großen Marktplatz erreichte, der, so geräumig er auch war, doch die Menschenmenge nicht zu fassen vermochte, welche sich um das hohe, in der Mitte des Platzes errichtete Gerüst drängte, worauf die Bewerber um die Krone mit der Harfe im Arm standen und um den Preis rangen.

Kaum war es Vigleten und Hollern möglich, für den Sänger einen Durchgang zu erzwingen, obgleich sie die Hände in die Seite stämmten und mit den nervigen Armen rechts und links um sich stießen. Nur der Umstand, daß Uller, auch ein berühmter Barde, eben die Harfe schlug und mit mächtiger Stimme das Lob des Königs verkündete, kam den Drängenden zu statten, denn um kein Wort von dem Sange zu verlieren, wich ein Jeder

lieber still auf die Seite, als sich mit den Drängern in einen Wortwechsel einzulassen.

Jetzt schwieg Uller und von allen Seiten erschallte sein Lob, aus Aller Munde hörte man die Worte: „Der muß König werden, denn er hat alle andere Barden bei weitem übertroffen!“ — Uller lehnte sich aber erschöpft auf seine Harfe, erschöpft und doch so unbeschreiblich glücklich, denn wohl vernahm sein Ohr das ihm in so reichlichem Maaße von allen Seiten gespendete Lob, und schon sah er im Geiste die goldene Königskrone, den reichen Sängerlohn, in seinen Locken glänzen!

Da trat der weise Aringrim, der älteste und angesehenste unter den Sanges-Richtern, bis zur Mitte des Gerüstes vor und fragte mit lauter Stimme:

„Ist Keiner mehr da, der um die Krone Königs Frotho durch die Kunst des Gesanges werben will?“

„Mit deiner Erlaubniß, weiser Aringrim, will auch ich den Versuch wagen,“ sagte in diesem Augenblick Hiarne, welcher eben mühsam die zu dem Gerüste hinaufführenden Stufen erstiegen hatte und jetzt plötzlich vor dem erstaunten Greise stand.

„Ei, Hiarne, wie so spät?“ entgegnete ihm Aringrim, der den Jüngling besonders schätzte und ihn so nur ungern unter den sich um die Krone Bewerbenden vermißt hatte. „Doch noch ist es Zeit,“ fügte er laut hinzu, und leise: „Halte dich wacker, o jugendlicher Sänger!“ —

Hiarne war jetzt, die Telyn im Arm, mit langsamen, bedächtigen Schritten bis zum äußersten Rande des Gerüstes vorgeschritten. Seine Wangen brannten, sein tiefblaues Auge strahlte, seine hohe, edle Jünglingsgestalt war stolz emporgerichtet; höher schlugen die Pulse seines Herzens, schwerer athmete er als sonst, fieberhaft zitterten seine Hände.

Als das Volk ihn so begeistert dastehen sah, glaubte es nicht der Sterblichen Einen, sondern Baldern selbst, den jugendlichen Gott der Beredtsamkeit, vor sich zu sehen,

und von Mund zu Munde flog die Frage: „Wer ist denn der Herrliche? wer der Jüngling, der Ullern die Krone noch streitig machen will?“ Dann antworteten Andere: „Kennt ihr ihn nicht? es ist Hiarne, der jugendliche Sänger, dessen Lieder von so Vielen hoch gepriesen werden!“

Da erhob Hiarne die Stimme, und sein Gesang, der mächtig wie ein Bergstrom daherrauschte und brauste, erfüllte alle Herzen mit einem Entzücken, das kaum Raum darin fand. Kaum zu athmen wagte die Menge, und als Hiarne jetzt in hochberedten Worten die Heldentugenden des erbleichten Königs beschrieb, als er die Wohlthaten alle aufzählte, die seinem Volke von ihm zu Theil geworden waren; als er seinen Schmerz darüber schilderte, daß so viele erhabene Tugenden auch ein Raub der Zeit, eine Beute des finstern Todes werden müßten, da flossen Thränen über Aller Wangen, und noch einmal hatte man den hochgeliebten König, den Vater des Volks, verloren! Da griff Hiarne mächtiger denn zuvor in die Saiten der Telyn und eine Siegeshymne schallte daraus hervor. Er erhob die leuchtenden Blicke gen Himmel und schilderte dann den Empfang, den Frotho bei Odin in Walhalla gefunden, wie er dort, unsterblich bei den Unsterblichen, ewig lebte, einer der Ersten unter den Einheriar, die an Odins Tafel in nie unterbrochener Freude sitzen, Aul trinken und von dem ewigen Eber speisen. Einige mächtige Akkorde, die wie jubelndes Frohlocken klangen, schlossen den Gesang, und kaum waren die letzten Töne der Telyn verklungen, da erhob sich tausendfältig der Ruf: „Hiarne hat gesiegt! Hiarne sei unser König!“ Mit den Zähnen aber knirschte Uller, der sich Sieg und Krone durch den Jüngling in dem Augenblick entreißen sah, wo er beider schon so gewiß zu sein glaubte.

Die zwölf Kampfrichter erhoben sich jetzt von ihren Sitzen, und an ihrer Spitze den weisen Aringrim, der auf einem reichen Polster die Königskrone trug, näherten sie sich dem Jünglinge, der alles Irdischen vergessend, in

einer Art von Betäubung dastand und die Blicke auf die Saiten seiner Telyn gerichtet hatte.

Jetzt nahm Aringrim die Krone von dem Polster und setzte sie unter dem tausendstimmigen Beifallsruf der Menge auf Hiarne's Haupt, der erst aus seiner Betäubung zu erwachen schien, als die von Golde und Edelsteinen so schwere Krone sich ihm in die Stirn drückte. Er faßte mit der Hand nach derselben, und sich dann zu Aringrim wendend, sprach er mit bebender Stimme: „Wäre es möglich, Aringrim! ich sollte König dieses großen Volkes sein?“ —

„Du bist es, Hiarne!“ sagte Aringrim ernst und feierlich. „Dein Streben muß jetzt nur dahin gehen, dich des hohen Glückes würdig zu erhalten, das dir die Unsterblichen verliehen.“

Ein prächtig aufgezäumtes, schneeweißes Roß wurde jetzt vorgeführt; Hiarne, mit der Krone auf dem Haupte, bestieg es, umwallt von dem Purpurmantel Königs Frotho, den ihm einer der zwölf Richter um die Schultern gehangen hatte, und fort ging der Zug, unter dem Jubelruf der Menge, nach dem Pallaste zu, der dem neuen Könige von nun an zum Aufenthaltsorte dienen sollte.

Alles war froh, Alles zufrieden mit der Wahl, nur nicht Uller, dessen bleiches Gesicht und dessen stiere, wilde Blicke den Schmerz und die Wuth nur allzudeutlich verriethen, welche sein Herz verzehrten. Ein glühender Haß gegen Hiarne erfüllte seine Brust, und nur der Gedanke, daß dieser eben so leicht wieder die Krone verlieren könnte, wie er sie gewonnen hatte, gewährte ihm einigen Trost.

3.

Vier Jahre hatte Hiarne jetzt in Frieden, und nicht ohne Ruhm regiert, und so sich bereits an das Herrschen gewöhnt, als von Schweden, wo Haldan damals herrschte, die Nachricht einlief, daß Friedlef, der verloren geglaubte Sohn Frotho's, aus Moscovitien zurückgekehrt

sei und seinem Jugendfreunde Haldan tapfern Beistand gegen zwölf Seeräuber leiste, die die Küsten Schwedens unsicher machten und durch häufige Landungen verheerten. Zum Lohne für diesen Beistand hatte Haldan ihm versprochen, ihn wieder in sein Reich einzusetzen und Hiarne, den Sangkönig, vom Throne zu vertreiben.

Wie erschrak Hiarne, der sich kein Glück mehr ohne Krone und Scepter denken konnte, als diese Kunde zu ihm drang! Wie, er sollte den Thron wieder verlassen? sollte wieder in die Dunkelheit des stillen bürgerlichen Lebens zurücktreten? sollte wieder gehorchen lernen, nachdem er so lange nun schon die Süßigkeit des Befehlens geschmeckt hatte? Dies schien ihm unmöglich; so berief er also seine tapfersten Krieger zusammen und verkündete ihnen, daß er gesonnen sei, auf Tod und Leben mit Friedlef, den er einen Betrüger und Kronenräuber nannte, um den Besitz der Krone zu kämpfen, und Alle versprachen ihm feierlichst, Blut und Leben für die Behauptung seiner Rechte aufs Spiel zu setzen.

Von der einen Seite also rüsteten sich Haldan, der Schweden-König und Friedlef, und von der andern Hiarne mit seinen Dänen zum Kampfe. Es kam zur Schlacht, doch wußte Uller, der unversöhnliche Feind Hiarne's, mehrere von den Kriegsobersten im entscheidenden Augenblick zum Abfalle zu bewegen, und dieses entschied den Sieg zu Gunsten Friedlefs. Noch einmal sammelte Hiarne, von Verzweiflung zum Aeußersten getrieben, die Trümmer seines Heeres und zog damit den siegreichen Schweden entgegen; hatte er aber früher mit einem starken und ungeschwächten Heere nicht siegen können, wie viel weniger vermochte er es jetzt! Bald löste sich Alles in wilde Flucht auf, und Hiarne selbst entkam nur mit genauer Noth den Händen seiner Feinde. Nur in der Verkleidung eines Fischers, womit ihn seine getreuen Freunde Biörn, Viglet und Holler versahen, gelang es ihm, eine Insel in der Ostsee zu erreichen, wo er längere Zeit hindurch uner-

kannt lebte und das Fischerhandwerk trieb, um sich zu ernähren.

Begrüßt aber von dem fröhlichen Jauchzen der wankelmüthigen Menge zog Friedlef, der Königssohn, in Lethra ein. Ihm zur Seite ritt Haldan, der Beherrscher der Schweden, wie er, ein hoher, stattlicher Mann im kräftigsten Mannsalter; ihnen folgte auf einem schneeweißen Zelter Frogertha, die Tochter des Norweger-Königs Asmund, die Friedlef sich zur Gemahlin erkoren hatte, nachdem er ihren Vater nicht nur im Kampfe besiegt, sondern ihm sogar das Leben geraubt hatte. Todtenbleich war das Gesicht der Jungfrau, und sie senkte die mit Thränen gefüllten Augen zur Erde nieder, denn nicht nur reichte sie ungern dem Besieger und Mörder ihres Vaters ihre Hand am Altare, sondern ihr Herz und ihre Neigung gehörten schon längst Hiarnen an, der, als er noch im Glücke war, sich persönlich bei einem Besuche in Norwegen um ihre Gunst beworben und das Versprechen von ihrem königlichen Vater erhalten hatte, daß er sie heimführen solle als seine königliche Gemahlin in Lethra's hohe Königsburg.

Alles unterwarf sich jetzt Friedlefen, der von Allen als der rechte König und als Frotho's Sohn und Erbe anerkannt wurde, und auch die arme Frogertha durfte dem Mächtigen nicht widerstehen, der mit Drohungen Liebe von ihr forderte und bereits den Tag der Vermählung mit ihr festgesetzt hatte, obgleich ihr immer bleicher und bleicher werdendes Gesicht und ihre von den vielen heißen Thränen gerötheten Augen nichts weniger denn eine glückliche Braut verriethen.

Still und in sich gekehrt, sogar seines Saitenspiels vergessend, lebte indeß Hiarne unter den Fischern auf der Insel. Ein großer Schmerz erfüllte seine Brust, denn nicht nur hatte er die Krone verloren, sondern auch für immer die Aussicht, der Gemahl der schönen, von ihm so innig geliebten Frogertha zu werden, denn daß ihr stolzer Vater, um dessen trauriges Ende er nicht wußte,

sie ihm nun noch geben würde, darauf durfte er sich keine Hoffnung machen. Indeß ahnete ihm doch noch nicht, daß Friedlef im Begriff stand, ihm auch Frogertha zu rauben und diese als Gemahlin in sein Haus zu führen.

Einst brachten Geschäfte zwei der Fischer gen Lethra, wo die Könige, wenn sie nicht in's Feld gezogen waren, gewöhnlich Hof hielten; auch war daselbst die königliche Burg gelegen. Als sie von dieser Fahrt zurückkehrten, wußten sie nicht genug von den Festlichkeiten zu erzählen, deren Zeugen sie zu Lethra gewesen waren, als Friedlef die schöne Königstochter ehelichte.

Hiarne saß, wie gewöhnlich, von den Andern fern auf einem Felsblocke am Meere und schaute mit trübem Sinnen in die sich mit dem Purpur des Abendrothes färbenden Fluthen, als einer der Reisenden zu ihm trat und, seine Hand zutraulich auf Hiarne's Schulter legend, zu ihm sagte:

„Noch immer so trübe, Erich (denn unter diesem Namen kannten ihn die Bewohner der Insel)? Was ist's, das dich so quält und jede Heiterkeit aus deinem Herzen verscheucht? Ha, ich wette, so trübseliger Natur du auch bist, wärst du mit uns zu Lethra gewesen, dein Herz wäre doch einmal froh geworden! Welche Feste und welch ein Glanz, welch lustiges Saitenspiel, welche jubelnde Menschenmenge, als nun König Friedlef sich an der Seite seiner jungen Gemahlin, der königlichen Jungfrau aus Norwegen, dem Volke zeigte!" . . .

„Aus Norwegen sagst du?!" rief jetzt Hiarne, ihn in seiner Erzählung unterbrechend, wobei er aufsprang und den Fischer mit wilden Blicken ansah. „Aus Norwegen?" wiederholte er. „Er hätte mir also nun auch Frogertha geraubt, sie, die allein mir die Krone zu einem so hohen Gute machte?"

„Armer Erich!" lächelte der Fischer, „jetzt ist es gar um deinen Verstand geschehen. Ich hab's immer gefürchtet, daß es einmal so kommen würde, wenn ich dich,

während Alles froh und vergnügt war, so einsam und trübsinnig am Meere sitzen und deinen finstern Gedanken nachhängen sah. Komm doch zu dir und bedenke, wer du bist, und überlege, was du redest.“ . . . . . .

„Jetzt ist es entschieden,“ unterbrach ihn Hiarne, der seine Gegenwart nicht mehr zu beachten schien. — „Ich muß hin, muß.“ . . . . . Er bebte, ein Schauder fuhr durch seine Glieder; dann fügte er mit fast tonloser Stimme hinzu: „So darf es nicht bleiben! Wer einmal so hoch stand, der kann nicht wieder ruhig in der Tiefe weilen. — Friedlef, du selbst hast mich zum Kampfe auf Tod und Leben herausgefordert, indem du mir auch die letzte Hoffnung raubtest — wohlan, es sei! — du oder ich!“

Er hatte sich bei diesen Worten stolz empor gerichtet, sein Auge flammte, und die Hand griff unwillkürlich nach der Seite, wo er sonst das Schwert zu tragen pflegte; auf seinen Wangen, die seit lange schon so bleich und eingefallen gewesen waren, flammte eine hohe Purpurröthe empor und seine Lippen zitterten.

Erschrocken trat der Fischer einige Schritte von ihm zurück, denn sein Anblick war Furcht gebietend, und stammelnd fragte er: „Wer bist du, edler Fremdling?“

„König Hiarne!“ antwortete dieser furchtlos, reichte dem Staunenden die Hand, sprang in einen am Strande befestigten Fischerkahn, machte ihn los, ergriff die Ruder und stach in die See hinein, wo er bald den Blicken der erstaunten Fischer entschwunden war.

4.

Keiner am Hofe König Friedlefs wußte, von wannen der fremde Diener abstammte, der sich durch seine große Treue und Dienstbeflissenheit dem königlichen Gebieter schon fast unentbehrlich gemacht hatte. Ritt der König aus, so mußte Sweno, so nannte sich der Diener, ihn zu Roß begleiten; hatte Friedlef in seinem Pal-

laſte mit der böſen Langweil zu kämpfen, ſo berief er ſeinen geliebten Sweno zu ſich und ließ ſich Sagen und Mährchen von ihm erzählen, die er meiſterhaft vorzutragen wußte, wie kein Anderer.

Als einſt König Friedlef beſonders mit ihm und ſeinen Dienſten zufrieden war, nahm er ihn bei der Hand und ſagte: „Viel haſt du mir ſchon erzählt, Sweno, aber noch immer biſt du mir Auskunft über dein eigenes Schickſal ſchuldig. Woher ſtammſt du? welche waren deine Eltern und Vorfahren? welches Land wird Vaterland von dir genannt? und wie gelangteſt du zu all den Kenntniſſen und Fertigkeiten, die dich weit über deinen Stand erheben? Sprich, erzähle mir Alles, mein Getreuer, und halte dich feſt davon überzeugt, daß Nichts im Stande ſein wird, dich in meiner Gunſt herabzuſetzen, noch dir ſonſt zu ſchaden.“

Sweno ſchien einen Augenblick durch die Frage des Königs verwirrt und überraſcht zu ſein, dann aber faßte er ſich bald wieder, und ſich vor Friedlef auf die Knie niederwerfend, ſprach er:

„Fordre Alles von mir, mein Herr und König, nur das nicht, daß ich dir die Schickſale meiner Vergangenheit mittheile. Heilige Schwüre binden meine Zunge, und es würde mein Tod ſein, wenn du mich zwingen wollteſt, ſie zu brechen.“

„Das ſei fern von mir,“ ſprach Friedlef gütig; „behalte deine Geheimniſſe, Sweno, und halte die den Meineid rächenden Göttern geleiſteten Schwüre! Mögeſt du ein Mann von hoher Geburt, mögeſt du deiner Herkunft nach einer der Geringſten ſein, mir iſt das gleich, denn nicht nach deiner Geburt, ſondern deinen Gaben nach ſchätze ich dich.“

So liebreich ſprach Friedlef mit dem Fremdlinge, der ſich ſo geſchickt in ſein Vertrauen einzuſchleichen gewußt hatte, und ſeine Neigung gegen Sweno nahm von Tag zu Tag ſo zu, daß er ihm endlich nicht nur bei Tage, ſondern auch bei Nacht die Bewachung ſeiner Per-

son anvertraute. Seltsam aber war es, daß die schöne, aber bleiche Königin Frogertha jedesmal ein geheimes, ihr unerklärliches Beben fühlte, so oft Sweno in ihre Nähe kam und sie mit seinen durchdringenden Blicken ansah. Sie fürchtete und liebte zugleich seine Gegenwart, und oft war es ihr, als sollte sie diese Gesichtszüge kennen, als habe dieses Auge schon einmal zärtlich in das ihrige geblickt.

5.

Es war Nacht und König Friedlef hatte sich bereits der Ruhe übergeben; im Vorzimmer aber wachte Sweno noch und schien auf jeden Athemzug seines königlichen Gebieters zu lauschen, der ihm die Bewachung seiner geheiligten Person auch für diese Nacht anvertraut hatte.

Vor dem Lager des Königs lag auf einem Stuhle die goldene Königskrone und neben ihr das breite Schwert Friedlefs, das im hellen Mondlicht wie Demanten funkelte und schimmerte.

„Jetzt!“ sagte Sweno mit stockendem Athem; „jetzt ist's an der Zeit! Nichts vermag dich zu retten, Friedlef — du schläfst, und dein Feind wacht —!“ — Mit diesen Worten schlich er leise dem Lager des schlafenden Königs zu, griff mit der einen Hand nach der glänzenden Königskrone und mit der andern nach dem funkelnden Schwerte.

„Du wieder mein!“ sagte er mit gedämpfter Stimme, und drückte den goldenen Reif an sein laut pochendes Herz. — „Und auch Frogertha mein!“ fügte er mit bebender Stimme hinzu; „und dies dein Antheil, König Friedlef! Verloren bist du, nichts vermag Dich zu retten!“ Er schwang bei diesen Worten das breite, scharfgeschliffene Schwert und trat dem Lager des Schlafenden so nahe, daß er ihm die tödtliche Waffe ungehindert in die Brust bohren konnte.

Da warf der Mond sein volles Licht auf das Antlitz

des schlafenden Königs; es lächelte sanft; ein angenehmer Traum schien Friedlef zu umschweben und die Worte: „Sweno, lieber Sweno von ganzer Seele liebt dich dein König!“ schlüpften über des Träumenden Lippen.

Diese liebevollen Worte, welche die Gesinnung des Königs gegen ihn so deutlich aussprachen, erschütterten das Herz des Verbrechers. Entsetzen, Abscheu vor sich selbst und vor seiner That packten ihn wie mit Geierskrallen an! Wie, er wollte das Schwert in eben das Herz bohren, das ihm mit so großer Liebe ergeben war? er wollte den ermorden, der ihn mit Wohlthaten überhäufte? den ihm vertrauenden Schlafenden wollte er morden, und das Alles um eine Krone, um den Besitz Frogertha's? — — — Sein edleres Selbst war erwacht — er war wieder Hiarne, der fromme Sänger, nicht mehr der entthronte, Rache dürstende König, und um nicht einer neuen Versuchung zu erliegen, rief er mit starker Stimme:

„Erwache, König Friedlef! erwache! Der Mord lauscht an deinem Lager, es ist Hiarne, der Sang-König, der dein Blut vergießen will!“

„Hiarne?!“ rief Friedlef erwachend, indem er voll Entsetzen aufsprang. „Wo ist er? wo ist der Verräther?“

„Hier — ich bin's!“ sagte Hiarne und reichte ihm das Schwert hin; Friedlef ergriff es und noch halb befangen vom Schlafe, verwirrt von Schrecken, stieß er es Hiarnen — denn Sweno war Hiarne selbst — tief in die Brust; lautlos sank dieser zu Boden und war nicht mehr! —

Auf Friedlefs Ruf eilten jetzt die übrigen Bewohner des Pallastes herbei; man kam mit Fackeln und schaudernd erkannte der König in dem Ermordeten seinen geliebten Sweno. Auch Frogertha erschien, und als sie sich jetzt dem Gesicht der Leiche näherte, um die Züge derselben genauer anzusehen, sank sie ohnmächtig zurück, denn trotz der braunen Farbe, womit er sich Haar und Ge-

ſicht gefärbt hatte, erkannte ſie jetzt in dem Entſeelten Hiarne.

Friedlef aber, den Edelmuth und die Großſinnigkeit ſeines Feindes, trotz der Verirrung deſſelben, anerkennend, ließ ihn ehrenvoll, ja faſt fürſtlich begraben, und oft hörte man die Worte von ihm: „Könnte ich ſein Leben von den Göttern zurück erkaufen, ſo würde kein Preis mir zu theuer ſein.“

So aber endete Hiarne, der Sang-König, ſein wechſelvolles Daſein.

III.

Rolf Kraki.

Warum heißt das Gold Krakis Saamen? Ein König in Dänemark, mit Namen Rolf Kraki, war an Milde, Leutſeligkeit und Tapferkeit der weidlichſte unter allen Königen.

In ſeine Halle kam ein armer Burſch, Vöggur genannt, und ſah den König an, der jung an Jahren und ſchön von Geſtalt war: da ſpricht der König, „was willſt du, Geſell, daß du mich ſo anſiehſt?“ Vöggur ſprach: „zu Hauſe hörte ich ſagen, Rolf, König in Hledra, ſei der größte Mann in den Nordlanden, und nun ſitzt hier auf dem Hochſitz ein ſo winziger Wicht.“ Da ſagte der König, „du Geſell haſt mir einen Namen gegeben, und ich werde Rolf Kraki heißen; aber es iſt gebräuchlich, daß auf die Benennung eine Gabe folgt; nun ſeh ich, daß du kein Geſchenk haſt, drum ſoll der Andern geben, der mehr beſitzt,“ und nahm den Goldring von ſeiner Hand und gab ihm denſelben. Da ſprach Vöggur: „du giebſt der beſte aller Könige, und ich gelobe es, des Mannes Mörder zu ſeyn, der dein Mörder iſt.“ Da ſprach der König lächelnd: „Ueber wenig wird Werdur froh.“ Ein König, der Adils hieß, herrſchte über Upſala; er hatte Yrſa, Rolfs Mutter;

er war in Fehde mit dem König in Norwegen Ali; sie führten Krieg mit einander auf dem Eise des Wassers, das Wäner heißt. Adils forderte von seinem Stiefsohn Rolf Hülfe, und versprach Sold seinem ganzen Heer, so lange der Zug dauerte: der König selbst sollte drei Kostbarkeiten erhalten, die er aus Schweden wählen würde. Rolf Kraki konnte nicht zuziehen, wegen des Kriegs, den er mit den Sachsen hatte, und daher schickte er seine zwölf Berserker: Aditsi, Bodwar, Biarki und Hiallti, Hugprudi, Hvitserkur, Hvati, Vöttur, Veseti und die Brüder Svipdagur und Breiddagur *). In diesem Kampf fiel König Ali, da nahm König Adils von seiner Leiche den Helm Hildesvin und sein Pferd Rafn; die Berserker Rolfs Krakis verlangten ihren Lohn, jeder drei Pfund Gold: und die Kostbarkeiten, die sie für Rolf Kraki erlesen hatten, den Helm Hildegöltur, den Panzer Findskeif, der allem Eisen widerstand, und den Goldring Sviagrys, den Adils Ahnen gehabt hatten. Der König weigerte alle Kostbarkeiten, und bezahlte auch nicht einmal den Lohn. Die Berserker zogen fort, gedachten Böses in ihrem Sinn, und sagten es an Rolf Kraki; er begann seinen Zug nach Upsala und zwölf Berserker mit ihm. Yrsa seine Mutter empfing ihn gut, und folgte ihm zur Herberge, aber nicht zur Halle des Königs; da war Feuer angezündet und Bier gegeben; Adils Männer kamen und trugen Holz ins Feuer, und machten es so groß, daß Rolfs und der Seinigen Kleider brannten, sagend, sie hätten gehört, daß Rolf und seine Leute sich weder vor Feuer noch Eisen flüchteten. Rolf sprang auf und sie alle; er sprach: lasset uns das Feuer in Adils Haus vermehren, nahm seinen Schild und warf ihn hinein, und lief über das Feuer, während der Schild brannte, und sagte, der scheut das Feuer nicht, der hinüber springt;

*) Eine Nachahmung der zwölf Ritter von der Tafelrunde, es sind nur eilf, der König selbst ist der zwölfte, so daß eine Stelle offen bleibt.

so that jeder von seinen übrigen Leuten. Sie nahmen, die das Feuer vermehrt hatten, und warfen sie hinein: da kam Yrsa und Rolf erhielt ein Hirschhorn voll Gold, und zugleich den Ring Sviagrys, und sie bat ihn fortzuziehn zu seinem Heer. Sie sprangen auf ihre Pferde, und ritten über Fyrisfeld; da erblickte sie König Adils, ritt ihnen nach mit seinem ganzen bewaffneten Heer, und wollte sie tödten. Rolf nahm mit der rechten Hand Gold aus dem Horn, und säete es auf den Wegen, die Schweden sprangen aus den Sätteln, und nahmen jeder so viel als er wollte, aber der König befahl ihnen zu reiten, und ritt ununterbrochen selbst.

Slugner hieß sein Pferd, aller Pferde bestes. Darauf sah Rolf Kraki, daß König Adils immer näher kam, er nahm also den Ring Sviagrys, warf ihn nach ihm, und bat ihn, denselben als eine Gabe zu nehmen. König Adils ritt nach dem Ringe und nahm ihn mit der Speerspitze; da sah Rolf, daß Adils sich niederbeugte, und sprach: „Gebogen wie ein Schwein hab ich nun den, der der reichste der Schweden war;“ so schieden sie. Daher wird das Gold genannt Krakis Saat, und Samen von Fyrisvall.

IV.

König Sigurd und die Seinen.

Als die Asen die ganze Welt durchzogen, um sie kennen zu lernen, sollen Odin, Loki und Haener zu einem Fluß gekommen sein; sie gingen längs dem Flusse einem Wasserfall vorüber und bei dem Wasserfall war eine Otter, die einen Lachs aus dem Sturz gegriffen hatte, und ihn mit verschlossenen Augen verzehrte, da nahm Loki einen Stein auf, warf nach der Otter, und verwundete sie am Kopf. Loki rühmte seine Jagd, daß er mit einem Wurf die Otter und den Lachs erjagte; sie nahmen

darauf die Otter und den Lachs und trugen sie mit sich, kamen zu einem Dorf und trugen sie hinein. Der Bauer hieß Hreidmar, der dort wohnte, er war sehr groß und ein gewaltiger Zauberer. Die Asen baten die Nacht bleiben zu dürfen, und versicherten Mundvorrath bei sich zu haben, dem Bauer ihre Jagd zeigend, aber da Hreidmar die Otter sah, da rief er seine Söhne Fofner und Reigen, und sagte, daß Otter ihr Bruder getödtet sei. Er war ein großer Jäger, glücklicher als andere Menschen, und war in Ottergestalt und allezeit im Flusse, holte Fische mit dem Munde heraus, und brachte sie seinem Vater, und war ihm dies ein wichtiger Beistand, daher schien dem Hreidmar ein großer Schade geschehen zu sein. Sie gingen nun zu den Asensöhnen, faßten sie mit den Händen, und sagten, daß Otter Hreidmars Sohn gewesen sei. Die Asen boten Lösegeld, so viel Hreidmar selbst verlangen würde, es war also ein Vertrag unter ihnen mit Eiden bestätigt; da ward die Otter abgezogen, Hreidmar nahm den Balg und sagte dabei, sie sollten Otters Balg mit rothem Golde anfüllen, und ihn auch ganz bedecken, dann sollte Friede zwischen ihnen sein. Da schickte Odin Loki in Schwarzelfenland, er fand den Zwerg Andvari, er war ein Fisch im Wasser, Loki griff ihn mit den Händen, und legte ihm zum Lösegeld alles Gold auf, das er in seinem Felsen hatte, und da sie zum Felsen kamen, brachte er alles hervor, und es war eine große Menge. Der Zwerg verbarg aber einen kleinen Goldring unter seiner Hand, Loki sah es und hieß ihn den Ring hinzulegen; der Zwerg bat ihn, ihm den Ring nicht zu nehmen, weil er, wenn er ihn behalte, so viel Geld, als er wolle, erhalten könne. Loki sagte, er solle nicht einen Pfennig übrig behalten, und nahm den Ring, und ging hinaus, aber der Zwerg sagte, der Ring würde des Mannes Mörder sein, der ihn habe. Loki sagte, daß ihm dies einerlei sei, er werde es aber dem künftigen Eigner sagen. Loki ging fort und kam zu Hreidmar, und zeigte Odin das

Gold, und als er den Ring sah, schien er ihm außerordentlich schön, und nahm ihn von dem Haufen. Hreidmar füllte den Otterbalg, so sehr er nur irgend vermochte, und stellte ihn auf, als er voll war: da trat Odin hinzu, den Balg zu bedecken, und sagte zu Hreidmar: er möge zusehn, ob er nicht ganz bedeckt sei. Er sah genau zu, und fand ein einziges Haar an der Schnauze, und gebot ihm es zu bedecken, denn sonst wäre der Vertrag gebrochen. Odin zog den Ring hervor, und bedeckte das Schnauzhaar, und sagte, daß er von der Verpflichtung ledig sei. Und da Odin seinen Spieß und Loki seine Schuhe genommen hatte, durften sie sich nicht mehr fürchten; da befahl Odin, daß erfüllt werden sollte, was der Zwerg Andvari gesagt hatte, daß der Ring Mörder seiner Besitzer werden sollte, und das geschah hernach. Daher ward das Gold Ottersgold, und der Asen Nothgeld genannt. Hreidmar nahm zur Sohnssühne Gold, und Fofner und Reigen verlangten einen Theil, aber Hreidmar gönnte ihnen nichts davon. Die Brüder kamen überein den Vater zu tödten, um des Goldes willen, darauf verlangte Reigen von Fofner, er solle das Gold zur Hälfte theilen, allein Fofner antwortete, es sei unmöglich ihm Gold zu geben, da er um des Goldes willen seinen Vater tödtete, und hieß ihn sich fort zu machen, sonst würde es ihm nicht besser als dem Hreidmar ergehen. Fofner hatte den Helm, den Hreidmar gehabt hatte, genommen, und sich aufs Haupt gesetzt, der Aegershelm heißt, und allem Lebendigen fürchterlich ist, und das Schwert Hrotte. Reigen hatte das Schwert Reffel, er flüchtete; aber Fofner ging nach der Heide Gnytaheide, und verwandelte sich in Schlangengestalt, und legte sich aufs Gold. Reigen begab sich zum Könige Hjälfreck und ward sein Schmidt; da nahm er zur Erziehung Sigurd, Sigmundsson, Volsungs und Hjördisur Elymas Tochter Sohn. Sigurd war der wackerste aller Heerkönige an Geschlecht, Kraft und Sinn. Reigen sagte ihm, wo Fofner auf

dem Golde liege, und ermunterte ihn das Gold zu suchen, da machte Reigen das Schwert Gramur aus Scherben von Siegmund Volsungs Schwert, das so scharf war, daß Sigurd damit Reigens Ambos spaltete, und hernach steckte er es in ein fließendes Wasser, und zerhieb eine Wollflocke, die der Strom gegen die Schneide trieb: es hat kein besseres Schwert gegeben. Hierauf zogen Sigurd und Reigen nach Gnytaheide, da machte Sigurd eine Grube auf Fosners Wege und setzte sich hinein. Und da Fosner zum Wasser ging und über die Grube kam, da steckte Sigurd sein Schwert durch seinen Bauch, und dies war sein Tod. Reigen kam und sagte, Sigurd habe seinen Bruder getödtet, und befahl ihm zur Versöhnung, daß er Fosners Herz nehmen und am Feuer braten sollte, aber Reigen legte sich nieder und trank Fosners Blut, und legte sich zu schlafen. Aber da Sigurd das Herz briet und glaubte, es möchte genug gebraten sein, und das Fett aus dem Herzen auf die Finger lief, da steckte er es mit den Fingern sich in den Mund, aber da das Herzblatt auf die Zunge kam, da konnte er die Vogelsprache, und wußte was die Schwalben sagten, die in den Bäumen saßen. Da sagte eine

Dort sitzt Sigurd
Mit Schweiß genäßt
Fosners Herz
Am Feuer bratend.
Weise schien er mir,
Wenn er das Schwert
Den Ringvergender,
Das Scharfe hätte.

Da sang die andere:

Dort liegt Reigen,
Redet mit sich,
Will täuschen den Mann
Der trauet ihm,

Fügt aus Zorn
Falsche Worte zusammen,
Will ein Trugschmidt
Den Bruder rächen.

Da ging Sigurd zu Reigen und tödtete ihn, und dann zu seinem Roß, das Grani hieß, ritt, bis er zu Fofners Wohnung kam, nahm das Gold auf, schüttete es in Säcke, und legte es auf Granis Rücken, ergriff den Zaum und wollte ihn führen. Aber Grani wollte durchaus nicht gehn. Sigurd wußte, was er wollte, schwang sich also hinauf und Grani sprang darauf, als wenn er ledig sei, obgleich des Goldes, das er trug, so viel war, daß Sigurd glaubte, zwei oder drei Pferde würden es nicht schleppen. Hiervon heißt das Gold Fofners Lager und Granis Bürde. Sigurd reitet nun seine Straße, bis daß er zu den Hindaralpen kommt, dort fand er ein Haus, darin schlief eine Frau, sie trug Helm und Panzer, er zog das Schwert und hieb ihr den Panzer ab; da erwachte sie und nannte sich Hildur, sie ward Brunhild genannt und war Walkyrie. Sigurd ritt von dannen und kam zu einem König, der Gjuki hieß, seine Frau hieß Grimhilldur, ihre Kinder waren Gunnar, Högni, Guttormur und Gudrunur, da verweilte Sigurd lange Zeit. Da gab ihm Grimhilldur einen Trank, daß er Brunhildas nicht gedachte, ob er sich gleich vorher mit Eiden in den Alpen ihr verlobt hatte, und er bekam darauf Gudrunur Gjuks Tochter, aber Gunnar und Högni wandten sich mit ihm auf Fahrt und Brüderschaft; darauf fuhren Sigurd und die Gjukingar nach Atla, Budla's Sohn und verlangten seine Schwester Brunhild für Gunnar, sie saß auf den Hindaralpen und war um ihr Haus Waffurlogi*), und sie hatte endlich gelobt, den zum Manne zu haben, der durch Waffurlogi zu reiten

*) Waffurlogi heißt Flackerlohe, also war dies ein Feuermeer.

wagte. Da ritten Sigurd und die Gjukingar, die auch Niflungar heißen, auf die Alpe und wollten hindurch setzen. Er (Gunnar) hatte damals ein Pferd, das Göte hieß, aber es wagte nicht über das Feuer zu springen; da wechselten Sigurd und Gunnar ihre Gestalten und Namen, weil Grani keinen andern Mann als Sigurd trug: den Abend ging er mit Brunhild zur Hochzeit; am Morgen, als er aufstand, da gab er zur Verlobungsgabe ihr den Goldring, den Loki von Andvari genommen hatte, aber empfing von ihr einen andern Ring zum Pfande. Sigurd nahm darauf sein Roß und ritt heim zu den Seinigen, und er vertauschte wieder die Farbe mit Gunnar: Brunhild mit Gunnar fuhr zum König Gjuki. Sigurd hatte zwei Kinder mit Gudrunur, Sigmund und Svanhildur. Es war einmal, daß Brunhild und Gudrunur zum Wasser gingen, ihr Haar zu waschen, und da sie nun zum Flusse kamen, da ging Brunhild vom Lande in den Strom und sagte, daß sie nicht auf ihrem Haupte das Wasser tragen wollte, das aus Gudrunurs Haar fließt, weil sie einen viel bessern Mann habe; da ging Gudrunur ihr nach in den Fluß und sagte, deswegen könnte sie ihr Haar wohl in demselben waschen, weil sie einen Mann habe, der nicht schlechter sei, und kein anderer in der Welt komme ihm an Stärke gleich, weil er Fofner und Reigen erschlug und beerbte. Darauf antwortete Brunhild: mehr war es werth, daß Gunnar über Vaffurlogi ritt, aber Sigurd wagte es nicht; da lachte Gudrunur und sprach: denkst du, daß Gunnar über Vaffurlogi ritt? Ich glaube, daß bei dir im Zimmer war, der mir diesen Ring gab, aber der Ring, den du an der Hand hast und zum Brautgeschenk erhieltest, heißt Andvara Rautur, und ich glaube nicht, daß Gunnar ihn auf Gnytaheide suchte. Brunhild schwieg, und ging nach Hause, und hierauf reizte sie Gunnar und Högni, Sigurd zu tödten, aber weil sie einen Eid geschworen hatten, munterten sie ihren

Bruder Guttorm dazu auf; er durchbohrte Sigurd im Schlaf mit dem Schwert; aber als er die Wunde erhielt, warf er das Schwert Gram nach Guttorm, und es theilte ihn mitten von einander. So fiel Sigurd und sein dreijähriger Sohn Siegmund, den sie auch tödteten. Hierauf erstach sich Brunhild und ward verbrannt mit Sigurd, aber Gunnar und Högni nahmen Fofners Erbe, und Andvare Naut und herrschten über ihre Lande. König Atli, Budfas Sohn, Brunhilds Bruder, erhielt darauf Gudrun, die Sigurd gehabt hatte, und erzeugte Kinder. König Atli ladete Gunar und Högni zu sich und sie folgten der Einladung, aber ehe sie von Hause zogen, verbargen sie ihr Gold, Fofners Erbe, im Rheinstrom, und ist das Gold seitdem nie gefunden. Aber König Atli hatte ein großes Heer versammelt und kämpfte mit Gunnar und Högni, und sie wurden gefangen. König Atli ließ Högni lebendig das Herz ausschneiden und dies war sein Tod. Gunnar ließ er in einen Schlangenhof werfen, aber ihm ward heimlich eine Harfe gereicht, und er schlug sie mit den Zehen, denn die Hände waren ihm gebunden, so daß alle Schlangen einschliefen, ausgenommen die Natter, die gegen ihn lief und ihn in die Brust biß, so daß sie den Kopf durch das Loch steckte und sich an seine Leber hing, bis er todt war. Gunnar und Högni heißen Niflungar oder Gjukingar, und von diesen Sagen wird das Gold Niflungen Schatz oder Erbe, item Rheinerz und Niflungen Zwist genannt. Kurz hernach tödtete Gudrun zwei ihrer Söhne und ließ aus ihren Schädeln mit Gold und Silber Geschirre machen. Es wurde damals die Todtenfeier der Niblungen bereitet. Bei diesem Schmause ließ Gudrun dem Könige in diesen Trinkgeschirren Meth reichen, der mit dem Blut der Kinder gemischt war, und ihre Herzen ließ sie braten, und dem Könige zu essen geben; aber da es geschehen war, sagte sie es ihm mit vielen harten und unlieblichen Worten. Es fehlte nicht an kräftigem Meth, so daß die meisten Leute

schliefen, wo sie saßen; in der Nacht ging sie zum König, wo er schlief, und mit ihr Högni's Sohn, sie schlugen ihn und das war sein Tod; darauf setzten sie die Halle in Feuer und verbrannten die Leute, die drinnen waren. Dann ging sie zur See und sprang in die Flut und wollte sich ertränken, aber grade über die Bucht kam sie zu dem Lande, das König Jönakur hatte; als sie ankam, nahm er sie zu seiner Frau, sie hatten drei Söhne, die hießen Saurli, Hamdir und Erpur. Sie waren alle so schwarz von Haaren wie Raben, wie Gunnar, Högni und andere Gjukingar oder Niflungen; da ward auch erzogen Svanhild, Sigurds Tochter, sie war aller Frauen schönste. König Jörmunrekur vernahm ihre Lieblichkeit und schickte seinen Sohn, um sie zu werben. Und da er zu Jönakur kam, ward Svanhild ihm sogleich übergeben, und er sollte sie zum Jörmunrekur führen. Da sagte Bikki, des Königs Rathgeber (er reiste mit Randver, König Jörmunrekurs Sohn) es passe sich besser, daß Randver Svanhild habe, denn sie wären alle beide jung. Hernach sagte Bikki dies dem König, darauf ließ Jörmunrekur seinen Sohn nehmen und zum Galgen führen, da nahm Randver seinen Falken und rupfte ihm die Federn aus, und bat, ihn seinem Vater zu senden: und da Jörmunrekur den Falken sah, da gedachte er, daß er flug- und federlos sei, und so war sein Reich verstört, weil er alt und ohne Sohn war. Da ließ Jörmunrekur, da er mit seinem Gefolge von der Jagd kam, als Svanhild beim Haarwaschen saß, über sie reiten und sie unter den Füßen der Rosse zu Tode treten. Aber da Gudrun dies hörte, stachelte sie ihre Söhne zur Rache Svanhilduns, und da sie zur Fahrt bereit waren, erhielten sie so starke Helme und Panzer, daß kein Eisen an ihnen haftete. Sie gab ihnen den Rath, daß wenn sie zu Jörmunrekur kämen, sollten sie in der Nacht, wenn er schliefe, zu ihm gehn, Saurli und Hamdir ihm Hände und Füße, aber Erpur den Kopf abhauen. Da sie auf der

Reise warey, fragten sie Erpur, was er thun würde, wenn sie Jörmunrekur fänden? Er sagte, er werde ihnen so viel helfen als die Hand dem Fuß. Sie sagten, daß das sehr wenig sei; sie waren so unwillig über das Gemüth ihrer Mutter, weil sie sie mit bösen Worten herausgetrieben hatte, daß sie thun wollten, was ihnen in den Sinn kam, das ihr am meisten mißfalle, und sie tödteten Erpur, weil sie ihn am meisten liebte. Bald hernach stolperte Saurli und stützte sich mit den Händen, da sagte er, nun bedürfen die Füße der Hände, besser wäre es, daß Erpur lebte. Da sie kamen in der Nacht zum König Jörmunrekur, wo er schlief, hieben sie ihm die Hände ab, er erwachte und rief seine Leute, und hieß sie aufstehn. Da sagte Hamdir, ab müßte nun der Kopf, wenn Erpur lebte. Die Leute standen auf, aber konnten sie mit Waffen nicht tödten, da rief Jörmunrekur, sie sollten gesteinigt werden, und nun fielen Saurli und Hamdir, und so war alles Geschlecht und alle Nachkommenschaft der Gjukingar todt: daher heißen die Steine Hamdirs und Saurlis Verderben.

V.

Prinz Uffo.

Es hatte der weise und tapfere König Vermund von Dänemark in seinem hohen Alter ein gar großes Herzeleid, und zwar verursachte ihm dieses sein einziger Sohn und Erbe, Uffo, den man im ganzen Reiche eben so sehr verachtete und verspottete, als man den greisen König liebte und verehrte.

Uffo verbrachte die schönen Tage seiner Jugend in so großer Unthätigkeit und stellte sich so dumm und albern an, daß man ihn allgemein für blödsinnig hielt, und Keiner es ihm zutraute, daß er dereinst nach dem Ableben

seines Vaters das Reich würde regieren können. Man sah den Prinzen weder lachen noch weinen, weder reden noch scherzen, weder ein munteres Roß tummeln noch die Waffen üben; die ganzen Tage hindurch saß er in dumpfer Trägheit und Unthätigkeit da und war so das Herzeleid des greisen Vaters, wie das Gespött der muntern und kriegerischen Jugend des Hofes.

Zwar hatte Uffo eine hohe, edle und kräftige Gestalt; zwar blühten auf seinen Wangen die Rosen der Jugend und Gesundheit; aber der gute Eindruck, den sein Aeußeres machte, wurde gar bald durch sein tölpisches, albernes Wesen wieder verwischt, und so hätte man ihn wohl nach dem Beispiele eines römischen Kaisers „ein goldenes Vieh" nennen mögen, weil nichts gut an ihm war, als die Gestalt.

Alles Unglück schien sich auf Vermunds Alter häufen zu wollen, denn nicht allein hatte er diesen albernen, untüchtigen Sohn, der noch dazu sein einziger war, sondern er verlor auch gänzlich das Gesicht und lebte das traurige Leben der Blindheit.

Als dieses neue Unglück die benachbarten, bisher von Vermund unterjochten Könige erfuhren, glaubten sie, es sei an der Zeit, nicht nur das Joch der Knechtschaft abzuschütteln, sondern auch sich selbst des Reiches zu bemächtigen, dem nur noch ein blinder Greis vorstand und dessen Sohn und Erbe ein elender, alberner Jüngling war. Besonders erpicht auf die große Herrschaft war der Sachsen-König, der bisher den Dänen hatte Tribut bezahlen müssen, und so sandte er eine Botschaft ab an den blinden König, die ihm bedeuten mußte, daß er ihm freiwillig oder gezwungen das Reich übergeben solle, da er selbst demselben doch nicht mehr vorstehen könne, und sein einziger Sohn zum Regieren eben so geschickt sei, wie der Esel zum Lautenschlagen; denn so grob drückten sich die Gesandten des Sachsen-Königs auf Befehl ihres Gebieters gegen ihn aus.

Als der blinde König diese groben und beleidigenden

Worte der Botschafter hörte, wurde er von ganzer Seele betrübt, verhüllte sein Antlitz mit dem Mantel und vergoß heiße Thränen aus seinen armen erblindeten Augen. Gänzlich verlassen und machtlos fühlte er sich in diesem Augenblick, denn wohl wußte er, daß die Sachsen ihre Drohungen wahr machen, und ihn, der so lange in Ehren und mit Ruhm geherrscht, vom Throne verjagen könnten, so daß er in seinem hohen Alter vielleicht noch wie ein Bettler umherirren und sein Brod von der Milde seiner Feinde erflehen müßte.

Dieses Alles und noch Schmerzlicheres dachte der König, als er sich das Haupt verhüllte, um zu weinen über sein Elend und die Schmach seines Alters. Jetzt aber trat Uffo, auf den bisher keiner Acht gegeben hatte, und der dem Anscheine nach völlig theilnahmlos die ganze Verhandlung mit angehört hatte, aus seinem Winkel hervor, stellte sich mit leuchtenden Augen und hochglühender Wange den Sachsen gegenüber und sprach also zu ihnen:

„Da ihr Sachsen es wagt, meines Vaters Ehre und Achtbarkeit durch eine so stolze Gesandtschaft und ein so unbilliges Begehren zu beflecken, so sollt ihr erfahren, daß er einen Sohn hat, der es sich zutrauet, zweien Sachsen zugleich zu stehen. Euer König hat, wie mir bekannt ist, zwei rüstige Söhne: sie mögen selbander herkommen, hier bin ich, der Beiden genug zu schaffen machen wird!“

Der blinde König hatte das Haupt aus dem Mantel gewickelt und glaubte zu träumen, als er seinen verachteten Sohn also kühn und verständig reden hörte. „Wie ist mir denn, Uffo?“ sprach er erstaunt, „bist du es, der Träumer, der so wackre Worte zu unsern Feinden redet? und wie kömmt dir so auf Einmal die Gabe der Beredtsamkeit, mein theurer Sohn?“

Da antwortete ihm Uffo: „Mein Vater, so lange du stark und kräftig warest, bedurftest du weder meines Rathes, meiner Rede, noch meiner Hülfe. Jetzt aber, da unsere Feinde dein schwaches Alter verhöhnen wollen,

sehe ich, daß es an der Zeit für mich ist, mich als deinen ächten Sohn zu erweisen, und so habe ich den Beschluß gefaßt, entweder die Ehre des Vaterlandes und zugleich die unsrige aufrecht zu erhalten, oder das Leben zu verlieren.“

Diese Worte waren für den blinden König ein heller Lichtstrahl; seine Besorgnisse schwanden und die schönsten Hoffnungen belebten sein Herz. Er ließ aus seiner Waffenkammer die besten Schwerter bringen, mit denen er selbst in den Jahren seiner Kraft gar manchen Sieg erkämpft; aber in Uffo's starken Händen zerbrachen sie wie dürre Reisen, bis er endlich eins fand, das ihm stark und schwer genug schien, sich damit den beiden Sachsen-Prinzen entgegen zu stellen.

Diese jungen Helden ließen auch nicht lange auf sich warten, sondern trafen prächtig gerüstet in Nordland ein. König Vermund aber, der blinde Greis, ließ sich zum Strande des Meeres auf eine hohe Klippe führen, die in's Wasser hineinragte, denn fast war er entschlossen, seinem Leben sofort ein Ende zu machen, wenn Uffo den Sachsen-Prinzen erliegen sollte.

Auf seinen Stab gestützt, nur von einem einzigen Diener begleitet, stand der blinde Greis jetzt auf der hohen Klippe, von wo aus er das Waffengeklirr der am Strande Kämpfenden deutlich hören konnte; der Diener aber mußte ihm sagen, was er wahrnahm; also berichtet darüber der Dichter:

„Da ruft der Greis so freudig bang:
„„Sag an, was du erschaut!
Mein Schwert es gab so guten Klang,
Es gab so scharfen Laut!““
„Ein Sachse ist gefallen,
Er hat den blut'gen Lohn.
Heil dir, du Held vor allen,
Du starker Königssohn!“

Und wieder klangen Schwerter und Schilde an einander, und wieder fragte bebend der blinde Greis, auf

wessen Seite sich der Sieg hinneige, und jauchzend rief der getreue Diener: „Prinz Uffo lebt und der zweite Sachsen-Prinz färbt den gelben Meeresstrand mit seinem rothen Herzblute!“

Da ließ sich der König nicht länger halten, er klomm von der Klippe herab und eilte seinem geliebten Sohne entgegen, um ihn als Helden und Sieger zu begrüßen.

Nicht lange dauerte es, so führte der früher so verachtete Uffo eine Heldenschaar gegen die aufrührerischen Sachsen, und brachte ihnen eine solche Niederlage bei, daß sie eine neue Gesandtschaft an König Vermund schickten und demüthig um Gnade bitten ließen, die ihnen gegen einen starken Tribut, den sie zahlen mußten, gewährt wurde.

Solchergestalt übertraf Uffo die Erwartungen Aller, und aus dem unthätigen, träumerischen Prinzen wurde nach dem Tode seines Vaters einer der glorreichsten und mächtigsten Regenten Nordlands. Er unterjochte alle Feinde seines Vaterlandes, war der Schrecken der mächtigen Schweden, der Stolz der Dänen, und weil er mit einem so tapfern, kriegerischen Geiste eine große Milde und Herzensgüte verband, erhielt er in der Geschichte den Beinamen des Milden.

An dreißig Jahre führte Uffo den Scepter und starb endlich nach einer eben so langen als ruhmwürdigen Regierung 264 Jahre vor der Geburt des Weltheilands.

Auf solche Weise, wie Uffo, die Erwartungen seiner Eltern zu täuschen, kann für diese nur angenehm sein; aber wie viele Menschen lassen sich nicht erst in der Jugend ganz vortrefflich an, und bereiten doch, wenn die Zeit nun da ist, wo die so viel versprechende Blüthe reife Frucht tragen soll, ihren Angehörigen nur Schmerz und Schande!

VI.

Hogni und Hildur.

König Hogni hatte eine Tochter Hildur. Sie machte zur Gefangenen Hedin, König Harandis Sohn, da Hogni nicht zu Hause war. Da er erfuhr, daß sein Reich angegriffen und seine Tochter fortgeführt sei, wollte er den Hedin mit einem Heer aufsuchen. Er hörte, daß er nach Norden, längs der norwegischen Küste gezogen sei; hier vernahm er, er sei nach den Orkneys gesegelt: dahin begab sich Hogni und fand den Hedin mit einem zahlreichen Heer auf Haey. Hildur ging sogleich zu ihrem Vater und bot ihm in Hedins Namen Frieden an, setzte aber hinzu, daß Hedin zum Kampf bereit sei, und ihm nichts weiter geben werde, wenn er die Bedingung ausschlage. Sie begab sich darauf wieder zum Hedin, und sagte, daß Hogni den Frieden ganz verwerfe, weswegen sie ihn ermahnte, sich zur Schlacht zu rüsten; beide thaten es, stiegen ans Land und ordneten ihr Heer. Hedin rief seinen Schwiegervater, bot ihm Frieden und viel Gold zur Buße: da sagte Hogni, zu spät bietest du es, nun habe ich Dainsleif aus der Scheide gezogen, der Menschen tödten muß, so oft er bloß ist, und keine Wunde, die er schlägt, ist heilbar. Da sprach Hedin, du rühmest das Schwert, doch nicht den Sieg, das nenne ich gut, das seinem Herrn hold ist. Sie begannen darauf den Streit, der Hjadningavig genannt wird, und schlugen den ganzen Tag; am Abend gingen die Könige zu Schiffe; allein Hildur ging in der Nacht zur Wahlstatt, und weckte durch Zauberkünste alle auf, die getödtet waren. Den andern Tag gingen die Könige zur Schlachtstätte, und es kämpften auch alle diejenigen, die den vorigen Tag fielen, so dauerte der Kampf Tag für Tag, und alle Männer, die fielen, und alle Waffen, die auf dem Felde lagen, wurden zu Steinen,

allein wenn es tagte, ſtanden alle Todte auf, und die Waffen waren neu. In den Liedern heißt es, daß die Hjadningar bis zum Untergang der Welt warten ſollen: hievon wird der Krieg Hildur genannt.

VII.

Menja und Fenja.

Skjöldur hieß Odins Sohn, von dem die Skjöldunger ſtammen: er hatte ſeinen Sitz und herrſchte in den Landen, die jetzt Dänemark genannt werden, aber damals Gottland hießen. Skjöldur hatte einen Sohn, Namens Frithleif, der nach ihm in den Landen herrſchte: Frithleifs Sohn hieß Frothi, er nahm das Königthum nach dem Vater. In der Zeit, da Kaiſer Auguſtus Frieden ſtiftete in der ganzen Welt, ward Chriſtus geboren: aber weil Frothi der gewaltigſte von allen Königen in den Nordlanden war, ward in der ganzen däniſchen Zunge ihm dieſer Friede zugeſprochen, und nennen die Nordmänner ihn Frothis Frieden. Niemand ſchadete damals andern, wenn er auch einen Vater- oder Brudermörder vor ſich finden mochte, los oder gebunden. Damals war auch kein Dieb oder Räuber, ſo daß ein Goldring lange lag auf Jellangursheide, und keiner ihn aufnehmen wollte. König Frothi ſchickte Botſchaft nach Schweden zum dortigen König, der Fjölnir hieß; da kaufte er zwei Mägde, Namens Fenja und Menja, ſie waren groß und ſtark. Damals gab es in Dänemark zwei ſo große Mühlſteine, daß keiner ſtark genug war, ſie umzudrehen. Und die Natur war den Mühlen eigen, daß ſie mahlten, was der Müller wollte. Die Mühle hieß Grotta. Hengikjoptr hieß derjenige, der dem Könige die Mühle gab. König Frothi ließ die Mägde zur Mühle fahren, und befahl ihnen, ihm Gold und Frieden

und Heil zu mahlen. Er verſtattete ihnen nicht länger Ruhe, als ſo lange der Kuckuk ſchwieg, oder ein Liedchen geſungen werden konnte; da ſollen ſie den ſogenannten Grottengeſang geſungen haben. Eh' ſie den Geſang endigten, mahlten ſie dem Frothi ein Heer, ſo daß in der Nacht der Seekönig Mysingr kam, der den Frothi tödtete, und große Beute machte. Mysingr nahm die Grotta und auch Fenja und Menja, und befahl ihnen Salz zu mahlen: und um Mitternacht fragten ſie, ob er nicht Salz genug habe, er hieß ihnen fortzumahlen. Sie mahlten eine kurze Friſt, bis das Schiff unterſank: und es entſtand hernach ein Schlund im Meer, wo die See durch das Mühlſteinloch fällt, da wurde die See ſalzig.

VIII.

Geffione.

Gylfe beherrſchte das Land, das jetzt Schweden heißt. Einem wandernden Frauenzimmer ſchenkte er zum Lohne für ihren muntern Geſang ein ſo großes Pflugland in ſeinem Reiche, als vier Ochſen in einem Tage und einer Nacht umpflügen können. Dieſes Frauenzimmer war Geffione (die Glückliche) die Göttinn der Keuſchheit. Sie nahm nordwärts, von Jothunheim ausziehend, vier Ochſen mit, und einige Rieſenſöhne, ſpannte ſie vor den Pflug. Dieſer ging nun ſo breit und tief, daß ein großes Stück Landes in das Meer hineingeſchoben ward, wo ſie es befeſtigte, worauf es den Namen Sölund (Sölunn, Seehain) erhielt.

IX.

König Holgi.

Es wird erzählt, daß Holgi ein König hieß, woher Halgoland in Norwegen benannt iſt, er war Vater Thorgerdas, Helgabruduts; ihnen beiden ward geopfert; Holgis Grab war bedeckt mit einer Lage von Silber oder Gold, das geopfert war, und einer Lage Erde oder Stein; daher heißt Gold und Silber Holgis Hügeldach: ſo ſang Skuli Tosti: als jene weiblichen Menſchen unter die Götter verſetzt wurden, ſah ich eine Menge von Holgis Hügeldach.

X.

Amleth.

Vom Hamlet, dem Dänen-Prinzen, der durch den unſterblichen Brittiſchen Dichter Shakespear ſo berühmt geworden iſt, habt Ihr gewiß ſchon einmal gehört, wenn nicht gar das treffliche Trauerſpiel ſelbſt geſehen. Nachſtehend findet Ihr die alte Sage, nach der Shakespear ſeine Tragödie bearbeitete, denn Hamlet und Amleth ſind eine und dieſelbe Perſon.

In Dänemark regierte faſt 300 Jahre vor Chriſti Geburt König Norich, ein tapferer und ruhmwürdiger Regent. Wie es in jener Zeit Sitte war, umgab ſich auch dieſer König mit den kühnſten und tapferſten Männern ſeines Reiches, und dieſe Heldenſchaar war ſo von ihm geliebt, als wenn es ſeine eigenen Söhne geweſen wären, und er war ſtets darauf bedacht, Ehren und Würden auf ihre Häupter zu häufen und ſie zu Statthaltern in den mit ihrer Hülfe eroberten Ländern einzuſetzen.

Unter König Rorich's Helden zeichnete sich vor Allen Hornwendel aus, den der König zum Landvogte von Jütland ernannt hatte, eine Würde, die in jener Zeit mit einem fürstlichen Ansehen verbunden war. Hornwendel's Gunst bei dem Könige wurde aber noch dadurch erhöht, daß er in einem Zweikampfe den tapfern Tributkönig Holler erlegte, der sich gegen seinen Oberherrn aufgelehnt und einen Dänen zum Zweikampfe herausgefordert hatte. Aber Hornwendel war nicht nur tapfer, sondern auch großmüthig, und so ließ er den erlegten Feind mit fürstlichen Ehren begraben.

Hornwendel stieg von Jahr zu Jahr in der Gunst seines Gebieters, und zwar dermaßen, daß dieser ihm seine Tochter Geruth (beim Shakespear Gertrud) zur Gemahlin gab. Der Held hatte aber in seinem eigenen Bruder den erbittertsten, grimmigsten Feind; Fengo, so hieß dieser unnatürliche Bruder, beneidete den Hornwendel um seinen großen Kriegsruhm, um die Gunst seines Königs, um sein Land und am meisten um die Königstochter Geruth, seine aufs Innigste von ihm geliebte Gemahlin. Fengo dagegen, den weder Würden noch Tugenden zierten, lebte in Verachtung und Dunkelheit, und sein Name war allein dadurch bekannt, daß er des berühmten Helden einziger Bruder war. Feigheit und Niederträchtigkeit sind gewöhnlich eng mit einander verschwistert, und so brütete Fengo's feige Seele bald schreckliche Entschlüsse aus, denen Hornwendel um so weniger entgegen arbeiten konnte, da er von Natur arglos und vertrauend war, auch in seinem leiblichen Bruder nicht den Feind ahnen konnte. So gelang es dem tückischen Fengo ohne alle Mühe, seinen Bruder heimlich auf die Seite zu schaffen und sich durch Schmeichelei nicht nur in der Gunst des Königs, sondern sogar der Gemahlin seines ermordeten Bruders, dergestalt festzusetzen, daß ersterer ihn zum Landvogt von Jütland machte und letztere einwilligte, seine Gemahlin zu werden. Fengo hatte also das heißersehnte Ziel erreicht und das Grab bedeckte — so wähnte

er wenigstens — seine Schandthat. Bald aber, nachdem dieses Alles sich zugetragen hatte, gesegnete König Horwendil das Zeitliche und sein Sohn Viglet, der Geruth Bruder, bestieg den Thron, und da der neue König eine zärtliche Liebe für seine Schwester hegte, trug er einen Theil davon auch auf seinen Schwager, den Fengo, über, so daß dieser in großen Ehren und hohem Ansehen bei König Viglet stand.

Es hatte aber die Geruth ihrem tapfern ersten Gemahl Hornwendel einen kräftigen und schönen Sohn geboren, der Amleth hieß. Dieser, der recht gut darum wußte, daß sein Oheim und Stiefvater — denn Fengo war ihm ja beides zugleich — seinen tapfern Vater heimtückisch erschlagen habe, stellte sich aus Klugheit thöricht, damit er nicht das Loos des Vaters theilen müßte und sich vor Fengo's Nachstellungen sicher wüßte, denn diesen mit offenbarer Gewalt anzugreifen, und schon jetzt den Mord des Vaters zu rächen, durfte er, der Jüngling, noch nicht wagen, da der Mörder täglich mehr in der Gunst des jungen Königs stieg und das Ohr desselben fast unumschränkt beherrschte.

Nur List konnte den Amleth allein retten, und er wendete sie mit einem so großen Erfolge an, daß es keinen einzigen Menschen im ganzen Reiche gab, der nicht darauf geschworen hätte, Prinz Amleth sei der verrückteste Kauz, den man nur sehen konnte. Oft erschien er in einer seltsam aus Lumpen zusammengesetzten Kleidung und geberdete sich wie ein Kind in derselben; oft zog er sie verkehrt an, so daß das Unterfutter nach außen kam, und einst erschien er bei einer besonders festlichen Gelegenheit verkehrt auf dem Pferde sitzend, so daß er den Schwanz, statt des Zügels in der Hand hatte, worüber denn Alles in ein unmäßiges Lachen ausbrach, während Fengo und Geruth sich von ganzer Seele des albernen Sohnes schämten und seinetwegen die Augen nicht vor den Leuten aufschlagen mochten.

Aus dieser Veranlassung, und vielleicht auch weil

Fengo trotz dem die Rache seines Neffen fürchtete, wußte er es bei König Viglet dahin zu bringen, daß Amleth unter dem Schein einer Gesandtschaft nach Britanien abgeschickt wurde, bei welcher Gelegenheit ihn mehrere angesehene Jünglinge begleiten sollten.

Fengo gab seinem Neffen auch Briefe an den König von Britanien mit, die, wie er dem Amleth versicherte, ihn trefflich empfehlen und ihm die allerbeste Aufnahme bereiten sollten. Amleth aber wußte recht gut, wie er mit seinem tückischen Oheim daran war, er stellte sich also, als ob er seinen Worten vollen Glauben schenkte und begab sich mit seinen Begleitern zu Schiffe; den letztern aber, und nicht dem Amleth selbst, hatte Fengo die vorgeblichen Empfehlungsbriefe übergeben.

Kaum waren die Reisenden einige Zeit in See gewesen, so wußte Amleth seine Gefährten dergestalt zu berauschen, daß er mit ihnen machen konnte, was er wollte. Er nahm ihnen also den Brief Fengo's weg — solche Briefe sollen in jener Zeit von Holz gewesen sein, worin man die Schriftzeichen eingrub —, las ihn und schauderte über die Bosheit und die neue Schändlichkeit seines Oheims, denn statt ihn der Güte des Königs von Britanien zu empfehlen, befahl er diesem — und der König zahlte Tribut an Dänemark, war diesem Reiche also unterthan — den Amleth sofort umbringen zu lassen, so daß er nie wieder etwas von ihm zu hören noch zu sehen bekäme.

Als Amleth sich etwas von seiner gerechten Entrüstung erholt hatte, schabte er geschickt die verrätherischen Schriftzeichen von dem Holze ab und grub andere darauf, durch die er dem Könige von Britanien auf's Allerbeste empfohlen wurde. Nachdem er dieses geschickt in's Werk gerichtet hatte, legte er den Brief wieder an seine vorige Stelle und auch sich selbst zum Schlafe nieder, damit seine Genossen glauben sollten, daß auch er berauscht gewesen sei.

Es glückte ihm vollkommen mit dieser List: seine Ge-

fährten schöpften nicht den geringsten Argwohn, sondern übergaben sogleich bei ihrer Ankunft in England den Brief an den König, worauf sie, wie Fengo ihnen befohlen hatte, alsobald die Rückreise wieder antraten, während Amleth bei dem Könige zurückblieb.

Nachdem der Beherrscher Britanien's den Brief gelesen hatte, worin ihn der Prinz so trefflich empfohlen war, ließ er es nicht an der besten Bewirthung und den größten Ehrenbezeigungen fehlen, und da Amleth keine Veranlassung mehr fand, die Rolle eines Narren oder Blödsinnigen zu spielen, wurde der König dermaßen von seinem Verstande und seinen ritterlichen Eigenschaften entzückt, daß er ihm mit Freuden seine eigene Tochter zur Gemahlin gab und ihn königlich beschenkt mit einem reichen Gefolge wieder nach Hause sandte.

Fengo glaubte jetzt, daß er wegen Amleths, seines gefährlichen Stiefsohn's und Neffen, ganz in Ruhe sein könnte und wünschte sich zu der gelungenen List heimlich Glück; aber das Verderben hatte ihn schon erfaßt und er ärntete den Lohn seiner Schandthaten nur zu bald ein.

Nach einer überaus glücklichen Fahrt landete Amleth an der Küste Jütlands, wo Fengo, wie uns bekannt, Landvogt oder Unterkönig war, und in Begleitung von mehreren tapfern Britischen Jünglingen, die er zu seinen Vertrauten gemacht hatte, rückte er während der Nacht zu der Burg seines verrätherischen Oheims hinan. Alles ging nach Wunsch; die Wachen, welche den Prinzen kannten, ließen ihn ungehindert mit seinen Genossen einziehen und Fengo wurde mit seinem ganzen Anhange getödtet, ein Schicksal, das er tausendfältig verdient hatte. Natürlich verschonte aber Amleth seine Mutter, die um die Verbrechen ihres zweiten Gemahls nicht wußte, und nicht wenig erstaunt und betrübt war, als Amleth ihr dieselben mittheilte.

Von dieser Zeit an legte Amleth die Maske eines Narren und Blödsinnigen gänzlich ab, und wie man ihn vorher verspottet und verachtet hatte, so ehrte man

ihn jetzt seines Verstandes und seiner männlichen Thaten wegen.

Nachdem er also Rache an dem Mörder seines geliebten Vaters genommen, rüstete er drei Schiffe aus, bemannte sie mit seinen Freunden und Waffengenossen und begab sich nach Britanien zurück, um seinen Schwiegervater und seine Gemahlin zu besuchen. Er hatte sich aber einen Schild bereiten lassen, auf dem er in gar künstlicher Malerei seine Thaten, und darunter auch die Ermordung des verrätherischen Fengo's, hatte abbilden lassen.

Als der König dieses aber gewahr wurde, erschrak er gar sehr, denn Fengo war sein Bundesverwandter gewesen und Beide hatten einander mit schweren Eiden gelobt, im Falle daß einer von ihnen ermordet würde, den Tod desselben an dem Mörder blutig zu rächen.

Der König war eben so betrübt als verlegen, denn auf der einen Seite band ihn sein Eid, und auf der andern mußte er das heilige Gastrecht, und noch dazu an seinem Tochtermanne verletzen, wenn er ihn tödtete. In dieser Angst gerieth er auf den Einfall, Amleth gen Schottland zu senden, in der Hoffnung, daß er in diesem, von wilden, ungebildeten Leuten bewohnten Lande leicht Händel bekommen und darin seinen Untergang finden würde.

Amleth aber langte nicht nur glücklich in Schottland an, sondern wußte sich auch durch sein anmuthiges Wesen dergestalt daselbst in Gunst zu setzen, daß die Tochter des Königs, Hermentrut, ihm versprach, seine Gemahlin werden zu wollen, wenn er sich entschließen könne, seine erste Gemahlin, die Tochter des Briten-Königs, zu verstoßen. Amleth aber hütete sich wohl, ein solches Unrecht zu begehen, sondern kehrte nach England zurück.

Hier aber erwartete ihn kein liebevoller Schwiegervater, sondern ein ergrimmter Feind, denn der König, seiner Eide eingedenk, schlug ihm nicht nur seine Tochter, des Prinzen rechtmäßige Gemahlin, ab, sondern gab sie

sogar einem Andern zum Weibe und trat Amleth mit den Waffen entgegen. Dieser mußte sich jetzt vertheidigen, und mit Hülfe der Schotten gelang es ihm, den König von England in einer mörderischen Schlacht zu überwinden. Großmüthig verfolgte er aber seinen Sieg nicht weiter, sondern kehrte mit reicher Beute und der Schottischen Prinzessin Hermentrut, die er jetzt, wo er frei war, zu seiner Gemahlin gemacht hatte, nach Dänemark zurück, denn immer zog es ihn nach der geliebten Heimath zurück.

Zu Anfang herrschte Friede und Freude zwischen dem Könige Viglet und dem Prinzen Amleth; da sie aber im Grunde des Herzens einander nicht trauten, Viglet den Tod Fengo's noch immer nicht verschmerzen, und Amleth sich von dem Könige, dessen Günstling Fengo gewesen war, nichts Gutes versah, brach ein Zwist zwischen ihnen aus und Beide griffen zu den Waffen. Zwar unterstützten die Jüten Amleth auf's Allerbeste; zwar war der Prinz seinem Heere ein gar tapferer und erfahrener Anführer; sie mußten aber doch der Uebermacht erliegen, als es in Jütland, auf der Haide, die späterhin nach dem Prinzen die Amleths-Haide genannt wurde, zu einer blutigen Schlacht kam. In dieser verlor der Held dieser Geschichte sein Leben und wurde auf der Wahlstatt begraben.

König Viglet bemächtigte sich jetzt nicht nur aller Schätze und Güter Amleth's, sondern auch seiner Gemahlin, der Hermentrut, die trotz ihres Versprechens an ihren Herrn, sein Schicksal, es möge sein, welches es wolle, so also auch den Tod, zu theilen, dennoch einwilligte, die Gemahlin des Dänen-Königs zu werden.

Dies ist die Geschichte vom Amleth oder Hamlet, wie wir sie in alten Sagenbüchern gefunden haben.

XI.

Etwas vom Starkatter.

1.

Wenige Helden der Vorzeit haben den Ruhm einer so außerordentlichen Tapferkeit hinterlassen, als der Schwede Starkatter. Er zog, wie es damals Sitte war, auf Abenteuer aus und die Könige des Nordlands bewarben sich, so oft sie in Noth waren, um den Beistand dieses Helden und Kämpfers.

Frotho der Vierte (geb. 32 n. C. Geburt), ein edler, freigebiger König von Dänemark, der die Sachsen und Irländer bezwungen und tributbar gemacht hatte, schätzte unsern Helden auch und lud ihn häufig zu sich ein, wo dann die tapfern Männer fröhlich beim Methbecher saßen und von ihren herrlichen Thaten, von ihren Zügen und Abenteuern erzählten.

Aber nicht lange vermochte Starkatter in Ruhe zu verbleiben, und des müßigen Hoflebens wurde er nur zu bald überdrüssig. So nahm er denn auch jetzt Abschied von seinem königlichen Freunde, der eben seines mächtigen Arms nicht bedurfte und zog gen Norwegen, dessen König Wicar ihn beleidigt und zum Kampfe herausgefordert hatte.

Wicar lag eben mit seiner Flotte vor Anker und war von einem Seezuge heimgekehrt, als Starkatter sich ihm stellte. Mit seinen so furchtbar blitzenden Augen maß der Held seinen fürstlichen Gegner, dessen Gestalt, im Vergleich zu der seinigen, die von fast riesenhafter Größe und Stärke war, ihm so winzig vorkam, daß er lächelnd zu ihm sprach:

„Du hast es gewagt, König Wicar, mich zum Kampfe herauszufordern, obgleich du meine Stärke und deine eigne Schwäche sehr wohl kennen mußt. Nun wohlan

denn, ich stelle mich dir hier; damit du aber den Starkatter nicht der Ungroßmüthigkeit beschuldigen magst, so lege ich alle meine Waffen von mir, die mir einen zu großen Vortheil gegen dich geben und den Kampf allzu ungleich machen würden. Nur mit dieser meiner Faust will ich gegen dich kämpfen, und mit diesem Strick, mit dem ich dich erwürge, wenn du unterliegst."

Als König Wicar den Starkatter also reden hörte und seine riesige Gestalt nun zuerst vor Augen hatte, ward ihm gar bänglich und beklommen zu Sinne; aber zurücktreten durfte er nicht mehr, denn Alle wußten, daß er den Helden zum Kampf herausgefordert hatte, und gerade jetzt, als Starkatter am Meeresstrande vor ihm erschien, war er von seinen tapfersten und angesehensten Kriegern umgeben, die ihn verachtet haben würden, wenn er zurückgetreten wäre; es konnte also nicht anders sein, er mußte, wie's im Sprichwort heißt, in den sauren Apfel beißen.

Starkatter, dem es Ernst mit dem Anerbieten war, ohne alle Waffen gegen den vom Kopfe bis zum Fuße bepanzerten und bewaffneten Wicar kämpfen zu wollen, schnallte unterdeß seinen Brustpanzer ab und legte auch das lange, breite und zweischneidige Schwert von sich, das seine furchtbarste Waffe war. Dann zog er aus seiner Tasche einen Strick hervor, machte eine Schlinge daran und sagte lächelnd zum Könige, indem er ihn hoch empor hielt: „Sieh da das Werkzeug deines Todes, König Wicar!"

Dieser erbleichte, halb vor Zorn und halb vor Schrecken; dann aber drang er mit seinem indeß entblößten Schwerte auf den völlig wehrlosen Starkatter ein und suchte ihm durch einen mächtigen Hieb, den er mit beiden Händen zugleich ausführte, das Haupt vom Rumpfe zu trennen. Starkatter aber wich dem gewaltigen Hiebe aus und schnell wie der Strahl des Blitzes auf das von ihm auserkorene Opfer fällt, stürzte er auf Wicar los, bevor dieser noch zu einem zweiten Hiebe ausholen konnte,

faßte ihn mit dem einen Arm um die Mitte des Leibes, und zwar dermaßen, daß dem Könige schon jetzt der Athem fast ausging, so gewaltig preßte der Held ihn an sich, und mit der andern Hand warf er die Schlinge um den Hals des Königs, der auf diese Weise schimpflich sein Leben einbüßte, und Andern durch sein trauriges Ende ein warnendes Beispiel gab, nicht muthwillig mit einem so viel Stärkeren anzubinden.

Als die Norweger ihren König so jämmerlich umkommen sahen, wurden sie sämmtlich von der größesten Furcht ergriffen, und als jetzt Starkatter fragte: „Ist Jemand da, der den Tod seines Königs an mir rächen will?“ da schwiegen nicht nur Alle, sondern sie entfernten sich sogar so eilig, daß sie ihre trefflichen, wohl ausgerüsteten Schiffe im Stiche ließen, die Starkatter nun mit seinen in einiger Entfernung wartenden Genossen bemannte und lustig damit in See stach.

Er landete mit seinen Schiffen in Rußland, und hier war es, wo er die Einwohner einer mächtigen Stadt von ihrem tyrannischen Fürsten, mit Namen Flocco, befreite. Sie hatten nämlich in's geheim seine Hülfe gegen ihren Bedrücker angerufen, und er kam jetzt, sie ihnen zu gewähren. Schon sein bloßer Name bewog den Tyrannen, die Flucht zu ergreifen, und obgleich er durch dieselbe das Leben rettete, so verlor er doch seine Krone und wagte es niemals, aus Furcht vor dem Helden, in sein Reich zurückzukehren.

Jetzt ging es nach Irland hinüber, der von der Nordsee umschlungenen großen Insel. Huglet, der König derselben, hatte es sich einfallen lassen, König Frotho, dem er durch einen frühern Vertrag zinsbar war, den gewöhnlichen Jahrestribut zu verweigern. Starkatter landete also mit seinen Dänen auf der Insel, und der Schrecken, der seinem Namen voranging, war so groß, daß das Heer Königs Huglet nirgends Stich hielt und dieser sich bald gänzlich verlassen sah. Mit einer kleinen, ihm treugebliebenen Schaar warf er sich dem Helden ver-

zweiflungsvoll entgegen, der nicht säumte, sich ihm ganz allein zu stellen. Auch Huglet erlag dem Arme Starkatter's, und jetzt stand den Dänen nichts mehr im Wege, sich der königlichen Burg und der darin enthaltenen Schätze zu bemächtigen. Letztere wurden in eins der Schiffe gebracht und an König Frotho zum Ersatz für den von den Irländern verweigerten Tribut gesandt. Fast nichts behielt Starkatter für sich, doch bedachte er seine Genossen reichlich; er selbst mochte sich nicht gern mit vielem Gut belasten und meinte ganz richtig, er sei schon der Mann, sich, so lange er lebe, sein Stückchen Brod zu erwerben.

Nachdem er in Irland fertig war, trieb ihn ein unbezwingliches Verlangen gen Byzanz, das jetzt Constantinopel genannt wird, wie Euch wohl bekannt ist. Dort, so ging die Sage, setzte ein gewaltiger Riese, den man allgemein für unüberwindlich hielt, die ganze Stadt und Umgegend in Schrecken, indem er alle Welt zum Kampfe herausforderte, und dann die sich ihm verwegen Nahenden tödtete. Dies war ein Gegner für den nordischen Helden, und bei diesem konnte er sich noch Ehre holen, nicht mehr bei den gewöhnlichen Kämpfern, die sich ihm zu stellen wagten.

Nach einer glücklichen Fahrt langte er endlich bei Byzanz an, stieg mit seinem Gefolge an's Land und verlangte sofort, daß man ihm den Ort zeige, wo der Riese Tanamus — denn so hieß dieser — sich aufhielt, denn er war es nicht gewohnt, erst lange auszuruhen und seines Leibes überhaupt zu pflegen, wenn es einen ruhmvollen Kampf zu bestehen galt.

Man führte ihn vor das Thor hinaus und die Furcht vor dem Riesen war so groß, daß es Keiner wagte, ihn bis zu dem Orte zu führen, wo der Riese gewöhnlich unter dem Schatten einiger außerordentlich hoher Platanen zu ruhen und auf Beute zu lauern pflegte. Kam dann von ohngefähr ein arglofer Wanderer die Straße entlang, so richtete er sich auf, schritt gemächlich auf den

schon durch seinen bloßen Anblick in tödtliche Furcht Gesetzten los, schmetterte ihn erbarmungslos mit seiner Keule nieder und beraubte ihn aller seiner Habe, worauf er ihn nackt und geplündert am Wege liegen ließ.

Dieses Alles und noch viel Schrecklicheres erzählte Starkattern sein Führer, und ermahnte ihn zugleich auf's Eindringlichste, von dem gefahrvollen Vorhaben abzustehen, mit dem Riesen kämpfen zu wollen. Der Held aber, ohne auch nur die mindeste Regung von Furcht zu verspüren, zog sein treffliches Schwert Ifing, das ein Geschenk von einem hochberühmten Waffenschmidt Norwegens war, aus der Scheide, prüfte die Schärfe desselben an seinem Nagel und sagte dann zu seinem Führer:

„Sei getrosten Muthes, denn sofern die Götter mir nicht zuerst im Leben abhold und entgegen sind, hoffe ich eure Stadt von dem Riesen zu befreien, der so lange ihr Schrecken gewesen ist; und beim Odin! wenn mir dieses Abenteuer gelingt, so werde ich es für keine der schlechtesten Handlungen meines Lebens halten, diesen ungeschlachten Gesellen, der seine Leibesstärke zum Verderben Anderer mißbraucht, zur Hel hinunter zu senden, die ihm in Nifthaim schon seinen rechten Platz anweisen wird, unter den Schlangen und Ungeheuern ihres finstern Gebietes; denn dahin gehören alle diejenigen, welche einen schlechten Gebrauch von den ihnen von den günstigen Göttern verliehenen Fähigkeiten machen.“

So sprach unser Held, und sein Führer trennte sich von ihm voll Verwunderung über die guten und weisen Reden, die er von diesem Sohne des Nordlands gehört hatte, denn im Süden hielt man die Norder allgemein für so rohe und ungeschlachte Barbaren, daß man ihnen kaum einen vernünftigen Gedanken, geschweige denn ein gutes Wort, zutraute.

Starkatter setzte jetzt seinen Weg über den Hügel fort, an dessen gegenseitigem Abhange er, wie sein Führer ihm gesagt hatte, den Riesen treffen würde, und wirklich hatte

man ihn hierin nicht getäuscht, denn kaum hatte er die höchste Spitze des Hügels erreicht, und konnte nun in das jenseits desselben gelegene schöne und fruchtbare Thal hinabschauen, so erblickte er den furchtbaren Riesen, der gemächlich unter dem Schatten himmelhoher Platanen — Riesen unter den Bäumen, wie er es unter den Menschen war — lag und sein Frühstück zu halten schien. Er hatte nämlich auf der Spitze seines ungeheuren Schwertes eine gebratene Ochsenkeule, von der er behaglich große Schnitte abschnitt und verzehrte.

Bald bemerkte er den auf ihn zukommenden Krieger, und da er ihn so gänzlich ohne alle Furcht, auch vom Kopfe bis zum Fuße in Eisen gehüllt und bewaffnet sah, dachte er gleich, daß er es mit einem Stärkern zu thun haben würde, als sich ihm sonst entgegen stellten. Er stand also auf, nahm den Rest seines Bratens von der Spitze seines Schwertes herunter und stellte sich, auf den Knauf seines Degens mit der Linken gestützt, in der Rechten die furchtbare Keule haltend, gerade vor Starkatter hin, der ihm ziemlich nahe auf den Leib rückte, so furchtbar auch sein Anblick war.

Man denke sich einen starken Mann von wenigstens acht Fuß Höhe, dessen braun verbranntes Gesicht mit einem dicken, struppigen Barte von fuchsrother Farbe fast gänzlich überwachsen ist, so daß kaum die Augen und Lippen aus dem Haarwulste hervorsahen; man denke sich Arme, so stark und nervig, Fäuste, so groß und fest von Knochen, daß sie das festeste, dickste Eisen zerbrechen zu können schienen; man denke sich zu diesem Allen ein paar Füße und Beine, die Säulen glichen, und man wird einen ohngefähren Begriff von dem Riesen Tanamus haben. Dabei hatte der Blick seiner schwarzen, tiefliegenden Augen etwas so Furchtbares und Blitzendes, daß er schon damit, den Basilisken gleich, seinen Gegner tödten zu können schien. Das Gesicht des Riesen nahm einen ganz eignen Ausdruck des Erstaunens an, als er trotz seiner drohenden Stellung den nordischen Helden immer

näher kommen sah, und endlich rief er ihm mit furchtbarer Stimme zu:

„Verwegener Wicht! wie, ist dir dein Leben so feil, daß du dich mir zu nahen und mich in meiner Mahlzeit zu stören wagst? Hast du denn nie von Tanamus, dem Riesen des Morgenlandes, gehört? nie von seinen erstaunenswürdigen Thaten, denen keine anderen gleich kamen noch je gleichkommen werden?“

„Nun! nun!“ sagte Starkatter lachend, „nimm nur nicht jetzt beim Sprechen die Backen eben so voll, wie vorhin beim Kauen. Wisse, daß Bescheidenheit die schönste Zierde der Starken ist; was aber deine großen Thaten anbelangt, so sind sie eben so ungeschlacht, als dein Leib, armer Tanamus!“

„Beim Jupiter und Mars, das ist zu toll! So hat noch nie ein Menschenwürmlein zu mir zu sprechen gewagt,“ rief der Riese wuthentbrannt und schwang seine furchtbare, mit Eisen beschlagene Keule zweimal um sein Haupt, um seinen Gegner mit einem deste schrecklichern Schlage zu Boden zu schmettern; aber unser Held war auf seiner Hut und wußte der Keule des Riesen durch eine Seitenbewegung so geschickt auszuweichen, daß dieser, der ihn sicher zu treffen und zerschmettert zu Boden zu stürzen glaubte, die Erde traf, die durch den entsetzlichen Schlag zerbarst, so daß ihm Staub und Erde in die Augen flog und er einen Augenblick gänzlich erblindet war. Diesen Augenblick benutzte Starkatter und rannte ihm sein gutes Schwert Ising so tief in den Leib, daß, so dick der Riese auch war, die Spitze desselben doch wieder zum Rücken herausdrang.

„Wehe! Wehe!“ schrie der Riese, und sein Geschrei klang fast wie das Brüllen eines wilden Thieres. „Wehe!“ rief er nochmals, und stürzte zur Erde nieder, von seinem eigenen Blute gänzlich überströmt und auch den grünen Rasen damit färbend. Dann schienen ihm nochmals Kraft und Besinnung wieder zu kehren; er raffte sich plötzlich auf, griff nach seinem neben ihm lie-

genden Schwerte und würde den vor ihm stehenden Starkatter damit durchbohrt haben, wenn dieser ihm nicht mit einer raschen Bewegung die tödtliche Waffe aus der Hand gerissen und sie weit weg geschleudert hätte.

„Wer bist du? und habe ich es nicht vielleicht mit Mars selbst zu thun gehabt?“ stöhnte der Riese und sank wieder zusammen.

„Starkatter ist mein Name,“ entgegnete ihm der Held, „und das gen Norden gelegene Schweden mein Vaterland.“

„So ist dies mein Tod!“ sagte der Riese, „und wahr wird, was die Sibylle in der Felsenhöhle mir einst prophezeihte: Leben würde ich, bis einst der Löwe Nordlands über das Meer geschwommen käme, um den Tod so vieler durch mich Gefallener an mir zu rächen. — Du bist der Löwe Nordlands, Starkatter und ich, der Mächtige, nun bald — ein Häuf — chen — Erde!“ Die letzten Worte sprach er schon so leise, daß man sie nur vernehmen konnte, wenn man ihm so nahe wie Starkatter stand. Noch einmal griff er mit den riesigen Fäusten krampfhaft nach der Erde; noch einmal wollte er ein Wort sprechen, aber der Laut erstarb ihm auf der Zunge und mit einem schweren Seufzer entfloh seine schwarze Seele aus dem ungeschlachten Leibe, der seither ihr Wohnsitz gewesen war.

Starkatter trennte jetzt mit einem einzigen mächtigen Hiebe den Kopf vom Rumpfe, steckte diesen auf das Schwert des Riesen, das so lang wie eine gute Lanze war, nahm die Keule desselben vom Boden auf, steckte seinen Ising in die Scheide, und trat so den Rückweg nach Byzanz an, hoch das Riesenhaupt vor sich hertragend.

Als er in diesem Aufzuge in der Nähe der Stadt anlangte, ergriff Alles schreiend die Flucht vor ihm, denn so groß war die Furcht vor dem Riesen, daß selbst sein abgehauenes Haupt noch Alles mit Angst und Entsetzen erfüllte; als sich aber die erste Bestürzung etwas gelegt

hatte, da versammelte man sich um den Helden, lobte seine große Tapferkeit und war so dankbar, daß man laut schrie: Diesem müsse man einen Tempel erbauen und göttliche Ehre erweisen, weil er der Retter der bedrängten Stadt geworden sei.

Die Bewohner von Byzanz sagten aber unserm nordischen Helden weder in ihrer Furchtsamkeit, noch in ihrer Begeisterung für ihn zu, und sich einen Tempel erbauen und göttliche Verehrung erweisen zu lassen, weil er einen plumpen Riesen im Kampfe erlegt hatte, das kam ihm ganz albern und abgeschmackt vor, und so suchte er sich dem vor Freude fast wahnsinnigen Volke durch die Flucht zu entziehen, die er dadurch glücklich in's Werk richtete, daß er ihnen den Kopf des Riesen da ließ, während er selbst mit den Waffen durch das Gedränge zu entkommen suchte. Der Kopf des Riesen nahm auch dermaßen die Versammelten in Anspruch, und es entstand endlich ein solches Reißen darum, daß Starkatter unbemerkt entfliehen konnte und glücklich bei seinen Waffengenossen am Strande des Meeres anlangte.

Diese waren schon, die große Gefahr des Abenteuers wohl kennend, in großer Besorgniß um den Helden gewesen, weshalb sie sich sehr freuten, als er jetzt lebend und unverletzt daher geeilt kam. „Schnell zu Schiff und die Segel aufgespannt!“ rief er ihnen schon von weitem entgegen.

„So lebt der Riese noch und verfolgt dich?“ fragte ihn Rolf, sein liebster Waffengenosse, voll Erstaunen. „Doch bist du in unserer Mitte nicht sicher vor ihm?“ fügte er hinzu.

„Den Riesen fürchte ich nicht, denn den habe ich mit Ising niedergestochen, und sieh, dies da sind seine Waffen,“ entgegnete ihm Starkatter; „aber das Volk in jener elenden Stadt, das ist's, was ich fürchte, und ihm suche ich durch eilige Flucht zu entgehen.“

„Ei, so laß die Schufte kommen, die, statt in dir den Retter und Befreier zu ehren, dich hassen und

verfolgen!“ zürnte Rolf, der natürlich die Sache gar nicht begriff.

„Das ist's nicht,“ sagte Starkatter; „aber seht nur, Freunde und Genossen, es ist dieses Volk so erbärmlich, so feiger und elender Art, daß ich keinen Einzigen darunter fand, der den Muth gehabt hätte, mich nur zu der Stelle hinzuführen, wo der Riese lagerte, und nur durch Bitten und Drohungen zugleich konnte ich einen Jüngling dazu bewegen, mich auf den rechten Pfad zu bringen, so groß war die Furcht, die der lebende Riese ihnen Allen einflößte. Nun er aber todt ist, reißen sie sich um sein Haupt, das ich von der Wahlstatt zum Zeichen meines Siegs mitgebracht hatte, und Jeder wetteifert, den Andern an Schmähungen gegen den todten Feind zu übertreffen, und mit großprahlerischen Redensarten um sich zu werfen, daß es Schade sei, daß ein Anderer als er den mächtigen Feind habe erlegen müssen. Seht, Freunde, dieses Alles macht mir das Volk dieser Stadt so widerwärtig und verächtlich, daß ich mit keinem Einzigen beim Mahle einen Becher leeren, noch unter einem einzigen Dache Gastfreundschaft und ein Nachtlager suchen möchte. Auf denn zu den Schiffen, und unserm lieben Nordland zugesteuert, wo man weder Furcht noch Großsprecherei kennt!“

„Auf, gen Nordland!“ riefen freudig Alle, sprangen in das Schiff, zogen die weißen Segel auf, und heim ging's zum theuren Vaterland!

2.

Während sich nun Starkatter auf dem Meere umhertrieb, gingen in Dänemark allerlei neue Dinge vor. Die Sachsen, der Krone bisher unterthan und zinspflichtig, fielen auf's Neu ab, weil sie um Starkatter's Abwesenheit wußten, und hatten sogar die Frechheit, dem Könige Frotho einen Zweikampf durch ihre Botschafter anbieten zu lassen, denn sie hatten zu der Zeit an dem Hama einen Helden und Kämpfer, wie er außer Star-

katter nicht mehr gefunden wurde, und dieser war es, der den König der Dänen herausfordern ließ.

Schon wollte Frotho, sich seiner Würden begebend, den Kampf mit dem Hama annehmen, als Starkatter ganz unvermuthet erschien und den König dringend bat, ihm den Kampf mit dem Sachsen zu überlassen, was auch geschah.

Bei diesem Kampfe hatte Starkatter zwar das Unglück, über einen Stein zu fallen, als das Gefecht mit dem Hama eben am heftigsten war; da er aber eben so viele Behendigkeit, als Tapferkeit und Leibeskraft besaß, raffte er sich wieder vom Boden auf, bevor sein Gegner noch Vortheil von seinem Unfalle ziehen konnte, und indem er aufsprang, traf er den Sachsen mit seinem guten Schwerte Ifing dergestalt, daß er ihm den Rumpf mitten durchtrennte, so daß Hama in zwei Theilen zu Boden sank.

Jetzt, nachdem die beiden sächsischen Fürsten, Hanf und Schwertting, ihre beste Stütze in dem Hama verloren hatten, mußten sie sich auf's Bitten legen, und ihnen wurde zwar auch das Leben und die Freiheit von der Großmuth Frotho's geschenkt, aber sie mußten sich anheischig machen, einen doppelten Tribut zu entrichten, und in Zukunft Friede zu halten.

Schwertting hielt diese Friedensbedingungen, aber Hanf, ein gar kriegerisch gesinnter Fürst, fand sie so schmachvoll, daß er nochmals zu den Waffen griff, um auf Tod und Leben um seine völlige Unabhängigkeit zu kämpfen. Doch er war auch diesmal nicht glücklich gegen seinen Oberherrn und büßte seine Verwegenheit mit dem Tode, den er in der Schlacht fand.

Schwertting, der noch übriggebliebene Beherrscher der Sachsen, nahm sich Hanf's Beispiel zu Herzen, und begriff gar wohl, daß mit Gewalt nichts auszurichten sein würde, weshalb er zu einer schändlichen List seine Zuflucht nahm, um sich seines mächtigen Gegner's zu entledigen. Er stellte sich daher eine ganze Zeitlang als den treusten

und ergebensten Freund des Königs Frotho an und wußte diesen durch sein gleißnerisches Thun und Reden dermaßen für sich einzunehmen, daß Frotho nicht anstand, seiner Einladung Folge zu leisten und zu einem Gastmahl in Schwertings Burg sich einzufinden.

Hier wurde nun so gewaltig geschmaus't und gezecht, daß die Dänen bald nicht mehr wußten, wo sie waren, und sämmtlich vom Schlaf befangen unter Tischen und Bänken lagen. Frotho selbst war zwar nicht dermaßen trunken, daß er nichts mehr von sich selbst gewußt hätte; aber auch ihm schwindelte bereits der Kopf von dem allzuhäufig genossenen Wein und braunen nordischen Meth, so daß der treulose, tückische Schwerting es an der Zeit hielt, sein böses Vorhaben auszuführen. Er gab also einem Vertrauten einen Wink, und alsbald loderten die Flammen von allen Seiten aus dem Pallaste hervor, so daß Frotho, der sich zu retten suchte, nirgends einen Ausgang mehr offen fand und nebst seinen trunken daliegenden Getreuen jämmerlich in den Flammen umkommen mußte. Schwerting hatte aber aus Furcht vor Starkatters Rache — denn der Held war eben in Norwegen, als sich dieser Vorfall zutrug — seine Zuflucht zu dieser Todesart für Frotho genommen, weil er nun glaubte vorgeben zu können, daß das Feuer zufällig ausgekommen sei und den König nebst seinen Genossen getödtet habe. Aber der Schändliche ärntete keine Frucht von seinem bösen Beginnen, denn er selbst kam elendiglich in den Flammen um, sei es nun, daß die die verletzte Gastfreundschaft rächenden Gottheiten sein Auge mit Blindheit schlugen, so daß er den einzigen, zu seiner Flucht vom Feuer frei gelassenen Ausgang nicht zu finden vermochte; sei es, daß ihn einer der im Saale befindlichen Dänen niederstieß, und den Verräther so zwang, den blutigen Lohn seiner blutigen That zu ärnten: kurz, auch Schwerting verbrannte mit, und nicht einmal seine Asche konnten seine Getreuen sammeln, um sie der Erde in einem Aschenkruge anzuvertrauen.

Sobald die Kunde von König Frotho's unglückseligem Ende nach Dänemark gelangt war, erhob sich ein allgemeines Wehklagen, denn Frotho war, wie wir schon angedeutet haben, ein wahrer Vater seines Volks und eben deshalb aufs Innigste von demselben geliebt gewesen.

Frotho hinterließ einen Sohn, mit Namen Ingel, und dieser wurde jetzt zum Könige erwählt, obgleich er leider nicht die Tugenden seines Vaters zugleich mit dessen Krone und Reich geerbt hatte. Ingel war nämlich einem wüsten, trägen Leben dermaßen zugethan, daß er nicht einmal daran dachte, den Tod seines trefflichen Vaters an den treulosen Sachsen zu rächen, obgleich diese sich jetzt laut ihrer That berühmten, weil sie den Ingel zu sehr verachteten, um seine Rache zu fürchten.

Starkatter war auf die erste Kunde von Frotho's Tode sogleich aus Norwegen weggegangen und hatte sich zu dem neuen Könige begeben, um diesen um ein Heer zu bitten, das er gegen die treulosen Sachsen führen und so den Tod seines königlichen Freundes rächen wollte. Allein Ingel war nicht nur selbst dem edlen Waffenhandwerk von ganzer Seele abhold, sondern auch allen denen, die demselben oblagen, und so fand Starkatter, der Held, eine so schlechte Aufnahme an dem neuen Hofe, als er bei König Frotho stets eine gute gehabt hatte, und dies machte, daß er sich eben so eilig wieder entfernte, als er gekommen war.

Ingel aber freute sich herzlich, als er seinen Hofmeister — so nannte er Starkatter gegen seine Vertrauten — nur wieder los war, denn nun hielt ihn keine Scham mehr ab, ganz und ohne allen Rückhalt seinen bösen Lüsten nachzugehen, und so verstrich kein einziger Tag mehr, an dem Ingel mit seinen eben so niedrig denkenden Günstlingen sich nicht der abscheulichsten Völlerei hingegeben hätte, so daß man im Reiche bald das Sprichwort hatte: „der kann essen und trinken wie der König!“ womit man allemal einen im Essen und Trinken Unmäßigen bezeichnete.

Ein solcher Hof paßte für Starkatter durchaus nicht, und so eilte er nach Schweden, seinem Heimathlande, zurück, wo er bessere Tage und mehr Arbeit zu finden hoffte, als in dem jetzt gänzlich entarteten Dänemark.

Ingel aber, um seinem elenden Leben und Treiben die Krone aufzusetzen, ließ sich von den Söhnen des Sachsen-Fürsten Schwertings bereden, ihre Schwester zur Ehe zu nehmen, obgleich er recht gut wußte, daß diese seine Schwäher dabei behülflich gewesen waren, seinen Vater um's Leben zu bringen. Seine Hochzeit mit der sächsischen Fürstentochter wurde mit großer Pracht und Herrlichkeit gefeiert, auch mußten die Dänen es ruhig mit ansehen, daß diejenigen, welche ihren großen und guten König Frotho hatten ermorden helfen, nun die vornehmste Rolle am Hofe spielten und die getreuen Diener des vorigen Königs in den Schatten stellten.

Um diese Zeit war es, wo Prinz Helgo aus Norwegen um König Ingel's Schwester, Helga, freite, und den Starkatter aus Schweden zu sich entbieten ließ, ihm die Prinzessin erwerben zu helfen, denn Helgo und Starkatter waren Freunde und hatten sich gegenseitig Schutz und Hülfe in allen Nöthen und Gefahren zugeschworen. Helgo aber sollte, so war es König Ingel's Wille, die Prinzessin neun Brüdern abkämpfen, wovon der älteste schon früher um die Helga geworben hatte, und da er es sich nicht getraute, es mit so Vielen aufzunehmen, ließ er den Starkatter zu sich entbieten, der auch sogleich erschien, um seinem Freunde zu helfen.

Als die neun Brüder seine Ankunft vernahmen, und auch, daß er sich ihnen statt des Helgo entgegenstellen wolle, sandten sie zu ihm und ließen ihn fragen, ob er mit jedem von ihnen einzeln, oder mit allen Neunen zugleich kämpfen wolle? worauf er die Antwort gab: „Wenn mich ein Haufen zorniger Hunde anbellt, so pfleg' ich sie mit einander, und nicht jeden einzeln von mir abzutreiben."

Alſo ſtritt er denn auch jetzt mit den neun Brüdern zugleich und ſtreckte ſie ſämmtlich todt zu Boden, worauf Prinz Helge die ſchöne Helga heimführte gen Norwegen.

Nachdem Starkatter dieſe neue Heldenthat verübt hatte, begab er ſich zu König Ingel in den Pallaſt, feſt entſchloſſen, dieſem in ſo großer Schande und Weichlichkeit lebenden jungen Fürſten noch einmal die Wahrheit zu ſagen, und wenn es auch ſein Leben koſten ſollte, denn das glaubte er dem Andenken ſeines königlichen Freundes Frotho ſchuldig zu ſein.

König Ingel gab eben ſeinen beiden Schwähern, den jungen Sachſen-Fürſten, ein glänzendes Gaſtmahl, als Starkatter unangemeldet zu ihm in die Halle trat und ſich mit finſter gerunzelter Stirn dem jungen Könige entgegenſtellte.

„Ei ſieh, biſt du da, mein Held Starkatter?“ fragte König Ingel, der ſeine Verlegenheit nicht gar wohl zu verbergen wußte.

Starkatter vermochte vor Unwillen kein Wort hervorzubringen, denn es ſchnitt ihm faſt das Herz ab, als er den jungen König mit Frotho's ehrwürdiger Krone auf dem Haupte zwiſchen den beiden Söhnen des Mörders ſeines Vaters ſitzen ſah, und der Zorn überwältigte ihn dermaßen, daß ſeine Augen wieder ſo furchtbar blitzten, wie ſie zu thun pflegten, wenn er einem gehaßten Gegner gegenüber ſtand; auch legte er, ohne es zu wollen, die Hand an ſein getreues Schwert Iſing.

„Wie iſt dir, mein Held?“ redete Ingel weiter, denn ihm wurde ganz bang und beklemmen zu Sinn; „komm, ſetz dich zu uns und laß uns auf das Andenken meines verſtorbenen Vaters ein Horn leeren, der, wie ich recht gut weiß, dir der treuſte und liebſte Freund auf Erden war.“

„Wie?“ ſtürmte Starkatter jetzt los, „wie, Ingel, du mißrathener Sohn eines großen und edlen Vaters, du wagſt es, ſeinen Namen in der Gegenwart ſei-

ner Verräther und Mörder zu nennen? du wagst es, mich aufzufordern, Antheil an einem Gastmahl zu nehmen, wobei sie den Vorsitz führen? Möge eher meine Zunge vertrocknen, als daß ich den Trank aus der Hand eines Sohnes empfange, der, statt der Rächer eines edlen, schmachvoll ermordeten Vaters zu sein, wozu Ehre und Pflicht ihn mit tausend Stimmen auffordern, mit den feigen, hinterlistigen Mördern desselben aus einem Horne trinkt und so den Zorn der Götter zugleich mit der Verachtung der Menschen auf sich ladet!"

Als König Ingel diese kühnen Worte reden hörte, wurde er bald bleich, bald roth; doch war es ihm, der noch nicht gänzlich schlecht und verderbt war, nicht möglich, dem Helden wegen derselben zu zürnen, vielmehr erfüllte so viel erhabener Muth ihn mit Bewunderung, an die sich zuerst im Leben die Erkenntniß seiner eignen Schande knüpfte. Mit glühenden Wangen und zu Boden gesenkten Blicken saß der König einige Augenblicke da; dann sprang er plötzlich, wie von einem ganz andern Geiste beseelt, auf, ging auf Starkatter zu, reichte ihm die Hand und sprach:

„Ich habe bis zu dieser Stunde wie in einem bösen Traume gelebt; doch du hast mich jetzt erweckt, mein Held! Auf denn, die Stunde der Blutrache hat geschlagen, und mir kömmt es zu, mir allein, den Tod eines edlen Vaters zu rächen. Sachsen, greift zu euren Schwertern, denn hier steht Ingel, der entweder von eurer Hand sterben, oder den durch euch und euren Vater herbeigeführten Tod seines Vaters rächen will."

Die Sachsen erbleichten, als sie ihren Oberherrn so reden hörten; aber kein Flehen der jungen Königin half ihnen: sie mußten zu den Waffen greifen und ihr Leben gegen den ergrimmten Ingel zu vertheidigen suchen, der gar bald Beide nieder machte, ohne daß Starkatter ihm dabei behülflich war.

Nachdem Ingel sich auf diese Weise seiner heimlichen Gegner und der Mörder seines Vaters entledigt

hatte, da reichte Starkatter ihm mit vor Freude leuchtenden Augen die Hand und sprach: „Jetzt thu mir Bescheid aus dem goldenen Trinkhorne, o mein Herr und König, denn in dir erkenne ich Frotho's ächten Sohn wieder an. Bedarfst du aber in Zukunft meines Arms gegen deine sonstigen Feinde, so laß es mich nur wissen, und wo ich mich auch befinden mag, ich werde zu dir eilen und dir Blut, Kräfte und Leben mit Freuden weihen."

Ingel war stolz auf dieses Lob des Helden, und, wie die Geschichte vermeldet, ward er von diesem Tage an ein eben so trefflicher als ruhmwürdiger Beherrscher seiner Völker und ganz das Ebenbild seines großen Vaters. Starkatter aber blieb auch ihm der treueste Freund, eben so wie er es Frotho'n gewesen war.

XII.

König Rolf und seine Helden.

König Rolf, nach den alten Sagen und Geschichten, der Dreizehnte der Könige Dänemarks, hatte drei Krieger in seinen Diensten, die er höher hielt, als alle seine andern Güter und Schätze, und nicht mit Unrecht nannte er sie die drei glänzendsten Edelsteine in seiner Krone. Galt es, dem Feinde ein Heer entgegen zu führen, so waren Biarco, Hialto und Wigo — so hießen sie — auch ohne daß es der König geboten hatte, an der Spitze desselben, und wo sie sich befanden, da war auch bald der Sieg.

Jegliche Freiheit durften diese Drei sich auch herausnehmen, und selbst die Macht und das Ansehen des Königs war nicht größer, als die ihrige; aber trotz dem ließen sie es nie an der gehörigen Ehrfurcht gegen ihren Oberherrn fehlen, und dieses eben war es, was sie in seiner Gunst erhielt, selbst wenn sie ihm einmal, ohne es

zu wollen, etwas Unangenehmes zugefügt hatten, wie wir nachstehend erzählen werden.

Es begab sich, daß König Rolf seine Schwester Ruta einem schwedischen Prinzen, mit Namen Agner, vermählte, und die Hochzeit mit gar großer Pracht und Herrlichkeit ausrichtete. Auf dieser Hochzeit war es, wo die Genossen des Schweden-Prinzen, vermuthlich vom allzuhäufigen Methtrinken erhitzt, allerlei Muthwill ausübten, wobei sie erst Hialte, dann aber auch Biarco mit den abgenagten Knochen des Mahles, freilich nur zur Kurzweil, warfen. Lange ließ Biarco sich diesen Scherz gefallen, als ihn aber einer der ausgelassenen schwedischen Gesellen allzuhart mit einem Bein am Kopfe traf, da stieg die Galle in ihm auf, und vom Schmerz erhitzt, schleuderte er das Bein so stark auf den Werfer zurück, daß dieser gefährlich an der Stirn verwundet wurde.

Prinz Agner wurde sehr erbeßt, als er einen der Seinigen so zugerichtet sah, sprang von der Tafel auf und forderte den Biarco zum Zweikampfe heraus, wobei er sagte, daß es schändlich von demselben sei, auf diese Weise die Freude des Festes gestört und aus Scherz Ernst gemacht zu haben. Biarco, der eben sowohl die Zunge, als das Schwert zu regieren wußte, blieb dem Herausforderer die Antwort nicht schuldig, und meinte, daß, wenn es in Schweden auch Sitte sei, solche grobe Späße zu führen, man in Dänemark ganz anders darüber dächte und sie Grobheit und Beleidigung, nicht mehr erlaubte Scherze, nenne; erstere aber zurückzuweisen, das sei seines Amtes.

Nach diesem erbitterten Gespräche kam es zwischen Agner und Biarco zu eben so erbitterten Streichen, wobei jedoch der Held so viel Rücksicht darauf nahm, daß er es mit einem vornehmeren Manne und seines Königs Schwiegersohn zu thun habe, daß er freiwillig dem Prinzen den ersten Schlag zugestand. Wenn die Leute jener Zeit mit einander kämpften, was meist immer auf Leben und Tod geschah, dann wurden nicht eben viele, sondern

nur wenige, aber deſto tüchtigere Streiche geführt, die gewöhnlich den Tod des Einen oder Andern herbeiführten.

Agner führte alſo den erſten Schlag, und zwar mit einer ſolchen Gewalt, daß er dem Biarco den Helm mitten durch ſpaltete und ihm die Haut am Kopfe verwundete. Da es nun an Biarco war, auch ſeinen Streich zu führen, ſtützte er ſeinen Fuß gegen einen Stock, damit er einen deſto kräftigeren Schlag mit der Hand führen möge, und in der That war ſein auf Agner geführter Schlag auch dermaßen kraftvoll, daß er nicht nur den Kopf, ſondern zugleich auch den ganzen Leib deſſelben mitten aus einander gehauen.

Ueber dieſen Tod ihres Prinzen waren die mit zur Hochzeit herübergekommenen Genoſſen Agners natürlich ſehr entrüſtet, und Einer nach dem Andern ſtellte ſich Biarco'n entgegen, um den Tod ihres Gebieters zu rächen; aber es erging ihnen gar übel, denn der Held erlegte ſie ſämmtlich. König Rolf war aber ſo wenig mit Biarco's Handlungsweiſe unzufrieden, daß er ihm des erſchlagenen Agner's Braut, ſeine Schweſter Ruta, zur Gemahlin gab.

Nachmals ſoll Biarco mit ſeinen Händen einen groſſen Bären erlegt haben, der die ganze Gegend unſicher machte; auch wird behauptet, er und Hialto haben von dem Blute deſſelben getrunken, und dies ſie noch einmal ſo ſtark gemacht, als ſie vorher ſchon waren.

Nicht im minder groſſen Anſehen als Hialto und Biarco ſtand Wigo, der dritte Held, beim Könige, und ſo kam es, daß dieſer ihm einſt ein koſtbares güldenes Armband verehrte, womit Wigo ſeinen rechten Arm zierte, die linke Hand aber jederzeit auf dem Rücken verbarg.

Als ihn nun einſtmals der König fragte, weshalb er nur immer die eine Hand zeige, aber die andere allzeit ſorgfältig verberge, antwortete er:

„Dieſe arme Hand, o mein König, welche durch keine Mannheit gezieret iſt, ſchämt ſich, ſich neben ihrer Schwe-

ſter zu zeigen.“ Hierüber lachte nun König Rolf von Herzen und gab ihm ein zweites Armband für die andere Hand.

Durch ſolcherlei Gutthat und Freundlichkeit gewann aber der König die Herzen ſeiner Untergebenen dermaßen, daß ſie freudig Gut und Blut für ihn ließen, namentlich leiſtete auch Wigo ein feierliches Gelübde am Altare der den Meineid rächenden Wara, daß, wenn König Rolf je einem Feinde erliegen ſollte, er nicht ruhen noch raſten wolle, als bis er den Thäter aufgerieben, und dieſen Schwur hat er nachmals redlich gehalten.

Inzwiſchen hatte König Rolf ſeine andere Schweſter, mit Namen Schulda, einem tapfern Jünglinge vermählt, der Hiartwar hieß, und ihn zum Könige in Schweden eingeſetzt, jedoch unter der Bedingung, ihm jährlich einen Tribut zu entrichten. Wenig Dank aber ärntete König Rolf für ſeine Großmuth, denn ſeine ihm von Natur abgeneigte Schweſter Schulda hetzte ihren Gemahl ſo lange gegen ihren Bruder und Wohlthäter auf, bis er unvermuthet in Dänemark einfiel, die Burg des Königs während der Nacht einnahm und Rolf nach einem langen, vergeblichen Widerſtand mit allen ſeinen Hofleuten umbrachte.

Welche Treue aber, ſelbſt nach dem Tode noch, die Norder von ihren Frauen verlangten, möge nachfolgendes Beiſpiel zur Genüge darthun.

Als König Rolf, wie oben erwähnt worden, von ſeinem verrätheriſchen Schwager Hiartwar bei Nacht überfallen wurde, war Hialto eben nicht in Lethra ſelbſt, ſondern hielt ſich in der Nähe dieſer Stadt auf dem Lande auf. Bald jedoch erhielt er durch ſeine Getreuen Nachricht von dem, was ſich in der Burg des Königs zutrug, und eilte nun, ſeine Waffen anzulegen, um wo möglich ſeinem geliebten Gebieter noch zur rechten Zeit zu Hülfe zu kommen.

Als ihn ſeine Gemahlin aber ſo eilig beſchäftigt ſah, ſeine Rüſtung anzulegen, ſuchte ſie ihn mit allen nur er-

denklichen Schmeichelworten davon abzuhalten, sich in den ungleichen Kampf zu begeben, und als sie sah, daß dieses Alles nicht helfen wollte, rief sie aus:

„Wenn du in diesem Kampfe umkömmst, Hialte, wen soll ich dann wohl wieder zum Gemahl nehmen?!“

Als Hialte diese Worte hörte, übermannte ihn der Zorn dergestalt, daß er auf sie zusprang, ihr mit einem scharfen Messer ein Stück von der Nase abschnitt und dann zu ihr sagte:

„Dies that ich, damit du nach meinem Tode nie daran denken mögest, dich einem andern Manne zu vermählen!“ Hierauf entfernte er sich und eilte gen Lethra, suchte seinen treuen Waffengenossen Biarco auf und stürzte sich mit diesem mitten in das Gewühl der in der Burg Kämpfenden.

Doch vergebens war ihre Tapferkeit diesmal: die treulosen Schweden hatten die Oberhand und nur zu sterben vermochten die getreuen Helden mit ihrem geliebten König; weder Hialte noch Biarco kamen mit dem Leben davon, und nur Wigo wurde, wie durch ein Wunder, gerettet.

Er aber hatte seines dem ermordeten Könige geleisteten Schwures nicht vergessen, und als Hiartwar ihn im Angesichte der Leiche desselben fragte, ob er ihm fortan eben so treu dienen wolle, als zuvor König Rolf, wobei er ihm, im Falle der Bejahung dieser Frage, große Reichthümer anbot, willigte Wigo anscheinend ein. Hiartwar überreichte ihm, wie es damals Sitte war, bei dieser Gelegenheit ein bloßes Schwert, wodurch er ihn zu seinem Dienstmanne weihte; als er aber dem Wigo die Spitze desselben darbot, verweigerte dieser, es so anzunehmen und verlangte, Hiartwar solle ihm den Knopf darreichen, denn so habe König Rolf es immer bei seinen Dienstleuten gethan. Der Schwede, nichts Arges ahnend, nahm jetzt die Spitze des Schwertes in die Hand und reichte den Knopf dem Wigo dar, der, so wie er ihn in der Hand hielt, den Mörder seines Königs damit

durchbohrte und so sein Gelübde erfüllte. Die Schweden drangen zwar auf Wigo ein, als sie ihren König in seinem Blute neben der Leiche des von ihm Ermordeten liegen sahen, und Wigo erlag ihren vereinten Streichen; aber freudig sank der Held dem Tode in die Arme, da er mit dem Bewußtsein starb, den Tod seines geliebten Gebieters blutig an dem Mörder desselben gerächt zu haben, und noch im Tode umspielte ein heitres Lächeln seine bleichen Lippen.

So fiel König Rolf, der Letzte von der Schwertseite des Königs Dan, den man als den ersten König der Dänen nennt, und mit ihm gingen zugleich seine drei tapfern Genossen, Biarco, Hialto und Wigo, zu Grunde!

XIII.

Glück und Ende des Königs Ingiald Illråde von Upsala.

Es ist ein altes Sprichwort: „Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht.“ Die Wahrheit desselben sollte auch König Ingiald Illråde, Königs Asmunds Sohn von Upsala, erfahren. Zu seiner Zeit — er lebte etwa um das Jahr 760 — wurde Schweden von einer Menge kleiner Unter-Könige beherrscht, die man Fylkis-Könige nannte. Der herrschsüchtige Ingiald sah aber mit Neid und Ingrimm auf sie, da er sich gern zum alleinigen Beherrscher Scandinaviens gemacht hätte. Da er nun nicht hoffen durfte, die Fylkis-Könige gutwillig zur Abtretung ihrer Rechte zu bewegen, sann er auf Arglist und Verrath, und seine bösen Absichten gelangen ihm nur zu gut, wie wir sehen werden.

Als sein Vater gestorben war, ließ er in Upsala einen neuen prächtigen Saal unter dem Vorwande aufbauen, seines Vaters Begräbnißfeier darin begehen zu wollen.

In demselben ließ er sieben Throne für die übrigen Fylkis-Könige erbauen, und lud sie dann, nebst vielen Jarlen (Grafen oder mächtigen Herrn) und deren Hauptleuten, zu der Begräbnißfeierlichkeit ein. Hier gedachte nun Ingiald seine Gäste erst zu bewirthen, dann sie aber sämmtlich umzubringen, um sich ihrer Reiche zu bemächtigen. Die geladenen Könige erschienen ohne Arglist; nur König Granmar in Südermannland, und einige Andere, wahrscheinlich von diesem gewarnt, ließen sich entschuldigen.

Sobald Ingiald bei diesem großen Gastmahle sich auf seinem Throne in die Höhe gerichtet und, nach alter Sitte, den Brage-Becher entgegengenommen hatte, that er das Gelübde, daß er sein Reich nach allen Seiten um die Hälfte vermehren, oder sein Leben daran setzen wollte. Darauf leerte er das Horn aus und ward, wie es üblich war, von den Hauptleuten zu dem Throne seines Vaters geführet. Die Fylkis-Könige hörten dieses verrätherische Gelübde ohne alle Besorgniß an, und meinten, er werde gegen seine andern Nachbarn, als Wenden, Dänen, Norweger und Sachsen, zu Felde ziehen; aber Ingiald hatte es anders gemeint. Als man daher die Gesundheit der Götter und Helden getrunken hatte, auch die Gäste durch den häufig genossenen Meth so ziemlich berauscht waren, zog Ingiald sich mit den Seinen sachte in einen andern Königssaal zurück und befahl seinen Helden, Folkwider und Hylwider, daß sie mit ihren Untergebenen die Waffen ergreifen und den Saal, worin sich die Gäste befanden, umzingeln sollten.

Als dieser verrätherische Befehl vollführt war, ließ er den Saal an allen vier Enden anzünden, so daß sechs Unterkönige, und darunter sein eigener Schwiegervater, König Algot von Westergothland, ein jämmerliches Ende in den Flammen fanden. Jetzt stand dem Verräther nichts mehr im Wege, sich der Länder seiner gemordeten Gastfreunde zu bemächtigen, die ihm auch ohne Ausnahme zinsbar wurden.

Der vorsichtige König Granmar in Südermannland sah jetzt, daß er dem Ingiald mit Recht mistraut habe, und um sich noch mehr gegen die Bosheit und Hinterlist desselben zu bewahren, schloß er sogleich ein Schutz- und Trutzbündniß mit seinem Schwiegervater Högne, König von Ostergothland.

Um eben diese Zeit landete Hiorward Ylfing, ein mächtiger Seekönig, an König Granmars Küste, um Lebensmittel für seine Flotte einzunehmen. Der König empfing nicht nur den tapfern Gast überaus wohl, sondern wußte es auch so zu leiten, daß seine Tochter Hildegun den Augen des Seekönigs gar wohl gefiel, so daß er sie von Granmar zur Ehe begehrte. Dieser hatte das eben gewünscht, weil er einen so mächtigen und tapfern Mann, als Hiorward war, mit Freuden zum Schwiegersohne annahm, und so wurde denn die schöne und züchtige Hildegun Gemahlin des berühmten Seehelden, dieser aber ein treuer Bundesgenosse seines klugen Schwiegervaters.

Nichts verdroß den tückischen Ingiald so sehr, als dieses Bündniß und daß er nicht alle Fylkis-Könige zugleich hatte vernichten können. So sammelte er denn ein großes Heer, mit dem er in Südermannland einfiel. Aber Granmar und Hiorward stellten sich ihm tapfer entgegen, und als es zu einer Schlacht kam, sah sich der Tyrann, den Alle gleich sehr haßten, von einem großen Theile seiner eigenen Leute verlassen, und er wußte sich nicht anders zu retten, als durch die Flucht auf seine Schiffe, nachdem er seine tapfersten Helden auf der Wahlstatt gelassen hatte. Der Krieg wurde nun noch mehrere Jahre mit großer Erbitterung fortgesetzt, dann aber, als beide Theile des fruchtlosen Kampfes müde waren, kam ein Vergleich zwischen ihnen zu Stande und beide Könige beschworen im Jahre 770 mit den theuersten Eiden einen ewigen Frieden.

Kaum sah sich Ingiald von einem ihm so lästig gewordenen Kriege befreit, so griff er wieder zu den

Waffen, mit denen er zu siegen hoffen durfte: zu Verrath und Hinterlist. Er wußte Granmar durch Freundlichkeit so einzuschläfern, daß dieser ihm zu seinem Verderben so viel vertraute, zu ihm nach Upsala zu kommen, um dem großen Opfer beizuwohnen, welches dort zur Frühlingszeit den höchsten Gottheiten zu Ehren gefeiert wurde.

Ingiald empfing seinen Gast auf's Beste und erwies ihm sogar die höchste Ehre, da er ihn das Amt des Oberpriesters, welches eigentlich nur dem Upsala'schen Oberkönige zukam, in dem Tempel verwalten ließ. Granmar hatte bei dem Opfer gar schlimme Vorbedeutungen, indem die bei denselben üblichen Weissagungen ihm einen schleunigen Tod andeuteten. Ingiald ließ ihn, um ihn völlig sicher zu machen, aber ruhig nach Hause reisen; aber kaum dort angelangt, setzte Ingiald ihm nach, überraschte ihn auf einem seiner Höfe auf Sela, einer Insel im Mälar-See, steckte, als eben der betrogene König seinem Schwiegersohne Hiorward ein Gastmahl gab, den Hof in Brand und tödtete beide Könige mit allen ihren Helden und Leuten, worauf auch Südermannland dem Tyrannen zinsbar wurde.

Jetzt hatte Ingiald's Macht das größeste Ansehen erlangt und nichts widerstand ihm, außer Gudröd, König von Schonen. Um auch diesen zu vernichten, vermählte er seine ihm gleichgesinnte Tochter Asa, die, wie er, den Namen Illräda führte, an den Gudröd. Diese verleitete erst ihren Gemahl, seinen eigenen Bruder und Mitregenten, den König Halfdan den Schnellen, König von Dänemark und Schonen, hinrichten zu lassen, dann aber, als ihn diese That bei seinen eignen Unterthanen verhaßt gemacht hatte, tödtete sie selbst ihren Gemahl und übergab das Reich den Händen ihres Vaters, zu dem sie gleich nach vollbrachter That ihre Zuflucht nahm. So hatten denn Ingiald und Asa jetzt zwölf Könige ums Leben gebracht und sich die Reiche derselben unterworfen.

Jetzt aber nahte sich den Verbrechern die Rache. Ifvar Widfamne, Sohn Halfdan des Schnellen von Dänemark und Schonen, war durch seine Tapferkeit, obgleich des väterlichen Erbtheiles beraubt, ein gar mächtiger Mann zur See und zu Lande geworden. Er landete in Schonen, nachdem die verrätherische Asa daraus entflohen war, nahm sein Erbtheil in Besitz, bildete ein mächtiges Heer und ging damit nach Schweden, wo man ihn aus Haß gegen den Tyrannen Ingiald mit offenen Armen empfing, und stürzte auf den Oberkönig los, der, von Allen verlassen, schon lange das schreckliche Leben der Furcht und der nagendsten Gewissensbisse lebte.

Von Stadt zu Stadt, von Burg zu Burg floh Ingiald mit Asa vor dem wie ein Wettersturm daherbrausenden, rachentflammten Ifvar Widfamne. Endlich blieb dem Tyrannen nur noch die Burg Näsnige auf Fodgö im Mälar, worin er sich mit seiner Tochter verschloß. Alles was ihn hier umringte, war ihm verdächtig; ja, er war so weit gekommen, daß er sich vor seinem eigenen Schatten fürchtete; Alles warf ihm seine Grausamkeit vor und weder Tag noch Nacht hatte er vor dem schrecklich erwachten Gewissen Ruhe. Endlich faßte er, der beständigen Furcht überdrüssig, den Entschluß, sich und seiner Tochter selbst den Tod zu geben. Zu dem Ende machte er an einem Tage alle seine Leute trunken und legte dann mit eigner Hand Feuer in der Burg an. Hoch wirbelten die Flammen empor; der Mälar, ruhig dahin wogend, warf ihr Bild tausendfach zurück; aus der Burg erhob sich bei nächtlicher Stille ein schreckliches Geschrei und Geheul; dann, als die brennenden Trümmer eingestürzt waren, wurde Alles plötzlich still und nur das Knistern der Flammen war noch hörbar!

So endete Ingiald, einer der mächtigsten Könige des scandinavischen Reiches, aber auch zugleich einer der fluchwürdigsten Tyrannen aller Zeiten, im Jahre 775. Der tapfere Ifvar Widfamne wurde nach ihm König von Upsala, obgleich Ingiald einen Sohn, Olof, hinter-

lassen hatte, den aber die Schweden aus Haß gegen seinen Vater nicht auf dem Throne dulden wollten.

XIV.

Ragnar Lodbrog und seine Söhne.

1.

Unter den Helden und Königen des Nordens strahlt vor allen Andern Ragnar Lodbrog sowohl durch seine Heereszüge und Tapferkeit, als durch sein tragisches Ende hervor. Sein Vater war Sigurd Ring, gleichfalls ein hochberühmter König, der zugleich mit Eisten Beli, seinem Vetter, die Reiche von Schweden, Dänemark, und selbst einen großen Theil von Norwegen, regierte. Eisten Beli setzte er aber zu seinem Mitregenten in Schweden ein, weil sein kriegerischer Geist nicht ruhen konnte und nach großen Thaten dürstete. Es war zu seiner Zeit, daß die Normänner ihre Züge nach Frankreich begannen, wo es ihnen endlich sogar gelang, festen Boden zu fassen. Der Beherrscher von Frankreich, Karl der Einfältige, mußte ihnen, wie bekannt, im Jahre 912 einen Theil seines Reiches abtreten, und sie nannten das so erbeutete Herzogthum die Normandie, in dem Rollo, der sich taufen ließ und bei der Taufe den Namen Robert annahm, der erste Herzog war.

Ragnar Lodbrog, der Held unserer Erzählung, lebte aber vor dieser Zeit; es war im Jahre 825 unserer Zeitrechnung, als er im Verein mit seinem Vetter Eisten Beli die Regierung des väterlichen Reiches antrat. Er behielt deshalb seinen Vetter zum Mitregenten, weil auch er nicht ruhig zu Hause bleiben und sich den Regierungssorgen hingeben mochte, sondern sich nach Abenteuern und Seezügen sehnte, eben wie sein unruhiger, kriegerischer Vater.

Ragnar's Mutter, die Alfhild, eine schwedische Königstochter, war eine der schönsten Frauen ihres Vaterlandes gewesen, und von ihr hatte er die hohe, edle Gestalt, das schöne Antlitz geerbt, die ihn fast eben so berühmt machten, als seine kriegerischen Thaten.

Ragnar hatte kaum das funfzehnte Jahr zurückgelegt, als er schon seine erste Heldenthat verübte und sich durch seine Tapferkeit und Klugheit eine Gemahlin gewann. Der Unterkönig oder Jarl von Südermannland und Ostergothland, Herôd mit Namen, hatte eine außerordentlich schöne, weltberühmte Tochter, Thora, und nach der Sitte jener abenteuerlichen Zeit hatte ihr Vater verordnet, daß nur der ihr Gemahl werden solle, der den Drachen tödten würde, welcher ihre Burg umschloß. Dieser sogenannte Drache aber war nur eine hohe Ringmauer, mit der er Thora's Burg umzogen hatte. Diese Mauer schien unübersteiglich und Viele hatten schon vergeblich den Versuch gemacht, in die wohlverwahrte Burg einzudringen, als Prinz Ragnar von der Sache hörte. Seine Ehrbegierde wurde durch die ihm davon gemachten Erzählungen so mächtig entflammt, daß er sich in der Stille entfernte, einige streitbare Mannschaft zu sich berief und verkleidet vor der Burg der Thora erschien. Er hatte sich, um unkenntlich zu sein, in rauches Pelzwerk gehüllt und davon erhielt er den Beinamen Lodbrog, welches so viel als rauch und bunt bedeutet. Nach großer Mühe und Anstrengung gelang es ihm, die Burg zu erobern, und so führte er die wunderschöne Thora als Gemahlin heim. Nur kurz sollte er sich ihres Besitzes freuen, denn nachdem sie ihm seine Söhne Erik und Agnar geboren hatte, starb sie schon um das Jahr 830.

Bald sollte er jedoch zu einer neuen Gemahlin kommen. Als er einst auf seinen Zügen in Norwegen landete, wo er von seinem Großvater her ausgedehnte Besitzungen hatte, sahen seine Leute auf einem Landhofe, Spangarhed genannt, eine so außerordentlich schöne Jungfrau, daß sie ihrem Könige nicht genug davon erzäh-

len konnten. Ragnar aber, der seine geliebte Thora noch immer nicht vergessen konnte, behauptete hartnäckig, die Jungfrau könne nimmermehr seiner verstorbenen Gemahlin an Schönheit gleich kommen; endlich ließ er sich aber doch bereden, die schöne Kráka (Krähe), so nannte sich die Jungfrau selbst, zu sich her zu bescheiden. Kráka erschien vor dem Könige, und obgleich sie von der Sonne sehr verbrannt war, fand er sie nicht nur außerordentlich schön, sondern, was ihn noch mehr für sie einnahm, auch so klug, daß er ihr sogleich seine Hand und sein Herz anbot.

Kráka aber, oder Aslög, wie sie eigentlich hieß, denn den erstern Namen hatte man ihr nur ihrer dunklen Hautfarbe wegen beigelegt, war so klug, die Hand des Königs nur unter der Bedingung anzunehmen, daß er seine Vermählung mit ihr öffentlich in einer seiner königlichen Hauptstädte feiere; denn sie fürchtete, daß er sie, wenn er sich in einer einsamen, abgelegenen Gegend mit ihr vermähle, dereinst wieder verstoßen würde. Ragnar bewilligte ihr mit Freuden diese Forderung; er ließ sie die kostbaren Gewänder seiner ersten Gemahlin anziehen und feierte seine Vermählung mit aller nur erdenklichen Pracht und Herrlichkeit. Die Kráka oder Aslög gebar ihm fünf Söhne: Ifwar Benlös, Biörn Jernsida, Hwitserk, Rognwald und Sigurd Ormöga.

Während Ragnar so umherstreifte, führte sein Vetter Eisten Beli die Regierung in Schweden. Zu diesem klugen und guten Regenten sandte Kaiser Ludwig der Fromme Abgesandte, um ihn zu ermahnen, dem Heidenthume zu entsagen und mit seinen Unterthanen die christliche Lehre anzunehmen. Es war der so berühmt gewordene Anscharius oder Ansgar, ein Benedictiner-Mönch aus dem Kloster Corvey in Westphalen, der den heidnischen Schweden zuerst das Christenthum, wiewohl noch mit geringem Erfolge, öffentlich predigte. Der heilige Mann hatte aber mit seinen Gefährten auf der Reise nach Schweden viel Ungemach auszustehen, denn die See-

räuber nahmen ihnen nicht nur die für den König Eisten Beli von Ludwig dem Frommen gesandten Geschenke und alle ihre Bücher, verschiedenes Kirchengeräth u. s. w. weg, sondern auch sogar ihr Schiff, so daß sie die Reise zu Fuß und überaus kümmerlich fortsetzen mußten.

Diese Hindernisse und Unfälle schreckten aber Anschar und seine Begleiter nicht, und so langten sie glücklich nach langer Irrfahrt zu Birka oder Forn-Sigtuna, dem Sitz des Unterkönigs Biörn, an. Dieser nahm den Anschar wohl auf, versammelte seine Räthe und trug ihnen den Wunsch des Kaisers vor, die christliche Religion anzunehmen. Unter den Ersten, die hierauf Christen wurden, befand sich auch ein mächtiger Mann, Hergeier, Statthalter von Sigtuna; da aber der König selbst nicht Christ wurde, half dieses Beispiel wenig und Anschar kehrte, nachdem Biörn ihm alle Ehre erwiesen, ihm auch einen freundlichen Brief an den Kaiser mitgegeben hatte, wieder nach seinem Vaterlande zurück.

2.

Während sich dies in Schweden zutrug, trieb sich König Ragnar auf allen Meeren umher. Er reinigte die Ostsee von den Seeräubern, umsegelte die Orcadischen Inseln im Norden von Schottland und landete in Flandern, um dort zu plündern. Wo er nur konnte, suchte er Gefahren und Schlachten auf und war in letztern fast immer Sieger. Endlich ging er mit einer Flotte von 35 Schiffen nach England, wo er, von seinem Vater und Großvater her, Ansprüche auf Northumberland hatte, und diese wollte er mit Gewalt der Waffen wieder geltend machen. Aber Ekbert, der erste christliche König über ganz England, brachte ein großes Heer zusammen und schlug ihn im Jahre 843, so daß er weichen mußte. Jetzt aber befuhr er mit seiner Flotte alle Küsten Englands, landete, wo es ihm gefiel, plünderte und siegte in Northumberland über acht Jarle, die sich ihm entgegenstellten. Als

er in diesem seinem Erblande seine Herrschaft auf's Neu wieder befestigt hatte, kehrte er, des nahenden Winters wegen, in sein Reich zurück.

In Schweden angelangt, erblickte er die schöne Ingebrog, seines Mitregenten Eisten Beli, Tochter, und verliebte sich in sie. Als dies einige Höflinge bemerkten, führten sie ihm zu Gemüthe, daß es der Klugheit angemessen sein würde, die Kräka zu verstoßen und um die Hand der Tochter seines Mitregenten zu werben, weil dies seine Herrschaft noch mehr befestigen würde. Ragnar, von Leidenschaft verblendet, gab ihren treulosen Einflüsterungen willig Gehör und hielt heimlich bei seinem Vetter um die Hand der schönen Ingebrog an. Diese ward ihm zugesagt, nur verlangte man, er müsse zuvor seine andere Gemahlin verstoßen, was er zu thun versprach.

Es mochte ihm aber doch nicht recht wohl bei der Sache sein, denn er bat den Eisten Beli und die Ingebrog, sie noch geheim zu halten und schob die Ausführung seines Vorsatzes von einer Zeit zur andern auf. Es hatten sich indeß einige Zwischenträger gefunden, die der armen Königin Aslög Alles verriethen, sie aber zugleich baten und beschworen, dem Herrscher nichts wieder zu sagen. Aslög versprach ihnen das und nahm ihre Maaßregeln mit ihrer gewohnten Klugheit.

Endlich traf Ragnar bei ihr ein, und zwar mit dem festen Vorsatze, sie zu verstoßen; sie aber empfing ihn so freundlich und liebevoll, als habe sie von nichts gewußt. Dann, als er von ihrer Liebenswürdigkeit besiegt, schwankend in seinem Entschlusse wurde, sagte sie ihm, daß Vögel ihr entdeckt hätten, wie er in der Absicht hergekommen, sie zu verstoßen, um sich mit der Ingeborg zu vermählen, und bat ihn so herzlich, eine solche Ungerechtigkeit um so weniger zu begehen, da sie nicht, wofür er sie bisher gehalten, Kräka, eines Landmannes Tochter, sondern Aslög, des großen nordischen Helden und Hunnischen Fürsten, Sigurd Sven Fofnisbane, Tochter sei. Sie theilte ihm ferner mit, daß ihre Mutter die

Brynhilda aus dem königlichen Geschlechte der Budlinger in Sachsen sei. Als ihre Eltern, wie wir im Sigurd gelesen, auf eine so klägliche Art umgekommen, so wäre ihr Pflegevater Heimer mit ihr nach Norwegen geflüchtet, wo er aber von den Bauern auf Spangarhed ermordet worden sei, so daß sie, um ihr Leben zu fristen, als gemeine Magd habe dienen müssen.

Diese Rede versetzte Ragnar nicht nur in das größte Erstaunen, sondern die Königin gewann auch so sein Herz wieder, daß er seinen ungerechten Vorsatz aufgab und die Aslög inniger denn je zuvor liebte.

3.

Nachdem der Frühling gekommen und das Wasser wieder offen war, konnte Ragnar es aber nicht länger zu Hause aushalten, auch war seine Gegenwart in England nöthig, wo man seine Statthalter aus Northumberland im Jahre 838 vertrieben und so der Herrschaft der Normänner ein Ende gemacht hatte; er säumte nicht lange, hiefür Rache zu nehmen. Seine Flotte landete im Jahre 839 zu Southampton, wo er jedoch tapfern Widerstand fand. Jetzt wendete er sich nach Portland und schlug die ihm entgegen gesandten englischen Feldherrn bei Irebi in der so berühmt gewordenen Skioldunger Schlacht. König Etelwolf von England rückte ihm jetzt selbst mit einem mächtigen Heere und einer großen Flotte von 35 Schiffen entgegen, erlitt aber bei Yarmouth eine große Niederlage. Jetzt widerstand dem siegreichen Ragnar nichts mehr; er befestigte seine Macht, schleppte ungeheure Reichthümer aus England fort und kehrte damit in sein Reich zurück, wo er jetzt in Frieden hätte leben können.

Das aber war nicht nach seinem Sinne, und so rüstete er 842 eine neue Flotte aus, mit der er sich nach der französischen Küste begab. Er fuhr mit derselben die Seine hinauf, überraschte Rouen, plünderte es, so wie

die vielen auf ſeinem Wege liegenden Klöſter und Abteien, und nahm, nachdem er ganz Frankreich mit Schrecken erfüllt, ungeheure Beute mit ſich fort. Zwei Jahre ſpäter, alſo 844, zeigte er ſich auf der Küſte von Flandern und Aquitanien, ging mit ſeinen Fahrzeugen die Garonne hinauf, bis nach Toulouſe, und plünderte die Ufergegenden. Mit dieſen Erfolgen noch nicht zufrieden, wagte er einen Verſuch auf Spanien, der ihm aber mißlang, da ein Sturm theils ſeine Flotte vernichtete, theils die Spanier ſich ihm muthig entgegenſtellten.

Dieſes Mißlingen aber ſchreckte einen Helden wie ihn, nicht ab. Im Jahre 845 hatte er wieder eine Flotte von 120 Segeln beiſammen, fuhr mit derſelben nochmals die Seine hinauf, Rouen öffnete ihm erſchrocken die Thore, und Paris, die Hauptſtadt, auf ſeine Ankunft nicht vorbereitet, mußte ſich ihm ergeben. Am Oſterabende 845 hielt er daſelbſt ſeinen feierlichen Einzug und gab ſowohl Stadt als Umgegend der Beuteſucht ſeiner Krieger preis.

Damals war Karl der Kahle König von Frankreich und dieſer Monarch ſtand mit ſeinem Heere bei Saint Denis in einem verſchanzten Lager. Die Furcht vor den Normannen war ſo groß, daß man keine Schlacht mit ihnen wagte, vielmehr ſandte man Herolde an Ragnar ab, die mit ihm um den Abzug unterhandeln ſollten. Der Held hörte ihre Vorſchläge an und forderte als Abzugsgeld 7000 Mark löthigen Silbers, für jene Zeit eine unermeßliche Summe. So hart nun auch dieſe Bedingungen waren, ſo mußte Karl ſich denſelben doch fügen, und man zahlte dem Sieger die geforderte Summe aus, wogegen die Normannen bei ihren Schilden ſchwuren, nie wieder als Feinde nach Frankreich zu kommen. Hierauf ſtattete Ragnar dem überwundenen Könige einen Beſuch in Begleitung aller ſeiner Helden ab, und ſie ſchieden als Freunde von einander.

In Schweden war, während dieſer Heereszüge Ragnars, Alles anders geworden. Seine Söhne waren her-

angewachsen und ihrem großen Vater ähnlich. Eisten Beli aber nährte geheimen Groll wegen der rückgängig gewordenen Vermählung Ragnar's mit der Ingebrog, und hatte so mit dem Hause seines Mitregenten alle Verbindung aufgehoben. Auch Aslög nährte geheimen Groll gegen Eisten Beli und hatte daher ihre Stiefsöhne Erik und Agnar aufgehetzt, denselben während der Abwesenheit ihres Vaters anzugreifen. Die beiden Prinzen, welche schon Unterkönige waren, rüsteten so viele Schiffe aus, als sie nur auftreiben konnten und landeten mit ihren Mannen bei Upsala. Eisten stellte sich ihnen entgegen, indem er mit einem kleinen Heere vorging, ein größeres aber in den Hinterhalt legte. Die Prinzen, ihm jetzt anscheinend an Zahl überlegen, griffen ihn an; er wich zurück und sie fielen so in den Hinterhalt. Tapfer fochten Agnar und Erik, bald aber fiel Agnar, und Erik gerieth in die Gefangenschaft des Siegers.

Eisten Beli, der sich vor Ragnar's Rache fürchten mochte, bot dem gefangenen Erik Leben und Freiheit an, wenn er seine Tochter Ingebrog zur Gemahlin nehmen würde; Erik aber antwortete ihm großsinnig, „er wolle sich mit dem Blute seines Bruders keine Braut erkaufen.“ Alles was er begehrte, war, daß die wenigen von seinen Leuten, die ihm übrig geblieben, in Freiheit gesetzt würden, er wolle sodann für sie Alle sterben, und dieses wurde ihm bewilligt.

Er ließ darauf auf der Wahlstatt einen Haufen Spieße in die Erde stecken, so daß die Spitzen derselben in die Höhe standen, zog einen Ring vom Finger und befahl seinen Kriegern, denselben, nebst seinem Gruße, seiner Stiefmutter Aslög zu bringen, und ließ sich dann auf die Spieße werfen, wo er alsobald seinen Geist aufgab. Noch im Todeskampfe sang er Lieder, die seine Todesverachtung ausdrückten, und wie ehrenvoll ein solcher Tod auf dem „königlichen Ehrenbette,“ wie er die Spieße nannte, sei. So starb der große Sohn eines großen Vaters!

4.

Bei der Nachricht von dem Heldentode ihrer geliebten Stiefsöhne vergoß Aslög die bittersten Thränen, und konnte kaum die Zeit erwarten, wo entweder Ragnar von seinen Zügen zurückkehren würde, um seine Söhne zu rächen, oder ihre eigenen Kinder, die eben ihre ersten Waffenproben in einem einheimischen Kriege ablegten. Endlich kehrten Aslög's Söhne zurück, und auch sie hatten ihren Bruder Rognwald zu betrauren, der im Kampfe gefallen war.

Die Mutter erzählte ihnen, wie ihre Stiefbrüder durch Eisten Beli umgekommen und forderte sie zur Rache auf; aber Ifwar Benlös, der klug und bedächtig war, meinte, ihre Jugend sei einem solchen Kampfe noch nicht gewachsen, während der erst zehnjährige Sigurd Ormöga gleich zu Schiff steigen und die gefallenen Brüder rächen wollte. Dies beschämte Ifwar Benlös und so brachten die Brüder 29 Segel zusammen und fuhren damit ab. Die zärtliche Mutter Aslög hatte sie zwar begleiten wollen, vermuthlich wegen des noch so jugendlichen Alters ihrer Söhne, sie aber hatten das nicht zugegeben. Indessen zog sie unter dem angenommenen Namen Randalina einen Trupp Reiter zusammen und eilte damit nach Schweden, nach dem Orte hin, wo ihre Söhne zu landen beschlossen hatten. Es kam zwischen Aslög's Söhnen und Eisten Beli zur Schlacht, und obgleich letzterer sich wieder trefflich gerüstet hatte, erlag er doch den vereinten Anstrengungen der Brüder und ihrer Mutter. Diesen glücklichen Erfolg schreibt man besonders den trefflichen Anordnungen Ifwar's zu, der sich, wie schon gesagt, durch eine große Klugheit vor seinen Brüdern auszeichnete.

So fiel Eisten Beli, ein im Ganzen kluger und ruhmwürdiger Herrscher, vermuthlich um das Jahr 840. Er zeichnete sich auch durch Liebe für die Wissenschaften aus und hielt an seinem Hofe verschiedene Skalden, die er ehrte und liebte.

angewachsen und ihrem großen Vater ähnlich. Eisten Beli aber nährte geheimen Groll wegen der rückgängig gewordenen Vermählung Ragnar's mit der Ingebrog, und hatte so mit dem Hause seines Mitregenten alle Verbindung aufgehoben. Auch Aslög nährte geheimen Groll gegen Eisten Beli und hatte daher ihre Stiefsöhne Erik und Agnar aufgehetzt, denselben während der Abwesenheit ihres Vaters anzugreifen. Die beiden Prinzen, welche schon Unterkönige waren, rüsteten so viele Schiffe aus, als sie nur auftreiben konnten und landeten mit ihren Mannen bei Upsala. Eisten stellte sich ihnen entgegen, indem er mit einem kleinen Heere vorging, ein größeres aber in den Hinterhalt legte. Die Prinzen, ihm jetzt anscheinend an Zahl überlegen, griffen ihn an; er wich zurück und sie fielen so in den Hinterhalt. Tapfer fochten Agnar und Erik, bald aber fiel Agnar, und Erik gerieth in die Gefangenschaft des Siegers.

Eisten Beli, der sich vor Ragnar's Rache fürchten mochte, bot dem gefangenen Erik Leben und Freiheit an, wenn er seine Tochter Ingebrog zur Gemahlin nehmen würde; Erik aber antwortete ihm großsinnig, „er wolle sich mit dem Blute seines Bruders keine Braut erkaufen.“ Alles was er begehrte, war, daß die wenigen von seinen Leuten, die ihm übrig geblieben, in Freiheit gesetzt würden, er wolle sodann für sie Alle sterben, und dieses wurde ihm bewilligt.

Er ließ darauf auf der Wahlstatt einen Haufen Spieße in die Erde stecken, so daß die Spitzen derselben in die Höhe standen, zog einen Ring vom Finger und befahl seinen Kriegern, denselben, nebst seinem Gruße, seiner Stiefmutter Aslög zu bringen, und ließ sich dann auf die Spieße werfen, wo er alsobald seinen Geist aufgab. Noch im Todeskampfe sang er Lieder, die seine Todesverachtung ausdrückten, und wie ehrenvoll ein solcher Tod auf dem „königlichen Ehrenbette,“ wie er die Spieße nannte, sei. So starb der große Sohn eines großen Vaters!

4.

Bei der Nachricht von dem Heldentode ihrer geliebten Stiefsöhne vergoß Aslög die bittersten Thränen, und konnte kaum die Zeit erwarten, wo entweder Ragnar von seinen Zügen zurückkehren würde, um seine Söhne zu rächen, oder ihre eigenen Kinder, die eben ihre ersten Waffenproben in einem einheimischen Kriege ablegten. Endlich kehrten Aslög's Söhne zurück, und auch sie hatten ihren Bruder Rognwald zu betrauren, der im Kampfe gefallen war.

Die Mutter erzählte ihnen, wie ihre Stiefbrüder durch Eisten Beli umgekommen und forderte sie zur Rache auf; aber Ifwar Benlös, der klug und bedächtig war, meinte, ihre Jugend sei einem solchen Kampfe noch nicht gewachsen, während der erst zehnjährige Sigurd Ormöga gleich zu Schiff steigen und die gefallenen Brüder rächen wollte. Dies beschämte Ifwar Benlös und so brachten die Brüder 29 Segel zusammen und fuhren damit ab. Die zärtliche Mutter Aslög hatte sie zwar begleiten wollen, vermuthlich wegen des noch so jugendlichen Alters ihrer Söhne, sie aber hatten das nicht zugegeben. Indessen zog sie unter dem angenommenen Namen Randalina einen Trupp Reiter zusammen und eilte damit nach Schweden, nach dem Orte hin, wo ihre Söhne zu landen beschlossen hatten. Es kam zwischen Aslög's Söhnen und Eisten Beli zur Schlacht, und obgleich letzterer sich wieder trefflich gerüstet hatte, erlag er doch den vereinten Anstrengungen der Brüder und ihrer Mutter. Diesen glücklichen Erfolg schreibt man besonders den trefflichen Anordnungen Ifwar's zu, der sich, wie schon gesagt, durch eine große Klugheit vor seinen Brüdern auszeichnete.

So fiel Eisten Beli, ein im Ganzen kluger und ruhmwürdiger Herrscher, vermuthlich um das Jahr 845. Er zeichnete sich auch durch Liebe für die Wissenschaften aus und hielt an seinem Hofe verschiedene Skalden, die er ehrte und liebte.

Bald nach Eisten Belis Tode kehrte Ragnar von seinen Fahrten zurück, und mehr noch als der ungetheilte Besitz seiner Länder freute ihn, daß er Söhne habe, die ihm ähnlich waren. Er belobte sie wegen ihrer Heldenthaten und rüstete ihnen Schiffe aus, womit sie sich sofort auf allen Meeren zeigten. Im Jahre 748 landeten sie bereits in Aquitanien und belagerten Bordeaux, obgleich sich Karl der Kahle, der Kaiser Lotharius und der germanische König Ludwig zum Schutz und Trutz wider die Normannen verbunden hatten. Wirklich gelang es Karl dem Kahlen, die Söhne Ragnar's vor Bordeaux zu überrumpeln, einen Theil ihrer Flotte zu verbrennen und viele ihrer Leute zu tödten; aber kaum hatte er den Rücken gewandt, so waren sie wieder da, nahmen durch Verrätherei der Juden die Stadt ein, plünderten sie und steckten sie in Brand. Nichts widerstand ihnen jetzt; sie liefen die Loire hinauf, bis zu Nantes, und erschlugen dort gar den Bischof. Dann durchstrichen sie alle westlichen Länder und das Mittelländische Meer, zerstörten 849 Barcellona in Spanien und hatten sogar die Absicht, Rom anzugreifen, was sie jedoch unterließen. In dieser Zeit führte man in Frankreich das Kirchengebet ein: „Vor der Normänner Wuth und Raserei bewahre uns gnädiger Gott!“

Im Jahre 851 plünderten Ragnar's Söhne Gent, gingen dann nach England, landeten in Westsex und trieben die furchtbarsten Gewaltthaten, wurden zwar vom Grafen Carl, dem Feldobersten Königs Etelwolf, geschlagen, aber trotz dem lagen den Winter über ihre Schiffe in der Themse und sie verheerten die Küsten. Auch Frankreich ward nochmals von ihnen heimgesucht und Bordeaux, trotz einer bei Beauvais erlittenen Niederlage, zum Zweitenmal geplündert. Ihre im Norden verstärkte Flotte von 300 Segeln lief dann die Themse hinauf bis nach London, das sie einnahmen; dann aber schlug Etelwolf sie bei Ockley, ohne sie indeß zu vertreiben. In Frankreich wurden sie darauf bei Poiton

dergestalt geschlagen, daß nur 300 Mann zu Schiff entrannen; aber selbst diese Niederlagen beugten sie nicht.

4.

Indeß saß Ragnar daheim in seinem Reiche und freute sich herzinnig über die Thaten seiner Söhne; aber zugleich bekam er dadurch Lust zu neuen Heerfahrten. Frankreich durfte er freilich, seines Schwures wegen, nicht wieder in Person heimsuchen; aber England sollte seinen Arm fühlen und zugleich wollte er die Niederlage der Söhne bei Ockley rächen.

Ging er nun aus Uebermuth, oder weil seine Söhne alle Schiffe mitgenommen hatten, nur mit zwei Schiffen, sogenannten Knarrern, zur See? kurz, dies war sein Verderben. Vergebens beschwor ihn Aslög, die einen üblen Ausgang ahnen mochte, zu Haus zu bleiben: er trat die Fahrt trotz ihrer Bitten und Thränen an. An der Küste von Northumberland litt er Schiffbruch, schwamm aber mit den Seinen an's Land und begann die Städte und Festungen als sein Eigenthum einzunehmen. Ein Jarl jener Gegend, Ella mit Namen, zog ein Heer zusammen, griff Ragnar damit an, erlegte seinen kleinen Haufen in einem blutigen Treffen und nahm Ragnar selbst gefangen.

Ella fragte den König, wer er sei; aber Ragnar wollte ihm das aus Stolz nicht sagen, und so ließ der Jarl ihn in eine Grube werfen, worin eine Menge giftiger Schlangen nisteten. Hier kam ihm sein Zauberhemd zu statten, das Aslög bei der Abreise für ihn gewebt und ihm angelegt hatte, denn die Schlangen wagten sich nicht an ihn. Als Ella merkte, daß er noch immer lebte, ließ er ihn bis auf die Haut entkleiden und dann wieder hinabstürzen, worauf die Schlangen wüthend über ihn herfielen und ihn grausam zerfleischten. Inmitten dieser Qualen sang er aber mit heller Stimme sein so berühmt gewordenes Biarkamal oder Heldenlied, worin er alle seine rühmlichen Thaten aufzählte und der unsterblichen

Freuden gedachte, die seiner in Walhall unter den Einheriar in Odins Saale harreten. Auch von der unausbleiblichen Rache seiner Söhne sang er, von der Liebe seiner Gemahlin Aslög, bis allmählig seine Stimme immer schwächer wurde und endlich ganz erlosch: er war nicht mehr, der unsterbliche Held und Krieger! Der englische Jarl Ella, welcher mit seinen Hauptleuten dem Biarkamal des sterbenden Ragnar zugehört haben mochte, entnahm aus diesem zu seinem Schrecken, wen er getödtet habe und die entsetzlichste Furcht befiel ihn. Lebte zwar der alte Löwe des Nordens nicht mehr, so hatte dieser doch ihm ähnliche Söhne, deren Rache fürchterlich sein mußte.

Er faßte daher den Entschluß, eine Gesandtschaft an Ragnar's junge Heldenschaar zu senden, mit Entschuldigungen wegen des Vorgefallenen und dem aufrichtigen Geständnisse, wie die Sache zugegangen sei. Dann sollten seine Boten die Söhne zugleich fragen, was er von ihnen zu erwarten habe, ob Krieg oder Frieden, Rache oder Vergebung? Ella's Abgeschickte erhielten zugleich Befehl, auf alle Geberden und Mienen der jungen Fürsten wohl zu achten, sobald sie ihnen die Trauerbotschaft überbrächten.

Die Prinzen waren jetzt eben von ihren Heerzügen heimgekehrt und in Dänemark anwesend, als die Gesandten vor Ifwar's Throne den traurigen Bericht abstatteten.

Hwitserk und Sigurd saßen beim Damenspiel, und so wie sie die Kunde vom Tode des Vaters vernahmen, ließen sie das Damenbrett vor Schreck und Bestürzung zur Erde fallen; da sie aber den Bericht ausgehört hatten, drückte Sigurd mit einer solchen Heftigkeit einen der Steine zwischen seinen Fingern, daß ihm das Blut aus den Nägeln heraussprang; Hwitserk aber merkte nicht, daß ein ihm vor Schreck aus der Hand gefallenes Messer ihm tief in's Bein gedrungen war und darin stak. Biörn, der mitten im Königssaale stand,

schüttelte seinen Spieß, auf den er sich lehnte, so gewaltig, daß er in zwei Stücke zersprang; Ifwar aber, der klügste und bedächtigste der Brüder, verfärbte sich dergestalt, daß man gar wohl daraus abnehmen konnte, wie es ihm um's Herz war. Dies waren denn eben keine erfreuliche Zeichen für Ella, und die Folge wird lehren, daß er sich nicht vergebens gefürchtet hatte.

Der besonnene Ifwar erzeigte den Abgesandten des Jarls aber alle nur erdenkliche Höflichkeiten, obgleich die heftigeren Brüder fast mit Ungestüm von ihm verlangten, daß man sie dem Schatten des ermordeten Vaters auf der Stelle als Rachopfer darbringen solle.

Ragnar's Söhne theilten sich jetzt in das große Reich des Vaters. Ifwar Benlös entsagte aber seinem Antheile freiwillig, indem er entschlossen war, sich anderswo eine Herrschaft zu errichten. Hwitserk bekam die östlichen Länder oder Nid-Gothland, worunter das Holmgärdsche Reich (Rußland) und die an der Ostsee liegenden wendischen und deutschen Landschaften begriffen waren.

Dem Sigurd Ormöga fielen Dänemark, Schonen und Halland zu, während Biörn Järnsida, nach Ifwar der älteste der Brüder, das schwedische Reich nebst Oster- und Westergothland zufiel. Demnach war jetzt das große nordische Reich, welches von Sigurd Ring und Ragnar Lodbrog gestiftet worden war, wieder zerfallen. Indessen theilten doch Ragnar's Söhne ihre Macht nicht, sondern hielten zu Schutz und Trutz treu zusammen.

Der erste Gedanke der Brüder war jetzt, den Tod des Vaters an England, und besonders an Jarl Ella, zu rächen; Ifwar suchte sie zwar davon zurückzuhalten, indem er ihnen vorstellte, daß die Engländer, ihre Rache fürchtend, Zeit genug gehabt hätten, sich gegen ihre Einfälle zu rüsten; aber die Brüder ließen sich nicht zurückhalten und Ifwar, der sich jetzt gleichsam als den Vater und Beschützer seiner jüngeren Brüder betrachtete, be-

gleitete sie auf ihrem Zuge, obgleich er entschlossen war, nicht mit zu fechten; nur mit seinem Rathe wollte er ihnen beistehen.

Der erste Anfall war fürchterlich und Ragnar's Söhne drangen plündernd, sengend und mordend bis nach Winchester hinauf; aber die Grafen Osrik und Etelwolf brachten mit Ella's Hülfe ein mächtiges Heer zusammen und trieben die Normänner wieder nach ihren Schiffen zurück. Trotz dem aber fürchtete man sich so vor ihnen, daß der König Ethelbert von England ihnen eine ansehnliche Summe zum Vergleiche überschickte, als sie den Winter über mit ihren Schiffen in der Themse lagen; aber sie wollten kein Geld, sondern das Blut des Mörders ihres Vaters.

Endlich, nachdem sie mehrere Male gesiegt hatten und wieder zurückgetrieben worden waren, langten sie im Jahre 867 mit einer Flotte von vier hundert Schiffen in England an, zerstörten und verwüsteten York und Northumberland, setzten sich in letzterem fest und schlugen Ella's Heer bei einem Orte, der davon den Namen Ellascrost oder Ella's Untergang, erhielt. Dieser unglückliche Jarl ward bei dieser Gelegenheit gefangen und von den gegen ihn ergrimmten Brüdern zu einer Todesstrafe verurtheilt, die nicht minder schrecklich war, als der Tod ihres Vaters in der Schlangengrube.

So hatten denn Ragnar's Söhne ihrer vermeinten Pflicht genug gethan und die Manen ihres großen Vaters mit dem Blute seines Mörders gesühnt!

II.

Buch der Götter des Nordens,

oder:

Kurzgefaßte nordische Mythologie.

Ueber die nordische Mythologie im Allgemeinen.

Unter dem Worte „nordische Mythologie“ versteht man die gesammelten Werke der alten nordischen Sänger, die man Skalden nennt. Solcher Skalden fand man viele in Schweden, Norwegen, Dänemark und auf der im nördlichen Eismeere gelegenen Insel Island.

Die Skalden waren in der Schlacht bewaffnet und man hielt sie für heilige Männer. Sie wurden von den kühnsten Jünglingen so lange beschützt, als diese nicht selbst für sich fechten mußten. Diese Bedeckung nannte man Skaldaburg.

Die nordische Mythologie muß sehr alt sein, da sie schon vor 2000 Jahren fast bei allen aus Asien stammenden Völkern, z. B. bei den Hunnen, Gothen, Vandalen, Slaven und in Britannien bei den Angelsachsen, bekannt war.

Die Quellen der nordischen Mythologie sind die jüngere und die ältere Edda. Das Wort Edda bedeutet nach Einigen so viel als Großmutter, und wahrscheinlich hat man dieser Sammlung der nordischen Mythologie diesen Namen ihres ehrwürdigen Alters wegen beigelegt. Nach Andern bedeutet es so viel als Vernunft und Poesie, oder Anweisung zur Dichtkunst. Die Edda enthält: a) die Voluspa, welche von den Rathschlüssen Gottes, in Betracht der Erschaffung und Erhaltung der

Welt, von ihrem Anfange bis zum Untergange, handelt; b) noch einige Lehren, als Bruchstücke, und c) die Parabeln (Gleichnisse) und Metamorphosen (Verwandlungen).

Der Verfasser der ältern Edda ist Sämund Sigfusson, welcher 1056 auf Island geboren wurde und sich in Deutschland und Frankreich ausbildete; ja er studirte sogar einige Jahre in Paris. Darauf kehrte er nach seiner Heimath zurück und stiftete auf seinem Landgute Odde eine Schule. Wegen seiner für die damalige Zeit großen Kenntnisse nannte man ihn Frode (den Weisen); doch beschuldigten ihn seine Landsleute auch der Zauberei. Er starb 1133, also in einem hohen Alter.

Der Verfasser der jüngern oder prosaischen Edda ist Snorro Sturlason, der gleichfalls ein Isländer und ein sehr vornehmer, mächtiger Mann war: er bekleidete das Amt eines Statthalters oder Vicekönigs auf seiner Heimath-Insel. Er fand, daß Sämund Sigfusson, sein Vorgänger, noch nicht alle alte Sagen und Gedichte gesammelt habe, und veranstaltete so eine neue, umfassendere Edda. Snorro Sturlason war 1178 geboren und wurde 1241 auf seinem Schlosse ermordet. Dem Snorro Sturlason verdanken wir auch noch die Heimskringla, oder die Geschichte der alten nordischen Könige, von dem entferntesten Alterthum an bis auf seine Zeit.

Die vorzüglichsten Gottheiten der nordischen Mythologie.

A. Männliche Gottheiten.

1) Odin.

Dieser ist der Erste unter allen Gottheiten (Asen genannt). Er hat auch die Namen Wodan, Wodden,

Godan, Cwothen, Oden, Wode, Woede, Gode und Teut. Außerdem wird er auch noch Alfadur genannt, und als Solcher lebt er von Ewigkeit zu Ewigkeit. Einige halten Alfadur für eine eigene Gottheit; gewöhnlich aber nimmt man an, daß Odin und Alfadur eine und dieselbe Gottheit, nur mit verschiedener Bedeutung, sind. Aller Wahrscheinlichkeit nach war er ein alter Eroberer, der zuerst Gesetze gab.

Odin ist ursprünglich das Symbol der Sonne und ihre Gottheit; doch dachte man ihn sich auch als Vorsteher des Götterrathes (Asenraths) und als den Heerführer derselben. Er hat im Ganzen 126 verschiedene Namen, die theils auf seine göttlichen Thaten, theils auf seine fabelhaften Reisen und Abenteuer deuten. Seine Gaben an die Sterblichen sind: Klugheit, Reichthum, Weisheit, Tapferkeit, Sieg und Siegeslohn. Er lebt als Alfadur durch alle Zeiten, hat Himmel, Erde, Luft und alle Dinge geschaffen, den Menschen gebildet und ihm eine unsterbliche Seele gegeben. Sein Vater war Bör und sein Großvater Bure; seine Brüder hießen Wili und We. Odin sitzt auf seinem erhabenen Throne, allein und in Selbstbetrachtung versunken, und ist Beherrscher der Schlachten. Die Krieger sind seine Söhne, und Walhalla heißt der Ort, wo er ihre Tapferkeit belohnt.

Seine Gemahlinnen sind Friqqa und Freya. Von ihm und der Friqqa stammt das Götter- (Asen-) Geschlecht, und deshalb wird er auch Allvater (Alfadur) genannt. Mit der Göttin Saqa (Göttin der Geschichte) belustigt er sich in deren Pallast Sökvabök; im Pallaste Walaskialf hält er mit den übrigen Göttern Gericht. Sein lebendiger Thron heißt Hlidskialf; darauf sitzt er, wenn er Gericht hält. Der Name seines schnellen Rosses ist Sleipner; auf seinen Schultern hat er die Raben Hugin (Erkenntniß) und Munir (Gedächtniß,) die er an jedem Morgen ausschickt, um das Treiben der Menschen beobachten zu lassen; daher hat er auch den

Beinamen Ravnegad (Rabengott). In Walhalla versammelt er die gefallenen Helden, Einheriar genannt, um sich, und sie leben ein unsterbliches Leben mit ihm.

Wenn Ragnarokr (die Götterdämmerung, das Ende der Welt) hereinbricht, zieht Odin an der Spitze aller Asen (Götter) und Einheriar (gestorbener Helden) in den Kampf gegen die Riesen. An dieser Schlacht nimmt die ganze Natur Antheil und sie endet mit dem Untergange Odins und beinahe des ganzen Asengeschlechts.

2) Thor.

Thor ist der Gott des Donners. Er fährt auf einem Wagen, von dessen Rollen der Donner entsteht. Er ist des Odins und der Friggа Sohn. Sein gewaltiger Fußtritt ertönt sogar im Sturmwinde. Sein Zorn ist furchtbar, seine Rache gewaltig. In der Hand trägt er den Hammer Mjölner (Zermalmer), mit dem er auch das Stärkste zermalmt; und diejenigen, welche die Asen beleidigen, zerschmettert. Im Streit hat er den Zaubergürtel Megingjarder bei sich, der seine Kraft verdoppelt, und an der Hand einen eisernen Handschuh, ohne welchen er den Stiel des Mjölner's nicht zu erfassen vermöchte. Seine Beinamen sind Asathor und Aukathor. Sein Reich heißt Thrudwanger und sein Pallast Bilskirner. Das letztere ist das größte Gebäude, das Menschen gemacht haben, und hat 540 Gemächer. Thor hat zwei Böcke, Tangniostr und Tangrisner, und einen Wagen, wovor er sie spannt. Zum Götterrathe kömmt er zu Fuß; sonst fährt er gewöhnlich. Seine Gemahlin heißt Sifia oder Siphia; seine beiden Söhne sind Modi, (Muth) und Magni (Stärke). Sein Diener Thialf begleitet ihn beständig. — In Norwegen verehrte man den Thor mehr noch, als Odin selbst, und hatte er daselbst mehrere Tempel.

3) Balder.

Balder, Sohn Odins und der Friggа, wurde auch Baldur genannt. Er ist das Bild der höchsten

Güte und männlichen Schönheit, außerdem der Gott der Beredſamkeit und der der rechtlichen Entſcheidung. Er iſt der ſanfteſte unter den Aſen und der Gott des Friedens iſt ſein Sohn. Hellglänzend, im Schimmer der Lilie tritt er einher, denn er hat weiße, hellglänzende Locken, ſo daß die weißeſte nordiſche Blume nicht weißer ſein kann, und daß man ihm, dem Unſchuldigen zu Ehren, die ſtrahlendſte Blume Balders Augenbrauen oder Baldrian nennt. Seine Gemahlin heißt Nanna und ſeine friedliche Wohnung Breidablik. Er führt den Zunamen: der Gute, und ihm folgt die Eigenſchaft, daß Niemand ſeine Urtheile verändern kann. Sein Bruder iſt Hermode, der Bote der Götter, mit Helm und Panzer. Balder und Hermode werden auch wohl die Gebrüder Aſes genannt, und dachte man ſie ſich als friedliebende, einige und ſchöne Brüder, die, wie Caſtor und Pollux bei den Römern, zu Pferde ſaßen. Klopſtock ſagt von ihnen:

„Die Zwillingsbrüder Aſes graben
„In Felſen Euch das Geſetz der heiligen Freundſchaft.“

4) Frey.

Frey oder Freir ſchwebt im Lichtkleide des Frühlings einher, das, wie die Flur, im röthlichen Strahle glänzt. Sein Vater war Nierd, der Gott der Winde, des Reichthums, des Handels und der Jagd, der Meer und Feuer ſtillte; ſeine Mutter war Skade, die Tochter des Rieſen Thiaſſi. — Frey waltet über Regen und Sonnenſchein und die Fruchtbarkeit der Erde; ihn muß man anrufen um gute Jahre und Frieden. Auch ſetzte er den Jungfrauen ihre Verlobte, den Frauen ihre im Kriege gefangenen Männer wieder in Freiheit. Seine Gemahlin heißt Gerda oder Gerdur, die Tochter des Berg-Rieſen Gymir und der Rieſin Aurboda. Gerdur war durch ihre Schönheit Frey's Gemahlin, und dadurch unter die Göttinnen aufgenommen worden. Frey's Botſchafter hieß Skirner, und der Eber, deſſen er ſich

ſtatt des Pferdes bediente, Gullinbruſti (Goldborſte); er erhielt ihn vom Zwerge Brak zum Geſchenk. Dieſer Eber hatte ſo helle Borſten, daß ſie ordentlich leuchteten und der Gott eben ſowohl bei Nacht, als am Tage darauf reiten konnte. Außer dem Skirner hatte er noch einen Diener mit Namen Beyggwer. Seine Wohnung war Alfheim (Elfheim, der Ort, wo die Elfen wohnten). Frey ſelbſt war der Oberſte der Elfen, die man für gute Götter hielt.

5) Tyr.

Tyr (bedeutet ſo viel als Herr) iſt der Gott der Stärke, Kühnheit und Unerſchrockenheit. Sein Vater iſt Odin. Er herrſcht über den Sieg im Kriege, weshalb man ihn in der Schlacht anruft. Man preiſt auch ſeine Weisheit; aber vom Frieden und gütlichem Vergleiche iſt er kein Freund. Er erhielt den Beinamen des Einhändigen, weil er, um ſeine Unerſchrockenheit zu zeigen, dem Wolfe Fenrir die Hand in den Rachen ſteckte, und dieſer ſie ihm abbiß. Tyr iſt, obgleich er die Schlachten lenkt, doch nicht der eigentliche Gott des Krieges, ſo wie etwa der Mars der Römer, ſondern vielmehr nur der der Stärke und des kriegeriſchen Muthes.

6) Bragga.

Bragga, Bragge, auch Bragi genannt, iſt der Sohn Odins und der Frigga. Er iſt der Gott der Weisheit, Beredſamkeit und Dichtkunſt, alſo dem Apollo der Griechen und Römer gleich. Von ihm hat die nordiſche Dichtkunſt den Namen Bragur. Auf ſeiner Zunge waren Zauberrunen (die älteſten nordiſchen Schriftzeichen) eingegraben.

Aus dem Quell Mimer ſchöpfte er ſeine Weisheit und Dichtkunſt, weshalb er auch den Beinamen Mimer führt. Seine Geſtalt iſt ein rothes Gebild mit langem Barte und gefurchteter Stirn. Er trägt eine goldene Telyn (Leier) im Arm und belebt die Saiten, daß ſie lieblich ertönen. Seine Gemahlin iſt Idunna. In Wal-

halla empfängt er mit dem Götterboten Hermode die Helden, theils als Sprecher der Götter, theils um sie mit Gesängen zu begrüßen. Bragga wird auch als Erfinder des Schlittschuhlaufens geehrt.

7) Heimdal.

Heimdal, auch Himindal oder der weiße Äse (Gott) genannt, ist der Wächter der Götter. Er ist groß und heilig und von neun Riesenschwestern am äußersten Rande der Erde geboren. Er heißt auch Halisklidi und Gullintanni (Goldzahn), weil seine Zähne von Gold waren. Sein Roß heißt Gultop (Goldzopf) und er wohnt auf Himinburg (Himmelsburg) am Ende der Himmelsbrücke Bifroſt (Regenbogen). Hier hält er Wache, daß die Bergriesen, die Feinde der Äsen, nicht in den Himmel kommen. Er bedarf weniger Schlaf als ein Vogel und sieht eben so gut bei Nacht, als am Tage über 100 Meilen weit. Er hört das Gras auf dem Felde und die Wolle der Lämmer auf dem Vließ wachsen. Er hat ein Zauberhorn (Jöalhorn), Gialarhorn genannt, und bläst er hinein, so hört man es durch die ganze Welt. Er erscheint mit tiefer Stirn, das Auge auf die Bruſt gesenkt. Er ist ohne Gattin und Kinder. In Ragnarokr (beim Untergange der Welt; eigentlich: Götterdämmerung) stößt er aus allen Kräften in sein Horn, um die Götter zum Kampfe gegen die herannahenden Muspels-Söhne (Feuergeister) zu wecken. In dieser Schlacht, wo Heimdal gegen Loki (den bösen Geist) streitet, kommen beide um. Sein Schwert heißt Hoffuth oder Gugner. — Einige betrachten Heimdal auch als das Symbol des Tages.

8) Höder.

Höder, auch Hoder, Hodur und Hod genannt, ist der blinde Gott, Balder's Mörder, weßhalb die Götter auch seinen Namen niemals aussprechen. Loki, der Böse, war es, der den blinden Höder zu dieser

That verführte. Man kann alſo Höder gleichſam als den blinden Zufall betrachten, denn er ſelbſt wußte nicht, was er that, als er den Balder erlegte.

9) Widar.

Widar oder Vidar (Sieger) iſt Odins und der Rieſenfrau Gridur Sohn. Er iſt der Gott der Verſchwiegenheit, oder auch der Wiedervergeltung; die künftige Veracktung im andern Leben. Er trägt ſehr dicke Schuh, und wandelt damit ſicher über Land und Meer. Nach Thor iſt er der ſtärkſte unter den Aſen. Von ihm haben die Götter viele Hülfe in allen gefährlichen Begebenheiten. Widar überlebt mit Wali Ragnarokr, d. h. die Wiedervergeltung ſtirbt nicht.

10) Wale.

Wale oder Vali, auch Ali (der Mächtige) iſt der Sohn Odins und der Rinde (Erde). Er iſt muthig im Kriege und trefflich im Bogenſchuß. Die Edda nennt ihn auch Wile und ſagt von ihm: „Er iſt dreiſt in Schickſalen und im Kriege; er macht kühn zum Streite. Wale und Wile (Heil und Wohl) iſt der zehnte Aſe (Gott).“

11) Uller.

Uller oder Oller wird bei Zweikämpfen angerufen, weil er über den Zweikampf waltet. Man denkt ihn ſich mit Pfeil, Bogen und Schlittſchuhen, weil er Meiſter im Bogenſchuß und Schlittſchuhlaufen iſt. Er iſt ſchön von Geſtalt und ein ſilberner Reif umſchließt ſein Kinn. Sein Gebiet iſt Ydalir (thaurreiche Thäler), wahrſcheinlich in Trudheim, dem himmliſchen Gebiete des Thor, belegen. Seine Mutter iſt Sif oder Siphia, Thors Gemahlin, doch war Thor nur Ullers Stiefvater.

12) Forſete.

Forſete iſt Balder's und der Nanna Sohn. Er iſt der Gott des Friedens, der Eintracht und Verſöh-

nung; er iſt dem Regenbogen, wenn er aus der dunklen Wolke herabſinkt, vergleichbar. Forſete ſchlichtet jeden Streit, ſo daß Alle, die ſich ihm nahen, verſöhnt zurückkehren. Götter und Menſchen kennen keinen andern Richterſtuhl. Sein Pallaſt Glitner ruht auf goldenen Säulen und iſt mit Silber gedeckt.

13) Hermode.

Hermode, Herr Mödur, Herr Moder, dieſe Namen führt der allgemeine Bote der Götter mit Helm und Panzer; er iſt alſo der nordiſche Merkur. Er iſt Odins Sohn und heißt der Schnelle, der Geſchwindigkeit wegen, mit der er ſeine Aufträge ausführt, wenn er von Odin geſandt wird. In der Edda hat er den Beinamen: Der Wate (Wackere, Muntere, Weiſe).

14) Thialf.

Thialf, auch Thialfi, iſt Thor's Dienſtmann und Begleiter, als dieſer die Reiſe nach Jotunheim (dem Rieſenlande) machte. Bei Thor's Kampf mit dem Rieſen Hrunguer war er deſſen Kampfgenoſſe und tödtete den von den Rieſen verfertigten Thon-Mann. Thialf iſt, wie Uller, durch Schlittſchuhlaufen ausgezeichnet.

15) Modi und Magni.

So hießen Thor's Söhne, und Odins Enkel. Modi bedeutet ſoviel als Muth, Lebhaftigkeit des Geiſtes; Magni ſo viel als Stärke. Sie waren Thor's und der Rieſin Jarnſaxes Sohn. Schon als Kind zeigte Modi eine außerordentliche Stärke, indem er den erſchlagnen Hrunguer (einen Rieſen) aufzuheben vermochte, welchen keiner der Aſen aus der Stelle bewegen konnte. Beide, Modi und Magni, überleben den Untergang der Welt (Ragnarokr) und werden die Herrſchaft über den Donner von ihrem Vater erben.

16) Mani.

Mani, Macna, auch Muni genannt, der Sohn des Gestirngottes Mundilfari, regierte den Lauf des Mondes und dessen Ab- und Zunehmen. Er hatte einst von der Jörd (Erde) zwei Kinder geraubt, deren Namen Bil (Raum) und Hnicki (Fülle) sind, und zwar wie sie eben von einem Born, Byrger, kamen, und auf einer Stange einen Eimer voll Wasser aus dessen Quelle trugen. Der Vater dieser Kinder hieß Vidfidur (lebendiger Glaube); ihr Eimer hieß Sägr, die Stange Simul (zugleich). Diese beiden Kinder folgen nun dem Monde, wie man von der Erde sehen kann. Der böse Wolf Hati läuft beständig hinter Mani her, um ihn zu fangen, weßhalb dieser stets so schnell vorwärts eilt.

17) Niord.

Niord, auch Njörd und Njärdr (einsylbig auszusprechen), ist der Gott, der im Sturmwinde brausend die Schwingen schüttelt, so daß Alles erbebt. Er ist der Gott der Winde und des Reichthums, der Jagd, der Fischerei, so wie des ganzen Seewesens. Er ist an Gold und Gut so reich, daß er Allen, die ihn darum anrufen, Reichthum und Ueberfluß geben kann. Sein Wohnsitz ist in Noatun. Er wandelt am Gestade des Meeres. Niord ist nicht vom Geschlechte der Asen, denn er ward in Vanheim (Land einer Art von Riesen oder Halbgötter) erzogen; aber in Folge eines Vertrags den Asen als Geißel übergeben. Seine Gemahlin war Skade, Tochter des Riesen Thiassi. Frey und Freya, beide schön, wohlthätig und mächtig, sind Niords Kinder, doch nicht von der Skade, sondern von seiner Schwester, mit der er vorher vermählt gewesen war.

18) Odur.

Odur, ein starker, kriegerischer Gott, mit der Göttin Freya, Niord's Tochter, vermählt. Odur zog

weithin fort und verließ seine Familie, worüber Freya sich so betrübte, daß sie ihm goldrothe Thränen nachweinte. Odurs und Freya's Töchter heißen Hnos und Gersemi, die so schön waren, daß man alles Schöne und Reizende nach ihnen benannte.

19) Aeger.

Aeger oder Aegir, ist der Gott des Meeres. Seine Gemahlin ist Rana (Morgenlicht, Tag) und sie schenkte ihm neun Töchter (Wellenmädchen) welche heißen: 1) Himinglässa (die Himmel androhende Woge); 2) Dufa; 3) Bladunghadda; 4) Hefring (die sich Erhebende); 5) Udur; 6) Bylgia (der Sturm); 7) Raun; 8) Dröhna (das rauschende, brausende Wasser); 9) Kalga (die Meeresfluth). Schwesterlich vereint bieten sie den guten Menschen als Wellenmädchen die Hand, und geleiten sie entweder glücklich an's Ufer, oder legen die nicht mehr Errettbaren in den Schooß der Mutter Rana. Sie tragen alle neun bleiche Hüte und weiße Schleier. — Aegers Diener heißt Eldur (Feuer).

20) Häner.

Häner war ein Ase, den die Vanen (Riesen, Halbgötter) zu Folge eines Vergleichs mit den Asen zu Geißel erhielten, und der von ihnen für eben so weise gehalten wurde, als er aussah. Sie erwählten ihn deshalb zu ihrem Oberhaupte, bemerkten aber nur, daß sein Aussehen sie sehr getäuscht habe, indem er sehr einfältig war.

21) Loke.

Loke oder Loki, auch wohl Lof und Lopter, ist der Sohn des Riesen Farboti (vorn bunt und schönglänzend) und der Riesenfrau Laufeia. Loki's Aeußere war schön, aber seine Denkungsart sehr schlecht. Er zeichnete sich vor Allen durch seine List und Behendigkeit aus. Oft brachte er die Asen in die größte Verlegenheit und half ihnen dann wieder durch seine Schlauigkeit. Seine

Frau heißt Sygin und hatte er von ihr seinen Sohn Nare oder Narve. Außerdem hatte Loki von der Angerbodi oder Angerbode (Botschaft des Unglücks), einer Riesenfrau, noch mehrere Kinder, als: Fenrirs Wolf; die Jormundgard oder Midgaards-Schlange und die Todes-Göttin Hel. — Da die Asen wußten, daß diese drei Geschwister in Jotunheim (Riesenland) erzogen wurden, und sie die Prophezeihung kannten, daß ihnen von denselben viel Unglück bevorstehe, schickte Allvater (Odin) die Götter zu den Kindern. Als sie zu Loki hinkamen, schleuderte er die Midgaards-Schlange in's Meer, das alle Länder umgiebt. Hel warf er hinab in Niflheim (Unterwelt) und gab ihr die Herrschaft über die neun Welten, daß sie denen, die zu ihr gesandt werden, Wohnungen anweisen sollte. Den Wolf erzogen die Asen. — Nichts war für die Götter von bösern Folgen, als daß Loki Balders Tod verursachte, und daß dieser durch seine Vermittelung bei der Hel bleiben mußte. Nach dieser That wurde Loki ergriffen und an drei durchbohrte Felsen gefesselt. — Loki hatte seine Wohnung in Utgard, und kann man ihn als das böse Prinzip ansehen. Schrecklich war jedoch die von den Asen über ihn verhängte Strafe! Diese verwandelten seinen Sohn Wale in einen Wolf und ließen Narve, seinen und der Sygin andern Sohn, von ihm zerreißen. Mit Narve's Gedärmen ward Loki gebunden, und diese Gedärme verwandelten sich in eiserne Ketten. Skade, die Gemahlin Niords, befestigte darauf eine giftträufende Schlange über seinem Angesichte. Seine Gemahlin Sygin sitzt neben ihm und fängt das Gift der Schlange in einem Becken auf; allein wenn sie die Schale ausgießt, weil sie voll ist, fällt ihm das Gift in's Gesicht, wo er dann so schreit, daß er mit seinem Krümmen und Winden die ganze Erde erschüttert, so daß alle Völker der Welt zittern und beben; dies ist, was man Erdbeben nennt. — So wird Loki bis zum Ragnarokr angebunden bleiben; alsdann wird er frei, und der Fenrir's Wolf, die Midgaards-Schlange, so wie alle

Söhne der Hel begleiten ihn in die Schlacht gegen die Asen, um die Götter zu stürzen.

22) Narve und Wale.

Loki's und der Sygin Söhne, von denen vorher die Rede gewesen ist. Wale bedeutet Kraft; Narve oder Narr Thorheit, Narrheit. Wale, von den Asen in einen Wolf verwandelt, zerriß den Narve.

B. Weibliche Gottheiten.

1) Frigga.

Auch Hertha, Herda oder Jörth. Sie ist die Mutter der Götter und ihr Symbol die Erde. Sie ist die Tochter Fiorgyns, weshalb man ihr auch zuweilen den Namen Fiorgyne (dies ist der mythische Name der Erde) giebt. Fiorgyn bedeutet so viel, als die Kraft Gottes. Frigga ist die Gemahlin des Götterkönigs Odin; Thor, Balder und andre Götter sind ihre Kinder.

Ihr, als der Götterkönigin, sind alle andere Göttinnen unterthan, und werden Odin, Thor und Frigga als die drei obersten Gottheiten angesehen. Ihnen zu Ehren war der berühmte Götter-Tempel zu Upsala (in Schweden) errichtet, wo ihre Bildsäulen in Lebensgröße standen.

Im Götterrathe sitzt Frigga mit Odin auf dem Throne Lidskialf, auf dem man Himmel und Erde überschauen kann. Sie kennt alle Geheimnisse der Menschen, offenbart sie aber nicht. Die Versammlung der Göttinnen hält sie in Wingolf (Tempel der Liebe und Freundschaft in Asgard). Ihre Vertraute heißt Fylla, eine Jungfrau, die mit fliegenden Haaren und einer goldenen Stirnbinde geht; sie hat auch das Amt, das Schmuckkästchen der Götterkönigin zu bewahren. Frigga's Bot-

schafterin heißt Gna, deren Roß, Hofwarpner, Luft und Fluth durchrennt. Um die Menschen zu bewachen, sie zu beschützen und aus Gefahren zu erretten, bedient sich Frigga der Hlyn oder Lyna, welche die Göttin der Freundschaft und Huld ist, „die im Unglück dem Freunde die Thräne abküßt.“ — Die Götterkönigin bewohnt den außerordentlich schönen Saal Fensaler, und das schöne Gestirn, welches die Griechen Orions Gürtel nannten, heißt nach ihr das Spinnrad der Frigga. Sie hat einen Vorrath von Vögel-Masken, besonders von Habichts-Gestalten, die denen, welchen sie eine davon leihet, die Kraft zu fliegen geben. Mit Odin nimmt sie die in der Schlacht gebliebenen Helden in Walhalla auf und erquickt sie mit dem himmlischen Tranke.

2) Freya.

Die Göttin der Liebe, und nach der Frigga die vornehmste unter den Göttinnen. Ihr Vater ist Niord (der Gott der Winde und des Reichthums), und ihre Mutter Skade, deren bereits erwähnt worden. Freya's Gemahl hieß Odr, oder Odur, ein starker, kriegerischer Gott, der weit wegzog und seine Gemahlin und Töchter, Hnos und Gersemi, verließ. Diese beiden Töchter der Freya und des Odr waren so schön, daß man alles Reizende und Schöne nach ihrem Namen benannte.

Freya konnte sich nicht über die Entfernung ihres Gemahls trösten und reis'te ihm überall nach, um ihn aufzusuchen; sie weinte sehr um ihn und ihre Thränen sind goldroth. Sie hat verschiedene Beinamen, als: Mardöll, Gefna, Syr, Wanadir u. s. w. Sie trägt den goldenen Schmuck Breising, ein kostbares Halsgeschmeide, das sie von den vier Kunstschmieden des Zwergen-Geschlechts erhalten hatte. Ihre Wohnung im Himmel heißt Folkwangur (Völker-Versammlung), und so oft sie zum Kampfe zieht, gehört die Hälfte der Gefallenen ihr. Ihr Saal Sekrumnir ist geräumig und schön. Wenn sie ausfährt, sind zwei Katzen vor ihren

Wagen gespannt. Nach ihrem Namen werden die Weiber Frauen genannt. Freya ist eine große Freundin des Gesanges, und in Liebes-Angelegenheiten ruft man sie an. Sie ist, wie ihr Bruder Frey, eben so schön, als reich an Tugenden. Von ihrem Namen mag das Wort freien abstammen. Der Freitag war ihr geheiligt und bedeutet wohl so viel als Freya's Tag.

3) Laga

Sie wird auch Saga genannt, und ist im letztern Falle die Göttin der Sage, Tradition (mündlichen Ueberlieferung). Als Laga ist sie die Göttin des Rechts und wird von Odin in ihrem Pallaste Sökvabök (auch Sökquabecker), „über welchem die kalten Gewässer rauschen," besucht.

4) Eyra.

oder Eira (Milde, Gunst,) ist die beste Heilkundige unter den Göttern, oder die Göttin der Arzneikunst.

5) Gefion.

Gefione, die Göttin der Jungfrauen, und selbst unvermählt, ist Beschützerin der Keuschheit. Wenn Jungfrauen sterben, nimmt sie sie nach ihrem Tode in ihre himmlischen Wohnungen auf. In der Sage heißt es von ihr: „Gylfe beherrschte das Land, das jetzt Schweden heißt. Er schenkte einem wandernden Frauenzimmer zum Lohne für ihren muntern, gefälligen Gesang ein so großes Stück Pflugland, als vier Ochsen an einem Tage und in einer Nacht umpflügen könnten. Dieses Frauenzimmer war Gefione. Sie nahm nordwärts, von Juthunheim (Jotunhein, oder Riesenland) ausziehend, vier Ochsen mit und einige Riesen-Söhne, und spannte sie vor den Pflug. Letzterer ging nun so tief und breit, daß ein großes Stück Landes in das Meer hinausgeschoben ward, wo sie es befestigte. Es erhielt den Namen Sölund (Seeland) Sölumm oder Seeheim.

6) Fylla,

oder Fyll. Von ihr iſt bereits bei Frigga die Rede geweſen, deren Vertraute ſie iſt. Sie wird als eine reizende Jungfrau, mit ſchönen, über die Schultern wallenden Locken dargeſtellt, und trägt eine goldene Stirnbinde. Sie trägt den Kaſten Eſk, in welchem die goldenen Aepfel der Unſterblichkeit bewahrt ſind; auch hat ſie die Schuh und Kleider der Frigga in Verwahrung.

Wie Fylla eigentlich zu den goldenen Aepfeln der Unſterblichkeit kömmt, die doch Iduna eigentlich verwahren ſollte, findet man nirgends erklärt.

7) Siöfna,

auch Siöna, die zweite Göttin der Liebe, welche die erſten ſüßen Empfindungen im Herzen erweckt. Nach ihrem Namen wird daher auch die Liebe Siöfn genannt.

8) Lofn,

auch Löbna, Löffn, Löwna genannt. Sie iſt die Göttin der ehelichen Eintracht, weil ſie von Odin und Frigga mit der Macht begabt iſt, entzweite Liebende wieder mit einander zu vereinigen. Auch das Wort Lof bedeutet Liebe.

9) Wara,

auch Var, Vär, iſt die Göttin der Eidſchwüre. Sie hört die geheimen Verträge der Liebenden, ſo wie ihre Schwüre, weiht ſie zu ihrem Bunde ein, und iſt ihre Freundin, wenn ſie Wort halten, zürnt aber, und beſtraft ſie, wenn ſie eidbrüchig werden. Sie iſt weiſe und forſcht nach Allem, ſo daß ihr nichts verborgen bleiben kann. Sie iſt im eigentlichſten Verſtande die Göttin der Wahrheit.

10) Wöra,

wird oft mit der Wara verwechſelt, iſt aber die Alles erforſchende und prüfende Göttin, die in das Innerſte des

Herzens dringt. Vor ihr kann kein Geheimniß verborgen bleiben. Außerdem ist Wöra die Göttin der Hochzeit und Ehe. In der Edda heißt es von ihr:

„Die Zehnte (Göttin) heißt Wöra, die ist klug, weise und fleißig nachfragend, und forscht in Allem nach, so daß ihr nichts verborgen bleiben kann."

Eine große Aehnlichkeit zwischen Wara und Wöra ist aber durchaus nicht zu verkennen.

11) Syn,

Synia, auch Synna, ist die Göttin des Rechts und der Gerechtigkeit. Ihr Sitz ist am Eintritt des Himmels, dessen Wächterin sie ist. Sie macht die Meineidigen offenbar und verschließt denen die Thür, die nur scheinen und nicht sind. Daher heißt es in einem sehr alten Sprichwort: „Das Sein geht vor dem Schein, die Wahrheit vor der Lüge."

12) Hlyn,

auch Lynna, die Göttin der Freundschaft und Huld, die dem Leidenden die Thräne abküßt. Sie genießt der Freundschaft der Götterkönigin (Frigga) und beschützt diejenigen, die letztere vor einem Unglück beschützen will. Man könnte die Hlyn auch füglich die Göttin der Menschenfreundlichkeit nennen und mit der Irene der Griechen vergleichen.

13) Snotra.

auch Snoter und Snorra, ist die Göttin der Tugend und Sittsamkeit. Sie ist es, die allen gesitteten, wohlgearteten Jünglingen und Mädchen ihren Schutz leiht. Die tugendhaften Männer und Frauen werden nach ihr Snotra genannt.

14) Gna,

auch Gnaa, ist, wie schon bei der Götterkönigin angeführt, die Botschafterin der Frigga, deren Befehle sie im Himmel und auf Erden ausführt. Sie fliegt weder,

noch wandelt sie, sondern reitet auf ihrem schnellen Rosse Hofwarpner (Hufschlager) oder Hofwärter durch Luft und Wasser.

15) Nierun,

deren Name von niörn (ungewiß) herkömmt, ist die Göttin der Jugend. Man hat dieser Göttin wohl deshalb den Namen — und sehr treffend — beigelegt, weil die Jugend schnell vorübereilt.

16) Nossa,

oder Hnos, Odin's und Freya's Tochter, ist die Göttin des Trefflichen, das Symbol der sittlichen Grazie und die Schönste unter allen Göttinnen. Alles was nur schön und selten ist, wird nach ihr Hnos oder Nosse genannt.

17) Iduna,

auch Idun, die Göttin der Unsterblichkeit und eigentlich auch der Jugend. Sie ist es, welche in einer Schale die goldenen Aepfel des Lebens bewahrt, durch die die Götter sich die ewige Jugend erhalten. Den in Walhalla eingehenden Helden reicht sie diese Aepfel in goldenen Schalen dar (d. h. sie macht sie unsterblich). Durch List des Loke werden diese Aepfel entwendet, und die Götter fangen an zu altern und zu sterben. Iduna ist die Nimmerbebende und die Gemahlin Braga's, des Gottes der Dichtkunst. Sie wird mit einer goldenen Harfe (Telyn) gedacht, deren Saiten ihr Gemahl belebt, so daß sie liebliche Töne darauf hervorbringen kann.

18) Rinda,

die Erde, vermuthlich nur die neue Erde, ist vielleicht auch nur ein Beiname der Frigga. Von Odin hatte sie den starken Sohn Wale (auch Vali und Ali, der Mächtige, Wohl, Heil, genannt), der Gott des Bogens, der so muthig im Kriege, als trefflich im Bogenschuß war.

19) Sifia,

auch Sif oder Syff genannt, iſt Thor's Gemahlin, dem ſie die Thrudur (auch Thrudr) gebar; ſchon früher war ſie die Mutter Uller's geworden, denn ſie war vor ihrer Vermählung mit dem Thor mit einem andern Manne vermählt. Die Sif iſt die Göttin mit den ſchönwallenden Locken. Loki ſchnitt es ihr aus Bosheit einſt ab, mußte ihr aber ſchöneres wiederſchaffen, worauf er ihr von Zwergen Haare von Gold verfertigen ließ, die wie natürliche Haare wuchſen: nur dies ſchützte ihn vor Thor's gewaltigem Zorn und rettete ihm das Leben.

20) Skade,

die Gemahlin Njord's und Tochter des Bergrieſen Thiaſſi. Ihre Kinder waren Frey und Freya. Neun Tage und neun Nächte muß Njord mit ihr auf dem Gebirge Thrinheim, bei ihrem Vater wohnen, wo ſie mit Bogen und Schlittſchuhen der Jagd nachhängt; dann bringt ſie bei Njord wieder drei Nächte am Meeresufer zu Noatun zu. „Sie reiſet," heißt es von ihr, „mit hölzernen Socken viel herum, trägt Bogen und Köcher (wie die Diana) und jagt wilde Thiere." Durch folgende Veranlaſſung wurde ſie unter die Götter aufgenommen: Ihr Vater, der Bergrieſe Thiaſſi, war von den Aſen erſchlagen worden; ſie legte Helm und Panzer an und begab ſich nach Asgard, um ihres Vaters Tod zu rächen. Die Aſen boten ihr einen Vergleich und Verſöhnung an, und es ward ausgemacht, daß ſie ſich einen Mann unter den Aſen wählen ſollte, doch ohne von dem zu Wählenden etwas Anderes, als die Füße, zu ſehen. Sie ſah nun die Füße eines Mannes, die ſehr ſchön waren, und rief aus: „Dieſen wähl' ich — Balder iſt ohne Makel!" — Aber es war nicht Balder, ſondern Njord aus Noatun. Odin nahm jetzt ihres Vaters, Thiaſſi's, Augen und verſetzte ſie, Skade zu gefallen, unter die Sterne am Himmel.

Bei Aegir's (Gott des Meeres) Gastmahle, an welchem Skade Theil nahm, weissagte sie Loki, daß er seine Freiheit verlieren und mit den Gedärmen seines eigenen Sohnes gebunden werden würde. Loki tröstete sich damit, daß er die Hauptursache gewesen sei, daß ihr Vater erschlagen wurde. Wie er dies gesagt hatte, so versicherte sie ihn, daß er nie etwas Gutes von ihr zu erwarten habe, welches sie auch durch die That bewies; denn als Loki gebunden wurde, da war sie es, welche die Schlange über ihm befestigte, die ihm ihr Gift in's Gesicht tröpfelte.

Nach einer andern Sage wurde Skade, nachdem sie Njord verlassen hatte, mit Odin selbst vermählt, mit dem sie in Mannaheim (Schweden) wohnte. Sie hatte aus dieser Ehe verschiedene Söhne, und unter diesen den Seming.

21) Nanna,

die Gemahlin Balders, Nefs Tochter und die Mutter des friedliebenden Gottes Forsete. „Sie bewundert," heißt es von ihr, „mit bescheidenem Auge den Geist ihres Gatten, grämt sich dann, als er gestorben ist, zu Tode und wird mit ihm auf demselben Scheiterhaufen verbrannt."

22) Gerda,

auch Gerdur, die Tochter Gymir's und Aurboda's vom Bergriesen-Geschlecht, die Gemahlin Frei's, der sie ihrer außerordentlichen Schönheit wegen zu dem Range einer Göttin erhob.

Von dieser Verbindung wird erzählt: Eines Tages ging Frei in Hlidskjalf (Odins Thron), um die ganze Welt zu übersehen; nordwärts erblickte er ein Dorf, und in demselben einen großen, schönen Hof. Ein Frauenzimmer ging darin: es war Gerdur, die schönste aller Frauen, und als sie die Hände erhob, um eine Thür aufzuschließen, da gab Luft und Wasser davon den Wider-

ſchein, und die ganze Welt erglänzte. Sein Uebermuth, ſich in Odin's heiligen Sitz zu begeben, wurde bald beſtraft, denn mit Kummer und Liebesſchmerz ging er fort. Da er nach Hauſe kam, ſprach, ſchlief, aß und trank er nicht, und Niemand wagte es, mit ihm zu reden. Njord ließ Frei's Diener Skirner kommen, um ſeines Herrn Kummer auszuforſchen. Auf ſeine ſchüchtern vorgebrachte Frage erhielt er zur Antwort: „Ich habe eine ſchöne Frau geſehen, von der ich ſo eingenommen bin, daß ich ohne ihren Beſitz nicht leben kann; du ſollſt hinziehen und um ſie für mich werben, und ſie mit dir hieher führen, der Vater mag wollen, oder nicht: ich werde dich gut belohnen.“

Skirner verſprach, hinziehen zu wollen, wenn Frei ihm ſein Schwert geben wolle; dieſes Schwert hatte die Eigenſchaft, daß es von ſelbſt tödtete. Frei gab ihm das Schwert; Skirner zog fort, um für ſeinen Herrn um die ſchöne Gerdur zu werben, und erhielt das Verſprechen, daß ſie ſich nach neun Nächten in Borey einſtellen und mit Frei Hochzeit halten wolle.

Durch dieſe Liebſchaft verlor Frei ſein gutes Schwert und dadurch ſein Leben, weil er im Ragnarokr (beim Untergang des Göttergeſchlechts) gegen Muspels-Söhne (Söhne aus dem Feuerlande) in den Streit zieht. Er kämpft mit Sutur und fällt.

23) Gerſemi,

eine Tochter der Liebesgöttin Freya und Schweſter der Hnos; Beide waren außerordentlich ſchön, ſo daß man alles Schöne und Reizende nach ihnen benannte.

24) Saga,

zuweilen auch Laga genannt und mit derſelben verwechſelt, iſt die Göttin der Geſchichte und der Sage, auch des Nachruhms. Sie wohnt in Sökvabök, einer großen Stadt, und nimmt viel Raum ein.

25) Ilmur.

Diese wird in der Edda nur Einmal genannt, und zwar unter den Göttinnen; aber von ihrem Amte und ihrer nähern Bedeutung erfährt man nichts weiter.

26) Rana,

auch Rann (Raub), ist eine Meer- und Tages-Göttin und die Gemahlin des Gottes Aeger. Sie nimmt in einer krystallenen Grotte die Schiffbrüchigen auf. Neun Töchter, die Wellen-Mädchen (Meereswellen), hat sie ihrem Gemahle geschenkt. Sie hatte ein Netz, mit dem sie diejenigen fing, die auf dem Meere waren. Dieses Netz lieh sie einst Loki, der den Zwerg Andavare damit fing. Von Allen, die auf dem Meere starben, heißt es in der alten Dichtersprache: „daß sie zu Rann fahren.“

27) Hela,

auch Hel, die Göttin der Unterwelt, eine abschreckende Gestalt, halb blau, halb fleischfarben; denn sie ist ein Bild des Todes, der durch Krankheit oder Alter entsteht. Alle wandern in ihre dunkle Behausung hinab. Ihre Eltern sind Loki und die Riesenfrau Angerbode. Sie ist Befehlshaberin aller neun Welten des unterirdischen Reichs Nifelheim (Nebelwelt), herrscht aber besonders in den traurigen Gegenden, wo diejenigen nach dem Tode sind, welche nicht in der Schlacht sterben. Sie hat weitläufige, dunkle, festgebaute Wohnungen, die mit eisernen Schlössern und Gittern verwahrt sind.

Ihr Pallast heißt: Elind (Elend); ihr Saal: Elidner (Schmerz); ihr Bett: Kor (Krankheit); ihr Tisch Hunger (Hungersnoth); ihr Messer: Sultur (Heißhunger; ihre Pferde: Groß und Weit; ihr Knecht: Ganglät (auch Ganglöte oder Ganglate, Langsamkeit); ihre Magd: Ganlät (Trägtritt, ein Bild des langsamen Alters); ihre Dienerin: Langweil oder Säumnis; ihre Schwelle: Falland-Vörandi (plötzlicher

Einſturz); ihr Bettvorhang: Erſchreckendes Geſpenſt, und ihre Decke und ihr Gezelt: Blick an de Bö, d. i. Blick auf das Böſe, das du im Leben begangen haſt.

Vor ihrem Gebiete Niſelheim fließt der Höllenſtrom Gial (Bitterbrunnen). Ueber ihm iſt eine mit Gold bedeckte Brücke geſchlagen, die in das Reich der Hela führt; über dieſe Brücke müſſen alle Todte. Die Hüterin der Hölle heißt Modgudur (Götterfeindin). Unterhalb dieſer Brücke, gegen Norden, liegt Helvede (Hölle), mit einer Umhegung umgeben. Als Hermode den erſchlagenen Bruder Balder aus dem Reiche der Hel zurückholen wollte, mußte er neun Tage lang durch dunkele und tiefe Thäler bis zum Gialar-Fluſſe reiten.

Hels Gemahl wird nirgends genannt, doch hatte ſie mehrere Söhne, die in Ragnarokr unter Lokis Anführung gegen die Aſen ſtritten.

Untergeordnete Gottheiten.

1) Die Nornen.

Nornen, Nornar, Normen, ſind Dienerinnen Alfadurs (Allvaters), die da waren, bevor noch die Welt war. Sie ſind die drei großen, ernſten und erhabenen Göttinnen der Zeit und des Schickſals, die über Alles walten, und deren Weisheit oft die Götter ſelbſt zu erforſchen ſuchen. Deswegen wurden ſie hoch verehrt, und man erbaute ihnen Tempel, in welchen man ſie um das Schickſal befragte. Sie beſtimmen Alles nach unwandelbaren Geſetzen, und ihr Richtſpruch über das Leben und die Schickſale der Sterblichen iſt unveränderlich. Man ſieht, daß die Nornen viel Aehnlichkeit mit den Parzen der griechiſchen und römiſchen Fabellehre haben; allein die Dichtung von den Nornen iſt weit ſchöner und tiefer, als die von den Parzen.

Nach der Edda wird nämlich das ganze Weltalter in drei Theile getheilt, und eines jeden Menschen besondere Lebenszeit, sein Geschick, Alter, Glück und Unglück (Fatum) in dieser Welt nach diesen drei Hauptzeiten ausgetheilt und zugemessen. Da wird denn eines jeden Menschen Geschick theils vom Allvater (Alfadur) unmittelbar, und nach heiligen, ihm allein bekannten Ursachen, bestimmt, theils im Askungar-Baume (Welten-Baume, die Esche Ygdrasil) von den Nornen gegründet. Sie sind es, die den Rath der Götter, des Menschen Schicksal und Leben bestimmen, und durch ihre Dienerinnen hülfreich oder strafend auf ihn wirken. Die Namen der Nornen sind:

a) Urda, oder Urd, Vergangenheit;

b) Werandi, auch Verande und Werdande, Gegenwart, und

c) Skulda, auch Skuld und Skald, Zukunft.

Sie haben ihren Wohnsitz bei dem Wundarborn (dem Brunnen der Urzeit, Vergangenheit) unter der Esche Ygdrasil, deren Wurzeln sie täglich mit dem Wunderwasser des Brunnens begießen. Die Edda nennt diese Esche Askur, und es heißt von ihr: „dieser Eschenbaum ist der herrlichste und beste unter allen; dessen Zweige breiten sich durch die ganze Welt aus und reichen bis zum Himmel. (Mehr über die Esche in dem Art. Ygdrasil im Anhange.)

Das Wasser des Wunderborns, womit die Nornen die Wurzeln von Ygdrasil begießen, ist so heilig, daß Alles, was in den Brunnen kommt, weiß wird, wie die Haut in einer Eierschale.

Noch giebt es mehrere Nornen, und zwar von verschiedener Abstammung; so sind Einige vom Götter-Geschlecht, andre vom Elfenstamme, und eine dritte Art von den Zwergen. Die Nornen, welche sanft und von guter Abstammung sind, bescheren Glück; gerathen die Menschen aber in Unglück, so verursachen es die bösen Nornen. Sowohl Glück als Unglück der Menschen hielt man für Wirkungen der Schutz-Nornen; daher sagte man,

wenn ſich irgend ein merkwürdiger Fall ereignete: „Daran iſt ſeine Norne Schuld!“

Man nimmt noch eine Art von Nornen an, und zwar die Zauber-Nornen, eine Art von Wahrſagerinnen und Hexen; dieſe gehören jedoch nicht zur Mythe.

2) Die Walkyrier,

oder auch Walkfren, Walkyren, Diſen. — Walkûren kommt von kûren (wählen) her; alſo: die Wohlwählenden. Es ruht über ihrem Urſprunge ein undurchdringliches Dunkel. Man dachte ſie ſich als furchtbarſchöne, erhabene Weſen, die weder Töchter des Himmels, noch der Hölle, weder von den Göttern, noch von ſterblichen Menſchen abſtammten. Sie wurden als Odins und der Friggа bewährte Dienerinnen abgeſandt, die in der Schlacht gebliebenen Helden nach Walhalla zu begleiten. Daher haben ſie auch folgende Beinamen: Die Göttinnen der Schlacht; die Wohlwählenden; die Botſchafterinnen Odins; die Dienerinnen der gefallenen Helden in Walhalla; die Todtenwählerinnen. —

Wegen letzterer Bezeichnung leiten Einige den Namen Walkûren auch von Wal (ein Haufen Erſchlagener, woher das Wort Wahlplatz, Wahlſtatt kommt, und von kûren, (wählen) her; denn wenn ein Held im Kriege ſterben ſoll, ſo erſcheint ihm eine Walkyre und kündigt ihm ſeinen ruhmvollen Tod an. In Walhalla reichen ſie den Helden den Trank der Götter. Ihre Zahl ſoll ſich auf 20 belaufen, deren Namen dieſe ſind: Hriſt oder Riſt (Erſchütterung), Miſt (Verwirrung; dieſe beiden ſind Odin's Mundſchenkinnen), Skeggöld (Schwerter-Zeit), Skuld, Skögul, Gunnur, Hilldur (Tapferkeit), Göndul, Geiersſkögul, Thrudur oder Thrudr (Standhaftigkeit), Hlöck oder Hlaue (Freude), Herfiöter (Heeres-Feſſeln), Göll oder Gaul (Geſchrei), Geirahöd oder Geiraulul (Lanzenerhebung), Raangrud oder Raangrith (Wuth nach Beute), Radgrud

oder Rathgrith (Wuth des Gerichts, des Urtheilsspruchs), Reginleif (Knechtschaft, bezwungenes Leben), Rota, Hiorthrimul, Swipul und Sangryd.

Anmerkung: Für die nicht erklärten Namen der 20 Walkyren fand ich keine Erklärung in den Quellen.

3) Die Geburtsgöttinnen,

welche hauptsächlich der Geburt vorstehen und dabei angerufen werden. Sie sind von verschiedener Art und haben verschiedene Namen. — Wenn sie dem Menschen sein Schicksal zutheilen, heißen sie Nornen, und sind vielleicht nichts Anderes, als die Nornen selbst; wenn sie den Menschen im Leben begleiten, heißen sie Fylgien; wenn sie seine Gestalt annehmen: Hamingien; wenn sie ihm sein Schicksal lehren: Spaadisen (weissagende Göttinnen, von spá, spüren, weissagen, und von Dys, Göttin).

4) Die Wellen-Mädchen,

welche neun Schwestern und die Töchter des Meergottes Aeger sind; ihre Mutter heißt Rana (Morgenlicht, Tag). Sie gehen immer in Gesellschaft mit einander, tragen bleiche Hüte und weiße Schleier. Schwesterlich vereint, bieten sie guten Menschen die Hand, und geleiten sie entweder glücklich an's Ufer, oder legen die nicht mehr zu Errettenden sanft in den Schooß ihrer Mutter Rana. Sie sollen wahrscheinlich nichts anders als die Meeres-Wellen sein.

Ihre Namen sind; Himinggläffa (die Himmel androhende Woge); Dufa, Bladunghadda, Hefrina (die sich Erhebende); Udur, Bylgia (der Sturm); Raun, Dröhna (das brausende und rauschende Wasser), und Kalga (die Meeresfluth).

5) Die Höllen-Jungfrauen,

Wächterinnen des Höllenthors. Sie heißen Hingvör und Listvör. Sie sitzen am Höllenthor auf einem schreienden Stuhle. Das eiserne Blut, das in ihren Adern

rinnt und ihnen aus der Nase fällt, erregt Haß, Zwietracht, Feindschaft und Krieg unter den Menschen.

6) Die Iwidien,

zum Theil Waldjungfrauen, die in Grotten wohnen und die Gabe der Weissagung haben; zum Theil auch Baum-Elfen. Sie beschützen den Baum, mit dem sie zu leben anfangen, und sterben auch mit ihm.

7) Die Wolen,

oder Volen, welche Zauber-Göttinnen (Feen) waren. Eine von ihnen hieß Vehleda, welche für eine Wahrsagerin galt, und um Frieden gebeten wurde. Eine andre hieß Aurinia, auch Alruna, die Beide schon vom Tacitus erwähnt werden.

8) Die Nott,

ist eine Tochter des Riesen Norve oder Niörwi, und die Göttin der Nacht. Sie ist schwarz und düster, wie ihr Geschlecht. Sie hatte drei Männer: von dem ersten, Nagelfari, hatte sie den Auder (Stoff und Vorrath); von dem zweiten, Anar oder Onar (Bildungstrieb) die Jörd (Erde); von dem letzten, Dolling oder Dällingaur (Dämmerung) den Dagur oder Dag (Tag), der hell und glänzend, wie seines Vaters Geschlecht war. Das Pferd, womit Nott fährt, heißt Rimfari; jeden Morgen bethaut es mit dem Schaum seines Gebisses die Erde.

Die Natur-Gottheiten.

1) Die Riesen.

Unter diesen kommen vor: a) die Thurser oder Thursen, ein eigner Völkerstamm von Riesen; b) die Hrimthussen; c) die Riesen; d) die Bergriesen; e) die

Jatten; f) die Juttner; g) die Trolde oder Trollen; h) die Bergbuer; i) die Wättur; k) die Ovättur; l) die Meinvättur; m) die Liuflingur; n) die Blediugur und die Thuffeblendlinge, oder Halbriesen, welche ihren Ursprung einem Thurser und einer sterblichen Jungfrau, oder einer Thursin (Riesin) und einem sterblichen Manne zu verdanken haben.

Die Riesen im Allgemeinen sind Halbgötter und besitzen, außer der körperlichen Stärke, auch alle Weisheit in der Natur. Sie sind mit Zauberkraft begabt und die eigentlichen Feldgötter der Norder. Gewöhnlich werden die Riesen Jatten oder Jöten genannt.

2) Die Bergriesen,

sind die Feinde der Asen und würden den Himmel stürmen, wenn sie über Bifrost (die Himmelsbrücke, den Regenbogen) kommen könnten. Die Bergriesen wohnen in Grotten auf Gebirgen, belustigen sich mit der Jagd, beschützen Wald und Wild und beherbergen in ihren Grotten und Höhlen die müden Wanderer. — Welche Aehnlichkeit sie mit den Cyclopen haben, ersieht man aus dieser Schilderung.

3) Die Zwerge,

oder Dwerge, Geister und Gnomen, oder Halbgötter, die unter der Erde in den Steinen und auf den Bergen in den Felsen und Klippen wohnen. Sie haben eine bessere Sprache, als die Menschen, die man Echo (Widerhall) nennt. Der Edda zu Folge waren sie Anfangs in dem Fleische des erschlagenen Ymirs (ein Eisriese) wie kleines Gewürm erzeugt. Nach dem Willen der Götter erhielten sie aber Menschenverstand und menschliche Bildung. Vorzüglich sind sie als die erfahrensten Kunstschmiede, sowohl in edlen als unedlen Metallen, so wie auch als Kunstdrechsler berühmt. Sie verfertigen Thor's Hammer, Mjölner, Odins Spieß, das goldene Haar der Sif und die goldene Kette Freia's.

4) Die Elfen.

Alfen, Alfer, wovon die Sagen ſich noch bis zu den Zeiten des Mittelalters erhalten haben. Es ſind Geiſter, die der Würde nach unter den Aſen ſtehen.

Sie unterſcheiden ſich in Lios-Alfar (Licht-Elfen), die ſtrahlender als die Sonne ſind und in Alfheim, dem himmliſchen Gebiete des Gottes Frey, nicht weit vom Urdar-Brunnen wohnen, und in Mörk-Alfar (Nacht- oder Schwarz-Elfen), die ſchwärzer als Pech ſind und unter der Erde hauſen. Die Licht-Elfen ſind gute, die Schwarz- oder Nacht-Elfen dagegen böſe Geiſter. Die Nach-Elfen werden auch als Zwerge geſchildert. Die meiſten führen den Namen Gnomen. Nach dem Ragnarokr (Untergang des Göttergeſchlechts) bewohnen die Licht-Elfen den Pallaſt Vidblain.

5) Ymer,

auch Ymir, iſt ein Rieſe, der in der Urzeit da war; er wird aber von Odin getödtet, und aus ihm die Welt gebaut. Nach der älteſten Mythologie iſt er ein Eisrieſe, deſſen Entſtehung ſo geſchildert wird:

Der Froſt von Niflheim (Nebelwelt, der nördliche, kalte Theil der Welt) und die Hitze von Muspelheim (Feuerwelt) begegneten einander in Ginungagap (Abgrund, Chaos, eine tiefe, klaffende Kluft); davon entſtand ein Geſchöpf in menſchlicher Geſtalt, und dieſes war Ymer, Stammvater eines böſen Geſchlechts, das Hrimtuſſer genannt wurde. Ymer hatte einen Sohn, der Aurgelmer hieß, und dieſer wieder einen Sohn mit Namen Bergelmer.

Börr's Söhne: Odin, Wili und We tödteten Ymer, und es floß ſo viel Blut von ihm, daß ſein ganzes Geſchlecht darin umkam, bis auf Bergelmer, der ſich mit ſeinem Weibe auf einem Boote gerettet hatte, und dadurch der Stammvater des neuen Hrimtruſſer-Geſchlechts wurde. Börr's Söhne nahmen Ymers Leichnam und bildeten daraus die Erde; aus ſeinem Blute

Meer, Flüsse und Seen; aus seinen Knochen Berge; aus seinen Zähnen Steine; aus seiner Hirnschale den Himmel; aus seinem Gehirne die Wolken und endlich aus seinen Augenbraunen Midgard (das innere Land, auch eine Verschanzung gegen den Anfall der Bergriesen). Ymer ist fast unerklärbar, indessen scheint er das Chaos zu sein.

6) Fimbultyr,

ist der Name desjenigen Gottes, der die Runenschrift erfunden, und die Menschen die Wissenschaften und das Schreiben gelehrt haben soll.

7) Mundilfare,

auch Mundilfari (Achsebeweger), ist der Gestirngott, welcher zwei schöne Kinder: Muni oder Maan (Mond) und Sool, Sul oder Sunna (Sonne), hat. — Die Götter, erzürnt über die Anmaßung Mundilfari's, seine Tochter Sunna dem Gott der Freude, Glemur oder Glamur, zur Gemahlin gegeben zu haben, nahmen beide Geschwister, setzten sie an den Himmel und ließen Sunna die Pferde führen, welche den Sonnenwagen ziehen. Muni muß die Rosse an dem Mondeswagen lenken und zugleich über die Ab- und Zunahme des Mondes wachen. Die Namen der Rosse, welche den Sonnenwagen ziehen, sind Alsvidr und Arwakr (d. i. Alles versengend und: Zeitig aufwachend). Unter ihren Bug setzten die Götter zwei Blasebälge, um sie abzukühlen; daher kommt es denn, daß es des Morgens so frisch ist.

Muni griff von der Erde zwei Kinder, Bil und Hviki, auf; diese tragen auf ihren Schultern den Eimer Sangur und die Eimerstange Simul (gleich, zugleich). Diese Kinder folgen beständig dem Monde. Ihr Vater heißt Vidfiar.

8) Glamur,

Glener oder Glaner, Sunn's Gemahl, ist der Gott der Freude und weiter nichts von ihm zu bemerken, als

daß Glanur der Glänzende oder Scheinende bedeutet.

9) Vil, Hiucka und Nerwi,

sind drei Nachtgötter. Nerwi bedeutet finster, düster.

10) Dagur,

oder Dag, der Gott des Tages, ist ein Sohn der Nott (Nacht) und Dällingurs (Dämmerung). Dagur und seine Mutter Nott wurden von Alfadur (Allvater) in den Himmel versetzt, und gab Alfadur ihnen zwei Pferde und zwei Wagen, daß sie damit jeden Tag die Erde umfahren sollten. Nott fährt mit ihrem Rosse Rimfaxi (Reifmähne oder Dunkelmähne) voran, und jeden Morgen bethaut es die Erde mit dem Schaum seines Gebisses. Das Pferd, womit Dag fährt, heißt Skinfaxi (Glanzmähne) und es erleuchtet mit dem Glanze seiner Mähne die ganze Luft und Erde.

11) Surtur (der Schwarze)

Herrscher in Muspelheim (Feuerwelt) und unversöhnlicher Feind der Asen. Er war früher da, als alle andere Götter (also dem Saturn der Griechen zu vergleichen) und zieht am Ende der Welt mit Muspelheims Söhnen und in Verbindung mit Loki und dessen Geschlecht in den Kampf gegen die Asen. Er setzt alsdann Himmel und Erde in Brand, worauf ein neuer Himmel und eine neue Erde kömmt, worin Gerechtigkeit waltet.

12) Wasuder,

oder Suasudur (der Sommer); Wasadar oder Wetur (der Winter). Ueber diese Natur-Gottheiten läßt sich nichts weiter sagen.

Die Ungeheuer der Fabelwelt.

1) Jörmungandur,

oder Jörmungaard, die Midgardsschlange, welche die ganze Erde umgiebt. Sie entstand durch Loki und die Riesenfrau Angerbodi, und wurde von ersterem in's große Weltmeer geschleudert, wo sie zu der ungeheuern Größe heranwuchs, daß sie mitten im Meere um alle Länder herumliegt und sich in den Schwanz beißt. Hier liegt sie und wartet bis zum Untergange der Welt. Alsdann schießt sie wüthend empor, weshalb auch das Meer alle seine Ufer überschwemmt und das Schiff Nagelfar dadurch vom Anker gerissen wird. Sie speiet verpestete Luft aus, überfällt endlich Thor und wird von ihm erschlagen.

2) Nidhoggur,

oder Nidhögr, die Höllenschlange, die von unten auf an der Wurzel der Esche Ygdrasil nagt.

3) Fenrir,

oder Fenrir, ein Wolf, Sohn Lokis, den die Götter bei sich erzogen. Tyr war der Einzige, der den Muth hatte, ihm Essen zu geben. Da die Götter sahen, daß er täglich wuchs, und alle Prophezeihungen verkündeten, daß er bestimmt sei, ihr Untergang zu werden, entschlossen sie sich, eine sehr starke Kette machen zu lassen, und hießen ihn, seine Kraft daran zu versuchen. Er ließ sie sich geduldig anlegen, doch kaum hatte er sich gestreckt, so war sie zerrissen und er war wieder frei. Die Asen ließen ihm hierauf ein noch einmal so starkes Band machen, aber auch dieses zerriß er. Den Asen wurde nun bange, daß er sich nicht wieder binden lassen würde. Sie schickten deshalb Skirner, den Diener Frey's, zu einigen Zwergen in Schwarzelfenheim und ließen das Band Gleipner verfertigen, das aus sechs Theilen

gemacht ward: aus dem Schall des Katzentritts, dem Weiberbart, des Berges Wurzeln, des Bären Sehnen, des Vogels Speichel und dem Hauch des Fisches. Die Götter waren mit diesem Bande zufrieden und zogen mit dem Fenris nach der Insel Lyngva im See Amtswastner. Sie zeigten ihm das Band, das einem Seidenbande ganz ähnlich war, und fragten, ob er es zerreißen könne? — Der Wolf antwortete: „Es scheint mir eben keine große Ehre zu versprechen, ein so dünnes Band zu zerreißen, aber weil List und Betrug dabei ist, kommt es nicht an meine Füße. Damit man mich aber nicht der Muthlosigkeit beschuldige, lege einer der Asen seine Hand in meinen Mund, zum Pfande, daß es ohne Falschheit zugeht.“ — Die Asen sahen Einer den Andern an, denn das war eine gefährliche Bedingung, und Keiner wollte seine Hand hergeben, bis Tyr die seinige dem Wolf in den Rachen steckte. Der Wolf ließ sich jetzt das Band anlegen, und je mehr er sich ausdehnte, um es zu zerreißen, desto stärker ward es. Da lachten die Asen, nur Tyr nicht, denn der verlor seine Hand. Da die Asen sahen, daß der Wolf völlig gebunden war, nahmen sie das Ende der Kette, das Gelgia hieß, zogen es durch einen großen Felsen, der Giál genannt wurde, und befestigten es tief unten in der Erde. Dann nahmen sie ein andres Felsstück, Namens Lunte, womit sie jenen noch tiefer hineintrieben, um ihn desto fester zu machen. Der Wolf riß den Schlund schrecklich weit auf; aber sie steckten ein Schwert hinein, so daß das Heft im obern, die Klinge im untern Kiefer stand. So muß Fenrirs Wolf bis zum Ragnarokr (Ende der Welt) liegen bleiben. Der Wolf hatte von der Riesin Gyge zwei Söhne, auch Wölfe, Skol und Hate; jener verfolgt die Sonne, um sie zu verschlingen, dieser den Mond.

4) Arcke,

oder Gere (gierig), einer von den Wölfen, denen Odin die Speisen giebt, die in Walhalla auf seinen Tisch kommen.

5) Freki,

(verzehrend) heißt der andre von Odin gefütterte Wolf.

6) Managarmur,

oder Mannagarmur, ein mächtiger Riese in Wolfsgestalt. Dieser wird mit dem Leben aller Menschen, die sterben, gesättigt. Er verschlingt den Mond und bespritzt dabei den Himmel und die Luft mit Blut, wovon die Sonne verfinstert wird.

III.

Die Edda.

Die Edda.

I. Gylfe-ginning,

oder

Gylfe's Täuschung.

Aus der jüngeren Edda.

Dämesaga 1.

Gylfe, ein alter König in Schweden, und ein höchst weiser, vielerfahrener Mann, hatte seit lange das Glück des Asen-Geschlechtes mit Erstaunen betrachtet. Er wunderte sich über die Macht desselben, nach dessen Willen Alles geschehe. Zweifelhaft, ob er dieses ihrer eignen Kraft und Geschicklichkeit, oder der Macht der Götter zuschreiben sollte, denen sie ihre Verehrung weiheten, unternahm er endlich eine Reise nach Asgard, aber unbekannt, denn er nahm die Gestalt eines alten Mannes an Aber die Asen, weiser als er, wußten von ihm, noch ehe er vor sie kam. Durch Zauberkünste bewirkten sie ihm eine Täuschung der Augen, so daß er, als er in ihre Burg gekommen war, eine weite Wohnung erblickte, deren Umfang kaum zu begreifen, und deren Dach mit goldenen Schilden gedeckt war.

In dem Vorhof bemerkte Gylfe einen Mann, der sein Spiel damit trieb, daß er bloße Schwerter abwechselnd in die Luft warf, und mit den Händen wieder fing. Als dieser Mann den König nach seinem Namen fragte, nannte Gylfe sich Gangler (Wanderer), sagte, er

komme aus Nefel-Stigum, und bat um gaſtfreie Aufnahme für eine Nacht. Schnell eilte darauf der Mann voraus in die innere Wohnung, und Gylfe folgte ihm nach.

Gleich nach ihrem Eintritt wurde die Thür verſchloſſen. Der König erblickte nun einen unabſehbaren Raum, und darin unzählige Menſchen, in einzelnen Haufen vertheilt und mit allerlei Uebungen beſchäftigt. Einige ſpielten, Andere tranken und noch Andere übten ſich im Kampfe. Unter andern unglaublichen Dingen, die ihn rings umgaben, erblickte er auch drei Throne, immer einen über dem andern, und auf jedem ſaß ein Mann. Gylfe fragte nach dem Namen dieſer Herrſcher, und ſein Führer antwortete:

„Der, welcher auf dem unterſten Throne ſitzt, iſt König und heißt Har (der Erhabene); der Name des nächſten über ihm iſt Jafnhar (Gleicherhaben), und der oberſte heißt Thridie (der Dritte)."

Da wendete ſich Har ſelbſt an den König Gylfe, und fragte den Fremdling, was ſein Geſchäft hier ſei? und ſetzte hinzu: Speiſe und Trank ſolle ihm gewährt ſein, wie allen Andern hier in Walhall.

Gylfe betheuerte, zuvor wolle er wiſſen, ob es hier nicht einen recht weiſen Mann gebe? Har antwortete: „Hier kommt Keiner unbeſchädigt hinaus, er ſei denn weiſer geworden! Siehe du, der frägt; es geziemt ſich, daß der Antwortende ſitzt."

2.

Gylfe, der ſich von nun an Gangler nannte, fragte: „Wer iſt der höchſte und älteſte aller Götter?"

Har.

Der älteſte aller Götter wird Alfadur genannt; in dem alten Asgard aber hatte er zwölf Namen, welche folgende waren: Allfader, Herrann oder Herjan; Hnikari oder Nikar; Nikur oder Hnikudur; Fiol-

ner; Ome; Oske; Biflide; Widrer. Svidrer; Svider; Jálfur oder Jalfr.

Gangler.

Wo iſt dieſer Gott? was vermag er? und worin beſteht ſeine Macht?

Har.

Er lebt durch alle Zeiten, und beherrſcht ſein Reich. Alles regiert er, Großes und Kleines, Hohes und Niedriges.

Jafnhar.

Den Himmel und die Erde hat er gemacht, und die Luft. —

Thridie.

Ja, was noch mehr iſt, er erſchuf auch Menſchen und gab ihnen eine unſterbliche Seele, die niemals umkommen wird, wenn auch der Körper in Staub zerfällt, oder durch Feuer zu Aſche verbrannt wird. Die Seelen aller Guten ſollen mit ihm an einem Orte leben, welcher Gimle (Himmel) heißt, oder Vingolf; böſe Menſchen aber fahren nach Hel (Hölle) und von da nach Niflheim (Nebelwelt) hinab, welches unten iſt, in der neunten Welt.

Gangler.

Was machte Alfadur aber, ehe er Himmel und Erde hervorbrachte?

Har.

Da war er mit den Hrymthuſſen (Froſtriesen).

3.

Gangler aber fragte weiter: „Wie aber fingen die Dinge an? und wie war es vor Zeiten?

Har.

Es heißt ſo davon in der Voluspa (Weiſſagung der nordiſchen Sibylle):

Es war der Zeit Beginn,
Da Nichts war,
Nicht Sand, nicht See,
Nicht kühle Wogen,
Die Erde gab es nicht,
Nicht des Himmels Wölbung;
Ein gähnender Schlund war,
Aber keine Gewächse.

Jafnhar.

Manche Zeit vor Entstehung der Erde war es, als Niflheim gemacht wurde. Darin liegt ein Brunnen, der Hvergelmer heißt; aus dem fallen folgende Flüsse: Svöl, Gunnraa, Fion, Fimbultul, Slidur, Hridur, Sylgir, Ylgir, Vid, Leiptr und Gjöl. Der Letztere ist zunächst an den Pforten der Hela.

Thridie.

Zuerst war eine Welt gegen Süden, die Muspel genannt wurde; sie ist hell und heiß, verzehrend und brennend, so daß kein Fremder dort aushalten kann, obgleich sie Bewohner hat. Surtur (der Schwarze) heißt er, der hier wohnet am Ende der Lande. Seine Hand hält ein glänzendes Schwert, und am Ende der Zeiten wird er ausziehen und Krieg führen; er wird sogar die Götter besiegen und die ganze Welt mit Feuer verbrennen.

Gangler.

In welchem Zustande war die Welt, ehe Menschen da waren und sich vermehrten?

Har.

Sobald die Fluthen, die Eliwager heißen, so weit von ihrem Ursprunge sich entfernten, daß das in ihnen enthaltene Gift sich verhärtete, ward letzteres in Eis verwandelt. Als diese Masse nun fest war und nicht mehr rann, gefroren zu Reif alle Dünste des Giftes, und ein Reif kam über den andern, bis in Ginnungagap (Abgrund, ungeheurer leerer Raum).

Jafnhar.

Auf dieſe Weiſe iſt der Theil von Ginnungagap, welcher gegen Norden liegt, mit einem Haufen von Eis und gefrornen Dünſten angefüllt worden. Der ſüdliche Theil dagegen wurde ſichtbar von den Blitzen und dem Glanz, die aus Muspelheim (Feuerwelt) herüber flogen. Denn wie aus der Nebenwelt Kälte und alle grimmige Dinge kamen, ſo war Alles, was an die Feuerwelt grenzte, heiß und hell; Ginnungagap war hier ſo milde, wie windloſe Luft. Da nun ein warmer Windhauch die gefrornen Dünſte anwehte, löſ'ten ſie ſich in Tropfen auf. Aus den herabfallenden Tropfen entſtand durch die Kraft deſſen, der die Wärme geſchickt hatte, ein Mann, welcher Ymer (Uralt) genannt wurde. So heißt es in der kleinen Voluspa:

Alle Woten (Hexen) ſind von Vidolf,
Alle Wahrſager von Vilmeid;
Alles Zaubervolk von Svarthöfde,
Alle Rieſen von Ymer.

Gangler.

Wie aber hat ſich Ymer's Nachkommenſchaft vermehrt? oder ſind mehrere zugleich erſchaffen worden? und glaubt ihr, daß Ymer ein Gott geweſen ſei?

Har.

Keineswegs war Ymer ein Gott, ſondern böſe war er, und ſein ganzes Geſchlecht, die Hrymtuſſen. Wie erzählt wird, ſo bekam er einmal, als er ſchlief, einen ſtarken Schweiß; da entſtand unter ſeinem linken Arm ein Mann und ein Weib, und auch von ſeinen Füßen erhielt er Nachkommen, davon kommt auch ein Geſchlecht. Das waren die kalten Hrymtuſſen; der erſte Hrymtuſſe oder Froſtrieſe aber war Ymer.

4.

Gangler.

Wo aber hat Ymer gelebt, und welches war ſeine Nahrung?

Har.

Als die gefrornen Dünste anfingen, sich in Tropfen aufzulösen, ward daraus eine Kuh; Audumbla hieß sie. Vier Milchströme flossen aus ihren Eutern: davon ernährte sich Ymer. Die Nahrung der Kuh aber war, daß sie das Salz von den Reifsteinen leckte. Am ersten Tage, als sie an den Steinen geleckt hatte, kamen aus denselben gegen Abend Haare eines Menschen hervor; am andern Tage ein Kopf, am dritten aber der ganze Mensch. Bure (Geburt, Frucht) wurde der genannt; der Sohn aber, den er hatte, hieß Bör. Der letztere nahm sich zum Weibe die Belsta, (Hervorbringerin), eine Tochter des Riesen Bergthor, und von ihr hatte Bör drei Söhne; Odenn oder Odin hieß der eine, der andere Wile (Begierde), und der dritte We (Friede). Dieser Odin und seine Brüder wurden die Beherrscher des Himmels und der Erde.

5.

Gangler.

Herrschte denn unter diesen und Ymer Freundschaft und gleiche Gewalt?

Har.

Die Söhne Bör's tödteten Ymer, den Riesen, und als er fiel, floß so viel Blut aus seinen Wunden, daß alle Geschlechter des Frostriesen darin umkamen, bis auf einen Einzigen, der mit den Seinen entkam; Bergelmer (der alte Felsen) wird dieser Riese genannt. Er fuhr auf einem Boote mit seiner Familie, und wurde so erhalten. Daher stammt das Geschlecht der Frostriesen ab.

Gangler.

Was machten aber unterdeß die von euch für Götter gehaltenen Söhne Bör's?

Har.

Schwer ist dies zu erzählen. Sie zogen den Körper des Riesen Ymer in die Mitte von Ginnungagap und

machten aus ſeinem Leichnam das feſte Land und aus ſeinem Blute Seen und Gewäſſer. Die Erde ward aus ſeinem Fleiſche genommen, die Berge aus ſeinen Knochen, Steine und Holzblöcke aus ſeinen Zähnen, Kinnbacken und kleinen Knochenſtücken. Aus ſeiner Hirnſchale machten ſie den Himmel und ſetzten ihn hinauf über die Erde mit vier Hörnern oder Enden, und unter jedes Horn ſetzten ſie einen Zwerg. Dieſe hießen: Auſtre, Weſtre, Sudre, Nordre (Oſten, Weſten, Süden, Norden). Darauf nahmen ſie Flammen und Funken, die aus Muſpelheim geflogen waren, und ſetzten ſie oben und unten an den Himmel, auf daß ſie Himmel und Erde erleuchteten. Sie gaben allen Lichtern ihren Platz: einigen am Himmel, andere hatten ihren Lauf unter dem Himmel, aber alle an ihrem Platz, und war ihnen ihr beſtimmter Gang angewieſen worden, wornach denn auch Tage und Jahre berechnet werden. So wird erzählt in der Voluſpa:

„Die Sonne aus Süden warf zur Rechten
„Den Mond jenſeit der Pforte der Nacht;
„Noch kannte Sonne nicht ihren Saal,
„Der Mond noch wußte die Heimath nicht,
„Nicht wußten Sterne ſich ihrer Statt.“

„Da gingen die Herrſcher zu ihren Stühlen,
„Die heiligen Götter pflegten Rath,
„Sie gaben Namen der Nacht und Dämm'rung,
„Morgen und Mittag, und ſchieden das Jahr.“

Gangler.

Das ſind merkwürdige Dinge, und das muß ein großes Gebäude ſein; aber welches war die Geſtalt der Erde?

Har.

Rund iſt die Erde, und außerhalb iſt das tiefe Weltmeer mit ſeinem Geſtade. Längs den Küſten gaben ſie den Rieſen ihren Wohnplatz, und gegen ihren Anfall mach-

ten sie eine Verschanzung inwendig rund um die Erde. Zu dieser Burg oder Verschanzung bedienten sie sich Ymer's Augenbraunen. Die so verschanzte Erde nannten sie Midgard (Wohnung der Mitte). Das Gehirn des Riesen warfen sie in die Luft, da entstanden die Wolken.

6.

Gangler.

Da hatten sie schon viel vollbracht, als sie Erde und Himmel schufen, der Sonne und den Sternen ihren Platz bestimmten und die Tage unterschieden; aber woher sind denn die Menschen gekommen, welche jetzt die Erde bewohnen?

Har.

Bör's Söhne (Odin, Wili und We) wandelten am Strande des Meeres, wo sie zwei Holzblöcke fanden; diese nahmen sie in die Hand und machten sie zu Menschen. Der Erste gab ihnen Geist und Leben, der Andere Verstand und Bewegung, der Dritte Sprache, Gehör und Gesicht, sie gaben ihnen auch Kleidung und Namen. Den Mann nannten sie Ask (Esche), die Frau Embla (Erle). Von diesen Beiden stammt das Menschengeschlecht ab, dem es vergönnt ist, in Midgard zu wohnen. Darnach bauten sie eine Burg in Midumheim, die sie Asgard nannten; darin wohnten die Götter und ihr Geschlecht, von denen so viel Wunderbares erzählt wird, sowohl auf der Erde, als in der Luft. In dieser Burg war ein Platz, Hlidskjalf (Sitz des Ausspähens) heißt er, wenn da Odin auf seinem Stuhle saß, sah er um sich alle Lande und hörte aller Menschen Thun, und verstand Alles, was er sah. Odin's Gemahlin heißt Frigga; sie ist die Tochter Fiorgvin's: davon sind gekommen die Kinder, die wir das Geschlecht der Asen nennen. Es ist das Götter-Geschlecht, und deswegen heißt Odin Allvater, weil er aller Götter und Menschen Vater ist und aller Dinge, die durch seine

Kraft vollbracht sind. Jörd (Erde), unter diesem Namen versteht man die Frigga auch, war seine Tochter und zugleich seine Gemahlin. Sie gebar ihm den Thor oder Asathor, dem Kraft und Stärke folgen, und der über alles Lebendige siegt.

7.

Gangler.

Wer ist aber Norve (nährend)?

Har.

Norve oder Niorfe ist ein Riese, der wohnt im Lande der Riesen, welches Jothunheim genannt wird. Er hatte eine Tochter, die hieß Nott (Nacht), die war schwarz und dunkel, wie ihr ganzes Geschlecht. Zuerst war sie an einen Mann vermählt, der Nagelfari genannt wurde, und von ihm hatte sie einen Sohn mit Namen Audur oder Audr (Schweigen der Nacht). Zunächst nahm sie den Anar oder Onar (liebegünstig), und zuletzt den Dellingur (dämmernd), aus dem Geschlechte der Asen. Ihm gebar sie einen Sohn mit Namen Dagur (Tag), der so licht und wohlgestaltet war wie sein väterliches Geschlecht. Da nahm Allvater die Nott und ihren Sohn Dagur, und gab jedem von ihnen Pferd und Wagen. Er schickte sie mit diesen zum Himmel empor, damit sie jeden Tag um die Erde fahren sollten. Es fährt Nott voran auf ihrem Rosse Hrymfaxe (Reifmähne), welches jeden Morgen die Erde mit den Tropfen seines Gebisses bethaut. Das Pferd des Dagur heißt Skinfaxe (Lichtmähne); dieses erleuchtet Luft und Erde mit seiner Mähne.

8.

Gangler.

Wie aber wird der Gang der Sonne und des Mondes geleitet?

Har.

Ein Mensch, Mundilfari (Achsebeweger) genannt, hatte zwei Kinder; die waren so hold und schön, daß er den Sohn Mani (Mond) und die Tochter Sol (Sonne) nannte; letztere vermählte er an einen Mann, der Glaenur (glänzend) hieß. Die Götter, durch eine solche Anmaßung gereizt, ergriffen die Geschwister und setzten sie an den Himmel. Sol muß die Pferde regieren, welche den Sonnenwagen ziehen; die Sonne machten die Asen, um die Welt zu erleuchten. Diese Pferde hießen Alsvidur (Alles versengend) und Arwakur (früh erwachend). Unter die Bugen dieser Pferde setzten die Asen jedem zur Kühlung einen Windbalg, Isarnkol (Morgenlüftchen) genannt. Mani (Mond) ist der Führer des Mondes und herrscht über Ab- und Zunehmen. Dieser hat von der Erde zwei Kinder geraubt, die Bil (Leere) und Huike (Fülle) hießen, als sie von dem Brunnen Byrger kamen und an der Stange Simul (gleich) den Wasser-Eimer Sägur (großes Gefäß) trugen. Widfinnur hieß der Vater dieser Kinder, die beständig dem Laufe des Mondes folgen, wie man noch auf Erden sehen kann.

9.

Gangler.

Aber die Sonne fährt ja so hurtig davon, als fürchte sie sich vor etwas, und sie könnte nicht schneller eilen, wenn ihr Leben in Gefahr wäre.

Har.

Kein Wunder ist's, daß die Sonne so schnell fliegend fährt, denn nahe ist ihr Verfolger, und sie kann ihm nur durch große Eile entrinnen. Zwei Wölfe sind ihr nahe; der, welcher ihr am nächsten folgt, heißt Skoll (Nebensonne), den fürchtet sie, und er wird sie endlich auch fassen. Der andre Wolf heißt Hate Hrödvidnissen (der Hasser, Sohn des Verwüsters); der läuft ihr vor-

aus und will den Mond verschlingen, was auch endlich geschieht.

Gangler.

Von welcher Herkunft sind diese beiden Wölfe?

Har.

Ihr Geschlecht ist dieses: Eine Riesin, Hyge mit Namen, wohnt östlich von Midgard im Walde Jernvidr, wo die Riesenweiber Jernvidur ihre Wohnung haben. Hyge hat viele Söhne, die Riesen sind und den grausamsten Thieren der Wildniß gleich, und alle sind sie in Wolfsgestalt. Davon stammen denn auch die beiden Wölfe ab. Der, welcher aus diesem Geschlechte der mächtigste ist, heißt Managarmur (Mondverschlinger). Er wird mit dem Leben aller Menschen, die sterben, gesättigt; er verschlingt auch den Mond und bespritzt dabei Luft und Himmel mit Blut. Daher entstehen die Verfinsterungen der Sonne, und die unbeständigen Winde, welche hiehin und dorthin brausen.

10.

Gangler.

Welcher Weg führt von der Erde zum Himmel?

Har (lächelnd).

Nun frägst du unklug! Hast du denn nicht gehört, daß die Götter eine Brücke schufen von der Erde zum Himmel, die Bifrost (bewegliche Brücke) heißt: sie ist es, die du Regenbogen nennst. Sie ist von drei Farben, sehr fest und mit größerer Kunst gemacht, als andere Gebäude, und das Roth, was man an diesem Bogen sieht, ist flackernd Feuer. Wäre den Bergriesen der Weg über Bifrost zugänglich, so würden sie alle in den Himmel gehen. Obgleich aber diese Brücke sehr stark ist, wird sie doch am Ende zerbrechen. Wenn die Muspelssöhne zum Streite kommen und darüber reiten, werden ihre Pferde sie zuerst zerstören und müssen sie dann über große Flüsse schwimmen.

Gangler.

Mir scheint es nicht, daß die Götter diese Brücke recht fest gemacht haben, weil sie in Stücke geht, da sie es doch gewiß vermochten, wenn sie nur wollten.

Har.

Die Götter verdienen keinen Tadel wegen dieses Gebäudes. Bifröst ist gewiß eine gute Brücke; aber es ist kein Ding in der Welt, das bestehen wird, wenn Muspels Söhne in den Krieg ziehen.

11.

Gangler.

Was aber machte Allvater, nachdem er Asgard, den Wohnplatz der Asen, erbaut hatte?

Har.

Zuerst setzte er auf einer Stelle in der Stadt, die Idavolr (Bergfeld) heißt, Verwalter, um das Geschick der Menschen zu entscheiden und die Einrichtungen in der Stadt zu bestimmen. Ihr erstes Geschäft war, daß sie einen Hof erbauten und zwölf Stühle dahin setzten, den Ehrensitz ausgenommen, auf welchem Allvater sitzt. Dieses Haus war das beste auf Erden, und das größte, außen und innen mit Gold belegt. Den Ort nennt man Gladsheim (der heitre Ort). Sie bauten auch einen Saal für die Göttinnen, so wie eine sehr schöne Wohnung, die Wingolf heißt. Darnach legte man Schmiede-Oefen an, verfertigte Hämmer, Zangen, Amboße und andere Werkzeuge, um das Metall, welches man Gold nennt, zu schmieden. Alles Pferdegeschirr und Hausgeräth machte man von Gold, daher diese Zeit das goldene Alter genannt wurde. Dieses Zeitalter wurde aber verdorben durch die Ankunft einiger Weiber aus Jotunheim oder dem Lande der Riesen.

12.

Gangler.

Woher kamen aber die Zwerge?

Har.

Nachdem die Götter sich auf ihren hohen Sitzen niedergelassen hatten, beschlossen sie, daß Zwerge entstehen möchten aus dem Staube der Erde, wie Würmer im Fleisch. Zwerge entstanden und bewegten sich zuerst in dem Leichnam des Riesen Ymer, und waren Würmer, bis sie durch den Willen der Götter Menschen-Weisheit und Menschen-Antlitz bekamen. Sie wohnten in den Steinklüften der Erde. Mödsognir war der trefflichste, und der andere Durenn. So heißt es hierüber in der Voluspa:

„Es gingen die Herrscher
„Zu ihren Hochsitzen,
„Die heil'gen Regenten
„Im Rath zu entscheiden
„Wer vorstehen sollte
„Dem Volke der Dverge
„Aus Beomer's (Ymer's) Blute
„Und Beinen entstanden.“

„Motsagner wurde
„Der erste Meister
„Der Dvergen-Gilde,
„Der andre Durenn.
„Menschähnliche Bilder,
„Und Anderes machten
„Die Dverge auf Erden,
„Nach Durenn's Gebot.“

„Nor und Nide,
„Nordri und Sudri,
„Austre und Westre,
„Althiöffur, Dualer,
„Vivor und Vavor,
„Bumbur, Nori,
„An und Anar,
„Ai, Mjotvitner.“ —

„Weigur und Gandalfſur,
„Windalfſur, Thäin,
„Thekur, Thoren,
„Thror, Lidur und Vitur,
„Nanr und Nyradur.
„Nun nannt' ich die Dverge,
„Rathend, regierend
„Ueber Wind und Regen."

„Fili, Kili,
„Funden, Nale,
„Heite, Wili,
„Hanar, Sapor,
„Frár, Hornbari,
„Fegur und Löne,
„Bauer der Erde
„Und Bäumepflanzer."

„Dies von den Dvergen,
„Von Dvalens Leuten,
„Genug iſt berichtet
„Von dieſem Geſchlecht.
„Seinen Sitz es hatte
„In ſteinernen Häuſern,
„Auf Jörnwali's Grund,
„Da lag ſein Garten."

„Da waren Drupner,
„So auch Dölgthraſer,
„Hár und Hangſpáre,
„Hlevangur, Glór,
„Skirvir, Wirwir,
„Skaffidur, Ai,
„Alfur und Ingwi:
„Bäumepflanzer."

„Fialar und Froſte,
„Finnur und Ginnar,

„Dore, Dre,
„Dufur, Andvare,
„Hegti, Fili,
„Haar und Sviar.
„Es wird zur Nachwelt,
„So lange das Leben
„Noch Menschen genießen,
„Gelangen ihr Ruhm.“

13.

Ganaler.

Welches ist der vorzüglichste und heiligste Wohnplatz der Götter?

Har.

Unter Ygdrasil (Feuchtigkeit tröpfelnd) halten die Götter täglich ihre Gerichte.

Gangler.

Was erzählt man mehr von diesem Orte?

Jafnhar.

Dieser Eschenbaum ist der größte und höchste aller Bäume. Seine Aeste verbreiten sich durch die ganze Welt und reichen bis an den Himmel. Drei Wurzeln stützen diesen Baum und stehen so breit aus einander, daß die eine ist bei den Asen, die andre bei den Hrymtussen, wo ehemals Ginungagap war, und eine dritte stehet über Niflheim. Unter der letztern Wurzel ist Hvergelmer, und Nydhoggr naget an ihrer Rinde. Unter der Wurzel bei den Hrymtussen ist der Mimersbrunnen, in dem ist Menschenweisheit verborgen. Der, dem dieser Brunnen gehört, heißt Mimer (Der Erfahrene). Er ist erfüllt mit Weisheit, denn er trinkt jeden Morgen aus diesem Brunnen durch das Gjallar-Horn (gellende Horn). Zu ihm kam einmal Allvater und bat um einen Trunk aus dem Brunnen, erhielt ihn aber nicht eher, bis er eins seiner Augen zum Pfande gab. Die dritte Wurzel des Eschenbaums steht im Himmel. Unter dieser liegt ein sehr heiliger Brunnen, der Urdar-

Brunnen (Brunnen der Vergangenheit) genannt. Hier haben die Götter ihren Richterstuhl. Jeden Tag reiten die Asen über Bifröst zu dem Brunnen, darum heißt er auch Asen-Brunnen. Dies sind die Namen der Asen-Pferde: Skeipner ist das beste, gehört dem Odin und hat acht Füße; Gladur (muthig), Gyller (goldfarbig), Gleiner (glänzend), Skeidbrymer (schnellaufend), Silfrintoppur (silberschopfig), Symer (starknervig), Gisl (schnaubend), Fallhofner (schönhufig), Gullintoppur (goldschopfig), und Lietfete (leichtfüßig). Balders Hengst ward mit ihm verbrannt zugleich. Thor gehet zu Fuß zu diesem Gerichte über die Flüsse Kormt, Ormt und die beiden Badeplätze, Kierlaugar genannt. Diese durchwatet Thor jeden Tag, wenn er bei der Esche Ygdrasil zu Gericht geht.

Gangler.

Weißt du noch mehr wunderbare und seltsame Dinge von der Esche zu erzählen?

Har.

Noch viel! Ein weißer Adler sitzet auf ihren Aesten, der vieler Dinge kundig ist. Zwischen seinen Augen sitzt ein Habicht, der heißt Wedrfölner (Wetterverberger). Ein Eichhörnchen, Ratatoskur (hin- und herrennend) rennt an der Esche auf und nieder, und trägt hin und her Worte des Neids zwischen dem Adler und der an der Wurzel nagenden Schlange Nydhogg. Vier Hirsche laufen unter den Zweigen der Esche und beißen die Knospen daran ab. Ihre Namen sind: Dainn (eilend), Dualinn (verweilend), Dunair (im Ohr sausend) und Dyrathror (Ruhe verfolgend). Es liegen aber auch außer Nydhogg noch viele andre Schlangen in Hvergelmer, so daß keine Zunge es aussprechen kann, denn so heißt es:

Viele Schlangen liegen
Unter Ygdrasils Esche.
Daß Jeder begreife

Der Übrigen Schicksal:
Born und Morn,
Die sind Graffwitins Söhne.
Grovakur und Grávellodne,
Offner und Snaffner,
Bestimmt ist ihnen,
Immer zu nagen des Baumes Wurzel.

Man sagt auch, daß Nornen (Schicksalsgöttinnen) am Brunnen wohnen, die schöpfen jeden Tag aus dem Urdarbrunnen, begießen die Esche und legen Dünger daran, damit ihre Aeste nicht verwelken noch vertrocknen. Dies Wasser ist aber so heilig, daß alle in diesen Brunnen getauchten Dinge so weiß werden, als das, was man Skiall nennt, und innen liegt in der Schale des Eies. Der Regen, der davon herunterfällt, heißt Hunangsfall (Honigthau); davon ernähren sich die Bienen. Außerdem leben noch zwei Vögel in dem Brunnen der Vergangenheit, die heißen Schwäne; von diesen Vögeln stammen alle andern des Namens ab.

II.

Gangler.

Viele und wunderbare Dinge habt ihr mir vom Himmel erzählt; aber welches sind die berühmten Wohnungen darin?

Har.

Viele schöne Stellen giebt es im Himmel, die mit einem göttlichen Schirm beschaut werden. Auch steht ein schöner Saal unter dem Eschenbaum beim Brunnen. Aus diesem Saale kommen die drei Jungfrauen, welche Urda, Weranda und Skuld heißen. Diese Jungfrauen bestimmen aller Menschen Lebenszeit, und heißen Nornen. Andere Nornen kommen zu den Kindern, wenn sie geboren werden, und bestimmen ihr Alter: sie sind vom Götter-Geschlecht; andere dagegen sind vom Elfen-Geschlecht, und wieder andere von dem Geschlechte der Zwerge.

Gangler.

Wenn die Nornen über die Schicksale der Menschen herrschen, so theilen sie ihnen schrecklich ungleich aus. Einige leben in Pracht und Herrlichkeit, Andere kärglich und elend. Einige haben ein langes Leben, Andere ein kurzes.

Har.

Die guten Nornen bestimmen gutes Schicksal; die Menschen aber, denen Unglück widerfährt, sollen es den bösen Nornen zuschreiben.

Gangler.

Große Dinge hast du mir hierüber berichtet; aber was giebt es denn noch für andere Wohnungen im Himmel bei der Esche?

Har.

Da ist eine andere Wohnung, die heißt Alfheim; darin wohnen die Licht-Alfen; aber die schwarzen Alfen, oder Dockalfen, wohnen unten in der Erde, und sind von den ersten sowohl an Gesinnung, als an Gestalt verschieden. Die Licht-Alfen sind glänzender als die Sonne, die Dockalfen aber dunkler als Pech. — Eine andere Stätte im Himmel heißt Breidablik (breitschimmernd), und diese ist die allerschönste am ganzen Himmel. Es giebt auch noch einen Saal, der heißt Glitner (glänzend); seine Wände und sämmtlichen Gemächer sind von rothem Gold, das Dach aber ist von Silber. — Eine Wohnung ferner heißt Himinborg (Himmelsfeste). Sie liegt am Ende der Brücke Bifroſt, wo diese an den Himmel reicht. Ferner giebt es eine sehr große Wohnung, Walaskjalf (Wohnplatz der Erschlagenen), die dem Odin gehört. Die Götter bauten sie und bedeckten sie mit Silber. In Walaskjalf ist der Ehrensitz Hlidskjalf, von dem Allvater die ganze Welt übersieht. Am südlichen Ende der Welt ist ein Pallast, der schönste von allen, und heller als die Sonne: Gimle (Himmel) ist sein Name. Er wird bestehen, wenn Erd' und Himmel vergehen. Die guten und gerechten Menschen werden

darin wohnen zu allen Zeiten. So heißt es in der Voluspa:

„Ein Haus seh' ich glänzen,
„Wie Sonnenfeuer,
„Ja, goldener noch —
„Gimli es heißt!
„Da werden ferner
„Die Völker wohnen,
„Durch alle Tage
„Freuden genießen!“

Gangler.

Was aber wird diese Wohnung erhalten, wenn Surtur's Flamme Himmel und Erde verzehren wird?

Har.

Es ist gesagt, daß gegen Mittag noch ein anderer Himmel sei, weit höher als dieser: sein Name ist Aundlang (weit offen). Der dritte, welcher wieder über diesem ist, heißt Widblain (der blaue Raum), und wir glauben, daß in diesem Himmel dieser Pallast gelegen ist, so wie daß jetzt allein die Licht-Alfen diese Gegenden bewohnen.

15.

Gangler.

Woher kommt aber der Wind, der, ob man ihn gleich nicht sieht, doch so stark ist, daß er das große Meer bewegt und das Feuer anfacht? Seine Entstehung ist wohl gar wunderbar?

Har.

An der nördlichen Grenze des Himmels wohnt ein Riese; sein Name ist Hrasuelgur (Aasfresser). Dieser hat Adlersflügel, und wenn er seinen Flug anhebt, so entsteht durch das Schlagen derselben der Wind, wovon es heißt:

„Aasfresser heißt,
„Sitzend am Himmels-Ende,
„Der Riese in Adlersgestalt.
„Von seinen Flügeln
„Der Wind soll kommen
„Ueber alle Menschen "

16.

Gangler.

Woher entsteht aber der Unterschied zwischen dem heißen Sommer und dem kalten Winter?

Har.

Svasudur (sanft wehend) heißt der Vater des Sommers. Zart ist er und angenehm, und Alles was so ist, heißt nach ihm Svasligt. Der Vater des Winters heißt Windlön oder auch Windsvalur (kalt wehend, und sein Sohn Vasadar (Kälte und Regengüsse bringend). Dieses letztere Geschlecht ist grimmig und kaltherzig, und der Winter folgt seiner Natur.

17.

Gangler.

Welches sind die Asen, denen die Menschen göttliche Verehrung erzeigen müssen?

Har.

Zwölf sind es, die man göttlich verehren muß.

Jafnhar.

Die Asinnen sind nicht minder erhaben, und ihre Macht ist nicht geringer.

Thridie.

Odin ist der älteste und höchste der Asen. Er regiert alle Dinge, und obgleich die andern Götter auch mächtig sind, dienen sie ihm doch alle, wie die Kinder ihrem Vater. Seine Frau ist Friag, und sie kennt die Schicksale aller Menschen, aber sie offenbaret sie niemals.

Odin heißt auch Allfader, weil er der Vater aller Götter ist. Walfader (Vater der Erschlagenen) wird er genannt, weil Alle, die auf dem Wahlplatz fallen, ihm gehören. Diese nimmt er zu sich nach Walhall und Wingolf, und dort ist es, wo sie den Namen Einheriar (Alleinkämpfer) führen. Er heißt auch Hangagott und Haptagott, und nannte sich noch mit mehrern Namen, als er zum König Geirrod kam, sagend:

„Ich heiße Grimr
„Und Gangleri,
„Herjan und Hjalmberi,
„Thecer und Thridi,
„Hellblindi und Harr,
„Sadr und Svipall,
„Und San-Getall,
„Herteitr und Hnikar,
„Bill-eygr, Ball-eygr,
„Bölveror, Fjölnir,
„Grimmar und Grimner,
„Glapsvithr und Fiaulsvithr,
„Sithhauttr Sithskeggr,
„Sigfauthr, Hnikuthr,
„Alfauthr, Valfauthr,
„Atridr und Farmatyr.
„Mit einem Namen nannt' ich mich niemals,
„Seit ich mit den Menschen umging.
„Grimner nannten sie mich bei Geirröd,
„Aber Jalc bei Asmund,
„Und dann Kjalar,
„Da ich den Schlitten zog;
„Thror in Gerichten;
„Vidr in Kämpfen,
„Oski und Omi:
„Jafnhar und Biflindi,
„Gaundler und Harbarthr bei Göttern.
„Svithurr und Svithir
„Hieß ich bei Sanemimer.

Gangler.

Das sind eine gewaltige Menge Namen, und klug muß der sein, und nicht mit geringer Weisheit begabt, der das weiß, was für Begebenheiten alle diese Namen veranlaßt haben.

Har.

Sie alle zu verstehen, dazu gehört freilich gar große Kenntniß; aber das ist doch, um mich kurz zu fassen, die Veranlassung zu den meisten Benennungen, daß die verschiedenen Völker in der Welt seinen Namen nach ihrer Sprache einrichten, um ihn in ihrer Zunge anrufen und anbeten zu können. Einige dieser Namen haben auch ihren Ursprung von den verschiedenen Begebenheiten, die ihm auf seinen Reisen in der Welt begegneten, und du kannst nicht auf den Namen eines weisen Mannes Anspruch machen, wenn du nicht von diesen merkwürdigen Thaten zu erzählen weißt.

18.

Gangler.

Welches aber sind die Namen und Thaten der andern Asen?

Har.

Thor ist nach Odin der erste und vorzüglichste unter den Asen; er heißt auch Asathor (Götter-Thor) und Aukathor (der fahrende Thor). Er ist der stärkste von allen Göttern und Menschen. Sein ist das Reich Thrudwanger (Hochheim) und sein Pallast darin heißt Bilskirner (Platz des Schreckens); dieser ist das größte von Menschen gekannte Gebäude in der Welt, denn darin sind 540 Gemächer. Thor hat zwei Böcke, die heißen Tanguniostr (zähneknirschend) und Tangrisner (weitzähnig), und einen Wagen, worin er fährt. Die Böcke ziehen den Wagen, darum heißt er Aukathor. Auch besitzt er drei Kleinode. Das eine ist der Hammer Mjölner (Zermalmer), den Hrungnirs und Berg-

riesen empfinden, wenn er emporgehoben wird. Das andere Kleinod ist Megingjarder (Gürtel der Kraft); spannt er diesen um sich, so wächst seine Kraft um die Hälfte. Das dritte Kleinod, welcher außerordentlich wichtig ist, sind die Eisen-Handschuhe: ihrer kann er nicht entbehren, um Mjölners Schaft zu fassen. — Keiner aber ist so klug, um alle Großthaten Thors berichten zu können; ich könnte deren so viele mittheilen, daß der Tag nicht hinreichen würde, um Alles zu sagen, was ich weiß.

19.

Gangler.

Neugierig bin ich, auch von den übrigen Asen etwas zu hören.

Har.

Der andere Sohn Odins heißt Baldur, der Gute; er ist der Beste und wird von Allen gerühmt. Seine Gestalt ist so schön und reizend, daß sie glänzt. Es giebt ein Kraut, das mit Baldur's Augenbraunen verglichen wird, es ist das schönste aller Kräuter *), woraus man auf sein schönes Haar und Ansehen schließen kann. Er ist der weiseste und mildeste aller Asen, so wie er auch der beredtste zugleich ist, und ihm folgt die Eigenschaft, daß Niemand seine Urtheile verändern kann. Er wohnt in Breidablik. Nichts Unreines darf dahin kommen, wie es heißt:

„Breidablik ist die siebente (Himmelsburg);
„Aber dort hat Baldr
„Sich seine Hallen gemacht,
„In dem Lande,
„Wo ich liegen weiß
„Den wenigsten Schmutz.“

---

*) Matricaria maritima, die auf Island und den Faröer Inseln *Hardursbru* genannt wird. Anm. von Rühs.

20.

Der dritte Aſe heißt Niord; der wohnt auf Noatun. Er regiert den Gang des Windes, ſtillt das Meer und das Feuer, und iſt anzurufen um glückliche Seefahrt und Jagd. Reich iſt er und beglückt, und giebt denen, die ihn anrufen, Reichthum und Ueberfluß. Niord iſt nicht vom Geſchlechte der Aſen, ſondern in Vanaheim (Land der Vanen) aufgewachſen. Vaner gab ihn den Aſen, und dieſe gaben dagegen Häner zur Geißel, und ſo wurde Friede gemacht zwiſchen den Göttern und Vanen. Niord's Frau hieß Skade, eine Tochter des Rieſen Thiaſſi. Sie wollte wohnen, wo ihr Vater wohnte, nämlich auf dem Felſen Trymheim (Trym's Wohnſitz); Niord hingegen wollte ſich in der Nähe des Meeres aufhalten. Endlich wurden ſie einig, daß ſie immer neun Nächte auf Trymheim und drei in Noatun, Niord's Reich, zubringen wollten. Wenn nun Niord von dem Gebirge nach Noatun zurück kam, dann ſang er:

„Müd' bin ich der Berge,
„Lang war ich nicht dort,
„Nur neun Nächte;
„Der Wölfe Heulen
„Schien mir widrig,
„Gegen der Schwäne Lied."

Skade aber ſang:

„Nicht konnte ich ſchlafen
„Am Strande der See
„Vor der Vögel Lärm:
„Und mich weckte,
„Die vom Walde kommt,
„Jeden Morgen die Meve."

Da zog Skade nach ihren Bergen zurück und wohnte in Trymheim. Sie läuft oft auf Schlittſchuhen mit ihrem Bogen nach Thieren, weshalb ſie Ondurdys genannt wird.

„Thrymheim heißt die sechste (Himmelsburg),
„Wo Thiassi wohnte,
„Er, der gewaltige Riese.
„Aber nun bewohnt Skade,
„Die reine Himmelsbraut,
„Die alten Gründe des Vaters.“

21.

Niörd war Vater zweier Kinder, Freyr und Freya hießen sie. Sie waren schön und kräftig, Freyr ist der gütigste unter den Asen. Er herrscht über Regen und Sonnenschein und die Gewächse der Erde: ihn muß man anrufen um gute Jahre und Frieden. — Eben so ist Freya die gütigste unter den Asinnen. Ihre Wohnung im Himmel heißt Folkwanger (große Menge Wohnungen); von da reitet sie in die Schlacht, und die eine Hälfte der Erschlagenen gehört ihr, die andere dem Odin. — Ihr Saal Sesrumner ist groß und schön. Wenn sie ausgeht, so reist sie mit zwei Katzen vor ihrem Wagen. Sie ist denen geneigt, die sie anrufen. Nach ihrem Namen werden vornehme Weiber Frauen genannt. Sie findet viel Vergnügen an Gesang, und man thut gut, sich in Liebes-Angelegenheiten an sie zu wenden.

22.

Gangler.

Groß erscheint mir die Macht dieser Götter, und es wundert mich nicht, daß ihr so ausgezeichnete Dinge ausrichten könnt, da ihr so gut Bescheid mit den Göttern wißt, und wen man in jedem Falle anbeten soll. Sind aber nicht noch andere Götter?

Har.

Einer der Asen, Tyr (Herr) heißt er, ist der kühnste unter allen. Er steht dem Schicksal der Kriege vor, weshalb Kriegsleute ihn anrufen müssen. Daher kommt es,

daß ein kühner und tapferer Mann Tyrhraustur (dreist wie Tyr) genannt wird; weil er aber auch weise ist, so nennt man einen weisen Mann Tyrspakur (weise wie Tyr). Aber er soll nicht eben zur Versöhnlichkeit unter den Menschen beitragen. Ein Beweis seiner außerordentlichen Kühnheit ist, daß, als die Asen einst Fenrir's Wolf überredeten, sich mit dem Bande Gleipner binden zu lassen, und als er nicht glaubte, daß sie ihn wieder lösen würden, ihm Tyr zu seiner (des Wolfes) Sicherheit die Hand in den Rachen steckte. Da nun hernach die Asen den Fenrir's Wolf nicht wieder lösen wollten, biß er dem Tyr die rechte Hand an der Stelle ab, die jetzt Wolfsglied heißt. Davon heißt der Gott Ulfliudur, und ist seitdem einhändig.

23.

Ein anderer Ase heißt Braga. Er ist der vorzüglichste an Weisheit, Beredtsamkeit und Vortrag; auch ist er Meister in der Dichtkunst. Nach ihm wird diese Bragur genannt. Seine Gemahlin heißt Iduna (die niemals Bebende) oder Ydunn. Sie ist es, welche die Aepfel in einer Schachtel bewahrt, von denen die Götter essen, um stets wieder jung zu werden. So soll es bleiben, bis zum Ragnarokr (Untergang der Götter, oder Götterdämmerung).

24.

Gangler.

Viel haben die Götter, wie es mir scheint, der Obhut und Treue Idunens anvertraut?

Har (lächelnd).

Ja, einmal wäre es beinah schlimm gegangen, wie ich dir wohl erzählen könnte; aber hör' erst die Namen der übrigen Asen. Heimdall heißt einer, auch wird er der weiße As genannt, und ist gar erhaben und heilig. Er hat nicht eine Mutter, sondern ist von neun Müt-

tern, die Mädchen und Schweſtern waren, geboren, wie er ſelbſt ſagt:

„Neun Jungfrauen hab' ich zu Müttern,
„Schweſtern ſind ſie, deren Sohn bin ich.“

Halenfliđe, auch Gullintanni, wird er genannt, denn er hat Zähne von Gold. Sein Pferd heißt Gulltop: pur oder Guldtop (Goldzopf). Er wohnt auf Himin: biorg (Himmelsfeſte) bei Bifroſt. Er iſt von den Göt: tern beſtellt, am Ende des Himmels Wache zu halten, da: mit die Bergrieſen nicht über die Brücke (Bifroſt) kommen. Er bedarf weniger Schlaf, als ein Vogel; ſieht ſo gut bei Nacht, als am Tage, nämlich hundert Meilen weit. Sein Gehör iſt ſo ſcharf, daß er das Gras auf dem Felde, und die Wolle auf dem Fell der Schafe wachſen hört, ſo wie natürlich jeden Laut. Er hat eine Trom: pete, das Gjallarhorn (gellende Horn); wenn er da hinein ſtößt, wird es in allen Welten gehört. Heim: dall's Schwert heißt Hoffud, denn wen es trifft, deſſen Kopf iſt tödtlich verwundet.

25.

Ein anderer der Aſen heißt Hodur oder Höder (erhaben); obgleich blind, iſt er doch ſehr ſtark. Die Götter wünſchen, daß man ihn nicht nennen möchte; aber ſeine Thaten bleiben bei Göttern und Menſchen im un: vergänglichen Andenken. Der neunte der Aſen iſt der verſchwiegene Widar (Sieger), der einen ſehr dicken Schuh hat, und nach Thor der ſtärkſte iſt. Von ihm haben die Götter in vielen gefährlichen Begebenheiten Hülfe und trauen auf ihn mit ganzem Vertrauen.

Wile oder Wale (der Mächtige), heißt ein Sohn Odins und Rind's (Erde; Rind und Frigga ſind eine Perſon); er iſt kühn im Streite und weiß geſchickt mit dem Bogen umzugehen.

Uller oder Oller iſt ein Sohn der Siff oder Si: fia, und Stiefſohn des Thor. Er weiß mit dem Bo:

gen und mit Schlittschuhen so geschickt umzugehen, daß Keiner mit ihm wetteifern kann. Dazu ist er schön gestaltet und hat alle Tugenden eines Kriegers, weshalb man ihn auch im Zweikampfe anruft.

Forsete (Versöhnung) heißt der Sohn Baldur's und der Nanna (Mädchen), einer Tochter Nefs. Seine Wohnung im Himmel heißt Glitner (schimmernd). Alle die zu ihm in schwierigen Angelegenheiten Zuflucht nehmen, gehen immer ausgesöhnt von ihm; Götter und Menschen kennen keinen bessern Richtstuhl. Von seiner Burg heißt es:

„Glitner heißt eine Wohnung,
„Gebaut ist sie von Gold,
„Gedeckt mit Silber;
„Forsete wohnet drinnen
„Jeglichen Tag
„Und schlichtet allen Streit."

26.

Noch ist Einer, der unter die Asen gezählt wird, aber den Andere den Verläumder derselben, den Vorgänger alles Betrugs, die Schande aller Götter und Menschen nennen. Sein Name ist Loki (wahrscheinlich die Flamme) oder Loptur, und sein Vater Farbauti, ein Riese. Seine Mutter heißt Laufeya oder Naal (die Nadel) und seine Brüder sind Bileistur und Helblinde. Loki's Gestalt ist schön und angenehm, aber sein Gemüth verdorben und veränderlich. Vor allen Andern zeichnet er sich durch List und Betrüglichkeit aus. Er brachte die Asen oft in schlimme Gefahr, half ihnen aber auch wieder durch seine List. Seine Frau heißt Sygin, sein Sohn Nare oder Narfse; aber außer diesem hat er noch andere Kinder. Angurbode (Unglücksbringerin), eine Riesin im Lande der Jatten (Riesen) hat ihm deren drei geboren. Eins davon war der Wolf Fenrir, das andere Jormungandur

(die Erde umschlingend), oder die Schlange Midgard, und das dritte Hel (Tod — Kälte).

27.

Die Götter wußten wohl, daß diese Geschwister in Jotunheim erzogen wurden, und manche Weissagung sagte ihnen, daß sie viel Unglück durch dieselben zu erwarten hatten, denn dies ließ sowohl ihre Abkunft von mütterlicher, als väterlicher Seite erwarten. Alfadur schickte Götter ab, diese Kinder vor ihn zu bringen, und als sie kamen, schleuderte er die Schlange Jormungandur in die Tiefe des Meeres, welches alles Land umgiebt, und die Schlange ward im Wasser so groß, daß sie darin liegend, alle Länder umschlingt, und in ihren eignen Schwanz beißt. Die Hel stürzte er in Niflheim (Nebelland) hinab und gab ihr die Herrschaft über neun Welten, daß sie denen, die zu ihr gesandt werden, Wohnungen anweisen sollte: dies sind Alle, die vor Alter oder an Krankheiten gestorben sind. — Große und feste Wohnungen hat sie dort, stark verwahrt mit Gittern und Steinen. Elidner oder Elvider (Elend) heißt ihr Haus; Hungur (Hunger) ihr Tisch; Sultur (Heißhunger) ihr Messer; Ganglate (Trägtritt) ihr Knecht; Ganglöt (Langsam) ihre Magd; Fallandi forrad (Schneller Fall) ihre Schwelle; Kor (Krankheit, Kümmernuß); Blickandeböl (helle Lästerung), ihre Decke. Halb ist sie von blauer, halb von menschlicher Farbe; sie ist also kenntlich genug, und sieht sehr wild und furchtbar aus.

28.

Den Wolf Fenrir erzogen die Götter bei sich; aber Keiner hatte den Muth, ihn zu füttern, als Tyr. Da die Götter sahen, daß er mit jedem Tage größer und stärker wurde, und Weissagungen verkündeten, daß er ihnen einst viel Unglück bringen werde, machten sie nach gehaltener Berathschlagung eine starke Kette, Leding oder Larding genannt, gingen damit zu dem Wolfe und tha-

ten ihm den Vorschlag, sich damit fesseln zu lassen, um durch Zerreißung derselben seine Kräfte zu versuchen. Der Wolf, seiner großen Kraft sich wohl bewußt, ließ nach ihrem Willen mit sich verfahren. Sobald er sich aber nur ausstreckte, zerriß die Kette, und er war frei. Hierauf machten die Asen ein anderes Band, das noch einmal so stark war — sie nannten es Dröma (starkes Band) — und baten den Wolf, seine Kraft auch an ihm zu versuchen. Als er merkte, daß seine Kräfte dazu hinreichend waren, nachdem er die erste Kette zerbrochen hatte, ließ er sich auch mit Dröma von ihnen binden, wie sie nur wollten. Als die Asen fertig waren, bewegte der Wolf sich heftig, warf sich mit den Banden auf die Erde, strengte alle seine Kräfte an und schleuderte das Band gegen die Erde, so daß alle Stücke weit umher flogen. Da schickte Alfadur Skirner, der Freys Diener war, zu den Zwergen in Svartalfheim (Schwarz-Elfenheim) und ließ durch diese das Band Gleipner machen. Es war gemacht aus sechs Dingen: dem Schall eines Katzentritts, dem Bart eines Weibes, der Wurzel eines Berges, den Sehnen eines Bären, dem Hauche eines Fisches und dem Speichel eines Vogels. Als diese Fessel den Asen gebracht wurde, dankten sie dem Boten für sein Geschäft. Das Band war weich und eben, wie ein Seidenband, und biegsam bei der größten Stärke.

Die Asen begaben sich jetzt auf die Insel Lyngve, welche im See Amtsvartner liegt, und nahmen mit sich den Wolf. Sie zeigten ihm das Band und forderten ihn auf, es zu zerreißen, denn ob es gleich sehr schwach scheine, so sei es doch sehr stark. Sie gaben es auch von Hand zu Hand und suchten es zu zerreißen, sagten aber, daß nur der Wolf es könne. Da entgegnete der Wolf: Es scheint mir so schwach und verächtlich, daß ich wenig Lob verdiente, es zu zerreißen, es wäre denn mit List und Betrug gemacht, und wenn das ist, komme dieses Band nicht an meine Füße.

Die Asen sagten, er würde gewiß ohne große Mühe das Band zerreißen können, da er im Stande gewesen sei, so starke zu zersprengen, und versprachen, wenn er es nicht zerbrechen könne, ihn wieder zu lösen. Der Wolf antwortete: Wenn ihr mich bindet, und ich nicht durch eigne Macht loskomme, seid ihr wohl übereingekommen, mich lange ohne Hülfe zu lassen. Ungern lasse ich mich in diese Fessel legen; damit ihr mir aber nicht Furcht und Feigheit vorwerft, so lege einer der Eurigen seine Hand in meinen Mund, daß es ohne Falschheit geschehe. Die Asen, als sie ihn so reden hörten, sahen einander an, und waren in Verlegenheit, denn Keiner wollte seine Hand auf's Spiel setzen; endlich entschloß sich Tyr und legte seine Rechte in den Mund des Wolfes. — Der Wolf, nachdem man ihm das Band Gleipner jetzt angelegt hatte, strengte alle seine Kräfte an, sich von den Banden frei zu machen; aber je mehr er sich dehnte und anstrengte, je fester wurde das Band. Alle lachten, außer Tyr, der seine Hand verlor.

Die Asen, als sie den Wolf unauflöslich gebunden sahen, zogen ein Seil, welches an Gleipner hing und Gelgia hieß, durch das Loch eines großen Steins, Giol genannt, den sie schon vorher in die Erde befestigt hatten; und, um ihn noch fester zu halten, banden sie ihn noch an einen andern Stein, Namens Lvite, der noch weit tiefer in die Erde versenkt war. — Der Wolf riß hin und her, sperrte seinen Rachen weit auf, und wollte die Asen beißen; aber sie steckten ihm ein Schwert in den Rachen, so daß das Heft im obern, die Klinge im untern Kiefer stand. Das Geheul des Wolfes war fürchterlich, und seitdem läuft unaufhörlich ein Schaum aus seinem Munde, welcher bei den Asen Won heißt. So wird er liegen, bis zu Ragnarokr (Götterdämmerung). Dies ist das lasterhafte Geschlecht des Loki.

Gangler.

Da aber die Götter so viel Uebles von dem Wolfe zu fürchten hatten, warum haben sie ihn nicht getödtet?

Har.

So groß iſt die Achtung der Götter für den Frieden und ihre heilige Stätte, daß ſie ſie nicht mit dem Blute des Wolfes beflecken wollten, obgleich die Weiſſager ihnen geſagt hatten, daß er Odin's Mörder werden würde.

29.

Gangler.

Welches aber ſind die Aſinnen?

Har.

Frigga iſt die vornehmſte derſelben. Sie hat eine ſchöne Wohnung, die Fänſal (helle Wohnung) genannt wird.

Eine andere iſt Laga (das Meer) oder Saga, ſie wohnt in Sökvabäck (Rauſchen der Gewäſſer).

Die dritte, Eyr oder Eira (Geneſung), iſt die beſte Heilkundige, Geffion (die Glückliche) iſt die vierte; ſie iſt eine Jungfrau, und ihr dienen Alle, die als Jungfrauen ſterben.

Die fünfte iſt Fylla, auch eine Jungfrau; ſie hat das Käſtchen und die Kleidung der Frigga in Verwahrung, und weiß auch ihre Geheimniſſe.

Freya iſt die höchſte nach der Frigga. Sie war einem Manne, Odur genannt, vermählt. Ihre Tochter heißt Hnos (die Vortreffliche) oder Noſſa, und war ſo ſchön, daß nach ihrem Namen Alles, was ſchön oder köſtlich war, Hnoſſer genannt wurde. Odur reiſete in ferne Lande, und Freya weinte darüber; aber ihre Thränen waren golden. — Freya hatte viele Namen, und zwar deshalb, weil ſie, als ſie in fremde Länder reiſete, um Odur zu ſuchen, ſie ſich andre Namen gab. So heißt ſie Mardöll, Forn (die Alte), Geffr (Geberin), Syr (die Traurige), auch Wanadys (Göttin der Vanen). Sie hat einen goldenen Schmuck, der Breyſing genannt wird.

Die ſiebente heißt Siöfna oder Siöna. Sie vermag das Gemüth der Menſchen, der Männer ſowohl als der Frauen, zur Liebe zu bewegen, und nach ihrem Namen wird die Liebe Siöfn genannt.

Die achte iſt Löfn oder Löfna, (Liebe, Verlangen). Sie iſt gar gut denen, die ſie anrufen, und ſie hat von Allvater oder Frigga die Erlaubniß erhalten, die entfernteſten Herzen der Männer und Frauen in Liebe zu vereinigen. Von ihrem Namen kömmt das Wort Lob her, weil ſie von den Menſchen ſehr gelobt wird.

Die neunte heißt Var (Verſprechungen). Sie vernimmt die Eide der Menſchen, und die Verſprechungen zwiſchen Weibern und Männern, und beſtraft gebrochene Treue.

Vöra (Vorſicht), heißt die zehnte. Sie iſt weiſe und klug, ihr bleibt nichts verborgen; daher kommt das Sprichwort: Was vor ihr wahr iſt, das bleibt immer wahr.

Die eilfte iſt Syn. Sie bewacht die Thüren von Hollunn (wahrſcheinlich die Eingänge des Himmels) und verſchließt ſie denen, die nicht eingehen ſollen. Bei den Gerichten führt ſie die Aufſicht, wenn Jemand eine Sache läugnen will.

Die zwölfte heißt Hlyn oder Lyna. Sie iſt beſtimmt zum Schutze der Menſchen, die Frigga vor Gefahren bewahren will. Daher der Ausdruck: „Er iſt heimlich verwahrt.“

Die dreizehnte, Snotra, iſt klug und wohl erfahren; ſowohl Männer als Weiber, wenn ſie geſittet ſind, werden nach ihr Snotur (geſchickt) genannt.

Die vierzehnte iſt Gna. Frigga ſendet ſie in alle Lande, ihre Geſchäfte zu beſorgen. Sie hat ein Pferd, welches Luft und Waſſer durchrennt und Hoffwarpner (Hufſchlager) heißt. Nach ihrem Namen werden erhabene Dinge Gnäffer genannt. Sol und Bil werden auch zu den Aſinnen gezählt; ihre Eigenſchaften ſind vorher beſchrieben.

30.

Gangler.

Giebt es noch andre Jungfrauen in Walhall?

Har.

Andre Jungfrauen dienen in dem Wohnplatze der Erschlagenen, schenken Bier ein, besorgen das Tischgeräthe und die Trinkgefäße. Sie werden in Grimnismal genannt:

„Es sollen Hrist und Mist
„Mir bringen das Horn;
„Skeggöld und Skaugul,
„Hilldur und Thrudur,
„Hlock und Herfiöter,
„Göll und Geraulul,
„Randgrith und Rathgrith,
„Und Reginleif,
„Bier reichen den Einherien,
„Sie sind, die Walkyriur heißen."

Odin sendet sie in jeden Kampf, die, welche sterben sollen, zu wählen, und den Sieg zu lenken. Gudr und Nota, und die jüngste Norne, Skuld heißt sie, reiten zu wählen, und zu kiesen die Erschlagenen und den Sieg zu regieren.

Jord (Erde), die Mutter Thor's, und Rinda (vermuthlich auch Erde), Wali's Mutter, werden auch unter die Asinnen gerechnet.

31.

Gangler.

Welches aber ist die Geschichte von Freyr, Gerda und Skirner?

Har.

Ein Mann hieß Gymer (der Unermeßliche) und sein Weib Auerboda, aus dem Geschlechte der Vergriesen. Ihre Tochter, Gerdur (Schutz, Schirm) genannt, war die schönste unter allen Frauen. Eines Tags stieg Freyr

auf Hlidskjalf (Odin's Thron), um die ganze Welt zu übersehen. Nordwärts erblickte er ein Dorf, und in demselben sah er ein großes, schönes Haus. In dieses Haus ging ein Mädchen, und als sie ihre Hände aufhob, um die Thür zu öffnen, da gab Luft und Wasser davon einen Wiederschein, und die ganze Welt erglänzte. Der, welcher unbefugt den heiligen Sitz erstiegen hatte, wurde von diesem Glanze so ergriffen, daß er voll Gram und Kummer herunterstieg. Als Frey nach Hause kam, sprach, schlief und trank er nicht, und Niemand wagte es, ihn um die Ursache seines Kummers zu befragen. Da ließ Niord, Freys Vater, den Skirner, dessen Diener, kommen, und bat ihn, zu Freyr zu gehen, ihn anzureden und zu erforschen, welcher Sterbliche ihn so beleidigt hätte, daß er mit Niemandem reden wollte. Skirner versprach es zu thun, obgleich ungern, weil er unfreundliche Worte von ihm fürchtete.

Als Skirner zu Frey kam, forschte er, warum Frey so still und verschwiegen sei gegen Jedermann. Da antwortete Freyr, er habe ein schönes Mädchen gesehen, darüber sei er in Harm verfallen, und er würde nicht lange leben, wenn er sie nicht zur Gemahlin erhielte. Und nun, fuhr er fort, gehe hin, und bitte für mich um ihre Hand, und du sollst zur Belohnung haben, was du nur wünschen magst. — Skirner sagte, er wolle gehen, wenn Frey ihm sein Schwert überlassen wollte, und Freyr, damit ihn dieses nicht abhalte, gab ihm sein Schwert. Da reis'te Skirner fort, bat um das Mädchen und erhielt das Versprechen, nach neun Nächten wolle sie kommen an einen Ort, Barey (grün belaubt) heißt er, dort Hochzeit zu halten mit Freyr. Seit dieser Zeit ist Freyr waffenlos, weil er dem für ihn werbenden Skirner sein Schwert gegeben, und so ohne alle Waffen kämpfte er auch mit dem Bila.

Gangler.

Es scheint mir seltsam, daß ein so tapferer Mann, wie Freyr, sein Schwert einem Andern gegeben hat,

ohne zu bedenken, welches Gut er dafür erlange, und es ließe sich wohl schwören, daß es ihn sehr gereut hat, es weggegeben zu haben, als er mit dem Bila zusammen kam?

Har.

Dieser Kampf war nicht eben von Bedeutung, denn wenn Freyr gewollt, hätte er den Bila mit der Hand tödten können; aber dann, wenn die Muspels-Söhne kommen, wird er dieses Geschenk bereuen und sein Schwert am meisten vermissen.

32.

Gangler.

Da du aber gesagt hast, daß alle Menschen, die vom Anfang der Welt an in der Schlacht gefallen sind, nach Walhall kommen, so sage mir, woher bekommen sie alle Unterhalt, denn ihre Anzahl muß doch unendlich groß sein?

Har.

Wahr ist, was du sagst, sehr zahlreich ist die Versammlung, und sie wird noch unendlich vermehrt werden; aber die Asen wünschen sie doch noch weit zahlreicher, wenn der Wolf kommt. Demungeachtet wird die Versammlung der Helden in Walhall nie so groß sein, daß das Fleisch des Ebers, welcher Sährimner heißt, für sie nicht hinreichen sollte. Jeden Tag wird der Eber zubereitet, und jeden Abend ist er wieder ganz. Der Koch heißt Andrhimner, und der Kessel, worin der Eber gekocht wird, Eldrhimner. So heißt es:

„Andrhimner
„Läßt in Eldrhimner
„Sährimner kochen,
„Das beste Fleisch.
„Doch das wissen Wenige,
„Wie es die Einherjar nährt."

33.

Gangler.

Speiset denn Odin an einem Tisch mit den Einherien?

Har.

Odin speiset nicht an einem Tisch mit den Einherien. Die Speise, die ihm vorgesetzt wird, theilt er den beiden Wölfen, genannt Gere (gierig) und Freke (gefräßig) aus. Er braucht keinen Unterhalt: der Wein ist ihm beides, Speise und Trank. Zwei Raben sitzen ihm auf den Schultern und sagen ihm in die Ohren, Alles was sie hören; sie heißen Hugin (Verstand) und Munnin (Gedächtniß). Diese sendet er alle Tage aus, alle Länder zu durchfliegen, und wieder zu kommen zum Mittagsmahl. Daher kommt es, daß man ihn Ravnagod (Raëngott) nennt.

34.

Gangler.

Woher kommt aber das Getränk der Einherien, daß es, wie die Speise, für so Viele genug ist? und trinkt man vielleicht Wasser?

Har.

Sehr unweise fragst du! Wer möchte glauben, daß Alfadur Könige, Heerführer und andere angesehene Männer zu sich einladen würde, um ihnen Wasser vorzusetzen? Viele kommen wahrhaftig nach Walhall, die glauben würden, einen Trunk Wassers durch Wunden und herbe Schmerzen theuer erkauft zu haben. Nein, es geht ganz anders her. Eine Ziege, Heidrun genannt, steht über Walhall und frißt die Zweige des Baumes, der Lerad heißt. Aus ihren Eutern fließt ein Getränk, mit welchem sich jeden Tag ein Gefäß füllt, so reichlich, daß alle Einherien genug trinken können.

Gangler.

Diese Ziege muß ihnen sehr nützlich, und der Baum,

dessen Blätter sie nagt, wohl mit wunderbarer Kraft begabt sein?

Har.

Noch weit wunderbarer ist das, was man sich von dem Hirsche Aeskthyrmer erzählt, der auch in Walhall ist und sich von den Blättern dieses Baumes ernährt. Von seinem Geweih fließen so viele starke Tropfen, daß sie niederfallen in Hvergelmer und alle Flüsse herausströmen, die heißen:

„Sith und Vith
„Saekin und Eikin,
„Svaul und Gunn-thro,
„Fiörn und Fimbul-thul,
„Rin und Rennandi,
„Gipul und Gaupul,
„Gaumul und Geirvimul,
„Die sich wälzen um's Götterland;
„Thyn und Vin,
„Thaull und Haull,
„Grath und Gunnthorin;
„Vina heißt einer,
„Aber der andere Vegsvin,
„Der dritte Thiodnuma,
„Nyt und Naut,
„Nauen und Hrauen,
„Slith und Hrith,
„Sylgr und Ylgr,
„Vith und Van,
„Vaund und Straund,
„Giaull und Leiptr,
„Diese fallen den Menschen näher,
„Aber sie fallen zur Hölle von hier."

Gangler.

Das Alles ist gar wunderbar, was du mir erzählt hast. Welch' eine große Wohnung muß Walhall sein, und

welches Gedränge muß oft unter der ungeheuern Menge derer, die hinein wollen, entstehen?

Har.

Warum fragst du nicht lieber, wie viele und wie große Thore zu diesem Hofe führen? Denn wenn du davon unterrichtet wärest, dann würdest du beurtheilen können, ob dort Jedem ein freier Aus- und Eingang offen stehe. Es ist auch eine Wahrheit, daß es nicht schlimmer ist, Platz darin zu erhalten, als hinein zu kommen. Hievon kannst du hören, was Grimnismal sagt:

„Fünfhundert Thüren
„Und noch vierzig
„Glaub' ich, daß in Walhall sind;
„Achthundert Einherjar
„Gehen zugleich aus einer Thür,
„Wenn sie zum Kampfe mit dem Wolfe ziehn."

Gangler.

Welches aber ist die Beschäftigung der Einherier, wenn sie nicht trinken?

Har.

Jeden Tag, nachdem sie sich angekleidet haben, bereiten sie sich zum Kampfe, gehen in den Hof hinaus, kämpfen und tödten einander. Damit vertreiben sie die Zeit, bis zum Mittagsmahl; dann reiten sie unbeschädigt heim nach der Halle, und setzen sich zum Trinkgelage. — So ein großer Herr ist Odin, daß er der Höchste ist einer so zahlreichen Menge, wie das Wort der Asen selbst sagt:

„Yggdrasils Esche
„Ist der Bäume erster;
„Skidbladner der Schiffe;
„Odin der Asen;
„Sleipner der Pferde;
„Bifröst der Brücken;
„Bragi der Skalden;
„Habröck der Habichte,
„Und der Hunde Garmur."

35.

Gangler.

Woher kömmt das Pferd Sleipner? wem gehört es an? und was weißt du davon? —

Har.

Wenn der wunderbare Ursprung des Sleipner dir noch unbekannt ist, so verlohnt es sich wohl der Mühe, daß ich dir davon erzähle. — Im Anfange, als die Götter begannen, sich niederzulassen, als sie Midgard eingerichtet und Walhall erbaut hatten, da kam ein schwarzer Schmidt zu den Asen, und erbot sich, ihnen in drei Zeiten eine Burg zu erbauen, die fest und stark genug wäre gegen die Bergriesen und die Frostriesen, wenn sie auch nach Midgard hineinklämen. Als Lohn dafür verlangte er aber die Freya und obendrein Sol und Mani. — Ein Vertrag wurde geschlossen zwischen den Asen und dem Schmidt, daß letzterer die Burg in einem Winter erbaue, und wenn am ersten Tage des Sommers noch etwas daran fehlte, sollte er der versprochenen Belohnung verlustig sein. Auch sollte er zu diesem Werke keinen andern Gehülfen brauchen, als Suadilfare, sein Pferd. Dieses letztere wurde ihm auf Lokis Rath zugestanden, und der Vertrag durch Eide bekräftigt. — Am ersten Tage des Winters fing er sein Werk, die Burg zu erbauen, an, und das Pferd mußte in der Nacht die Steine herbeiführen. Die Asen mußten sich über die großen Steinmassen wundern, die das Pferd herbeizog, und daß es überhaupt mehr zum Baue half, als der Baumeister selbst. Aber viele Zeugen waren bei dem Vertrage gewesen und durch manche Eide war er bekräftigt. —

Der Winter verging und der Bau dieser unüberwindlichen Burg rückte immer weiter vor; ja, als noch drei Tage waren bis zu Anfang des Sommers, war er so weit gediehen, daß nur noch die Thore fehlten. Da hielten die Götter Rath und forschten nach, wer zuerst angerathen habe, die Freya nach dem Riesenlande zu ge-

ben, und daß auch Luft und Himmel der Sol und des Tungl (Mond) ſollten beraubt, und dieſe dem Rieſen gegeben werden. Sie ſtimmten darin überein, daß Loki, der Lauffeya Sohn, dieſen Rath zuerſt gegeben habe, und ſie hielten ihn des Todes würdig, wenn er nicht ein Mittel ausfindig mache, den Schmidt um die verſprochene Belohnung zu bringen.

Loki wurde gehalt und durch Drohungen dahin gebracht, daß er mit einem Eide gelobte, den Schmidt um die Belohnung zu bringen. Am nächſten Abend nun, als der Schmidt, wie gewöhnlich, hinwegging mit ſeinem Pferde Suadilfare Steine zu holen, da kam aus dem Dunkel des Waldes eine Stute hervor und wieherte das Pferd an. Als es das Wiehern hörte, zerriß es die Stricke und lief in den Wald, und der Schmidt dem Pferde nach. Darüber verging die ganze Nacht, und die Fortſetzung des Bau's wurde bis zum nächſten Abend verhindert. Der Schmidt, als er ſah, daß er ſein Werk nicht anders vollenden könne, nahm die Geſtalt eines Rieſen wieder an. Als die Aſen bemerkten, daß es ein Bergrieſe war, verwarfen ſie ihren Eid und riefen den Thor zu Hülfe. — Thor unterließ nicht, dem Schmidt ſeinen Lohn zu geben, indem er ihm mit dem Hammer Mjölner einen ſolchen Schlag auf den Kopf verſetzte, daß der Kopf in ganz kleine Stücke zerſprang, und nun warf er ihn hinunter unter Niflheim. Loki aber, der die Fährte des Suadilfare verfolgt hatte, brachte die wunderbare Nachricht, daß es ein Füllen geworfen habe mit acht Füßen, und dieſes iſt Sleipner, das beſte Pferd bei Göttern und Menſchen.

36.

Gangler.

Was haſt du mir aber von dem Schiffe Skidbladner zu ſagen, und iſt es das beſte unter allen Schiffen?

Har.

Skidbladner iſt das beſte Schiff, und mit großer

Kunſt erbaut; Nagelfare aber iſt das größte unter allen. Schwarze Zwerge, Kinder des Ywald, haben das Schiff Skidbladner gebaut, und dann Frey gegeben. Es iſt ſo groß, daß alle Aſen mit ihren Waffen und ihrer Rüſtung hineinſteigen können, und ſind einmal die Segel aufgeſpannt, ſo hat es guten Wind, wohin auch der Lauf gerichtet iſt. Es iſt aber mit ſo großer Kunſt und aus ſo vielen Stücken erbaut, daß man es, will man es nicht zur See gebrauchen, wie ein Kleid zuſammenlegen und in ſeiner Taſche tragen kann.

37.

Gangler.

Ich bekenne es, Skidbladner iſt ein gutes Schiff, und es muß wohl viele Mühe und zauberiſche Kunſt erfordert haben, ein ſo wunderbares Werk hervor zu bringen. — Hat aber der mächtige und ſtarke Thor niemals Jemanden gefunden, der ihm an Kräften und Vorzügen überlegen geweſen wäre?

Har.

Ich glaube, es giebt nur Wenige, die davon Wiſſenſchaft haben. Geſetzt aber auch, daß einige Dinge ſo mächtig und ſtark geweſen wären, daß ſie die Macht Thor's beſiegt hätten; ſo iſt doch nicht öffentlich davon zu ſprechen, weil Jedermann glauben muß, daß Thor mächtiger als alle Dinge ſei.

Gangler.

Ich ſehe alſo, daß ich nach einer Sache gefragt habe, die keiner der Eurigen erklären kann.

Jafnhar.

Jene Gerüchte, die uns unglaublich ſcheinen, ſind zwar zu uns gekommen, aber ſie verdienen keinen Glauben, und derjenige, der uns darin unterrichten kann, iſt nicht ferne. Du aber, glaube nicht, daß der, welcher zuvor nie eine Unwahrheit geſagt hat, jetzt zuerſt einen falſchen Bericht abſtatten werde.

Gangler.

Erwartend stehe ich hier, wer mir die Erklärung gebe: so ihr aber meine euch vorgelegten Fragen nicht genügend beantwortet, werde ich euch für überwunden erklären.

Thridie.

Ich bin genugsam überzeugt, daß er von dem Verlangen beherrscht wird, das zu vernehmen, was unsern Ohren unwürdig zu hören scheint. Dieses Mährchen ist folgendes:

Aukuthor (der fahrende Thor) unternahm einst auf seinen von Ziegenböcken gezogenen Wagen eine Ausfahrt in Begleitung des Loki, eines andern Asen. Als es Abend geworden war, langten sie bei der Wohnung eines Landmannes an, wo sie die Nachtherberge nahmen.

Thor schlachtete seine beiden Böcke, und nachdem sie abgezogen und in einen Kessel gethan worden waren, verlangte er von dem Landmanne, nebst seinen Kindern, die Abendmahlzeit mit ihm einzunehmen. Der Sohn des Landmannes hieß Thialfi, die Tochter Röska. Da legte Thor die Felle der Böcke nahe an das Feuer, und befahl ihnen, die Knochen darauf zu werfen. Thialfi aber, der Sohn des Landmanns, zerbrach mit seinem Messer das Schenkelbein des einen Bocks, um das darin enthaltene Mark zu genießen.

Nachdem Thor daselbst die Nacht zugebracht hatte, stand er mit Anbruch des Morgens auf, kleidete sich an, nahm seinen Hammer Mjölner und schwäng ihn über die Häute der Böcke; da standen die Böcke auf, aber der eine hinkte mit einem Hinterfuße Als Thor es bemerkte, beschuldigte er den Bauer und seine Hausgenossen, unvorsichtig mit den Knochen umgegangen zu sein, denn er fand, daß der Fuß zerbrochen war. Thor ließ seine Braunen über die Augen herabfallen, so daß der Bauer, als er diese drohenden Augen erblickte, seinen Untergang befürchtete. Auch legte Thor seine Hand so fest an den

Mjölner, daß die Knöchel an seinen Fingern weiß wurden. Der Bauer und die Seinen erbebten vor Schrecken, flehten um Verzeihung, und boten Alles, was sie nur hatten, ihm zur Vergütung an. Als Thor bemerkte, wie sehr sie erschrocken waren, wurde sein Zorn milder, und er begnügte sich, die Kinder des Landmanns zur Sühne anzunehmen. Seitdem haben Thialfi und Röska ihn beständig als seine Dienstleute begleitet.

Nachdem Thor daselbst seine Böcke zurückgelassen hatte, setzte er seine Reise fort, ostwärts nach dem Lande der Riesen, bis an das Meer. Da fuhr er über die Tiefe des Meeres und kam in das Land. Mit ihm waren Loki, Thialfi und Röska. Sie stießen auf einen großen Wald und wanderten durch denselben den ganzen Tag, bis es dunkel wurde. Thialfi, der ein sehr rascher Fußgänger war, trug den Mantelsack Thor's. Als es finster geworden war, suchten sie eine Nachtherberge und fanden eine Hütte, die sehr geräumig war. Am Ende war ein Eingang, eben so breit, als die Hütte selbst. Sie blieben hier die Nacht über. Um Mitternacht wurde die Erde unter ihnen, und die Hütte, durch ein heftiges Erdbeben erschüttert. Da erhob sich Thor von seinem Lager, rief seine Gefährten und ging weiter mit ihnen. Vor sich fühlend (es war sehr finster in der Hütte), fanden sie, rechts von der Halle, die sie verlassen hatten, ein Seitengebäude, wo sie hineingingen. Thor setzte sich in der Thür nieder, seine Gefährten aber, von Furcht befangen, gingen weiter hinein. Thor hielt seinen Hammer in der Hand, um sich damit zu vertheidigen.

Da der Tag zu grauen anfing, ging Thor hinaus und entdeckte einen Mann, der in der Nähe lag; er war sehr groß und schnarchte entsetzlich. Nun erklärte sich Thor, was er für ein Geräusch des Nachts über gehört hatte. Er spannte seinen Gürtel Megingjarder um, wodurch seine Götterkraft vermehrt ward. — In demselben Augenblicke erwachte der Mann, und stand gleich auf. Man erzählt, daß Thor damals nicht wagte, ihn mit

dem Hammer zu schlagen, sondern ihn nach seinem Namen fragte. Er nannte sich Skrimner.

„Ich habe nicht nöthig," sagte er, „dich nach dem deinigen zu fragen, denn ich weiß, daß du der Aukather bist; aber was hast du mit meinem Handschuh gemacht?" — Er bückte sich und nahm ihn auf: Thor ward nun gewahr, daß es die Hütte war, worin er die Nacht zugebracht hatte, und daß das Nebenhaus der Däumling des Handschuh's war.

Skrimner fragte, ob sie zusammen reisen wollten? Als Thor sich dazu bereit erklärte, ergriff Skrimner seinen Bündel, um Speise zu nehmen, und Thor that dasselbe nebst seinen Gefährten. Nachdem sie gegessen hatten, schlug Skrimner vor, die Eßbündel zu vereinigen, und als Thor damit zufrieden war, nahm der Riese beide Bündel zusammengebunden auf die Schultern und ging den ganzen Tag mit sehr starken Schritten voran.

Spät am Abende suchte Skrimner ihnen unter einem sehr großen Eichbaume ein Nachtlager. Er sagte zu Thor, daß er sich schlafen legen wollte, sie könnten den Eßsack nehmen und ihre Mahlzeit halten. Skrimner fiel in Schlaf und schnarchte wieder sehr stark. Thor aber, als er den Beutel aufmachen wollte, vermochte, so unglaublich es auch scheint, nicht einen einzigen Knoten zu lösen, auch wollte keins von den Enden des Bandes nachgeben. Da er sah, daß es durchaus nicht gehen wollte, ward er zornig, faßte mit beiden Händen den Mjölner, ging zu Skrimner, setzte den einen Fuß vor, und schlug ihn auf den Kopf. Der Riese erwachte davon und fragte: ob ihm ein Blatt von dem Baume auf den Kopf gefallen sei? Zugleich richtete er die Frage an sie, ob sie denn jetzt gegessen hätten, und bereit wären, sich zur Ruhe zu begeben? Thor erwiederte, daß sie eben im Begriff wären, sich zu legen.

Sie gingen darauf unter eine andere Eiche. Um

Mitternacht hörte Thor, daß Skrimner so stark schnarchte, daß der Wald davon donnerte. Er stand also auf, ging zu ihm hin, hob den Hammer hoch in die Luft und schlug ihn mitten vor die Stirn, so daß er merken konnte, wie das Vordertheil des Hammers ihm in die Stirn hineindrang. In dem Augenblick erwachte Skrimner und fragte: „Was giebts? fällt eine Eichel auf meinen Kopf herab? Wie geht es dir, Thor?“ — Thor trat eilig zurück und antwortete, daß er so eben aufgestanden; es sei erst Mitternacht, und also Zeit, noch länger zu schlafen. — Da beschloß Thor, daß, wenn es ihm gelänge, dem Riesen noch den dritten Schlag beizubringen, so sollte dieser nie das Tages-Licht wieder sehen; und darauf lag er und harrte, bis Skrimner recht in den Schlaf versiel.

Gegen Morgen merkte er, daß er fest schlief. Er stand auf, ging zu ihm, hob den Hammer in die Luft mit seiner ganzen Kraft, und schlug den Riesen auf die Schläfe, so daß der Hammer bis an den Stiel hineinsank. — Skrimner erhob sich, fühlte nach der Wange und sagte: „Sitzen Vögel über mir im Baume? Mir ist, als wäre etwas Moos aus den Zweigen auf meinen Kopf gefallen. Bist du wach, Thor? es ist Zeit, sich anzukleiden, obgleich ihr nun nicht mehr weit nach der Burg habt, die Utgard heißt. Ich habe euch unter einander sagen hören, ich wäre von sehr großer Gestalt; aber wenn ihr nach Utgard kommt, werdet ihr größere Männer sehen. Ich will euch einen guten Rath geben: macht euch nicht groß, denn Utgardsloki's Hofleute werden stolze Worte von so kleinen Burschen nicht gut aufnehmen. Wollt ihr also meinem Rathe folgen, so kehrt lieber wieder um: es wird besser für euch sein. Wollt ihr aber doch die Reise fortsetzen, so haltet euch östlich; mein Weg führt mich nach Norden zu den Alpen, die ihr dort seht.“ — Skrimner nahm den Schnapsack auf die Schultern und ging von ihnen in den Wald.

18.

Thor setzte hierauf mit seinen Gefährten die Reise bis gegen Mittag fort. Da erblickten sie auf einer Ebene die Burg, zu der sie wollten; sie war so hoch, daß man sie kaum überschauen konnte. Sie gingen näher und langten bei einer verschlossenen Gitterthür an. Thor vermochte nicht, sie aufzuschließen, und kroch also durch die Zwischenräume. Als sie in der Burg waren, erblickten sie eine große Halle und gingen dahin. Da sie die Thür offen fanden, traten sie hinein, und sahen eine Menge Menschen, von denen die meisten sehr groß waren, auf zwei Bänken sitzen. Darauf nahten sie sich dem König Utgardsloki und grüßten ihn. Er würdigte sie kaum des Anblicks, und sagte mit einem verächtlichen Lächeln: „Es ist zu spät, um nach neuen Zeitungen aus der Fremde zu fragen; doch irre ich mich? Ist dieser kleine Bursche Aukathor? — Bist du vielleicht größer, als du scheinst? Was für Geschicklichkeiten könnt ihr Leute denn verrichten? Hier wird Niemand gelitten, der sich nicht durch irgend eine Kunst oder Wissenschaft auszeichnet."

Da antwortete Loki, der zuletzt hereintrat: „Ich verstehe eine Kunst, von der ich bereit bin, sogleich eine Probe abzulegen, nämlich: hier ist Keiner gegenwärtig, der sein Essen schneller verzehren kann, als ich."

Utgardsloki antwortete: „Das ist allerdings eine Kunst, wenn du sie verstehst, und wir wollen das versuchen." — Er ließ also einen von der Bank hertreten, der hieß Logi, um mit Loki sich zu messen. Man nahm einen Trog voll Fleisch, und setzte ihn auf den Boden; Loki nahm seinen Platz an dem einen, Logi an dem andern Ende. Sie aßen Beide aus allen Kräften und begegneten sich in der Mitte des Trogs. Loki hatte alles Fleisch von den Knochen gegessen, Logi hingegen das Fleisch, die Knochen und den Trog obendrein. Alle waren darüber einig, daß Loki das Spiel verloren hatte.

39.

Darauf fragte Utgardsloki weiter: „Was für eine Kunst versteht denn der junge Mann da?“

Thialfi (dieser war gemeint) antwortete, er wolle versuchen, in der Wette zu laufen, mit wem Utgardsloki wolle. Dieser erwiederte: das sei eine gar treffliche Kunst; nur müsse er sehr geübt sein, wenn er in diesem Kampfe zu siegen glaube; er solle jetzt gleich vor sich gehen. Er stand auf und ging hinaus.

Es war eine sehr gute Rennbahn nach der Ebene hin. Utgardsloki rief einen jungen Mann, Namens Hugi (Gedanke), und befahl ihm, mit Thialfi um die Wette zu laufen. Darauf bestimmten sie das erste Ziel. Hugi erreichte es weit eher, so daß er sich am Ende der Bahn umwenden und Thialfi wieder entgegenlaufen konnte. Da sprach Utgardsloki: „du mußt dich besser anstrengen, Thialfi, wenn du das Ziel erreichen willst; doch muß ich bekennen, daß kein Mensch dir an Schnelligkeit gleich kömmt.“

Als sie die vorgesteckte Bahn zum zweiten Mal durchliefen und Hugi sich umdrehte, war Thialfi einen guten Pfeilschuß hinter ihm zurückgeblieben. Da sagte Utgardsloki:

„Thialfi läuft zwar gut; aber er gewinnt doch schwerlich den Sieg: es wird sich jetzt zeigen, wenn wir das dritte Ziel bestimmen.“

Sie liefen nun auf der Bahn zum dritten Mal, und da Hugi bereits das Ziel erreicht hatte, war Thialfi nicht einmal bis zur Mitte gekommen. Alle waren darüber einig, daß man an diesen Proben genug habe.

40.

Utgardsloki fragte jetzt den Thor, in welcher Kunst er selbst, von dessen großen Thaten so viel erzählt werde, sich nun zu versuchen gedächte? Thor antwortete, er wolle mit einem seiner Leute um die Wette trin-

ken. Utgardsloki war damit zufrieden, ging in die Halle hinein und ließ sich das Horn herein bringen, aus dem seine Hofleute zu trinken pflegten. Er sagte zu Thor:

„Es heißt gut getrunken, dies Horn auf Einmal auszutrinken; Einige trinken es auf zwei Mal aus: aber keiner ist ein solcher Stümper, daß er es nicht in drei Zügen leeren sollte."

Thor sah das Horn an, und es schien ihm nicht so gar groß zu sein, obgleich es ziemlich lang war. Er hatte großen Durst, setzte es an den Mund und trank so lange und heftig, als der zurückgehaltene Athem es nur gestatten wollte, damit er eines zweiten Zuges überhoben sein möchte. Als er aber das Horn vom Munde absetzte, fand er es kaum etwas mehr geleert, als so weit die Lippen gereicht hatten. Da sagte Utgardsloki:

„Du hast gut getrunken, aber nicht viel; denn sähe ich es nicht selbst, so würde ich es nicht glauben, wenn man behaupten wollte, daß Asathor auf einen Zug nicht mehr trinken könne. Doch hege ich keinen Zweifel, daß du es nun auf den zweiten Zug völlig leeren wirst."

Thor war ganz still, führte das Horn zum zweiten Mal zum Munde und gedachte weit mehr, als zuvor, zu trinken. Er zog wirklich mit der größten Anstrengung, bemerkte aber, daß das andere Ende des Horns sich nicht in die Höhe heben lassen wollte, (wie es gemußt, wenn er es geleeret hätte), und als er endlich absetzte, da zeigte es sich, daß er eben nicht mehr, als das erste Mal getrunken hatte.

Da sagte Utgardsloki: „Wie geht das zu, Thor? Du scheinst mir eben im Trinken kein Meister zu sein; doch bin ich davon überzeugt, daß du denkst, mit dem dritten Male wenigstens den ganzen Rest zu leeren. Wenn du aber in andern Künsten nicht geschickter bist, so kannst du nicht erwarten, daß wir dich für einen so großen Mann halten, wie die Asen es thun."

Ueber diesen Vorwurf im höchsten Grade aufgebracht, setzte Thor das Horn noch einmal an den Mund und

trank aus allen Kräften. Als er nun in das Horn sah, da hatte sich wiederum der Trank nur um ein Weniges verringert. Da gab er das Horn dem Mundschenken zurück und wollte nicht weiter trinken.

„Es ist nun offenbar," sprach Utgardsloki, „daß du nicht so stark bist, als wir uns vorgestellt haben. Gefällt es dir indeß, deine Kräfte noch weiter an uns zu versuchen, so glaube ich, du wirst wenig Ehre einlegen."

Thor antwortete: „Ich will es noch weiter versuchen. Solche Züge aber, wie ich aus diesem Horn gethan, würden bei den Asen bewundert werden; doch welche Versuche wollt ihr mir noch weiter vorschlagen?"

Utgardsloki sprach: „Ein Spielwerk der Knaben besteht bei uns darin, meinen Kater aufzuheben. Ich würde es nicht wagen, mit dem Asathor davon zu sprechen, wenn ich ihn nicht weit schwächer an Kräften gefunden hätte, als ich mir vorgestellt."

Indem kam ein großer grauer Kater in die Halle gelaufen. Thor ging hinzu, faßte ihn mit beiden Händen mitten um den Leib und suchte ihn in die Höhe zu heben. Der Kater aber machte einen krummen Rücken, und hob, so sehr auch Thor sich anstrengte, doch niemals mehr als einen Fuß vom Boden auf. Da wollte Thor es nicht weiter versuchen; Utgardsloki aber sagte:

„Der Erfolg dieses Kunststücks entspricht meinen Erwartungen; der Kater ist groß, Thor dagegen ist klein und schwach gegen die hier anwesenden Männer."

Da sprach Thor: „Wenn ich so klein bin, wie ihr sagt, so komme Einer her, und kämpfe mit mir, denn jetzt bin ich zornig!"

Utgardsloki, sich nach den Bänken umsehend, sagte: „Hier ist Keiner, der es nicht für ein Kinderspiel halten wird, mit dir zu ringen; man rufe mir aber meine alte Amme, die Elle, herbei, einen Zweikampf mit Thor zu halten, wenn sie es nicht ausschlägt. Sie

hat schon an manchem Tage Männer niedergeworfen, welche eben so stark waren, als Thor."

Alsobald trat ein altes Weib in den Saal und Utgardsloki forderte es auf, einen Zweikampf mit dem Afathor zu versuchen. Der Erfolg des Kampfes war, daß, je heftiger Thor die Alte angriff, desto unbeweglicher sie stand; als sie aber auf ihn ihren Anfall nahm, da vermochte er nicht, ihr zu widerstehen und fiel endlich sogar auf ein Knie nieder. Da befahl Utgardsloki, dem Kampfe ein Ende zu machen, indem er hinzufügte, es sei nicht nöthig, daß sich noch andere von seinen Leuten mit Thor versuchten.

Da es schon Abend geworden war, so ließ Utgardsloki dem Thor und seinen Gefährten einen Platz anweisen, wo sie die Nacht über blieben und gut bewirthet wurden. — Am Morgen, als Thor zur Abreise fertig war, da begleitete ihn Utgardsloki hinaus vor die Burg, und als sie Abschied von einander nehmen wollten, fragte ihn letzterer: wie er mit dem Erfolge seiner Reise zufrieden sei? und ob er einen stärkern Mann (als er selbst) gefunden habe?

Thor antwortete, er müsse gestehen, daß das, was sie mit einander zu thun gehabt hätten, zu seiner großen Beschämung ausgefallen sei; „und ich weiß," fügte er hinzu, „daß ihr mich für einen großen Wicht halten werdet, was aber von mir sehr übel aufgenommen werden wird."

Utgardsloki antwortete: „Nun will ich dir den rechten Zusammenhang der Sache sagen, da du aus der Burg heraus bist, wohin du, wenn ich lebe und Macht habe, nie wieder kommen sollst. Du würdest auch nie dahin gekommen sein, hätte ich gewußt, daß du eine so große Kraft besäßest, denn beinah hättest du uns in ein großes Unglück gebracht. Es ist Alles mit Zauberei gemacht. Zuerst begegnete ich dir im Walde, und da du den Schnapsack auflösen solltest, hatte ich ihn mit Zauberketten zugeschnürt, weshalb es dir unmöglich war, ihn

zu öffnen. Als du mit deinem Hammer die drei Schläge nach mir führtest, wäre schon der erste, obgleich er der schwächste war, hinreichend gewesen, mir das Leben zu nehmen, wenn er mich wirklich getroffen hätte. Du wirst indeß einen Felsen finden mit drei viereckigen Löchern, deren eines außerordentlich tief ist. Dieses sind die Spuren deines Hammers, denn ich hatte mich hinter den Felsen verborgen, ohne daß du es bemerken konntest, als du die drei Schläge nach mir führtest. Gleicher Mittel bediente ich mich bei den Wettkämpfen mit meinen Leuten. So hat Loki wirklich außerordentlich viel Speise zu sich genommen, Logi aber war ein loderndes Feuer (Lohe), welches eben so leicht das Gefäß und die Knochen, als das Fleisch verzehrte.

Hugi, mit dem Thialfi sich im Wettlauf messen sollte, war mein Gedanke, folglich war es keine Möglichkeit, ihn einzuholen. Was du gethan hast, um das Trinkhorn auszuleeren, war, bei meiner Treue! äußerst wunderbar, und ich würde es niemals für möglich gehalten haben, wenn ich es nicht mit meinen eigenen Augen gesehen hätte. Das andere Ende des Horns reichte, ohne daß du es gewahr werden konntest, bis an's Meer, und wenn du an dasselbe kommst, wirst du sehen, wie weit du es verringert hast. Nicht weniger außerordentlich war es, daß du den Kater aufhobst, ja, um dir die Wahrheit zu sagen, es hat uns Alle erschreckt, als du ihm die eine Pfote von der Erde brachtest. Dieser Kater war die Midgardsschlange, welche alle Lande umschlingt, und du hast sie mit einer Hand so hoch gehoben, daß sie kaum lang genug war, mit Schwanz und Kopf noch die Erde zu berühren, und daß sie beinahe den Himmel berührte. Ein nicht geringeres Wunder war es, daß du der Alten beim Ringen so lange Widerstand geleistet hast; denn du kämpftest mit dem Alter, und es ist ja niemals Einer gewesen, noch wird jemals Einer sein, der nicht zuletzt von ihm überwältigt würde. Indem wir aber nun von einander scheiden,

ſcheint es für uns Beide das Rathſamſte zu ſein; daß du nicht wiederkommſt; denn in dieſem Falle würde ich abermals meine Wohnung mit ſolchen und ähnlichen Zauberkünſten zu verwahren wiſſen, die dich ſchon daran verhindern ſollten, mir etwas anzuhaben.“

Da ſchwang Thor ſeinen Hammer; als er aber den Utgardsloki treffen wollte, war dieſer nicht mehr zu ſehen. Nun beſchloß er, die Burg zu verwüſten und kehrte zurück; als er aber dahin kam, wo ſie geſtanden hatte, da war ſie verſchwunden, und man ſah nichts, als eine ſchöngrünende Ebene. Da ging Thor, ohne auszuruhen, heimwärts nach ſeiner Wohnung Thrudwanger, und beſchloß, wenn ſich eine bequeme Gelegenheit darbieten ſollte, es mit der Midgardsſchlange aufzunehmen, wie es hernach auch geſchehen iſt. Uebrigens glaube ich nicht, daß irgend Einer im Stande iſt, dieſe Reiſe des Thor vollſtändiger zu erzählen.

41.

Gangler.

Aus dieſer Erzählung muß ich ſchließen, daß die Macht Utgardsloki's ſehr groß war, obgleich ſie in Zauberkünſten beſtand. Es iſt auch kein geringer Beweis dieſer Macht, daß er ſo anſehnliche und ſtarke Hofleute hatte. — Hat denn aber Thor die ihm zugefügte Schmach niemals gerächt?

Har.

Es iſt uns dieſes nicht unbekannt, obgleich es ſich nirgends aufgeſchrieben findet, wie Thor für die eben erzählte Reiſe Rache nahm. Er blieb überhaupt nicht lange zu Hauſe, und er zog diesmal ſo ſchnell davon, daß er weder Böcke noch Reiſegeſellſchafter mit nahm. Er ging in der Geſtalt eines Jünglings aus Midgard und kam eines Abends zu einem Rieſen, mit Namen Ymer. Thor blieb bei dieſem die Nacht.

Als es Tag geworden war, ſtand der Rieſe auf und

kleidete sich an, um auf der See Fische zu fangen. Thor war auch schon auf, und bat Ymer, ihn zum Begleiter mit zu nehmen. Der Riese entgegnete ihm, ein so junger Mann wäre zu nichts brauchbar, auch würde er die Kälte nicht vertragen können, wenn sie, wie es seine Gewohnheit sei, lange auf der hohen See hielten. Thor dagegen versicherte, er verstehe das Fischen, und fragte: was sie für Lockspeise gebrauchen wollten? Er könne gut rudern, und es wäre ungewiß, wer von ihnen Beiden zuerst das Land wieder gewinnen würde. Dabei wurde Thor innerlich so zornig, daß er ihn beinah den Hammer hätte fühlen lassen.

Doch ließ er es gut sein, weil er seine Stärke auf eine andere Weise erproben wollte. Auf seine Frage nach der Lockspeise erhielt er von dem Riesen die Antwort, er möge sie sich selbst verschaffen. Er ging also zu einer Heerde Ochsen, die Ymer gehörte, nahm den größten davon, Himinbriöter, drehte ihm den Hals um und nahm den Kopf davon mit zur See.

Ymer hatte das Boot bereits in's Wasser gebracht; Thor ging in dasselbe, setzte sich hinten in's Schiff, faßte die Ruder, und ruderte dergestalt, daß Ymer gestehen mußte, daß er eine gute Fahrt habe. Ymer ruderte zugleich vorn, so daß das Rudern sehr rasch ging, und es währte nicht lange, so waren sie an der Stelle angekommen, wo der Riese zu fischen pflegte. Thor sagte, er habe Lust, noch weiter zu fahren, und sie ruderten also noch eine ganze Strecke.

Ymer behauptete jetzt, sie wären so weit gekommen, daß es gefährlich sei, noch weiter zu fahren, der Midgardsschlange wegen; doch wollte Thor noch immer weiter, und es geschah auch. Ymern war gar nicht wohl dabei. Thor zog endlich die Ruder ein, rüstete eine starke Angelschnur zu, die mit einer nicht kleinern und schwächern Angel versehen war, steckte den Ochsenkopf daran, warf sie aus, und die Angel ging zu Grunde. Die Wahrheit zu sagen, so hat Thor die Midgards-

schlange bei dieser Gelegenheit nicht weniger angeführt, wie Utgardsloki ihn, da er dieselbe mit den Händen aufheben sollte. Die Schlange schnappte nach dem Ochsenkopf, und da fuhr die Angel ihr in den Rachen hinein. Als die Schlange es merkte, fuhr sie so grimmig davon, daß Thor sich an den Zapfen des Boots halten mußte, um nicht abgezogen zu werden in die Tiefe, und er strengte sich so heftig an, daß seine Füße den Boden des Nachens durchbohrten und den Grund des Meeres erreichten.

Unterdessen zog er aber doch die Schlange bis an den Bord des Bootes, und es ist gewiß und wahrhaftig, daß es nie einen schrecklichern Anblick gegeben hat, als da Thor so wild auf die Schlange blickte, und diese glühte und ihr Gift gegen ihn ausspie. Man behauptet auch, daß der Riese Ymer erblaßte, und vor Angst die Farbe gänzlich wechselte, als er die Schlange sah, und das Wasser in dem Augenblick in das Boot strömte. Als Thor nach dem Hammer griff, und ihn hoch in die Luft hob, da stolperte der Riese mit einem Messer hinzu und zerschnitt die Angelschnur, wodurch die Schlange wieder in's Meer sank. Thor warf nun freilich den Hammer nach ihr, und man sagt auch, daß er ihr den Kopf abschlug; aber das Wahre ist, daß die Midgardsschlange noch lebt und im Meere liegt.

Thor setzte darauf seine Fäuste gegen Ymer's Kopf, und so stürzte er ihn rücklings über Bord; der Riese hob die Beine hoch in die Luft. — Thor watete an's Land.

12.

Gangler.

Es ist wirklich eine große That, welche Thor auf dieser Reise ausgeführt hat; sind aber nicht noch mehrere und größere Wunder bei den Asen geschehen?

Har.

Von einer Begebenheit muß ich noch sprechen, die den Asen vieles Leid verursacht hat. Es ist diese:

Baldur der Gute, hatte viele böse Träume, daß sein Leben in Gefahr sei. Da er sie den Asen erzählte, hielten sie Rath darüber, und es wurde beschlossen, Baldur's Sicherheit gegen jede mögliche Gefahr auszumitteln.

Frigga, die Götterkönigin und Mutter Baldur's, nahm also einen Eid von Feuer, Wasser, Eisen, allerlei Metallen, Steinen, der Erde, der Bäume, Krankheiten, Thieren, Vögeln, giftigen Schlangen, daß sie ihm nicht schaden sollten.

Da das festgesetzt und Allen bekannt gemacht war, ergötzten sich die Asen damit, daß sie Baldur'n vorn in der Versammlung stellten, wo einige dann auf ihn schossen, Andre nach ihm hieben, und wieder Andere mit Steinen nach ihm warfen; und was sie auch thaten, er hatte keinen Schaden davon. Dies schien Allen sehr ehrenvoll für ihn zu sein.

Da Loki, Lauffeya's Sohn, dieses sah, verdroß es ihn. In Gestalt einer alten Frau begab er sich nach Fänsal zur Frigga. Die Götterkönigin fragte die Alte, ob sie wisse, was die Asen in ihrer Versammlung vor hätten? — Sie antwortete, Alle schössen zum Ziel nach Baldur, ohne ihm zu schaden. Da sagte Frigg: „Ja, Waffen oder Bäume werden ihm nicht schaden, denn ich habe sie alle in Eid genommen.“ Da fragte die Frau: „Haben die denn alle mögliche Dinge geschworen, seiner zu schonen?“

Frigg antwortete: „Es wächst ein kleiner Baum östlich von Walhall, Namens Mestelteyn: der schien mir zu noch jung, ihm einen Eid abzunehmen.“

Als das Weib dieses vernommen hatte, da verschwand es.

Loki zog jetzt den Mestelteyn auf und ging damit zur Versammlung der Asen.

Höder, der blind war, stand außer dem Kreise. Loki redete ihn an und fragte: „Warum schießest du nicht auf Baldur?“ — „Theils,“ antwortete ihm Hö-

der, „kann ich ihn nicht ſehen, theils habe ich keine Waffen.“

„Ich will dir zeigen, wo er ſteht,“ ſagte Loki, „und ſchieße nur auf ihn mit dieſer Gerte.“

Höder nahm Meſteltein und ſchoß nach Loki's Anweiſung damit auf Baldur. Der Schuß durchbohrte dieſen und er fiel todt zur Erde. — Dieß iſt das allergrößte Unglück, das Göttern und Menſchen widerfahren iſt!

Als Baldur todt war, ſank allen Aſen der Muth, ja die Sprache verſiegte ihnen ſogar; auch konnten ſie die That nicht rächen, weil der Ort zu heilig war. Großes Wehklagen war bei den Aſen; am meiſten aber beklagte Odin dieſes Unglück, weil er am beſten wiſſen konnte, welchen Nachtheil Baldur's Fall den Aſen brächte.

Dieſe führten Baldur's Leiche zum Meere. Sein Schiff, das Hringhorne hieß, und außerordentlich groß war, wollten die Aſen herausziehen, um ſeine Leiche darauf zu verbrennen, aber es ging nicht aus der Stelle.

Da ſchickte man nach dem Lande der Rieſen, und ließ eine Rieſin rufen, Hirrokin genannt. Sie kam auf einem Wolfe geritten und hatte Nattern zu Zügeln. Da ſie von ihrem Roſſe, dem Wolfe, ſtieg, beſtellte Odin vier Berſerker (die tapferſten Krieger), um es zu halten, was ſie aber auf keine andre Weiſe zu thun vermochten, als indem ſie es nieder auf die Erde warfen.

Hirrokin ging nach dem Vordertheil des Schiffs, und ſchob es mit einer einzigen Bewegung ſo, daß hinten auf den untergelegten Rollen Feuer hervorſchlug, und das ganze Land erbebte. Da ward Thor zornig und wollte ihr mit dem Hammer den Kopf einſchlagen; aber alle Götter baten für ſie um Frieden.

Baldur's Leiche ward jetzt auf's Schiff getragen, aber ſeine Gemahlin Nanna, Nef's Tochter, verging vor Gram. Sie ward alſo auch auf den Scheiterhaufen gelegt, der darauf angezündet ward. Thor ſtand dabei

und weihete den Scheiterhaufen mit Mjölner ein. Vor seinen Füßen lief ein Zwerg, der hieß Litr; ihn stieß Thor mit seinen Füßen in's Feuer, und dort verbrannte er.

Bei dieser Verbrennung der Leiche Baldur's waren vielerlei Leute gegenwärtig: Odin, Frigg, die Walkyren und seine Raben. Freyr fuhr im Wagen und hatte seinen Eber Gullinbursti (Goldborste) oder auch Slidrugtanni, vorgespannt. — Heimdall ritt das Pferd Golltoppur (Goldzopf) und Freya kam mit ihren Katzen. Es kamen auch viele Schaaren von Hrimthussen (Frostriesen) und Bergriesen. Odin legte auf den Scheiterhaufen den Ring Draupner, dem seit dieser Zeit die Eigenschaft blieb, daß von ihm in jeder neunten Nacht acht gleich schöne Ringe abtröpfeln. — Baldur's Roß ward mit allem Geschirr zugleich mit ihm auf dem Scheiterhaufen verbrannt.

43.

Nachdem Baldur gefallen war, fragte die Götterkönigin, wer von den Asen ihre Gunst gewinnen und zu der Unterwelt reiten wollte, um zu versuchen, ob er Baldur finden könne, und dann der Hel Lösegeld zu bieten, falls sie ihn zurück nach Asgard kommen lassen wollte. Hermod der Schnelle, Odin's Sohn, nahm diese Gesandtschaft an. Man zog Odin's Pferd Sleipner hervor, Hermodur setzte sich darauf und ritt davon.

Neun Nächte ritt er durch finstre Thäler und Tiefen, und erblickte kein Licht, bis er zum Flusse Gjal kam und über die Gjallarbrücke ritt, die mit schimmerndem Golde belegt ist. Modgudr, das Mädchen das die Brücke bewacht, fragte ihn nach Namen und Geschlecht. Sie setzte hinzu: „Gestern, da fünf Haufen todter Menschen über die Brücke ritten, donnerte sie nicht so sehr, als jetzt unter dir allein; auch hast du nicht das Ansehen von Gestorbenen, weshalb reitest du denn hier auf der Bahn der Todten?“

Hermode antwortete: „Ich suche Balder. Hast du etwas von ihm in diesen Gegenden gesehen?“

Sie sagte, daß Baldur über die Gjallarbrücke geritten sei; „aber,“ setzte sie hinzu, „da nördlich herunter geht der Weg zur Hel.“

Da ritt Hermodur weiter fort, bis er die Hecke erreichte, welche Hel's Wohnung umgiebt. Hier stieg er vom Pferde ab und spannte den Gurt fester, setzte sich wieder auf und gab dem Pferde die Sporen; Sleipner setzte gleich hoch über die Hecke. Hermode ritt darauf hin zum Pallaste, stieg ab, ging hinein, wo er Baldur, seinen Bruder, auf Hlunna, dem Hochsitz, sitzen sah. Hermode blieb die Nacht über bei ihm.

Am andern Morgen verlangte er von Hel, daß Baldur mit ihm heimreiten möchte, indem er ihm vorstellte, was für Trauer über den Tod desselben unter den Asen sei.

Hel antwortete: es würde sich jetzt zeigen, ob Baldur so allgemein geliebt werde, als man sagte; denn wenn alle Dinge in der Welt, lebendige sowohl als todte, ihn beweinten, solle er Erlaubniß erhalten, zu den Asen zurückzukehren. Dagegen aber solle er bei Hel bleiben, wenn Jemand Einwendungen mache, oder nicht weinen wollte.

Hermodur ging. Baldur begleitete ihn aus der Halle, nahm den Ring Draupner und schickte ihn Odin zum Andenken. Nanna, Baldur's Gemahlin (die mit ihm verbrannt worden war), sandte der Frigg einige Kleinodien und der Fulla auch einen Goldring. Hermodur ritt darauf heim nach Asgard, und verkündete dort Alles, was er gehört und gesehen hatte.

11.

Die Asen schickten nun Boten in die ganze Welt und ließen überall bitten, Baldur aus der Gewalt der Hel zu weinen. Man that es allgemein: die Menschen, alles Lebendige, Thiere, Erde, Steine, Bäume und alle Me-

talle weinten, so wie man es noch sieht, wenn alle diese Dinge aus dem Frost in die Hitze kommen.

Da die von den Asen ausgesandten Boten nach wohl verrichtetem Geschäft heimkehrten, fanden sie in einer dunklen Höhle ein Riesenweib, das Tok hieß. Sie baten auch sie, Balder zu beweinen, sie antwortete:

„Tok muß weinen
„Mit trocknen Augen
„Ueber Baldur's Tod.
„Weder im Leben noch Tode
„Hatte ich Gutes von ihm:
„Hel behalte ihren Raub!"

Die Leute glauben, daß diese Tok kein Anderer war, als Loki, der Lauffeya Sohn, der den Asen schon sonst so viel Böses zugefügt hat, und nun auch dieses, daß Balder nicht erlöst wurde aus dem Reiche der Hel.

45.

Hat man denn an Loki, seiner Uebelthaten wegen, nie Rache genommen?

Har.

Er hat endlich einen seinen Thaten angemessenen Lohn erhalten. Da die Götter sehr erzürnt auf ihn waren, entfloh er auf einen Berg, wo er sich verbarg. Er baute sich dort ein Haus mit vier Thüren, um eine Aussicht nach allen Seiten zu haben. Oft nahm er den Tag über die Gestalt eines Lachses an, verbarg sich in dem sogenannten Franangerfall, und dachte in der Tiefe desselben darüber nach, welche Kunst die Asen wohl erfinden dürften, um sich seiner im Flusse zu bemächtigen.

Einst, als er saß im Hause und einiges Garn zusammen flocht, so wie man seitdem Fischernetze strickt, und das Feuer vor ihm brannte, sah er die Asen auf sich zukommen, denn Odin hatte von Hlidskialf, seinem Throne, aus bemerkt, wo er war. Loki eilte sogleich in den Fluß, vorher aber warf er das Netz in's Feuer.

Da die Asen ankamen, ging zuerst der weiseste von ihnen, Quasir, zuerst hinein, und da er die Asche des verbrannten Garns im Feuer sah, merkte er, daß diese Einrichtung zum Fischfang sein müßte, welches er den Asen sagte. Sie nahmen darauf Hanf und machten ein Netz auf die Art, wie sie in der Asche sehen konnten, daß Loki es gemacht hatte, gingen zum Fluß und warfen es in den Fall. Thor hielt das Garn an der einen Seite, und alle andern Asen zogen an der entgegengesetzten. Loki aber schlüpfte fort und legte sich zwischen zwei Steine, ungeachtet sie wohl bemerken konnten, daß sie etwas Lebendiges berührt hatten. Sie warfen das Netz zum Zweitenmal aus, und banden zugleich etwas daran, damit es durch die hineingelegte Last tiefer auf den Grund hinab ginge: es ward so schwer, daß unmöglich irgend Etwas unten entwischen konnte. Loki zog dem Garn voran, und da er sah, daß der Auslauf des Flusses in's Meer nahe war, sprang er über das Netz hinweg, und zurück in den Sturz.

Zum Drittenmal theilten sie sich in zwei Haufen, und Thor watete mitten in den Fluß, nach dem Meere zu. Loki hatte nun die Wahl, entweder mit Lebensgefahr in's Meer zu ziehen, oder wieder über das Garn zu springen: er that das letztere mit vieler Behendigkeit. Thor griff nach ihm und packte ihn; aber er glitt ihm in der Hand, so daß er ihn erst am Schwanze recht fest faßte. Aus dieser Ursach ist der Schwanz des Lachses hinten spitz.

16.

Loki war nun vogelfrei. Man brachte ihn in eine Höhle und die Asen nahmen drei Felsenstücke, durch die sie Löcher hindurchschlugen und sie dann aufrecht hinstellten. Da waren auch Loki's Söhne, Vali und Narfi: jenen verwandelten sie in einen Wolf, worauf er seinen Bruder zerriß. Mit den Därmen Narfi's banden die Asen den Loki über die drei Felsenspitzen. Die eine stand unter seinen Schultern, die andre unter seinen Schenkeln

und die dritte unter seinen Kniekehlen, und wurden die zu Bändern dienenden Gedärme Narfi's zu Eisen.

Skade nahm eine giftige Schlange, und befestigte sie über ihm, also, daß das Gift der Schlange ihm in's Gesicht tröpfelte. Sygin, Loki's Weib, sitzt bei ihm und hält ein Gefäß unter. Wenn dieses voll ist und sie das Gift wegträgt, tröpfelt ihm das von der über ihm hangenden Schlange unterdeß in's Gesicht, wobei er sich so stark windet, daß die ganze Erde bebt. — Dies ist die Ursache des Erdbebens. So liegt Loki also in Ketten und Banden, bis Ragnarokr.

47.

Gangler.

Was heißt denn Ragnarokr? davon habe ich nie zuvor gehört.

Har.

Viel Wunderbares erzählt man sich davon; dies ist das Vorzüglichste:

Es kommt ein Winter, Fimbulvettur genannt, da stöbert Schnee von allen Seiten; die Kälte ist sehr groß; es wehen rauhe Winde und die Wärme der Sonne wird sehr vermindert. Solcher Winter folgen drei auf einander, ohne einen Sommer dazwischen. Diesen Wintern gehen drei Jahre voran, in denen die ganze Welt mit Krieg und Blutvergießen heimgesucht wird. Aus Geiz tödten sich sogar Brüder, und keine Schonung findet statt, auch nicht zwischen Eltern und Kindern, wie es in der Voluspa heißt:

„Brüder bekämpfen sich,
„Bringen um einander;
„Verwandte zerreißen
„Die Freundschaft des Bluts.
„Hart ist die Welt,
„Voll großer Bundesbrüche!
„Zeit des Beiles!

„Zeit der Schwerter!
„Zeit des Schildekrachens!
„Der Stürme Zeit,
„Des Mordes Zeit!
„Keiner wird des Andern schonen.“

Dann werden sich jene großen Wunder zutragen: Der eine Wolf wird, zum großen Verderben der Menschen, die Sonne verschlingen; der andre Wolf verschlingt den Mond, welches auch ein großer Verlust ist. Die Sterne fallen vom Himmel, die ganze Erde bebt, die Bäume werden mit den Wurzeln ausgerissen; die Berge stürzen zusammen, und alle Ketten und Bande brechen und zerreißen.

Fenrir's Wolf kommt los! Das Meer tritt über seine Ufer, weil die Midgardsschlange wie wüthend wird, und das Land sucht. Da geschieht dann auch, daß das Schiff Naglfar los wird. Es ist aus Menschen-Nägeln gemacht, weswegen bemerkt zu werden verdient, daß, wenn Jemand stirbt und die Nägel nicht abgeschnitten werden, er dadurch den Bau des Schiffes befördert. Götter und Menschen müssen wünschen, daß es spät fertig wird. Der Riese Hrymer steuert Naglfar.

Fenrir's Wolf fährt mit aufgesperrtem Rachen einher, so daß der Oberkiefer den Himmel, der Unterkiefer die Erde berührt; wäre nur Raum, so würd' er ihn noch weiter aufsperren. Feuer funkelt ihm aus Nase und Augen. Die Midgardsschlange speiet Gift aus, das die ganze Luft und die Meere verpestet. Also verbreitet sie Entsetzen, und ihr zur Seite thut es der Wolf. In diesem Aufruhr zerbirst der Himmel, und Muspels Söhne kommen reitend unter Surtur's Anführung, der von Feuerflammen umgeben ist und dessen treffliches Schwert heller leuchtet, als die Sonne.

Während die Muspels Söhne über Bifröst reiten, geht diese Brücke, wie schon gesagt, in Stücken, und sie ziehen hinaus in die Ebene, die Vigrid heißt, wo sie zu Fenrir's Wolf und der Midgardsschlange stoßen. Es

vereinigen sich hier Loki und Hrymer, nebst allen Hrymtussen, mit ihnen; dem Loki folgen alle Kinder der Hela. Die Feuersöhne haben ihre eigne, schimmernde Schlachtordnung. Die Ebene Vigrid ist hundert Rasten lang, nach allen Seiten.

Wenn diese Begebenheiten eintreffen, erhebt sich Heimdallur und stößt aus allen Kräften in das Gjallarhorn, um die Götter zu wecken, die darauf Rath halten. Odin reitet nach Mimer's Brunnen, um für sich und die Seinen Rath zu holen. Ygdrasil's Esche bebt, und kein Ding, weder im Himmel noch auf Erden, ist außer Furcht. Die Asen rüsten sich, wie alle Einheriar, und eilen nach der Ebene.

Voran reitet Odin; mit seinem Goldhelm, dem schönen Harnisch und dem Spieß Gungner geht er Fenrir's Wolf entgegen. Thor streitet an Odin's Seite, ohne ihm beistehen zu können, da er genug zu thun hat, mit der Midgardsschlange zu kämpfen. Freyr kämpft mit Surtur, und es beginnt ein harter Kampf, der mit Freyr's Tod endigt. Die Ursach seines Todes ist der Mangel seines guten Schwertes, das er an Skirner gab.

Auch der Hund Garmur, der in dem Loche Gnipi gebunden war, reißt sich los. Er verursacht außerordentlich viel Unglück. Er streitet nämlich mit Tyr, und sie tödten einander.

Thor erwirbt sich zwar die Ehre, der Tödter der Midgardsschlange zu sein; aber nachdem er sich neun Schritte von ihr entfernt hat, fällt er todt zur Erde, von dem Gifte, das sie auf ihn gespieen hat.

Der Wolf verschlingt Odin, welches sein Tod wird. Alsobald wendet sich Vidar gegen den Wolf und setzt seinen einen Fuß in seinen Unterkiefer. An diesem Fuße hat er den Schuh, zu dem die ganze Zeit die Lederstückchen gesammelt worden sind, die man von den Schuhen für die Zehen und Absätze abschneidet; daher muß Niemand, der den Asen zu Hülfe kommen will, verabsäu-

men, dieſe Köpfchen abzuſchneiden. — Mit der Hand greift Vidar in den Unterkiefer Fenrir's, und reißt den Schlund heraus. So kommt der Wolf um.

Nach dieſem Allen wirft Surtur Feuer und verbrennt die ganze Erde. So heißt es in der Voluspa:

„Die Sonne ſchwärzt ſich,
„Erd' ſinkt in's Meer;
„Vom Himmel fallen
„Die klaren Sterne.
„Alles verzehrende
„Heiße Dämpfe
„Spielen mit dem Feuer
„Am hohen Himmel."

18.

Gangler.

Was bliebe aber übrig, wenn die ganze Welt verbrannt wird, und alle Götter, Einherien und Menſchen geſtorben ſind? Ich erinnere mich, daß ihr vorhin geſagt habt, ein jeder Menſch würde in einer andern Welt durch alle Jahrhunderte leben.

Thridie.

Viele gute Wohnungen wird es geben, und viele böſe, wenn dieſe wunderbaren Begebenheiten vorbei ſind; die beſte Wohnung aber wird in Gimle ſein. Die Luſt zum guten Trunke haben, können ihn in dem Saale Brymner erhalten, der in Okolne erbaut iſt. Auch iſt eine gute Wohnung auf den Nida-Alpen, aus rothem Golde erbaut, die Sindri heißt. In dieſen Wohnungen ſollen gute und rechtſchaffene Menſchen ſich aufhalten.

In Naſtrond aber iſt ein groſſes, abſcheuliches Gebäude, deſſen Thüren nach Norden ſehen. Es iſt mit Schlangen gedeckt, deren Köpfe nach dem Hauſe hinein gewandt ſind, und Gift ſpeien, ſo daß Giftſtröme den Boden überfluthen; darin müſſen Meineidige und Menſchenmörder waten, wie geſagt iſt:

„Einen Saal seh' ich stehn
„Fern von der Sonne
„Auf Naſtrands Grund.
„Im Norden iſt die Thüre;
„Gifttropfen fallen
„Durch die Löcher,
„Und der Saal iſt gebaut
„Von Schlangenrücken.
„Dort ſollen waten
„In ſchweren Strömen
„Alle Meineidige
„Und Mörderwölfe.
„Doch in Hvergelmer
„Iſt am ſchlimmſten zu ſein:
„Dort nagt Nidhog
„Todter Leichen."

Gangler.

Welche der Götter werden dann noch leben? und giebt es nicht einen neuen Himmel und eine neue Erde?

Har.

Aus dem Meere erhebt ſich eine ſchöne grüne Erde, worauf Korn wächſt, ohne geſät worden zu ſein. Vidar und Vali leben, ſo daß Surtur's Flamme ihnen nicht geſchadet hat. Sie wohnen auf der Ida-Ebene, wo Asgard ehemals lag. Dort finden ſich auch Thor's Söhne, Magni und Modi, ein, und haben Thor's Hammer Mjölner mit. Ferner erſcheinen auch Hödur und Baldur von Hel. Sie ſetzen ſich neben einander, reden und gedenken ehemaliger Begebenheiten. Dann finden ſie auch im Graſe die Goldtafeln, die die Aſen gehabt haben.

An dem Orte, welcher Hodmimer oder Homirsholt heißt, verbargen ſich unter dem Suturs-brande zwei Menſchen, Lif und Lifthraſir, die ſich, ſtatt von Speiſe, vom Morgenthau ernährten. Von ih-

nen ſtammt ein ſo großes Geſchlecht ab, daß der ganze Erdkreis wieder bewohnt wird.

Auch das wird dir wunderbar erſcheinen, daß die Sonne eine Tochter geboren hat, eben ſo ſchön wie die Mutter, deren Bahn ſie wandelt, wie es heißt:

„Eine Tochter gebieret
„Die glänzende Göttin,
„Bevor Fenris ſie fängt.
„Dies Mädchen wird wandeln
„Die Pfade der Mutter.“

Wenn du aber, o Wanderer! noch weiter fortfahren wollteſt zu fragen, ſo weiß ich Keinen, der dir mehr von allen dieſen Dingen erzählen könnte, denn Niemand, ſo hörte ich ſagen, weiß etwas von dem Fortgange der Zeiten. Bewahre daher wohl, was du vernommen haſt.

Darauf hörte Gangler auf allen Seiten großen Lärm, und plötzlich fand er ſich ganz allein ſtehen, und ſah nichts Anderes, als die flache Ebene. Er trat nun die Rückreiſe wieder an, und als er heim kam in ſein Reich, da erzählte er Alles, was er geſehen und gehört hatte. — Dieſe Erzählungen gingen ſeitdem von Mund zu Mund.

---

2. Braga-rådr,

oder

Braga's Erzählungen.

Aus der jüngeren Edda.

Dämefage 19.

Ein Mann, mit Namen Aeger oder Hler, der auf der Inſel Leſſö wohnte, war ſehr klug und verſtändig. Er begab ſich auf eine Reiſe nach Asgard. Die Aſen

wußten recht gut seine Ankunft, nahmen ihn wohl auf, aber brauchten zugleich ihre Zaubereien.

Am Abend, als das Gelag begann, ließ Odin Schwerter in den Saal bringen, die so glänzend waren, daß sie einen hellen Schein von sich gaben und man keiner anderen Erleuchtung beim Trinken bedurfte. Die Asen, welche bei diesem Gastmahl zugegen waren, und deren jeder auf seinem Ehrensitze saß, waren die zwölf Richter oder Diar; nämlich: Thor, Njord, Freyr, Tyr, Heimdall, Bragi, Vidar, Vali, Uller, Häner, Forsete und Loki; desgleichen die Asinnen Frigg, Freya, Gefion, Iduna, Gerdur, Sigyn, Fulla und Skade.

Aegern aehtete Alles, was er sah. Alle Wände waren rundum mit glänzenden Schilden geschmückt, statt mit Teppichen, und auch der Meth war nicht gespart und vortrefflich. Neben Aeger saß Bragga, und während sie tranken, schwatzten sie. Bragga gab ihm Aufschluß über viele Thaten der Asen.

50.

Die drei Asen, Odin, Loki und Häner zogen einmal vom Hause, reis'ten über Alpen und durch Wüsten, wo es nichts zu leben gab. Sie kamen endlich zu einem Thale, wo sie eine Heerde Ochsen sahen; sie nahmen einen davon, um ihn zuzurichten und zu kochen. Da sie glaubten, daß er genug gekocht sei, nahmen sie ihn vom Feuer, fanden aber das Gegentheil. Etwas später nahmen sie ihn wieder ab, aber er hatte noch nicht genug.

Da hörten sie etwas in der Eiche über sich, und sahen einen großen Adler, der sagte, er sei Schuld daran, daß der Ochs nicht gar werde; „wollten sie ihm seinen Antheil geben," setzte er hinzu, „so sollte er bald hinlänglich gekocht sein." Da sie ihm das versprachen, flog er herab vom Baume, setzte sich zum Kochen und schnappte beide Bugge des Ochsens.

Loki ward darüber zornig, nahm eine große Stange, hob sie aus allen Kräften in die Luft und schlug nach

dem Adler. Dieſer entzog ſich dem Schlage und flog auf. Die Stange wurde dadurch feſt mit dem einen Ende an Loki's Hand, mit dem andern an dem Rücken des Adlers. Der Adler flog ſo hoch, daß Loki's Füße über Stock und Stein ſchleppten, und er glaubte, er würde ſeine Arme verlieren. Er ſchrie und bat den Adler auf's Angelegentlichſte, ihn loszulaſſen. Der Adler ſagte, Loki ſolle nie wieder loskommen, wenn er ſich nicht durch die heiligſten Eide verpflichte, Idun nebſt ihren Aepfeln aus Asgard zu bringen. Da Loki das eingieng, ließ er ihn los, und er kam nun wieder zu ſeinen Reiſegefährten.

Von dieſer Reiſe wird jetzt nichts weiter erzählt, als daß ſie heimkamen.

Als nun die beſtimmte Zeit kam, da verleitete Loki Idun, mit ihm aus Asgard in einen Wald hinaus zu gehen. Er gab vor, daß er daſelbſt einige Aepfel gefunden habe, die ihm vortrefflich geſchienen, und er bat ſie, die übrigen mitzunehmen, um ſie mit einander vergleichen zu können.

Da kam herbei der Rieſe Thiaſſi in Adlersgeſtalt, ergriff die Iduna und flog mit ihr fort nach ſeiner Wohnung in Thrymheim.

51.

Idun's Entführung war ein großes Unglück für die Aſen. Sie bekamen auf einmal graues Haar und wurden alt. Da hielten ſie eine allgemeine Verſammlung, und fragten, wer von ihnen zuletzt Iduna geſehen habe? Endlich brachte man heraus, daß ſie eines Abends mit Loki aus Asgard gegangen ſei.

Loki ward nun ſogleich ergriffen und vor die Verſammlung gebracht, wo man ihn mit einem ſchmählichen Tode bedrohte, wenn er nicht Alles geſtände. Loki ward bange und verſprach jetzt, Idun in Jotunheim zu ſuchen, wenn Freya ihm zu dieſem Zwecke ihr Falkengewand leihen wolle. Da er es erhielt, flog er gegen

Norden nach Jotunheim, und kam zum Riesen Thiassi, der gerade auf die See gerudert war.

Idun war allein zu Hause. Loki ließ sie die Gestalt einer Schwalbe annehmen, faßte sie in seine Klauen, und flog mit ihr davon. Da Thiassi zurückkam und Iduna nicht mehr vorfand, steckte er sich sogleich in sein Adlergewand und flog dem Loki nach, den er durch raschen Flügelschlag auf's Heftigste verfolgte.

Da die Asen den Falken mit der Schwalbe und den Adler hinterher kommen sahen, gingen sie nach Asgards Mauern und nahmen einen guten Theil Spähne mit. Als der Falke die Burg erreichte, schoß er bei der Mauer nieder. Die Asen zünderten darauf die Spähne an, und da der Adler seinen Flug nicht schnell genug hemmen konnte, schlug die Lohe in seine Schwingen, so daß er nicht weiter fliegen konnte. Er stürzte jetzt herab, und die Asen schlugen so lange auf ihn, bis er todt war.

Also geschah es, daß der Riese Thiassi innerhalb des Asen-Gitters umgebracht wurde. Das ist jener berühmte Mord.

32.

Skade, die Tochter des erschlagenen Riesen Thiassi, legte Helm und Panzer, und alle ihre Waffen an, und begab sich nach Asgard, um den Tod ihres Vaters zu rächen. Die Asen boten ihr einen Vergleich und Versöhnung an, und es ward ausgemacht, daß sie sich einen Mann unter den Asen wählen sollte, aber ohne etwas mehr von dem, den sie wählte, zu sehen, als die Füße.

Sie sah nun die Füße Eines, die sehr schön waren, und rief aus: „Diesen wähle ich, Baldur ist ohne Makel!“ Aber es war nicht Baldur, sondern Njord aus Noatun. Ferner verlangte Skade noch zu ihrer Genugthuung, daß die Asen ein Schauspiel veranstalten möchten, das sie zum Lachen brächte, denn sie war noch sehr betrübt über den Tod ihres Vaters. Da machte Loki Folgendes: Er befestigte einen Ziegenbart an ein Band,

und nahm das andere Ende des Bandes um seine Schultern. Nun trieb er allerlei Narrenspossen damit, indem er sich mit dem Barte wechselsweise hin und her bewegte. Endlich aber fiel Loke vor der Skade auf die Knie; da lachte sie, und die Ausgleichung kam gänzlich zwischen ihnen zu Stande.

Odin aber, aus besonderer Gunst gegen die Skade, nahm die Augen des Thiassi, versetzte sie an den Himmel und machte zwei Gestirne daraus.

53.

Aegir.

Wie mir scheint, ist Thiassi ein tüchtiger Mann gewesen; aber von was für Herkunft war er?

Braga.

Der Riese Oelwald war sein Vater, und wenn ich dir von ihm erzählte, würde es dir sehr merkwürdig scheinen. Er war sehr reich und hatte viel Geld. Da er todt war und seine Söhne das Erbe unter sich theilen sollten, da brauchten sie dieses Maaß zum Gelde, daß jeder von ihnen so viel erhielt, als er jedes Mal in seinem Munde halten konnte. Die Namen dieser Söhne waren Thiassi, Ide und Gangr. Daher kommt in den alten Runen und Liedern die Redensart, daß man das Geld die Sprache oder Redensart der Riesen nennt.

Aegir.

Das muß sich in der Dichtkunst, ich gestehe es, sehr gut ausnehmen.

54.

Thor war nach Osten gezogen, um Zauberer zu tödten. Odin ritt auf Sleipner und kam nach Jotunheim, wo er den Riesen Hrungner antraf.

Da erkundigte sich Hrungner, wer der Mann mit dem Goldhelm sei, der sowohl in der Luft als auf dem Meere zu fahren vermöchte? — „Es muß," setzte er hinzu, „ein treffliches Pferd sein."

Odin antwortete ihm, er wolle seinen Kopf zum Pfande setzen, daß ein solches Roß im Riesenlande nimmer gefunden werde.

Hrungner meinte, er habe ein weit anderes Pferd, Namens Guldfaxi, und im Zorn stieg er zu Pferd, um Odin nachzusetzen und für seine Großsprecherei zu züchtigen. Odin beeilte sich so sehr, daß er eine große Strecke voraus war, und Hrungner war so in Wuth, daß er es nicht bemerkte, bis zur Mauer der Asen gekommen zu sein.

Da er zur Thür der Asenhalle kam, luden die Asen ihn zu ihrem Trinkgelag ein. Er nahm das Anerbieten an und trat hinein. Er ging zur Halle, und man reichte ihm die Becher, aus denen Thor gewöhnlich zu trinken pflegte — dieser selbst war gerade abwesend — und der Riese leerte sie alle.

Als er trunken war, ließ er es an Großsprechereien nicht fehlen. Unter andern sagte er, daß er Walhall nach Jotunheim versetzen, Asgard verwüsten und alle Asen tödten wollte, ausgenommen Freya und Sif, die er mit sich nehmen werde. Freya war die Einzige, welche ihm einschenken durfte, und er vermaß sich, all ihr Bier auszutrinken.

Da aber die Asen seine Prahlerei nicht länger ertragen konnten, nannten sie Thor's Namen, und sogleich war er bei ihnen im Saal, und hob seinen Hammer in die Luft. Er fragte zugleich, wer Schuld daran sei, daß der naseweise Riese ihr Gast wäre, oder wer ihm Erlaubniß gegeben habe, in Walhall zu sein, und warum Freya ihm einschenke, wie bei dem Gastmahl der Asen?

Hrungner sah nicht freundlich auf Thor, und antwortete, daß Odin ihn zu Gast geladen habe und er unter seinem Schutze sei. Thor gab zur Antwort, ihm solle die Einladung Leid werden, ehe er davon komme.

Hrungner antwortete: „Das ist eben nicht ehrenvoll, einen Waffenlosen zu treffen; dagegen wird es für eine heldenmüthige Seele zeugen, wenn du es wagen

willst, mit mir am Ende des Landes, in der Gegend, welche Grietunagarder heißt, zu kämpfen. Es ist freilich eine große Thorheit von mir gewesen," fuhr er fort, „meine Waffen zu Hause gelassen zu haben; denn hätte ich sie hier, so könnten wir sogleich den Zweikampf versuchen. Da es aber nicht der Fall ist, so erkläre ich dich für einen Nichtswürdigen, wenn du mich Waffenlosen umbringst."

Thor wollte den Zweikampf auf keine Weise abschlagen, da er herausgefordert ward, was ihm nie zuvor begegnet war. Hrungner setzte seine Reise also fort und eilte mit aller Macht nach Jotunheim. Hier ward sehr viel von seiner Fahrt und seiner Herausforderung gesprochen. Die Riesen sahen es für äußerst wichtig an, wer den Sieg erhielte, denn von Thor hatten sie nichts Gutes zu erwarten, wenn Hrungner, der einer der Stärksten unter ihnen war, von seiner Hand fallen sollte.

Die Riesen machten also auf Grietunagarder einen Mann aus Thon von erschrecklicher Größe, und da sie kein Herz von hinreichender Stärke dazu finden konnten, nahmen sie das Herz einer Stute; aber auch dieses zitterte vor Thor. Hrungner selbst hatte ein Herz von hartem Stein, das viereckig war. Auch sein Kopf war von Stein; statt des Schildes aber führte er ein großes und breites Felsstück, statt des Wurfspießes eine Steinkeule, die er auf die Schulter nahm, und dieses Alles gab ihm ein gar fürchterliches Ansehen. An seiner Seite stand der Thonriese, der Mokkurkalfi hieß.

Thor zog zum Kampfplatz und Thialfi war bei ihm. Thialfi lief zu Hrungner und sagte: „Du stehst sehr unvorsichtig, Riese, mit dem Schilde vor dir! Thor hat dich gesehen, er wird in die Erde hinabsteigen und von unten gegen dich herankommen."

Da Hrungner dies hörte, legte er den Schild unter seine Füße, stand auf demselben und hielt die Steinkeule in beiden Händen. Darauf sah er einen Blitz, hörte einen Donner und vernahm Thor's Asenstärke. Dieser

fuhr gewaltig heran, hob den Hammer und warf ihn von weitem nach Hrungner. Dieser erhob die Keule mit beiden Händen und warf sie ihm gleichfalls entgegen. Sie begegnete dem Hammer in der Luft und ging entzwei, so daß ein Stück auf die Erde fiel — davon kommen alle Schleifsteine; — das andre Stück traf Thor's Kopf, so daß er vorüber auf die Erde fiel. Der Hammer Mjölner traf aber Hrungner mitten am Kopf, so daß er in kleine Stückchen zersplitterte. Er fiel gerade über Thor, so daß seine Füße auf dessen Halse lagen.

Thialfi kämpfte mit Mokkurkalfi, der ohne große Ehre fiel. Thialfi ging hinzu und wollte Hrungner's Füße von Thor's Hals nehmen, konnte sie aber nicht aus der Stelle bringen. Sobald die Asen erfuhren, daß Thor gefallen sei, gingen sie insgesammt hin, um ihn von den Füßen des Riesen zu befreien, konnten es aber durchaus nicht. — Da kam endlich Magni, ein Sohn Thor's und Jarnsaxens, der damals nur erst drei Jahr alt war, warf den Fuß des Riesen bei Seite und sagte:

„Es war doch großer Schade, Vater, daß ich so spät kommen mußte; ich glaube, ich hätte diesem Riesen mit meiner Faust den Rest gegeben, wenn ich mit ihm zusammen gekommen wäre."

Thor erhob sich, freute sich über seinen Sohn und sagte, er würde groß und mächtig werden. Er schenkte ihm auch Hrungner's Pferd, Guldfaxi, welches aber Odin übel nahm, der meinte, ein so gutes Pferd hätte er nicht dem Sohn einer Riesenfrau (Jarnsaxi, Magni's Mutter, war eine Riesin), sondern lieber seinem Vater Odin geben sollen.

55.

Thor begab sich hierauf nach Thrudwangr, in seine Heimath, und der Schleifstein steckte ihm noch immer im Kopfe. Da kam zu ihm eine Wole oder Zauberin, Groa genannt, die Frau eines gewissen Orvandil's.

Diese sprach ihre Zaubersprüche über Thor, damit der Stein sich lösen möchte. Als nun Thor bemerkte, daß der Schleifstein sich zu lösen begann und schon hin und her wackelte, da wollte er, um die Groa zu belohnen, ihr eine gute Neuigkeit mittheilen, und er sagte ihr: „Ich habe kürzlich den aus dem Lande der Riesen zurückkommenden Orvandil in einem eisernen Korbe auf meinen Schultern durch die giftigen Ellivagen (Giftflüsse, die aus Hvergelmer strömen) getragen. Zum Zeichen dieser Begebenheit riß ich ihm eine aus dem Korbe hervorragende und von der Kälte erstarrte Fußzehe ab, schleuderte sie gen Himmel und machte nun einen Stern daraus, der Orvandilstå, oder Orvandils Fußzehe heißt. In kurzer Zeit nun wird Orvandil nach Hause zurückkehren.“

Groa, sehr erfreut über diese guten Nachrichten, vergaß ihre Zaubersprüche, der Schleifstein wurde nicht weiter los und steckt noch im Haupte Thor's.

56.

Es verdient ausführlich erzählt zu werden, wie Thor nach Gniraudargarda zog, denn da hatte er weder den Hammer noch den Kraftgürtel bei sich, noch auch die eisernen Handschuh, woran Loke, der ihn begleitete, Schuld war.

Es war Loki nämlich einmal begegnet, daß er, als er, um sich zu vergnügen, mit Frigas Falkengewand flog, aus Neugierde nach Gniraudargarda flog, wo er einen großen Pallast sah. Er sah da eine große Halle und setzte sich in's Fenster, um zu sehen, was darin verging.

Geirrod bemerkte ihn, und befahl, diesen Vogel zu greifen und ihm zu bringen. Derjenige, der den Befehl erhielt, hatte viele Mühe, die hohe Mauer hinan zu klettern. Loki machte es viel Vergnügen, daß dieser nur mit so vieler Anstrengung zu ihm hinaufklettern konnte, und glaubte, er habe Zeit genug, wenn Jener erst das

Beschwerlichste überstanden habe. Da der Mann nun nach ihm greifen wollte, schlug er mit den Flügeln, um fortzufliegen, und arbeitete aus allen Kräften; aber die Füße hingen ihm fest. So ward Loki ergriffen und zum Riesen Geirrod gebracht.

Da dieser ihm in die Augen sah, faßte er Verdacht, es möchte ein Mensch sein, und befahl ihm, zu sprechen; aber Loki schwieg. Da schloß Geirrod ihn in einen Käfig und ließ ihn dort drei Monate hungern. Da er ihn darauf herausnahm, um zu sehen, ob er nun reden werde, sagte Loki, wer er sei, und um das Leben zu retten, schwor er Geirrod, daß er Thor ohne seinen Hammer und Kraftgürtel nach Geirrodsgarda schaffen wollte.

Auf der Reise kehrte Thor bei einer Riesenfrau, Gridur, der Mutter Vidar's, des Verschwiegenen, ein. Sie sagte dem Thor, er möchte sich vor Geirrod in Acht nehmen, denn dieser hege böse Gesinnungen, und gab ihm einen Gürtel, ein Paar eiserne Handschuh und auch ihren Stab, Grydarivolur oder Gridursstab genannt.

Thor kam hierauf an den Fluß Wimur, welcher der größte ist von allen Flüssen. Er spannte den Gürtel um und stützte sich auf den Gridursstab, um hinüber zu waten. Als er aber in der Mitte des Flusses war, wuchs dieser so hoch, daß er ihm bis zur Schulter reichte; Thor sang jetzt:

„Wachse nur nicht, Wimur,
„Nun da ich hinüber will
„Waten zur Riesen-Wohnung.
„Weißt du, daß, wenn du steigest,
„Meine Götterstärke dann
„Wächst himmelhoch."

Da blickte Thor in eine Bergkluft hinauf und ward gewahr, daß Geirrods Töchter zur Seite des Flusses standen und sein Steigen verursachten. Er nahm also

einen groſsen Stein aus dem Fluſse auf, warf nach ihnen und sagte: „An der Quelle stockt der Fluß!“ — Er traf, wohin er zielte und erreichte darauf das Land, indem er einen Wachholderstrauch ergriff und sich daran hinaushalf. Daher kömmt es, daß der Wachholderstrauch „Thors Hülfe“ genannt wird.

Als er nun mit Loki, der sein Begleiter war, zu Geirrodsgarda ankam, wurde ihm ein Ziegenstall zur Wohnung angewiesen. Auch war da ein Stuhl, sich zu setzen. Thor setzte sich darauf, und da bemerkte er, daß sich der Stuhl unter ihm bis zur Decke des Gebäudes erhob, und er stemmte daher den Gridursstab gegen das Dach, indem er zu gleicher Zeit aus aller Macht den Stuhl niederdrückte. Es entstand hierauf ein groſses Getäusch, mit entsetzlichem Geschrei begleitet. Geirrods Töchter nämlich, Gjalp und Greip, waren unter dem Stuhle gewesen, und er hatte Beiden den Rücken zerbrochen. Da sang Thor:

„Einmal brauchte ich
„Asen-Stärke
„In der Riesen-Wohnung,
„Da Gjalp und Greip,
„Geirrods Töchter,
„Emper mich heben.“

Hierauf wurde Thor von Geirrod in die Halle geladen zum Kampfspiel. Daselbst waren längs der Halle Feuer angezündet, und als nun Thor gegangen kam, da faſste Geirrod mit einer Zange einen glühenden Eisenkeil, den er gegen Thor schleuderte. Dieser griff ihn mit den Eisenhandschuhen und warf ihn auf Geirrod zurück, der sich hinter einem eisernen Pfeiler verbarg. Thor warf den Keil so, daß er durch den Pfeiler, durch Geirrod, durch die Wand, und draussen in die Erde fuhr.

Nach dieser Sage hat Eylif, Grundnerson, in „Thorsdraya“ gedichtet.

57.

Es ist gesagt worden, daß Aeger in Asgard mit einem großen Gastmahl von den Asen bewirthet wurde. Als er nun wieder abreisete, da bat er zu sich, nach Verlauf von drei Monaten, Odin und die Asen. Sie machten auch zur bestimmten Zeit die Reise. Es waren die Reisenden: Odin, Niord, Freyr, Tyr, Bragа, Widar, Loki, und mit ihnen waren die Asinnen: Frigga, Freya, Gefsion, Skade, Iduna und Sifia. — Thor war nicht dabei, denn er war gen Osten gereis't, die Riesen zu bekämpfen.

Als die Götter ihre Sitze eingenommen hatten, da ließ Aeger auf den Boden der Halle schimmerndes Gold bringen, das glänzte und leuchtete im Saal, wie Feuer, und hatten sie keine andere Beleuchtung, so wie Walhalla statt des Feuers mit Schwertern beleuchtet war.

Bei dieser Gelegenheit zankte sich Loki mit allen Göttern, auch tödtete er Aeger's Diener, Finnasteingar genannt. Der andere Diener Aeger's hieß Elbdur, des Gastgeber's Gemahlin aber Rana.

Bei diesem Gastmahle wurden die Speisen und alle Getränke, so wie auch die Geräthschaften, von unsichtbaren Dienern aufgetragen. Bragа fuhr fort, dem Aeger folgende Geschichten mitzutheilen:

58.

Loki, der Sohn der Lauffeya, schnitt einmal der Sif alles Haar ab, ohne daß sie es bemerkte. Da Thor es erfuhr, griff er Loki und drohete ihm alle Knochen zu zerbrechen, wenn er nicht eidlich versprechen wollte, die Schwarz-Alfen dazu zu bewegen, daß sie der Sifia goldene Haare verfertigten, die aber ein ganz natürliches Wachsthum hätten.

Loki reis'te nun zu den Zwergen, die Iwalds Söhne hießen; diese machten nun das Haar und zugleich Skidbladner, das Schiff, welches bei aufgespannten

Segeln auch gegen den Wind fährt, und dann auch den Spieß Gungner, den Odin hat, und der allemal den Ort trifft, den man verwunden will.

Darnach verwettete Loki seinen Kopf mit einem Zwerge, Broke genannt, daß sein Bruder Sindri nicht im Stande sei, so große Kostbarkeiten zu verfertigen, als die obengenannten drei.

Da sie zur Schmiede kamen, legte Sindri, der Zwerg, ein Schweinfell auf's Feuer und hieß Broke so lange blasen, bis er es wieder aus der Esse nähme. Darauf verließ er die Schmiede und Broke blies; aber beim Bewegen des Blasebalgs setzte sich eine Bremse auf seine Hand und stach ihn. Nichts desweniger fuhr er fort zu blasen, bis der Schmidt, sein Bruder, kam und es aus dem Feuer hervorholte. Es war ein Eber mit goldenen Borsten, den er heraus nahm. Hierauf legte Sindri Gold in's Feuer, hieß ihm ununterbrochen zu blasen, bis er wieder käme, und ging fort. — Die Bremse kehrte darauf zurück, setzte sich auf seinen Hals und stach noch einmal so stark. Trotz dem fuhr Broke fort zu blasen, bis der Schmidt wiederkam und den Goldring, der Draupner heißt, aus dem Feuer hervorholte. Das dritte Mal legte er Feuer hinein, und verlangte von dem Broke, die Blasebälge ohne Unterlaß zu bewegen, mit dem Zusatz, daß Alles verloren sei, wenn er den Blasebalg stehen lasse. Aber die Bremse kehrte nochmals zurück, setzte sich ihm in die Augenbraunen und stach so heftig, daß das Blut herab floß und er nicht sehen konnte. Er griff jetzt mit der Hand nach ihr, um sie zu verjagen, wodurch er den Blasebalg fahren ließ. In dem Augenblick kam der Schmidt und sagte: „Beinahe wäre das, was im Feuer ist, verdorben.“ Was er herauszog, war ein Hammer — es war Mjölner.

Er übergab hierauf alle diese Kostbarkeiten seinem Bruder Broke und sagte, er könne nun nach Asgard gehen und die Wette entscheiden lassen. Als nun er und Loki ihre Kleinode zum Vorschein brachten, übernah-

men Odin, Thor und Freyr das Schiedsrichteramt. Loki gab Odin den Spieß Gungner, Thor die goldenen Haare für Sif und dem Freyr das Schiff Skidbladner, und erklärte die Beschaffenheit aller dieser Dinge, wie nämlich der Spieß immer treffe, wonach man auch ziehe; das Haar, sobald es auf Sif's Kopf komme, fest wachsen, und Skidbladner guten Wind haben würde, sobald die Segel aufgezogen wären; zugleich könne man es zusammen legen wie ein Tuch und es mit sich in der Tasche führen.

Nun kam Broke mit seinen Kostbarkeiten zum Vorschein. Er gab Odin den Ring Draupner und sagte, jede neunte Nacht würden acht eben so kostbare Ringe von ihm herabtröpfeln. Freyr gab er den Eber, und fügte hinzu, er könne davon fahren, in der Luft und auf dem Meere, Tag und Nacht, stärker als irgend ein Pferd, und es möchte so düster und dunkel sein, als es nur wolle, so werde es von den Goldborsten hell genug. — Dem Thor verehrte er den Hammer, und sagte, daß er mit demselben alles, was ihm vor die Hand käme, würde erschlagen können, ohne daß er selbst Schaden davon nähme. Wohin er ihn auch werfe, sollte er ihn doch nie verlieren, und niemals würde der Hammer so weit fliegen, daß er nicht in seine Hand zurückkommen werde. Wenn er wollte, würde er so klein werden, daß er ihn in die Tasche stecken könnte. — Der einzige Makel an dem Hammer war der zu kurze Stiel.

Die Asen fällten ihr Urtheil dahin, daß der Hammer unter allen diesen Dingen das beste Kleinod sei, weil sie in ihm eine gute Wehr gegen die Hrymthussen haben würden: dem zu Folge hatte der Zwerg die Wette gewonnen.

Loki bot ihm Lösegeld für seinen Kopf; aber darauf wollte der Zwerg sich durchaus nicht einlassen. — „So nimm mich denn!" sagte Loki; aber da der Zwerg ihn greifen wollte, war er weit weg, weil er Schuhe an hatte, womit er sowohl in der Luft, als auf dem Meere

schreiten konnte. Der Zwerg hat also Thor, ihm den Loki einzufangen, welches er auch that. Da der Zwerg darauf Loki's Kopf abhauen wollte, sagte dieser, daß nur der Kopf sein sei, aber nicht zugleich auch der Hals. Der Zwerg nahm Riemen und ein Messer, um Löcher in Loki's Lippen zu stechen und ihm den Mund zuzunähen; aber das Messer wollte nicht schneiden. Er sagte also, es wäre gut, wenn er seines Bruders Ahle hier hätte, und in dem Augenblick, als er sie nannte, war sie bei ihm: damit nähte er (dem Loki) die Lippen zusammen *).

59.

Aeger.

Woher hat denn die Kunst, die Dichten heißt, ihren Ursprung?

Braga.

Der Ursprung war folgender: Die Asen führten Krieg mit dem Volke der Vanen. Endlich machten sie Friede mit ihnen, der auf folgende Weise eingegangen wurde, daß sie beide in ein Gefäß spuckten. Dieses Friedenszeichen schufen die Asen hernach zu einem Mann um, welcher Quasir genannt wurde, und so weise war, daß Niemand ihn nach einer Sache fragen konnte, auf die er nicht Antwort zu geben gewußt hätte.

Quasir fuhr weit im Lande umher, um die Menschen zu unterrichten. Einstmals kam er zu den Zwergen Fialar und Galar, die ihn tödteten und sein Blut in zwei Fässer rinnen ließen, Son und Bodne genannt, und in einen Kessel, Odräer. Sie mischten Honig in das Blut, woraus ein so herrlicher Meth entstand, daß, wer davon trinkt, Dichter und weiser Mann wird.

---

*) Der Zwerg Broke muß es doch nicht so gar arg mit dem Loki gemacht haben, weil dieser seinen Kopf behielt und auch in der Folge keine zusammengenähten Lippen mehr hatte. Die Edda berichtet übrigens nichts weiter über diese Sache. d. V.

Die Zwerge berichten den Asen, daß Quasir in Weisheit ertrunken sei, weil Keiner so klug gewesen wäre, ihn genugsam ausfragen zu können. Nach einiger Zeit aber luden die Zwerge den Riesen Gilling nebst dessen Frau zu sich ein, und da er kam, baten sie ihn, mit ihnen hinaus auf das Meer zu fahren, und hier trug es sich zu, daß der Kahn auf ihre Veranlassung an Felsen stieß, und umschlug. Gilling, der nicht schwimmen konnte, ertrank, die Zwerge aber kehrten wieder um und kamen glücklich nach Hause. Als sie diese Begebenheit der Frau des Riesen erzählten, ging es ihr sehr zu Herzen, und sie erhob ein lautes Weinen.

Da fragte sie Fialar, ob es ihr Gemüth etwas erleichtern könne, nach der See hinaus zu sehen, wo ihr Mann umgekommen sei, und da sie es wollte, sagte er zu seinem Bruder Galar, sich hinauf über die Thür zu verfügen, und, wenn sie aus derselben gehe, einen Mühlstein ihr auf den Kopf fallen zu lassen, weil ihm ihr Geschrei unerträglich wäre. Dieser that, was er verlangt hatte, und so kam auch das Riesenweib um's Leben.

60.

Der Riese Suttung, Sohn Gillings, von dem Tode seines Vaters unterrichtet, bemächtigte sich der Zwerge und brachte sie auf einen Felsen, welcher rings vom Meere umflossen war. Sie baten Suttung, ihres Lebens zu schonen und boten ihm zur Versöhnung der Blutrache den herrlichen Meth, was auch von ihm angenommen ward.

Suttung nahm den Meth mit in seine Heimath, woselbst er ihn in einen Berg, Hnitbiorg genannt, verbarg. Zur Wächterin darüber verordnete er seine Tochter Gunlöda. Aus diesen Ursachen hat die Dichtkunst der Namen Quasir's Blut, Odrärers, Bodne's oder Sones Naß, der Zwerge Trunk und das Schiff oder Lösegeld der Zwerge, so wie auch Hnitbiorg's Meth.

61.

Endlich kamen die Asen zu dem lang gewünschten Besitz des Dichtermeths, und zwar auf folgende Weise:

Odin zog vom Haus und kam in eine Gegend, wo neun Knechte beschäftigt waren, Heu zu mähen. Er fragte sie, ob sie nicht möchten ihre Sensen wetzen lassen?

Als sie damit zufrieden waren, zog er einen Schleifstein aus dem Gürtel und wetzte die Sensen. Sie fanden, daß die Sensen weit schärfer geworden waren, und wünschten den Schleifstein zu besitzen. Odin antwortete: er sei ihm zwar verkäuflich, aber nur um den Preis eines Kopfes. Alle waren bereit, ihn zu kaufen, doch indem warf Odin den Schleifstein in die Luft. Nun drängten sie sich herbei, ihn mit der Hand aufzufangen, und weil Jeder ihn haben wollte, geriethen sie so an einander und verwundeten sich dermaßen, daß sie alle sterben mußten.

Odin nahm hierauf Herberge bei dem Riesen Baugе, einem Bruder des Suttung. Dieser äußerte seine Betrübniß über den Tod seiner neun Knechte, da er keine Hoffnung habe, sobald andere Arbeiter statt derselben zu erhalten. Odin, welcher sich den erdichteten Namen Bölwerk gegeben hatte, machte sich anheischig, die Arbeit der neun Männer zu übernehmen, wenn er ihm zur Belohnung einen einzigen Trunk von Suttungs Meth verschaffen wolle.

Baugе antwortete, er habe keine Gewalt über denselben, sondern Suttung genieße ihn allein; er erbot sich aber, einen Versuch deswegen bei seinem Bruder zu machen. Bölwerk verrichtete nur während des Sommers die Arbeit der neun Knechte, als aber der Winter kam, verlangte er den Lohn für seine Arbeit. Sie begaben sich hierauf Beide zu Suttung, und Baugе berichtete seinem Bruder, unter welcher Bedingung er den Bölwerk gemiethet hätte. Suttung aber schlug ihr Begehren hartnäckig ab.

Als sie hinweg gingen, sagte Bölwerk zu Baugе: „Man muß es also versuchen, den Meth mit List zu er-

halten.“ Da Baugе damit zufrieden war, brachte Jener gleich einen Bohrer zum Vorschein, Rate genannt, und hieß ihm, damit, wenn er's vermöchte, den Felsen zu durchbohren. Dieser machte sich an's Werk und versicherte endlich, der Felsen sei durchbohrt. Bölwerk blies in die durch den Bohrer gemachte Oeffnung, da flog ihm der Staub daraus in's Gesicht, woraus er schloß, daß Baugе ihn zu überlisten gedächte. Er bat ihn, den Felsen zum zweiten Mal zu bohren, und Baugе that es. Bölwerk blies wieder in die Oeffnung, und bemerkte, daß der Bohrstaub innerhalb derselben hinabfalle. Schnell verwandelte er sich in einen Wurm und kroch in die Oeffnung hinein. Vergebens schlug Baugе mit dem Bohrer nach ihm, Bölwerk kam dahin, wo Gunlâda sich aufhielt. Er wußte sie zu bereden, ihm drei Züge von dem Meth zu gestatten. Da trank er auf den ersten Zug den Kessel Odrärer, auf den zweiten das Gefäß Bodne und auf den dritten das Gefäß Son, und somit allen Meth gänzlich aus.

Hierauf verwandelte er sich in einen Adler und flog mit der größesten Schnelligkeit davon. Suttung, der ihn fliegen sah, nahm alsbald auch die Gestalt eines Adlers an und verfolgte ihn.

Als die Asen den Odin angeflogen kommen sahen, setzten alle ihre Gefäße auf den öffentlichen Platz der Götterstadt, und er leerte, sobald er nur ankam, den Meth in die Gefäße aus. Weil aber Suttung den Odin auf's heftigste verfolgte, und dieser in Gefahr war, von dem schon ganz nahen Riesen in Adlersgestalt ergriffen zu werden, so ließ er, durch die Last allzusehr beschwert, einen Theil des Dichtermeths auf einem andern Wege von sich gehen.

In der Verwirrung blieb es unbemerkt, so daß es nehmen konnte, wer es wollte: das nennen wir der schlechten Dichter oder der Reimschmiede Theil.

Den ächten Suttungs-Meth hat Odin aber durch den Mund ausgeleert, und diesen gab er den Asen,

ſo wie denjenigen Sterblichen, die von einem ächt dichteriſchen Geiſte beſeelt werden.

Das iſt der Urſprung von dem, was wir Dichtkunſt, Odins Fang, Fund oder Trank, oder auch der Aſen Gabe und Trank nennen.

---

3. Wolu-ſpá

oder

die Weisheit der Seherin.

Aus der älteren Edda.

(Nach der Herder'ſchen Ueberſetzung.)

1.

Schweiget alle, heil'ge Weſen!
Heimdalls Kinder groß und klein!
Ich will Allfaduns Geheimniß reden,
Der Urwelt Sagen hab' ich gehört.

2.

Ich weiß noch Rieſen, die Urbewohner,
Und was vor Jahren ſie mir erzählt.
Ich weiß neue Welten und neue Himmel,
Und wo da d'runten die Erd' auf ruht.

3.

Uranfangs war es, da Ymer lebte,
Noch war nicht Sand, noch Meer, noch Wind,
Noch unten Erde, noch Himmel droben,
Weites Leer, nirgends ein Gras.

4.

Noch eh' Bur's Söhne den Boden hoben
Und Midgard bauten zu weitem Saal.
Die Sonne ſchien auf Saales Steine;
Der Erdgrund grünt' mit grünem Laub.

5.

Die Sonne aus Süden warf zur Rechten
Den Mond jenseit der Pforte der Nacht;
Noch kannte Sonne nicht ihren Saal,
Der Mond noch wußte die Heimath nicht;
Nicht wußten Sterne sich ihrer Statt.

6.

Da gingen die Herrscher zu ihren Stühlen,
Die heiligen Götter pflegten Rath:
Sie gaben Namen der Nacht und Dämmerung,
Morgen und Mittag, und schieden das Jahr.

7.

Zusammen kamen auf Ida's Felde
Die Asen und schnitzten Bilder sich,
Und bauten Häuser und machten Schmiede,
Und schmiedeten Zangen und Geldgeräth.

8.

Und spielten fröhlich mit Steinen im Hofe,
Und stritten Keiner noch um's Geld —
Bis an erst kamen Riesen-Jungfrauen,
Zwei mächt'ge Weiber aus Riesenland.

9.

Und drei der Asen, mächtig und gut,
Sie kamen heim und fanden am Ufer
Ask und Embla elend liegen,
Ohn' alle Regung, ohn' alle Kraft.

10.

Noch ohne Athem, noch ohne Sprache,
Noch ohne Vernunft und Angesicht;
Athem gab Odin, Häner die Sprache,
Vernunft der Ladur und Angesicht.

11.

Ich weiß, da steht die Esche Ygdrasil,
Der weißumwölkte Himmelsbaum;

Von ihm der Thau in Thäler fällt,
Steht immer grünend über Urda's Brunnen.

12.

Und aus dem See da unter'm Baum
Stiegen der Weisheit Jungfrau'n auf:
Die eine Urda, die andre Verdande,
Die dritte Skulda, geschnitzt den Schild.

13.

Sie setzen Gesetze den Menschensöhnen,
Und stellen Schicksal den Sterblichen — —
Weissagerin weiß, das erste Sterben
Der Menschen auf Erden, woher's begann?
Als Gold sie schlugen, als Gold sie brannten
In Odin's Hall'.

14.

Dreimal verbrannt, entstand dreimal
Die böse Gulveig und lebt noch.
Wohin sie kommt, nennt man sie Weib.
Sie hat geschändet der Götter Kunst,
Ist Zauberin worden und zaubert noch,
Eine böse Göttin, die Allen dient.

15.

Da gingen die Herrscher zu ihren Stühlen,
Die heiligen Götter pflegten Rath,
Ob sie den Asen es sollten vergelten,
Oder Alle hegen einen Rath.

16.

Aus fiel Odin und schleuderte Pfeile,
Da war das erste Menschensterben,
Gebrochen lag der Asen Mauer,
Vaner's Heere betraten das Feld.

17.

Weissagerin kennet Heimdalls Lied,
Geheim an Himmels heil'gem Baum.

Sie ſiehet brauſend die trüben Ströme
Der Weisheit rinnen vom Auge Odin's.
Wißt ihr mehr?

18.

Sie ſaß da draußen, da der Alte kam,
Der Weiſe der Götter, ſie ſchaut' ihm in's Aug':
Was fragt ihr mich? was verſucht ihr mich?
Wohl weiß ich Odin, wo blieb dein Aug'!
Im großen Brunnen, in Mimer's Brunn,
Der täglich früh trinkt Weisheits Trank
Vom Auge Odin's; — wißt ihr mehr?

19.

Ihr gabt Heeresvater Ring und Geld
Und reiche Künſt' und Zauberſtäbe;
Sie ſieht weit und weit die Welt.
Wiſſet ihr mehr?

20.

Sie ſieht Walkyrjur fernher kommen,
Geſchmückt ſie reiten zum Gottesgericht.
Den Schild trägt Skulda, Skogul die andern.
Gunnur, Hildur, Gengul mit dem Speer.
(Ich habe genannt die Odin's-Nornen,
Geſandt zu wählen die Todten der Schlacht.)

21.

Ich ſah was Balder, dem tapfern Krieger,
Dem Odinsſohne, für Schickſal harrte!
Sie ſtand im Felde und wuchs allmählig,
Die dünne Miſtel zu Balder's Tod!

22.

Es war die Miſtel, was ich geſehn.
Harm und Unglück: Höder ſchoß
Mit dem Pfeile Baldern. In Nacht geboren
Ward Balder's Bruder, den Bruder zu rächen.

23.

Nicht wusch er die Hand, nicht kämmt er das Haar,
Bis er Balder's Mörder zur Flamme getragen:
Da ward der Mutter im gold'nen Saal
Herzleid: Walhallas Hüter
Weinte sehr.

24.

Sie sah die List im Hunnen-Hain,
Sah Loke verbergen, brüten Weh,
Und neben ihm sitzen sein Weib, Sigyn,
Das häßliche Weibsbild: wißt ihr mehr?

25.

Der Stern von Osten in Eiterthälern,
Schlammig und trübe gleitet der Strom;
Gen Nord auf niedersinkenden Bergen,
Den Goldsaal Sindre; den andern Saal
Im warmen Lande, Brymers Schloß.

26.

Sie sieht den Saal am Todesufer,
Der Sonne fern. Gen Nord die Thore,
Hindurch die Fenster tropfet Gift, —
Von Schlangengebein ist die Halle gebaut.

27.

Sie sieht, da waten in schweren Strömen
Eidbrecher, Meuchelmörder,
Verführer fremder Ehetreu;
Da nagt der Höllen-Drache die Todten,
Da frißt an Männern der Höllenwolf;
Wißt ihr mehr?

28.

Gen Osten saß im Eisengefilde
Die alte Riesin und brütet Wölfe,
Der Wölfe ärgsten brütet sie da,
Der den Mond verschlingt mit Riesenwuth.

29.

Geſättigt mit Leben der Sterbenden,
Taucht er in Blut der Götter Sitz;
Die Sonne iſt ſchwarz in Sommers Mitte,
Und Stürme ſtreichen; wißt ihr mehr?

30.

Es ſaß am Hügel und ſchlug die Harfe
Der Rieſen Hirte, der frohe Edgir:
Da krähte vor ihm auf Baumes Gipfel
Der purpurrothe Birkenhahn.

31.

In Asgard krähte der Goldgekämmte,
Der dort die Helden Odins weckt:
Im Abgrund krähte der graulichte,
Unter der Erde in Hela's Saal.

32.

Weiſſagerin ſieht noch, weiß noch viel,
Vom Abend der Götter, von ihrem Fall.

33.

Brüder kämpfen, morden Brüder,
Blutsfreunde reißen ihr Bluthand:
Harte Zeit! Ehe gebrochen!
Eiſerne Zeit! Schilde geſpalten!
Zeit der Stürme, Zeit der Wölfe,
Wo Keiner des Andern auf Erden ſchont!

34.

Die Erde ächzt und Mimers Söhne
Spielen ſicher; da nimmt Heimdaller
Sein ſchallendes Horn, ſtößt hoch darein —
Odin frägt Mimer's Haupt.

35.

Der Weltbaum zittert: der Rieſe iſt los:
Die Eſche ſchauert, der hohe Baum!

Garm heult gräßlich am Hellenther
Die Ketten brechen, der Wolf iſt los

36.

Nam aus Oſten kommt mit Heeresmacht,
Jörmungandur mit Rieſenwuth
Wälzt im Meer ſich; der Adler kreiſcht,
Zerfleiſcht die Leichen; das Schiff iſt los.

37.

Ein Schiff von Oſten: die Muspelwohner
Schiffen hinan, den Lok am Ruder;
Sie kommen wüthend, den Wolf mit ſich,
Der Bruder Bileipts ihnen voran.

38

Was nun die Aſen? was nun die Alfen?
Krachend ertönt der Rieſen Land;
Die Zwerge ſeufzen an Höhlen, an Klüften,
Die Klüftengänger fragen: wohin?

39.

Der Meer aus Süden mit Feuerflammen;
Sein Schwert, es blitzt, zum Morde geſchärft:
Die Felſen krachen: die Rieſenweiber
Irren ängſtlich: die Menſchen ſterben,
Der Himmel bricht.

40

Ach! nun kommt Hlymen, ein andrer Schmerz!
Aus geht Odin, entgegen dem Wolfe;
Dem Meer entgegen iſt Belas Sieger,
Da fällt beſiegt der Friggä Gemahl!

41.

Aus tritt Odin's ſchöner Sohn
Dem Wolf entgegen, der Rieſenbrut!
Stößt tief in Rachen, bis an's Herz das Schwert
Dem Unthiere, und rächet den Vater.

42.

Aus tritt Odins mächtiger Sohn,
Dem Drachen entgegen, der tapfere Thor.
Kühn hat er erlegt die Midgardsſchlange;
Die Menſchen verlaſſen alle die Welt.

43.

Schwarz wird die Sonne, die Erde ſinkt:
Es ſtiehen vom Himmel die ſchönen Sterne:
Das Feuer wüthet durch alle Welt:
Es flammt zum Himmel, der Himmel fällt.

44.

Weiſſagerin ſieht, da ſteigt von neuem
Aus Meeres Schlunde die Erde grün:
Die Waſſer fallen, der Adler fleucht,
Der auf den Bergen jetzt Fiſche fängt.

45.

Die Aſen kommen auf Ida zuſammen,
Und ſprechen von alter, zertrümmerter Welt,
Und denken zurück an alte Geſpräche,
An Odin's Sagen, jetzo erfüllt.

46.

Sie finden im Graſe die gold'nen Tafeln
Mit Odins Namen, die Er beſaß.
Die Aecker tragen jetzt ungeſäet,
Vorbei iſt das Uebel, Balder iſt da!

47.

Haudur und Baldur wohnen zuſammen
In Odins Schlöſſern; Häner dabei:
Der beiden Brüder Geſchlechte bewohnen
Der Winde Welt. Wißt ihr mehr?

18.

Weiſſagerin ſieht den goldnen Pallaſt,
Heller als Sonne, des Himmels Burg;
Da werden die Guten ewig wohnen,
Ewig genießen unendlich Gut. —

19.

(Da kommt der ſchwarze Drache geflogen,
Er kommt aus tiefſtem Nidafels-Gebirg';
Er trägt auf Schwingen der Hölle Leichen,
Er fleucht Feld über und iſt nicht mehr!)

---

1. Vegtams-quida,

oder

das Lied vom Wegfertig.

Aus der älteren Edda.

(Nach K. Maiers Ueberſetzung.)

1.

Im Rathe alle
Verſammen die Aſen,
Und im Geſpräche
Die Göttinnen alle:
Davon die Rede
Der mächt'gen Regenten,
Warum wohl Baldern
So böſe Träume?

2.

Ihm war die Schwere
Des Schlafes ein Kerker;
Des Schlummers Vergnügen
Ihm war verſchwunden.

Es wollten die Riesen
Von Sehern wissen
Ob dies Ereigniß
Unheil verkündendt

3.

Da die Gefragten:
„Dem Tode nah'
„Ist Utters Freund *),
„So einzig lieblich!"
Das brachte Kummer
Frigga und Suaffnern **),
Und allen Regenten;
Den Rathschluß sie faßten:

4.

Sendboten zu allen
Geschöpfen zu schicken,
Frieden erbittend
Und Freundschaft für Baldern.
Alle Geschlechter
Den Eid gewäheten
Von allen nahm Frigga
Versprechen und Schwüre.

5.

Dem Schlachttodten Vater ***)
Nicht gnügend es schien.
Er glaubte schwankend
Die Gunst des Glückes.
Die Asen rufend
Und Rath verlangend;
In ganzer Versammlung
Viel Rath ward gepflogen.

*) „Utters Freund" ist Balder. Einige lesen statt Utter auch Uter.

**) Ein Beiname Odins.

***) Odin.

6.

Da ſtand auf Odin,
Der Allesenthalter,
Und auf den Sleipner
Den Sattel er legte.
Ritt nun hinabwärts
Zur Nebelhöhle,
Traf auf ein Hündchen,
Das daraus herkam.

7.

Mit Blut beſprützet
Vorn an der Bruſt,
Kiefer und Rachen
Kühn aufgeſperret,
Voll Gierde zu beißen,
Bellt es entgegen
Dem Vater des Zaubers,
Und lange dann heult es.

8.

Weiter, daß bebte
Der Boden, ritt Odin.
Er kam zu der hohen
Behauſung der Hela.
Da ritt Vagr *)
An's öſtliche Thor fort,
Zu ihm bekanntem
Grabhügel der Wole **).

9.

Der Zaub'rin zu ſingen
Begann er das Wecklied;
Gen Norden er blicket,
Schriftzeichen ***) er breitet,

*) Ein Beiname Odins.

**) Zauberinnen oder Feen.

***) Dieſe Schriftzeichen waren Runen, die älteſten nordiſchen

Er spricht die Beschwörung,
Er fordert Weissagung,
Bis gezwungen sie aufstand,
Und gab Todtenworte.

10.

Die Wole.

Welcher der Männer,
Wie unbekannter,
Stört mir gewaltsam
Die Ruhe der Seele?
Vom Schnee ich beschneit war,
Vom Thau benetzet,
Gepeitschet vom Regen:
Gestorben schon lange.

11.

Wegtamr *).

Wegtamr heiß ich,
Ein Sohn bin ich Waltams.
Red' du mir von der Hölle,
Ich rede von der Welt:
Wenn sind die Bänke
Bestreuet mit Ringen,
Die glänzenden Lager
Mit Gold überdeckt?

12.

Die Wole.

Hier stehet Baldern
Der Meth bereitet,
Ein reines Getränk,
Vom Schild gedeckt.

Schriftzeichen: man gebrauchte sie besonders zu Beschwörungen, wie Odin es hier auch thut.

*) Odin giebt sich den Namen Wegtamr.

Der Asen Verwandtſchaft
Iſt in Verzweiflung.
Gezwungen ſagt' ich's,
Nun werd' ich ſchweigen.

13.

Wegtamr.

Schweig nicht, o Wole!
Ich will dich fragen,
Bis Alles ich weiß.
Ich will auch wiſſen,
Welcher der Männer
Wird Baldern tödten,
Und Odins Sohn
Das Leben rauben?

14.

Die Wole.

Hoder bringt den hehren
Hochberühmten dahin;
Dieſer der Männer
Wird Baldern tödten,
Und Odins Sohn
Das Leben rauben.
Gezwungen ſagt' ich's,
Nun werd' ich ſchweigen.

15.

Wegtamr.

Schweig' nicht, o Wole
Ich will dich fragen,
Bis Alles ich weiß.
Ich will auch wiſſen,
Den, der an Hoders That
Rache wird üben?
Oder Baldurs Mörder
Auf den Holzſtoß bringen?

16.

Die Wole.

Ein in weſtlicher Wohnung
Von Rinda Geborner
Wird Odins Sohn tödten,
Dem ewig es Nacht iſt,
Die Hand nicht waſchen,
Das Haupt nicht kämmen,
Bevor er zum Holzſtoß bringt
Den Widerfacher Baldurs.
Gezwungen ſagt' ich's,
Nun werd' ich ſchweigen!

17.

Wegtamr.

Schweig nicht, o Wole!
Ich will dich fragen,
Bis Alles ich weiß.
Ich will auch wiſſen:
Wer ſind die Mädchen,
Die nach Willkür weinen
Und himmelwärts werfen
Die Schleier des Halſes?
Sag' noch dies Eine,
Worüber du nicht ſchläfſt.

18.

Die Wole.

Du biſt nicht Wegtamr,
Wie wohin ich wähnte;
Gewiß biſt du Odin,
Der Allerhalter.

Wegtamr.

Du biſt keine Wole,
Keine kluge Frau:

Gewisser du bist
Dreier Riesen Mutter *).

19.

Die Wole.

Heim reite, Odin,
Und rühme dich!
Kein Mann komme also
Mich zu besuchen,
Bis Loke befreiet
Geht aus den Banden,
Und der Mächt'gen Verderben
Verderbend erscheint!

---

5. Wafthrudnis-mal

oder

das Lied vom Wafthrudner.

Aus der älteren Edda.

(Nach Fr. Majers Uebersetzung.)

1.

Odin.

Rath' du mir nun, Frigg'
Mich verlanget zu reisen,
Zu sehen Wafthrudnern:
Groß ist mein Verwig,
Zu streiten über alle Mothen
Mit dem allwissenden Riesen.

---

*) Odin versteht hierunter die Bergriesin Angerbodi, Lokis Weib und Mutter der Hel, der Midgardsschlange und des Fenriss Wolfes.

2.

Frigga.

Heimwärts zu bleiben,
Rath' ich dem Heldenvater,
Zum Gebiet der Götter;
Denn keiner der Riesen,
Behaupt' ich, an Klugheit
Gleich kommt Wafthrudnern.

3.

Odin.

Viel bin ich gereiset,
Viel hab' ich gewaget,
Viel Herrscher versuchet:
Nun will ich auch wissen,
Wie des Wafthrudners
Säle beschaffen sind. —

4.

Frigga.

Unverletzt wirst du reisen,
Unverletzt wiederkehren,
Willkommen sein den Asinnen'
Gemmsam der Weisheit
Hast du, Vater der Zeiten,
Zum Gespräch mit dem Riesen.

5.

Fort reis'te Odin,
Zu versuchen die Weisheit
Des allwissenden Riesen.
Er kam zu der Wohnung
Des Vaters der Riesen;
Alsbald eilte Bygr hinein.

6.

Odin.

Heil sei dir, Wafthrudner!
Ich kam in deine Hallen,

Dich ſelber zu ſehen.
Vor Allem will ich wiſſen,
Ob weiſe du biſt,
Und ein allwiſſender Rieſe!

7

Waſthrudner.

Welcher der Menſchen
In meiner Wohnung
Wagt's mich zu fragen?
Hinaus du nicht kommſt
Aus unſeren Hallen,
Du wär'ſt denn der Weiſere!

8.

Odin.

Gagnrader heiß ich,
Vom Wege gelangt' ich
Durſtig in deinen Saal;
Der Gaſtlichkeit bedürftig
Und deines Empfangs, o Rieſe!
Weit bin ich gereiſet.

9.

Waſthrudner.

Warum ſprichſt du, Gagnrader,
Zu uns von der Schwelle?
Nimm einen Sitz in dem Saal;
Dann wollen wir verſuchen,
Wer ein Mehreres weiß,
Der Gaſt oder der graue Redner?

10.

Gagnrader.

Ein armer Mann,
Der kommt zu 'nem Reichen,
Spreche gut oder ſchweige!

Viele Geſchwätzigkeit
Denn, glaub' ich, gar übel ſteht,
Der kommt zu neuen Klugſchlauen.

11.

Wafthrudnir.

Sage mir, Gagnrad'r,
Der du auf der Schwelle
Willſt verſuchen deine Weisheit!
Wie heißt das Pferd,
Welches jeden der Tage
Zieht über das Menſchengeſchlecht?

12.

Gagnrad'r.

Skinfari heißt es,
Welches den ſchönen Zug
Zieht über das Menſchengeſchlecht;
Der Pferde beſtes, ſagt man,
Iſt's unter den beweglichen,
Immer leuchtet die Mähne der Mähre.

13.

Wafthrudnir.

Sage mir, Gagnrad'r,
Der du auf der Schwelle
Willſt verſuchen deine Weisheit!
Wie heißt das Pferd,
Oſtwärts her ziehend,
Nacht über gütige Mächte?

14.

Gagnrad'r.

Hrimfari heißt es,
Jedwede der Nächte
Zieht es über gütige Mächte
Gebißtropfen entfallen ihm
An jedlichem Morgen,
Daher kömmt Thau in die Thäler.

15.

Wafthrudner.

Sage mir, Gagnrad,
Der du auf der Schwelle
Willſt verſuchen deine Weisheit!
Wie heißt der Fluß,
Der theilet zwiſchen Rieſenſöhnen
Den Grund, und zwiſchen Göttern?

16.

Gagnrad.

Ifing der Fluß heißt,
Der theilet zwiſchen Sterblichen Kindern
Den Grund und zwiſchen Göttern:
Offen wird er fließen
Durch der Jahrhunderte Tage;
Niemals von Eis bedeckt.

17.

Wafthrudner.

Sage mir, Gagnrad,
Der du auf der Schwelle
Willſt verſuchen deine Weisheit!
Wie heißt das Feld,
Wo zum Streite eilen
Surtur und die ſanften Götter?

18.

Gagnrad.

Wigrid das Feld heißt,
Wo zum Streite eilen
Surtur und die ſanften Götter:
Hunderttauſend Maaße
Hat es auf jeglicher Seite,
Dies Feld ihnen dargegeben.

19.

Wafthrudner.

Klug biſt du, mein Gaſt,
Komm näher der Rieſenbank,

Wir wollen stehend sprechen,
Den Kopf hier verwetten
In unseren Hallen,
Mein Gast, um die Weisheit.

* * *

Zweiter Theil.

20.

Gagnradr.

Sag' an denn zum Ersten,
Wenn dazu taugt dein Verstand,
Und du, Wafthrudner, es weißt:
Woher kam die Erde
Und drehen der Himmel
Zuerst, weiser Riese?

1.

Wafthrudner.

Aus Ymers Fleische
Ward die Erde geschaffen,
Die Berge aus den Beinen,
Der Himmel aus dem Hirn
Des eiskalten Jotuns *),
Und aus dem Schweiß die See.

22.

Gagnradr.

Sag' an denn zum Andern,
Wenn dazu taugt dein Verstand,
Und du, Wafthrudner, es weißt:
Der Mond, woher kam er?
Der fährt über die Menschen,
Und die Sonne desgleichen?

*) Der „eiskalte Jotun" ist Ymer, der Nebel- oder Eisriese. Ymer bedeutet eigentlich das Chaos oder die wilde Nacht.

23.

Wafthrudner.

Mundilfari heißt er,
Der iſt Mondes Vater,
So wie auch der Sonne.
Den Himmel umfahren
Die Beiden jedlichen Tag,
Zur Zählung des Jahres den Menſchen.

24.

Gagnradr.

Sag' an denn zum Dritten,
Weil man weiſe dich nennt,
Und ſo du, Wafthrudner, es weißt:
Woher kommt der Tag,
Der fähret über die Menſchen,
Und die Nacht mit dem Wechſel des Mondes?

25.

Wafthrudner.

Dellingr heißt er,
Der iſt Vater des Tages;
Aber die Nacht ward Mörke geboren
Zunahm' und Abnahm' des Monds
Schufen die gütigen Mächte,
Zur Zählung des Jahres den Menſchen.

26.

Gagnradr.

Sag' an denn zum Vierten,
Weil man dich weiſe nennt,
Und ſo du, Wafthrudner, es weißt:
Woher kam der Winter
Und der warme Sommer,
Zuerſt wohl unter die weiſen Herrſcher?

27.

Wafthrudner.

Windkuald heißt er,
Der iſt Winters Vater,
Svafudr des Sommers.
Durch Jahrhunderte beide
Beſtändig fahren,
Bis vergehen die Herrſcher.

28.

Gagnrad.

Sag' an denn zum Fünften,
Weil man weiſe dich nennt,
Und ſo du, Wafthrudner, es weißt:
Wer von den Aſen
Oder Ymers Geſchlecht
War der Erſte im Anfang?

29.

Wafthrudner.

Vor unendlichen Wintern,
Eh' ward die Erde geſchaffen,
Bergelmer iſt geboren;
Sein Vater war Thrudgelmer,
Aurgelmer aber ſein Großvater.

30.

Gagnrad.

Sag' an denn zum Sechſten,
Weil man klug dich nennt,
Und ſo du, Wafthrudner, es weißt:
Woher kam Aurgelmer
Unter der Rieſen Söhnen
Zuerſt? o weiſer Rieſe!

31.

Wafthrudner.

Aus den Eliwagen
Strömten eiterige Tropfen

Wachsend, bis ward ein Riese,
Funken aber sprangen
Aus südlicher Welt,
Die Hitze gab Leben dem Reif.

32.

Wagrader.

Sag' an denn zum Siebenten,
Weil man klug dich nennt,
Und so du, Wafthrudner, es weißt!
Wie wurde Vater
Der uralte Riese,
Sag', wenn du's weißt!

33.

Wafthrudner.

Unter der Achsel wuchsen,
Sagt man, dem Riesen
Sechster als Sohn;
Und auch der Fuß gebar
Des vielweisen Riesen
Einen erfreulichen Sohn.

34.

Wagrader.

Sag' an denn zum Achten,
Weil man dich weise nennt,
Und so du, Wafthrudner, es weißt!
Deine erste Erinnerung,
Oder was zuerst du weißt,
Du allwissender Riese!

35.

Wafthrudner.

Vor langen Zeiten,
Eh' geschaffen ward die Erde,
Ist Bergelmer geboren

Zuerst ich mich erinn're,
Daß dieser weise Riese
Ward gesetzt auf das Schiff.

36.

Gagnradr.

Sag' an denn zum Neunten,
Weil man klug dich nennt,
Und so du, Wafthrudner, es weißt,
Woher kommt der Wind,
Der fahret über das Meer,
Unsichtbar immer den Menschen?

37.

Wafthrudner.

Hräfnelgr heißt er,
Sitzend an Himmels Ende,
Ein Riese in Adlerskleid;
Von seinen Flügeln
Soll kommen der Wind
Ueber alle Menschen.

38.

Gagnradr.

Sag' an denn zum Zehnten,
Wenn vom Ursprung der Götter
Alles, Wafthrudner, du weißt,
Woher kam Niord
Unter die Söhne der Asen,
Der Altäre und Bilder
Jeglichen Tag besorget
Und doch ist kein Ase?

39.

Wafthrudner.

Im Lande der Wanen
Schufen ihn weise Herrscher,
Gaben ihn als Geisel den Göttern;

Im Ausgang der Zeiten
Zurück er wird kehren,
Heim zu den weisen Wanen.

40.

Gagnrad.

Sag' an denn zum Dritten,
Wenn vom Urſprunge der Götter
Alles, Wafthrudner, du weißt
Was die Einherien treiben
Bei der Helden Vater
Bis vergehen die Herrſcher?

41.

Wafthrudner.

Alle Einherien
Auf Odins Felde
Kämpfen jeglichen Tag,
Sie wählen den Tod,
Und reiten heim vom Gefecht
Mit Aſen Aul zu trinken,
Zu eſſen Sährimners Speck;
Friedlich ſitzen ſie beiſammen.

42.

Gagnrad.

Sag' an denn zum Zwölften,
Wenn vom Urſprung der Götter
Alles, Wafthrudner, du weißt
Von den Runen der Rieſen
Und aller Götter,
Sage das Wahrſte,
Allwiſſender Rieſe!

43.

Wafthrudner.

Von den Runen der Rieſen
Und aller Götter
Kann Wahres ich ſagen;

Denn in alle Lande
Bin ich gekommen:
Ich kam in neun Lande
Bis vor Niflhel unten,
Wo durch Hel die Männer sterben.

44.

Gagnrad.

Viel bin ich gereiset,
Viel hab' ich erfahren,
Viel Herrscher versuchet:
Welche leben der Menschen,
Wenn vergangen wird sein
Der Schreckens-Winter unter den Lebenden?

45.

Wafthrudner.

Leben und Lebenswärme *),
Aber verborgen sie liegen
Im Hügel Hoddmimis;
Thau des Morgens
Ist ihre Nahrung:
Von ihnen kommen Menschen.

46.

Gagnrad.

Viel bin ich gereiset,
Viel hab' ich erfahren,
Viel Herrscher versuchet:
Wie kommt eine Sonne
An diesen ebenen Himmel,
Da Fenrir zerstört hat die jetzige?

47.

Wafthrudner.

Eine Tochter entspringet
Der glänzenden Göttin

*) Lif und Lifthrasir, die beiden nach dem Weltenbrande noch übrig gebliebenen Menschen, welche die neue Welt wieder bevölkern.

Ehe Fenrir sie frißt
Dieses Mädchen wird reiten
Die Wege der Mutter,
Sind die Herrscher nicht mehr.

48.

Gagnrahr.

Viel bin ich gereiset,
Viel hab' ich erfahren,
Viel Herrscher versuchet:
Wer sind die Jungfraun,
Die über die Wesen
Vorsorgend ziehen?

49.

Wafthrudner.

Durch die Länder
Drei Namen schallen
Der Mädchen Maugthrasis:
Sie sind der Hamingien welche,
Wie auf der Erde sie hausen:
Obgleich von den Riesen erzogen.

50.

Gagnrahr.

Viel bin ich gereiset,
Viel hab' ich erfahren,
Viel Herrscher versuchet
Welche der gütigen Götter
Werden wohl herrschen,
Wenn Surtur's Flamme verlöscht?

51

Wafthrudner.

Widar und Wale bewohnen
Der Götter Heiligthümer,
So Surtur's Flamme verlöscht.

Modi und Magni
Werden den Mjölner erlangen
Und beendigen den Krieg.

52.

Gagnrader.

Viel bin ich gereiset,
Viel hab' ich erfahren,
Viel Herrscher versuchet:
Welches wird sein
Das Ende Odin's,
Wenn vergehen die Mächte?

53.

Wafthrudner.

Der Wolf wird verschlingen
Den Vater der Asen;
Doch Vidar wird's rächen:
Die kalten Kiefern
Wird er zerreißen
Dem Wolfe im Kampf.

54.

Gagnrader.

Viel bin ich gereiset,
Viel hab' ich erfahren,
Viel Herrscher versuchet:
Was sagte Odin
Dem Sohne *) in's Ohr,
Eh' er den Rogus bestieg?

55.

Wafthrudner.

Kein Mensch das weiß,
Was du im Anfang der Tage
Sagtest dem Sohne in's Ohr.

*) Der Sohn, dem Odin etwas in's Ohr sagte, war Balder.

Ich ahne den Tod;
Meine Geheimnisse hab' ich erzählt
Und das Geschick der Götter.
Nun hab' ich mit Odin versucht
Meine Weisheit im Wettkampf
Du wirst immer sein der Weiseste!

6. Grimnis-mal,

oder

Grimner's Gesang.

Aus der älteren Edda.

(Nach der Uebersetzung von K. Maier.)

Hraudungr, der König, hatte zwei Söhne; der eine hieß Agnarr, der andere Geirrandr. Agnarr war zehn, Geirrandr aber acht Jahre alt, da fuhren Beide auf einem Kahn in das Meer hinaus, um mit ihren Angelruthen kleine Fische zu fangen. Der Sturm trieb sie auf das hohe Meer, und in der Dunkelheit der Nacht zerbrach ihnen das Schiff, indem sie strandeten. Sie stiegen aus und begegneten einem Landmanne. Bei ihm brachten sie den Winter zu. Die Wirthin pflegte den Agnarr, der Wirth den Geirrandr und unterrichtete ihn in der Verschlagenheit. Als der Frühling kam, gab er ihnen ein Schiff, und als er sie selbst nebst seinem Weibe an's Ufer begleitete, sprach er besonders mit Geirrandr.

Ein günstiger Wind führte sie zur Wohnung ihres Vaters. Geirrandr, vorn im Schiff, sprang an's Land, stieß das Schiff wieder zurück und sagte: „Fahre du nun dahin, wo die bösen Geister sich deiner bemächtigen." Das Schiffchen wurde aufs hohe Meer fortgetrieben; Geirrandr aber ging in das Königshaus und wurde freundlich aufgenommen. Sein Vater war gestor-

ben, Geirrandr wurde daher zum Könige erhoben und lebte als ein berühmter Mann.

Nun saßen einmal Odin und Frygga auf Hlidskialf und blickten in alle Lande. Da sagte Odin: „Siehst du Agnarr, deinen Zögling, in der Höhle, wo er lebt bei der Riesin und sie ihn mit Kindern beschenkt? Geirrandr aber, der wenige, ist König und herrscht in seinem Lande." — Frygga aber antwortete: Er ist so schmutzig geizig, daß er seine Gäste foltert, als wenn er fürchtete, es möchten deren zu viele kommen. Odin behauptete, dies sei eine große Unwahrheit, und sie gingen eine Wette darum unter sich ein. Frygga sandte heimlich die Bewahrerin ihres Schmuckes, die Fulla, zu Geirrandr, und ließ den König warnen, sich vor den Zaubereien eines Zauberers in Acht zu nehmen, der in sein Land gekommen sei. Als Merkmal desselben gab sie an: kein Hund, und wäre er noch so wüthend, falle ihn an.

Es war aber eine große Unwahrheit, daß der König Geirrandr, so geizig sei. Wirklich aber ließ er den Mann greifen, den die Hunde nicht anfallen wollten. Er hatte einen blauen Mantel um und nannte sich Grimner; weiter aber sagte er nichts von sich, obgleich er gefragt wurde. Der König, um ihn durch Foltern auszuforschen, ließ ihn zwischen zwei Feuer setzen, und also saß er acht Nächte hindurch.

Geirrandr, der König, hatte einen Sohn von zehn Jahren, der hieß Agnarr, wie sein Oheim. Agnarr, ging zu Grimner und sagte zu ihm, indem er ihm ein gefülltes Horn mit Trinken reichte: der König thue übel daran, einen Unschuldigen foltern zu lassen. Grimner leerte das Horn. Als hierauf die Flamme so weit kam, daß sie seinen Mantel ergriff, sang er:

1.

Heiß bist du, Feuer,
Und immer heißer
Zindern wechselnd die Flammen!

Das Ueberkleid brennet,
Obgleich ich es aufhebe,
Verbrennt mir das Kleid.

Acht Nächte sih' ich
In Mitte dieser Flammen,
Und keiner der Menschen
Bot Nahrung mir an,
Als der einzige Agnarr,
Der allein wird herrschen,
Er, Geirraudr's Sohn,
Im Lande der Gothen.

3.

Gesund wirst du sein, Agnarr,
Weil gesund zu sein
Werator wünschet;
Eines einzigen Trunkes
Du niemals wirst
Besseren Lohn bekommen.

4.

Das Land ist heilig,
Welches ich liegen sehe
Nahe den Asen und Alfen;
Denn in Thrudheim
Thor wird hausen,
Bis reif sind die Regenten.

5.

Ydalir heißt es,
Wo Uller sich hat
Erbaut eine Wohnung;
Alfheim gaben dem Freyr
Im Anfang der Tage
Die Götter zum Zahngeschenk.

6.

Ein dritter Ort iſt,
Wo die ernſten Götter
Silberne Säle bauten:
Valaskialf heißt er,
Den ſich erwählte
Der Aſ' in alter Zeit.

7.

Sökvabek heißt der vierte *),
Wo die kalten Wellen
Können ertönen;
Dort Odin und Saga
Trinken durch alle Tage
Glücklich aus goldenen Bechern.

8.

Der fünfte heißt Gladsheim,
Wo goldähnlich ſchimmernd
Stehet die weite Walhall;
Dort wählet Hroptr
An jedem Tage
Die dem Schwerte erlagen.

9.

Leicht iſt zu erkennen,
Denen, die zu Odin kommen,
Dies Haus durch den Anblick;
Die Wand bedeckt mit Pfeilen,
Der Saal mit Schilden,
Auf die Bänke Brünnen geſtreut.

10.

Leicht iſt zu erkennen,
Denen, die zu Odin kommen,

*) Der vierte Ort oder Pallaſt. Odin, der ſich bei Gerrodr Grimnir nennt, beſchreibt die Wohnungen der Götter.

Dies Haus durch den Anblick;
Ein Wolf befestigt iſt
Vor der westlichen Thür;
Drohend dem Adler darüber.

11.

Der sechste heißt Fromheim.
D'rin hauſ'te Thiaſſe,
Jener mächtige Rieſe;
Nun aber Skade bewohnet,
Das keusche Götterkind,
Des Vaters alte Wohnung.

12.

Der siebente iſt Breidablick,
Da hat Baldur errichtet
Sich seine Wohnung:
In diesem Lande,
Ich weiß es, liegen
Viel-versprechende Runen.

13.

Im achten, Himinbiorg,
Da soll Heimdall,
Wie man sagt, wohnen:
Dort trinkt der Hüter der Götter,
Im schönen Hause
Glücklich, köstlichen Meth.

14.

Folkwangr iſt der neunte,
Da hat Freya Gewalt,
Sitzend zu ordnen im Saal
Der Erschlagenen Hälfte
Jeden Tag sie erwählet,
Die andere iſt Odin.

15.

Glitner, der zehnte,
Iſt erbauet von Gold,

Und gedeckt mit Silber:
Forſete d'rin wohnet
An jedem der Tage,
Und ſchlichtet den Streit.

16.

Im eilften, Noatun,
Hat ſich Niordr
Gebaut eine Wohnung.
Der König der Menſchen,
Unſträflichen Rufes,
Herrſcht da im hohen Haus.

17.

Bewachſen mit Geſträuch,
Mit hohem Gras
Und Weiden, iſt Widar's Land:
Dort herabſteigt der Sohn,
Vom Rücken des Pferdes,
Begierig zu rächen den Vater.

18.

Andhrimner legt
In den Eldhrimner,
Sährimnern zu ſieden,
Das beſte Fleiſch.
Wenige aber wiſſen,
Wie viel die Einheriar brauchen.

19.

Gere und Freke
Sättigt der krieggewohnte
Hohe Heervater.
Aber von Wein nur
Lebt der waffenberühmte
Odin beſtändig.

20.

Hugin und Munin
Fliegen jeglichen Tag

Ueber der Erde Gefild;
Ich fürchte für Hugin,
Er kehret nicht wieder,
Bekümmerter noch bin ich um Munin.

21.

Thunda ertönet,
Und still Thiodvidner's
Fisch lebt in den Fluthen
Des Flusses Ungestüm
Ist, sagt man, am größten
Zu Walglaums Füßen.

22.

Walgrind heißt es,
Das stehet im Felde,
Heilig vor des Todes Thür';
Alt ist dieses Gitter,
Wenige aber wissen,
Wie es geschlossen wird.

23.

Fünfhundert Thore,
Und mehr noch vierzig,
Sind, glaub' ich, in Walhall.
Achthundert Einherien
Gehen zugleich durch eines,
Wandeln sie zum Kampf mit dem Wolf.

24.

Fünfhundert Stockwerke,
Und mehr noch vierzig,
Sind, glaub' ich, in Bilskirner,
Dem gebogenen.
Unter allen Häusern,
Die gesehen ich habe,
Ist das meines Sohnes das größte.

25.

Heidrun die Ziege heißt,
Die steht über der Halle Heervaters,
Und lebt von Lärad's Aesten;
Täglich von ihrer Milch
Wird gefüllt das Gefäß,
Nicht zu verringern ist dieser Trank.

2

Aeikthyrner der Hirsch heißt,
Der steht über der Halle Heervaters,
Und lebt von Lärad's Aesten.
Von seinem Geweih'
Tropft in Hvergelm,
Wovon alle Ströme kommen.

27.

Sid und Vid *);
Sackin und Ekin;
Svaul und Gunthro;
Fiörm und Fimbulthul;
Rin und Kennandi;
Gipul und Gaupul;
Gaumul und Geirrimul,
Die fließen durch der Götter Land.
Thon und Vin,
Thaull und Haull,
Grad und Gunthorin.

28.

Vina ist er genannt,
Der andere Vegsuine,
Der dritte Thiodnuma,
Nyt und Naut;
Naun und Hraune;

*) Diese und die Nachfolgenden sind Flüsse, welche aus dem Horn des Hirsches Aeikthyrner fließen.

Slid und Hrid;
Svigr und Bigr;
Vid und Van;
Vaund und Straund;
Graull und Leipta:
Die fließen bei den Menſchen
Und fallen zur Hela hinab.

29.

Kaurmt und Aurmt
Und die beiden Keelangar,
Durchwatet Thor jeglichen Tag,
Gehet er, Recht zu ſprechen,
Bei der Eſche Yggdraſil's;
Denn in allen Flammen brennt die Aſenbrücke,
Heiß ſind die heil'gen Flüſſe.

30.

Gladr und Gyllir*);
Gler und Skeidbrimir;
Silfrintoppr und Sinir;
Gisl und Falhofner;
Gultoppr und Lietfeti,
Werden von den Aſen geritten
Jedweden Tag, wenn zum Rath ſie gehen
Bei der Yggdraſil's Eſche.

31.

Drei Wurzeln ſtehen
Nach den drei Gegenden
Unter der Eſche Yggdraſil's;
Hel wohnt unter einer;
Unter zweiter Hrymkuffen,
Unter dritter die Menſchen.

32.

Ratatoskr das Eichhorn heißt,
Das auf- und abrennt

*) Die acht Aſen-Roſſe.

An der Esche Yggdrasil's:
Des Adlers Worte
Bringt es herab,
Und sagt sie Nidhöggr unten.

33.

Der Hirsche sind viere,
Die davon fressen
Mit aufgerecktem Hals.
Dainn und Dwalinn,
Dunair und Durathror.

34.

Viele Schlangen liegen
Unter Yggdrasil's Esche,
Auf daß es jeder erkenne
Der unklugen Narren.
Goinn und Moinn,
Die sind Grafvitnis Kinder.
Grabackr und Grafvölludr,
Ofner und Svafner:
Bestimmt ist ihnen,
Immer zu nagen des Baumes Aeste.

35.

Die Esche Yggdrasil's
Hält gar viel aus,
Mehr als die Menschen wissen.
Oben frißt der Hirsch,
Auf der Seite wird sie morsch,
Unten verletzt sie Nidhöggr.

36.

Hrist und Mist *)
Sollen das Horn mir reichen.

---

*) Diese und die Nachfolgenden sind Walkyren oder Todtenwählerinnen.

Skeygöld und Skaugul,
Hild und Thrudr,
Hlauck und Herfiötr,
Gaul und Geirahul,
Rangrid und Radgrid,
Und Reginleif:
Sie bringen Aul den Einherien.

37.

Arvakr und Alfuidr *)
Sie müssen, lieblich darum,
Beständig tragen die Sonne;
Ihnen unter die Bugen
Setzten die gütigen Herrscher,
Die Asen, das Morgenlüftchen.

38.

Svalin heißt er,
Der steht vor der Sonne,
Ein Schild der glänzenden Gottheit,
Berge und Meer, ich weiß es,
Verbrennen würden,
Sänk' er von seinem Platz.

39.

Der Wolf heißt Skaull,
Der zu dem umgebenden Meer
Folget der glänzenden Gottheit.
Der andere Hati,
Der ist Hrodvitni's Sohn,
Soll ziehen vor dem heitern Himmelsmädchen.

40.

Aus Ymer's Fleisch
Ward die Erde geschaffen,
Aus seinem Blut das Meer.

*) Die beiden Sonnen-Rosse.

Die Berge aus den Knochen,
Die Pflanzen aus den Haaren,
Aus dem Haupte der Himmel;
Aber aus seinen Brauen
Machten die gütigen Herrscher
Midgard den Menschenkindern,
Und aus seinem Gehirn
Sind geschaffen worden
Alle wilde Wolken.

41.

Uller's Gunst hat der,
Und aller Götter,
Der zuerst faßt das Feuer;
Denn offen der Platz wird
Um das Opfer der Asen,
Wenn man abhebt das Wärmende.

42.

Die Söhne Iwaldens *)
Gingen vor Zeiten
Zu bereiten Skidbladner,
Das beste der Schiffe,
Zu begrüßen den Freyr,
Niardar's glänzenden Sohn.

43.

Die Yggdrasil's Esche
Ist der Bäume erster;
Skidbladner der Schiffe;
Odin der Asen;
Der Pferde Sleipner;
Bifröst der Brücken;
Bragga der Skalden;
Habrock der Speicher
Und der Hunde Gramr.

*) Die Zwerge.

44.

Meine Gestalt hab' ich gezeigt
Vor den Söhnen Sigtiva's, *)
Damit nun Wohlsein wache
Die sämmtlichen Asen
Wird sie hereinbringen
Auf des Tyrannen Bänke,
Zu des Tyrannen Mahl.

45.

Ich heiße Grimr
Und Gangleri,
Herian und Hialmberi,
Thekkr und Thridi,
Thudr und Udr,
Helblindi und Harr.

46.

Sadr und Svipall
Und Sangetall,
Hertnitr und Hnikarr,
Vilegr und Valegr,
Vaulwerkr und Kiölnir,
Grimarr und Grimnir,
Glapsvidr und Fialarvidr,
Sidhauttr und Sidskegr,
Sigfadr, Hnitadr,
Atfadr, Walfadr,
Atridr und Farmatyr:
Einen Namen habe ich niemals,
Seit ich unter den Völkern wandre.

47.

Grimni heißt man mich
Bei Geirrodar;
Jalk bei Asmundar;

*) Vor den Söhnen der Menschen; Geirrodr war mit seinen Freunden gekommen, Vorräthe zu vertheilen.

Rialar aber,
Als ich den Schutten führte,
Ihrer im Gericht.

18.

Rider im Kampfe:
Loki und Omi,
Jafnhar und Biflindi,
Haundler und Harbadr bei den Göttern.

19.

Svithurr und Svithrirr
Heiß' ich bei Saukmimer,
Und verheimlicht hab' ich dem alten Riesen,
Daß ich Midvidnirs,
Dessen berühmten Sohn,
Allein getödtet habe.

20.

Trunken bist du, Geirraudr,
Du hast zu viel getrunken,
Von vielem Meth bist du getäuscht;
Doch wirst du fallen,
Da du durch meinen Beistand
Aller Einherien und Odin's Gunst hast.

21.

Viel hab' ich dir gesagt,
Aber wenig hast du behalten.
Traurig umgeben dich die Freunde:
Ein Schwert seh' ich liegen,
Mit meines Freundes
Blut durchaus befleckt.

22.

Ein Todtenfeld
Hat Agar nun vor sich,
Ich weiß, dein Leben ist verlaufen;

Rächend sind die Disen.
Nun kannst du Odin sehen:
Nahe dich mir, wenn du kannst!

53.

Odin heiß' ich nun,
Der ich eben war Bggr,
Und vorher Thundr,
Bakr und Skilfingr,
Bafudr und Hroptatyr,
Gantr und Jalkr bei den Göttern,
Ofner und Svafner;
Gemacht sind diese, mein' ich,
Alle aus mir Einem *).

Geirraudr, der König, saß und hatte sein Schwert auf den Knieen liegen, bis zur Hälfte aus der Scheide gezogen. Als er hörte, daß Odin zugegen sei, stand er auf, um den Gott von den Flammen wegzuführen. Da fiel ihm das Schwert aus der Hand, daß der Griff nach unten kam. Der König stieß mit dem Fuße daran und stürzte vorwärts nieder, also daß das Schwert ihm in den Leib drang und er starb. Hierauf verschwand Odin und Agnarr war da König lange Zeit hindurch.

---

*) Odin erzählt seinem ehemaligen Zöglinge Geirraudr — denn Wirth und Wirthin, welche diesen und Agnarr einst aufnahmen, waren Odin und Frigga — allerlei von den Wohnungen und Geheimnissen der Götter, um ihn zu warnen, von seinem Vorwitze abzustehen, und ihn aufmerksam darauf zu machen, wen er eigentlich vor sich habe; aber der König giebt nicht Acht auf seine Warnung und findet nun seine Strafe durch den Tod, indem er in sein eignes Schwert fällt.

7. För = Skyrnis,

oder

Skyrner's Reise.

Aus der älteren Edda.

(Nach Fr. Majers Ueberſetzung.)

Freyr, Niord's und Skade's Sohn, hatte ſich auf Hlidſkialf, den erhabenen Thron Odins, geſetzt, und ſah in alle Lande. Als er nach Jötunheim oder in das Land der Rieſen blickte, bemerkte er daſelbſt eine ſchöne Jungfrau, indem ſie aus ihrer Wohnung in die ihres Vaters ging. Dadurch wurde ſein Gemüth außerordentlich bewegt. Niord hat Skyrner, den Diener ſeines Sohnes, Freyr anzureden. Da ſagte

1.

Skade.

Steh' nun auf, Skyrner,
Und geh' zu erforſchen
Unſern Sohn mit Worten,
Und ihn zu fragen:
Auf wen ſo zornig iſt
Der weiſe Mann?

2

Skyrner.

Mir ſtrenge Worte
Ahnen von eurem Sohn,
Geh' ich ihn anzureden,
Und ihn zu fragen
Auf wen ſo zornig iſt
Der weiſe Mann?

3.

Skyrner zu Freyr.

Sag' mir das, Freyr,
Des göttlichen Volks Herrſcher,

Was ich will wiſſen:
Warum ſitzeſt du einſam
Im weiten Saal,
Mein Gebieter, jeglichen Tag?

4.

Freyr.

Was ſoll ich dir ſagen,
Dem Boten, dem Jüngling,
Die große Betrübniß?
Die Allerleuchterin
Leuchtet alle Tage,
Nur nicht meinen Wünſchen.

5.

Skyrner.

Deine Wünſche, glaub' ich,
Sind nicht ſo groß,
Daß mir nicht ſagen ſie könnteſt:
Waren wir vereinigt doch
In frühen Zeiten ſchon,
Billig wir Beide einander vertrauen.

6.

Freyr.

In Gymer's Wohnungen
Ich ſahe wandeln
Ein Mädchen, mir reizend:
Die Arme glänzten
Und von ihnen wieder
All' Luft und Waſſer.

7.

Lieb iſt mir das Mädchen
Wie irgend ein Mann,
Ein Freund aus frühern Zeiten;
Doch der Aſen und Alfen
Und der Menſchen will keiner,
Daß wir vereinigt werden.

8.

Skirner.

D'rum gieb mir ein Pferd,
Daß es sicher mich trage
Durch von Dunkel umgebene Flamme,
Und jenes Schwert,
Von selbsten kämpfend,
Gegen der Riesen Geschlecht.

9.

Frey r.

Ich gebe dir denn ein Pferd,
Daß es sicher dich trage
Durch von Dunkel umgebene Flamme,
Und auch das Schwert,
Von selbsten kämpfend,
Ist tapfer, der es trägt.

10.

Skirner zu dem Pferde.

Finster ist's draußen,
Aber ich sag' es, Zeit zu reisen
Ueber vereiste Gebirge
Durch's Land der Riesen;
Beide kehren wir wieder,
Oder uns Beide raubet
Jener nächtige Riese.

Skirner ritt in das Land der Riesen zu Gymer's Wohnung. Rüdende Hunde waren vor die Thür der hölzernen Umzäunung gebunden, welche Gerda's Wohnung umgab. Er ritt zu dem Weghüter, der am Hügel saß, und sagte zu ihm:

11.

Sag' du mir, Hüter,
Der du sitzest am Hügel,
Und wartest alle Wege,

Wie kann ich ſprechen
Das junge Mädchen
Vor den Hunden Gymer's?

12.

Der Hüter.

Biſt du dem Tode geweiht,
Oder geſtorben ſchon?
Beraubt des Zwieſprachs
Wirſt immer du ſein
Mit Gymer's göttlicher Tochter.

13.

Skyrner.

Dem kühn ſein beſſer
Als klagen ſtehet,
Der fertig zur letzten Fahrt;
Auf einen Tag
Mein Alter ward beſtimmt
Und das Leben dargeboten.

14.

Gerda.

Welchen Klang der Klänge
Hört' ich eben erklingen
In unſerer Wohnung?
Die Erde erbebte,
Sie zitterten alle,
Die Gebäude Gymers.

15.

Die Dienerin.

Ein Mann da draußen
Stieg ab von Mähre's Rücken,
Und läßt es nun Gras nehmen.

16.

Gerda.

Bitt' ihn, hereinzukommen
In unſere Behauſung.

Zu trinken d'rin reinen Meth;
Obgleich ich fürchte,
Daß der da draußen sei
Meines Bruders Mörder *).

17.

Ist er der Alfen
Oder der Asen Sohn,
Oder der weisen Wanen?
Warum kommst du alleine
Durch drohendes Feuer,
Unsre Säle zu schauen?

18.

Skorner.

Ich bin kein Alfe,
Kein Sohn der Asen,
Noch weiser Wanen;
Dennoch allein ich kam
Durch drohendes Feuer,
Eure Säle zu schauen.

19.

Eilfe der Aepfel,
Ganz goldene, hab' ich
Die will ich, Gerda! dir geben,
Liebe zu kaufen,
Daß Freyern du nennest
Als den dir Liebsten.

20.

Gerda.

Eilfe der Aepfel
Ich niemals annehme,
Nach keines Menschen Willen;

*) Der am Hügel stehende Hüter war also vermuthlich Gerda's Bruder, und sie glaubte, Skorner habe ihn erschlagen.

Auch können ich und Freyr,
So lange wir leben,
Verbunden nicht werden.

21.

Skyrner.

Auch einen Ring ich dir gebe,
Den, der verbrannt ward
Mit Odin's jungem Sohne *);
Achte von gleichem Gewicht
Tropfenweis fallen von ihm,
In jeder neunten Nacht.

22.

Gerda.

Den Ring ich nicht nehme,
Obgleich er verbrannt ist
Mit Odins jungem Sohn;
Gold mir nicht fehlet
In den Wohnungen Gymer's,
Des Vaters, zu theilen.

23.

Skyrner.

Mädchen, siehst du dieses Schwert
Gut und glänzend,
Das ich hab' in dieser Hand?
Hauen werd' ich das Haupt
Dir von dem Halse,
Wenn du nicht versprichst das Verlangte.

24.

Gerda.

Gewalt zu ertragen
Ich niemals gedenke,
Noch keines Menschen Meinung.

*) Der Ring Draupner, der mit Baldurs Leiche verbrannt ward.

Das kann ich nur,
Wenn Hymer fällt,
Bereitet zum Kampfe, kämpfend mit dir.

25.

Skyrner.

Mädchen, hebst du dieses Schwert,
Gut und glänzend,
Das ich hab' in meiner Hand?
Vor diesen Schneiden
Fällt er, der große Riese,
Erhält den Tod dein Vater.

26.

Ich treffe dich mit der Zauberruthe,
Ich zaubre dich an,
Mädchen, nach meinem Willen.
Dahin sollst du gehen,
Wo der Menschen Söhne
Dich niemals erblicken.

27.

Auf dem Hügel des Adlers
Sollst früher du sitzen,
Den Blick von der Welt weg
Nach Hela's Welt gerichtet;
Speise wird noch mehr dir zuwider sein,
Als einer der Menschen,
Als die Glanzschlange unter den Lebenden.

28.

Als ein Wunder würdest
Heraus du kommen,
Die Hymner würden auf dich schauen,
Die Körperlosen dich anstarren,
Berühmter würdest du herausgehn
Als der Wächter der Götter
Weghicken von den verschlossenen Thüren.

29.

Einſamkeit und Mißmuth,
Gefängniß und Ungeduld,
Vermehren die Thränen mit Trübſinn;
Setze dich nieder,
Und ich will dir ſagen,
Den wilden Strom des Kummers
Und der Deinigen Schmerz.

30.

Schrecken werden dich quälen
An jeglichem Tag
In den Wohnungen der Rieſen,
In den Hallen der Froſtrieſen
Wirſt du wandeln jeden Tag,
Ohnmächtig, alles Nöthigen beraubt,
Ohnmächtig, ohne Bequemlichkeit,
Für Scherz wirſt du Weinen
Im Gegentheil haben,
Und deinen Schmerz in Thränen abkühlen.

31.

Mit einem dreiköpfigen Thurſen
Sollſt immer du leben,
Oder unvermählt bleiben.
Die Liebe quäle dich
Von Morgen zu Morgen.
Sie gleich' einer Diſtel,
Welche geimpft iſt
Auf eine hohe Erle.

32.

In's Holz ich ging
Und in den rauhen Hain,
Zauberruthen zu finden,
Zauberruthen ich fand.

33.

Zornig iſt dir Odin,
Zornig iſt dir Aſa-Bragur.
Freyr ſoll dein Feind ſein
Aber vorher noch, böſe Jungfrau,
Dich wird ergreifen
Der Götter Grimm.

34.

Hören es die Rieſen,
Hören es die Froſtrieſen,
Die Söhne des Suttung,
Selbſt die Genoſſen der Aſen!
Wie ich unterſage,
Wie ich verbiete
Der Menſchen Freuden dem Mädchen,
Der Menſchen Frucht dem Mädchen.

35.

Hrimgrimmer heißt der Rieſe,
Der dich haben ſoll,
Im Abgrund der Todten;
Da ſollen Sklaven
In Baumes Wurzeln
Ziegenhaare dir reichen.

36.

Andere Getränke
Wirſt du niemals erhalten,
Mädchen, nach deinem Willen,
Mädchen, nach meinem Willen,
Den Rieſen ſchneid' ich dir
Und dreierlei Gemüthsart,
Unvermögen, Wuth und Unruh,
So will ich ſie abſchneiden *).

*) Skirner ſchnitt, indem er Gerda ſo bedrohte, böſe, der Jungfrau verderbliche Zauber Runen in einen Stock, wenn er ſie

Wie ich sie einschnitt,
So es nöthig sein wird.

37.

Gerda.

Heil sei dir nun, Jüngling!
Nimm diesen glänzenden Becher
Gefüllt mit altem Meth.
Hab' ich doch nie gedacht,
Mir einen zu wählen
Von der Wanen Geschlecht.

38.

Skyrner.

Meiner Botschaft Ende
Will ich gänzlich wissen,
Bevor ich heimreite von hinnen.
Wann hast du beschlossen
Mit Lieb' zu behandeln
Njords hochherrlichen Sohn?

39.

Gerda.

Barrey wird er genannt,
Den Beide wir wissen,
Der Hain der grünen Weiser;
Wohl nach neun Nächten
Wird dort Niardar's Sohn
Gerda empfangen.

Da ritt Skyrner heim. Frey stand im Vorhof seiner Wohnung und grüßend fragte er:

40.

Sage mir, Skyrner,
Eh' du wirfst den Sattel von Pferd,
Und den Fuß du bewegst,

abschnitt, war ihr Unglück gewiß, daher beredet er sie mit dem Abschneiden der Runen vom Stocke.

Was haſt du erlanget
Im Lande der Rieſen,
Nach deiner oder meiner Meinung?

41.

Skyrner.

Barrey wird er genannt,
Den beide wir wiſſen,
Der Hain der grünen Reiſer;
Wohl nach neun Nächten
Wird dort Niardar's Sohn
Gerda empfangen.

42.

Frey.

Lang iſt eine Nacht,
Länger ſind zwei;
Wie mag ich drei wohl durchharren?
Oft iſt ein Monat
Mir kürzer erſchienen,
Als eine halbe dieſer Nächte.

8. Thryms-quida
oder
Hamarsheimt.

Das Lied vom Thrym,
oder
Die Wiedererlangung des Hammers.

Aus der älteren Edda.
(Nach Fr. Majer's Uebersetzung.)

1.

Da war bei'm Erwachen
Wingthor erzürnet
Als seinen Hammer
Vergebens er suchte,
Den Bart er beweget,
Das Haupt er schüttelt,
Ringsherum spüret
Der Sohn nach Jarda *)

2.

Dann diese Worte
Zuerst er sagte:
„Höre nun, Lose!
Was ich nun spreche,
Unerhört ist es
Hier auf der Erde,
Oben im Himmel,
Dem Asen fehlt sein Hammer!“

*) Jarda oder Jörd (die Erde), Thor = Mutter und Oden = Gemahlin.

3.

Zur glänzenden Wohnung
Der Freyaa sie gingen,
Und dort die Worte
Zuerst er sagte:
„Freyaa verleihe
Ein Federgewand mir,
Ob meinen Hammer
Ich möge erlangen!“

4.

Freyaa.

Ich würd' es dir geben,
Wenn's auch von Gold wär'!
Ich würd' es dir reichen,
Und wär' es von Silber!
Weg flog nun Loke,
Federkleid rauschte,
Bis er hinaus kam
Vor Asenland,
Und er hineinkam
Vor Riesenheim.

5.

Thrym saß erhaben,
Der Thursen Gebieter:
Goldenes Halsband
Knüpft' er den Hunden,
Und seinen Mähren
Kämmt' er die Mähne.

6.

Thrym.

Wie steht's bei den Asen?
Wie steht's bei den Alfen?
Warum kommst du allein
In der Riesen Heimath?

7.

Loke.

Schlecht bei den Asen,
Schlecht bei den Alfen,
Saa', hast du Hloridi's
Entwendeten Hammer?

8.

Thrym.

Ich habe Hloridi's
Entwendeten Hammer,
Acht Rasten tief
Unter der Erde.
Keiner der Männer
Ihn wieder kann haben,
Führt man nicht her zu mir
Die Freya zum Weibe.

9.

Weg flog nun Loke,
Federkleid tauschte,
Wie er hinauskam
Aus Riesenheim,
Und dann hineinkam
In's Land der Asen.
Mitten im Vorhof
Thor ihm begegnet,
Und diese Worte
Zuerst er sagte:

10.

Thor.

Wenn Auftrag und Mühe
Du wohl vollbrachtest,
So sag' aus der Luft mir
Langersehnten Ausgang.
Oft bei dem Sitzen
Stocket die Rede,
Und wenn man lieget,
Machet man Lügen!

11.

Loke.

Zu Auftrag und Mühe
Vollbracht ich habe:
Thrym hat deinen Hammer,
Der Herr der Riesen.
Keiner der Männer
Ihn wieder kann haben,
Führet man nicht hin ihm
Die Freya zur Gattin.

12.

Sie gingen zu sprechen
Die glänzende Freya.
Und da die Worte,
Zuerst er sagte:
„Bedecke dich, Freya,
Mit bräutlichem Kleide,
Wir beide reisen
Nach Riesenheim."

13.

Freya ward zornig,
Laut schreiend sie zürnte,
Aller Asen Wohnung
Davon erbebte,
Es zersprang der große,
Der glänzende Schmuck.
„Weib- ich wäre
Wohl die Mannsüchtigste,
Wenn mit dir ich führe
Nach Riesenheim."

14.

Schnell eilten die Asen
Alle zum Rathe,
Und die Asinnen

Zum Allgesprach
Darob sie Rath hielten
Die hohen Regenten,
Wie der Hammer Hlorridi's
Wieder zu haben.

15.

Da sagte Heimdall,
Der leuchtende Ase,
Voraus wohl er's wußte
Gleich anderen Wanen:
„Laßt Thor uns bedecken
Mit bräutlichem Kleide,
Er trage den großen,
Den glänzenden Schmuck,

16.

Lasset uns an ihm
Locken sich ringeln,
Kleidung der Frauen
Um die Knie winden,
Mit breiten Steinen
Die Brust ihm schmücken,
Und eine Binde
Um's Haupt ihm legen."

17.

Da sagte Thor,
Der ernsthafte Ase:
„Die Asen sie werden
Mich weibisch nennen,
Laß ich mich bedecken
Mit bräutlichem Kleide!"

18.

Da sagte nun Loke,
Laufeya's Geborner:
„Gut wär's, Thor, zu vermeiden

Anjetzt dieſe Worte:
Schnell würden ja Rieſen
In Asgard hauſen,
Wenn du deinen Hammer
Nicht wieder magſt haben."

19.

D'rauf mit dem Brautkleid
Thor ward bekleidet,
Und mit dem großen,
Glänzenden Schmucke.
Auch ließ man an ihm
Locken ſich ringeln,
Und Kleidung der Frauen
Um die Knie fallen.
Die Bruſt ward gezieret
Mit breiten Steinen,
Und um das Haupt rings
Die Binde gewunden.

20.

Da ſagte Loke,
Lauffeya's Geborner:
„Auch ich will mit dir
Als Dienerinn gehen;
Wir beide fahren
Ins Land der Rieſen."

21.

Gleich wurden die Böcke
Nach Hauſe getrieben,
Geſpannt an die Deichſel
Gar heftig zu rennen.
Die Berge zerſprangen,
Die Erde entflammte,
Als Odins Geborner
Nach Rieſenheim fuhr.

Da sagte Thrym,
Der Thursen Beherrscher:
„Steht auf, ihr Riesen,
Und streuet das Lager,
Dann führet herbei mir
Die Freya zum Weibe,
Die Tochter Niord's
Aus Noatuna.

23.

Her gehen zur Wohnung
Geldhornige Kühe,
Durchaus schwarze Ochsen,
Dem Riesen zur Freude;
Viel Geschmeid ich habe,
Viel Halsschmuck ich habe,
Nur Eines fehlt mir,
Die Freya als Gattin.

24.

Frühzeitig am Abend
Das Mahl begann,
Man trug für die Riesen
Den Trank herbei.
Einen Ochsen aß der Eine,
Auch achte der Lachse,
Dazu allen Nachtisch,
Den Frauen bestimmt,
Drey Maaße Meth
Trank Sifia's Mann.

25.

Da sagte Thrym,
Der Thursen Beherrscher:
„We sah man Bräute

Gieriger speisen?
Nie sah ich noch Bräute
So viel Speise nehmen,
Noch auch ein Mädchen
Meth so viel trinken!“

26.

Da rückte die listige
Dienerin näher,
Und Worte sie fand
Auf des Riesen Rede:
„Kreva acht Nächte
Nichts hat gegessen,
So thöricht sie eilte
Nach dem Lande der Riesen!“

27.

Unter den Schleier gebogen,
Voll Gierde zu küssen,
Sprang zurück der Riese
Den Saal entlang
„Warum Kreva's Augen
So wildblitzend glänzen?
Zu brennen mir
Die Augen schienen!“

28.

Da rückte die listige
Dienerin näher,
Und Worte sie fand
Auf des Riesen Rede
„Kreva acht Nächte
Nicht hat geschlafen,
So thöricht sie eilte
Nach dem Lande der Riesen!“

29

Die Schwester des Riesen
Die wilde, hereintrat,
Und kühn befiehlet
Das Brautgeschenk
„Mir gieb von den Händen
Die glänzenden Ringe,
Willst du erwerben
All' meine Liebe,
All' meine Liebe,
All' meine Huld!“

30

Da sagte Thrym,
Der Thursen Beherrscher:
„Bringet den Hammer,
Die Braut zu weihen,
Legt den Mjölner
Auf des Mädchens Knie,
Und fügt uns zusammen
Mit Wara's Hand!“

31

Da lachte Hlorridi'n
Die Seel' in der Brust,
Als er, der Starke,
Den Hammer erblickte;
Thrym traf er zuerst,
Den Herrn der Thursen,
Und des Riesen Geschlecht
Vernichtet er gänzlich.

32.

Er traf die Alte,
Die Schwester des Riesen,

Die verbin den Brautschatz
So kühn befohlen:
Ein Schall ihr ward
Zum schallend Gut,
Ein Schlag des Hammers
Statt vieler Ringe.
So kam der Sohn Odins
Wieder zum Hammer.

IV.

Alphabetisches Verzeichniß aller in der nordischen Mythologie vorkommenden Namen und Dinge, nebst den nöthigen Erklärungen.

A.

Aegaer oder Aegir, Gott des Meeres.

Aegaer oder Hler, ein sehr kluger Mann, der einen Besuch in Asgard machte und von den Asen sehr gut aufgenommen wurde.

Aegis-Drekka (Aegir's Trinkgelag), wobei Loki alle Asen zum Zorn reizte, indem er eine Menge wahrer oder falscher Beschuldigungen gegen sie vorbrachte.

Agnarr, Sohn des Königs Hraudungar, regierte nach dem Geirrauder.

Ai, ein Zwerg.

Alfadur, Alfauthr, Alfadr, der Name des ewigen Beherrschers des Himmels und der Erde, des höchsten und ältesten aller Götter, des Urwesens. Er lebt durch alle Zeiten und hat Alles geschaffen; er ist ohne Anfang und Ende. Die andern Götter, selbst Odin, werden vergehen, und nur Alfadur ewig regieren. Er bildete Menschen und gab ihnen einen unvergänglichen Geist, der nicht ungleich mit dem Körper flieht. In seinen Himmel (Gimle oder Wingolf) kommen alle guten Menschen; böse dagegen fahren zur Hel (Hölle) und kommen hernach in Niflheim. Alfadur hatte im alten Asgard zwölf Namen. Odin und Alfadur scheinen in der nordischen Mythologie eine und dieselbe Person zu sein, mit dem Unterschiede, daß Odin beim Ragnarokr zwar untergeht, aber als Alfadur ewig lebt.

Alfar (siehe Elfen).

Alfheim oder Alfheimur, Wohnsitz des Gottes Frey und der Licht-Elfen.

Ali oder Wali (siehe den Art. Wali).

Allbafauthr (Vater der Ewigkeit), ein Beiname Alfadur's und Odin's.

Allbagaudr (Allerschaffer) Beiname Alfadur's und Odin's.

Allfadur (Urgott), Beiname Alfadur's und Odin's.

Allfur oder Alfur, ein Zwerg.

Alrunen oder Welen, Wahrsagerinnen, Zauberinnen.

Alswidur, Alswidr (der Alles Versengende), eins von den beiden Sonnenpferden.

Alte (die) im Eisenwalde, ist die Riesin Gygur.

Althiöffur, Althioffi (Alldieb), ein Zwerg.

Amtswartner, ein See, in welchem die Insel Lyngwe liegt, wohin Fenrir geführt wird.

An, ein Zwerg.

Anar oder Onar, (Liebegünstig), zweiter Gemahl der Nott. Er heißt auch Jönakur.

Anar, ein Zwerg.

Andawara, ein Zwerg.

Andlangur (weit offen).

Andrhimner (Lebenstiefe), der Koch in Walhalla.

Angerbodi oder Angerboda (Unglücksbringerinn), eine Bergriesinn, die, mit Loki vermählt, Mutter der Ungeheuer, Fenrir's Wolf, Midgardsschlange und der Hela wurde.

Angeya, Tochter Gevröbur's, eine der neun Mütter Heimdall's.

Anikur, Antikar (Lenker), Beiname Alfadur's und Odin's.

Arwakur, Arwakr (zeitig aufwachend), das zweite Sonnenpferd, das unter seinem Buge den Windbalg Jfarnköl (Morgenlüftchen) trug.

Ao, dieses Wort scheint eine alte Benennung der Gottheit zu sein.

Afabragur, der göttliche Braga oder Bragur.

Afather, Beiname Thor's.

Afen (Götter). Sie waren, aller Vermuthung nach, ein Völkerstamm aus Asien, der am Tanais zu Hause gehörte. Eine Schaar dieser Afen (Asiaten) verließ unter Odin's Anführung die Heimath und kam nach vielen Zügen nach dem hohen Norden. Ihrer Kenntnisse und Kunstfertigkeit wegen

wurden sie von den noch sehr rohen Bewohnern der nördlichen Gegenden als Götter verehrt.

Asgard, Asgarden (Götterburg), eine von den Asen erbaute prächtige Burg und ihre Hauptstadt, von wo aus sie ihre Thaten verrichten. Mitten in der Burg ist das Idafeld, wo sie sich zuerst versammelten und einen Hof mit zwölf Plätzen, außer Odin's Hochsitz, zimmerten. Asgard ist das größte und beste Haus und ganz von Gold. Das Auge wird durch die hie und da angepflanzten Bäume erquickt. Das Wort Gard bedeutet so viel als umschlossener Bezirk.

Asinnen (Göttinnen) sind Frauen im Gefolge der Asen oder Götter, wovon die vornehmsten selbst als Göttinnen betrachtet und verehrt wurden. Sie beschäftigten sich auch mit der Wahrsage- und Zauberkunst.

Ask oder Askur (Esche), der Name des ersten von den Asen erschaffenen Menschen, den sie aus einem Holzblocke bildeten.

Asmund, Beiname Odin's.

Atla, Tochter Gevrödur's, eine Riesen-Jungfrau, und eine der neun Mütter Heimdalls.

Atridr (Hinzureitender), Beiname Odin's.

Audr oder Auder (Ruhe, Schweigen der Nacht), Sohn der Nott und des Nagelfari.

Audumbla oder Authumbla, die Kuh, welche entstand, als das Eis aufthaute.

Aukathor (der fahrende Thor), ein Beiname Thor's.

Aul, die Milch der Ziege Heidrun, welche den Einherjar gereicht wird.

Aundlang (weit offen) der zweite Himmel.

Aurboda, Vergrießinn, die Mutter der Gerdur.

Aurgelmer (Uralt), der Vater Bergelmer's, ein Riese.

Aurgiafa, Riesen-Jungfrau, eine der neun Mütter Heimdalls.

Aurinia, eine der Wolen oder Zauberinnen.

Aurmt, ein Fluß, den Thor täglich durchwatet, um bei Yggdrasil Recht zu sprechen.

Austre (Osten), ein Zwerg. Austre, Sudre, Vestre, Nordre (Osten, Süden, Westen, Norden) waren die vier Zwerge, welche die vier Himmelsgegenden repräsentirten.

B.

Baden, ein Faß, worin die Zwerge Fjaler und Guler Quasir's Blut auffingen.

Balder, Baldur (der Herzhafte), der Gott der Beredsamkeit.

Balleygr, Beiname Odin's.

Bar, Barni, Barry (mit grünen Zweigen belaubt), ein stiller Hain.

Bardenburg, bedeutet gleichviel mit Skaldenburg.

Bauge, ein Berg-Riese, Suttungs Bruder, welcher letztere den köstlichen Meth besaß, der Dichtkunst und Wohlredenheit verlieh. Bauge verhalf Odin zu einigen Zügen des Dichter-Meths.

Baulthor oder Bölthorn, ein Bergriese, Vater der Bestla, die, mit Bör vermählt, die Mutter Odin's ward.

Baumelfen oder Jwidien, Elfen, die mit einem Baume leben und sterben.

Bautasteine, sind Denk- oder Gedächtnißsteine.

Bavor, ein Zwerg.

Beli oder Bila mit dem Frey kämpfte, und den er mit einem Hirschhorn tödtete, weil er kein Schwert hatte.

Bergelmer (der alte Felsen) Aurgelmer's Sohn, ward unzählige Winter vor Erschaffung der Erde geboren. Er war der Einzige vom Geschlechte der Hrimtussen (siehe Hrimtussen), der sich mit seiner Frau auf einem Boote rettete, als das ganze übrige Geschlecht in Ymir's Blut ertrank. Von ihm stammten also alle Hrimtussen ab.

Bergriesen, die unversöhnlichen Feinde der Asen. Sie würden den Himmel stürmen, wenn sie über Bifrost) Regenbogen, die Himmelsbrücke) kommen könnten. Die Bergriesen wohnen in Grotten, belustigen sich mit der Jagd, beschützen Wälder und Wild, und beherbergen den müden Wanderer in ihren Höhlen.

Berserker, Kämpfer ohne Panzer, die so tapfer waren, daß sie sich den Streichen ihrer Feinde unbedeckt entgegenstellten.

Berserker-Wuth, eine unnatürliche Kampfwuth, die theils

aus einer erblichen Anlage, theils durch Bezauberung entſtand, denn ſie war ſo heftig, daß ſie, ohne Anſehen der Perſon, ſich ſelbſt gegen Befreundete wandte. Der davon Befallene mußte durchaus kämpfen und Blut fließen ſehen.

Beſtla (Hervorbringerin), Tochter des Berarieſen Bauthor, Bör's Gattinn und Odins, Wili's und We's Mutter.

Biflidi oder Biblindi (der Bebende), Beiname Odin's und Alfadur's.

Bifroſt (bewegliche Brücke, Himmels- oder Aſenbrücke), welche den Himmel mit der Erde verbindet, und worüber die Aſen zu ihrem Verſammlungsorte, am Urdar's-Brunnen, reiten. Dieſe Brücke iſt künſtlich und ſtark gebaut; Heimdall, mit ſeinem weithin tönenden Gjalarhorn, bewacht ſie, damit die Hrimtuſſen die Aſen nicht unvermuthet überfallen mögen. Bifroſt iſt, was man Regenbogen nennt, und die rothe Farbe darin iſt ein loderndes Feuer, das die Hrimtuſſen daran verhindert, den Himmel zu erſteigen. Wenn im Ragnarokr (Weltuntergang) alle Muspelbewohner zu Pferde angeritten kommen, und über die Brücke wollen, zerbricht dieſe, und ſie müſſen dann die verſchiedenen Flüſſe durchwaten, ehe ſie mit ihren Feinden, den Aſen, handgemein werden.

Bifur oder Bivor, ein Zwerg.

Bil (Leere), eins von den Kindern, die dem Mond beſtändig folgen.

Bila; mit dieſem kämpft Frey waffenlos (ſiehe Beli).

Bileiſur, Bileiſt oder Boleif, Sohn des Rieſen Farbauti und der Laufeya, Loki's Bruder.

Bileygr, Beiname Odin's.

Bilskirnir (ſtürmiſcher Luftraum), Thor's Pallaſt in ſeinem Reiche Trudwanger; er iſt das größte Gebäude der Welt und hat 540 Gemächer.

Bisleip, gleichbedeutend mit Bileiſt.

Biugvör, eine der Höllen-Jungfrauen.

Bivor, ein Zwerg.

Bladungbadda, Wellen-Mädchen, eine der Töchter Aegir's.

Blikandeböl, die Decke Hel's.

Blothmadur oder Blothmadr (Oberprieſter), ein Beiname Odin's und Alfadur's.

Boden, ein Gefäß, worin Quaſir's Blut aufgefangen wurde.

Bölverck, Beiname Odin's.

Bölwerk, ein Name, den Odin annimmt, als er den Rieſen Bauge beſucht, um den Meth Suttung's zu erhalten.

Bombur, ein Zwerg.

Bor oder Bór, Odin's Vater und Sohn des Bure.

Borey, Ort, wo Gerdur mit Frey Hochzeit halten will.

Braga, Brage, Bragi (Gott der Weisheit, Beredtſamkeit und Dichtkunſt.

Breidablick (breitſchimmernd), die ſchöne Himmelsgegend, wo Balder ſein Schloß Glittner beſaß.

Brimner, Brymer (ſchimmernd, glänzend), der Trinkſaal in Gimle, wo es der guten Getränke viel giebt.

Brinne, Panzer.

Briſing oder Breiſing, der köſtliche Schmuck, den die Göttin Freya von den vier Kunſtſchmieden des Zwergengeſchlechts erhielt.

Brok oder Broke (Hüfte), ein Zwerg, der mit Loki wettete, daß ſein Bruder Sindri eben ſo künſtliche Arbeiten machen könnte, als Skibladner (das künſtlichſte Schiff der Welt).

Brüne (die ſchöne) begleitet Odin, wie er beim Weltenbrande mit den Einheriar auf das Schlachtfeld reitet, um Surtur und die Muspelſöhne zu bekämpfen.

Brygger oder Briggir, ein Brunnen, von dem die Kinder Bil und Hvike kamen, als Mani (der Mond) ſie aufgriff und an den Himmel verſetzte.

Brymer, vermuthlich eine und dieſelbe Perſon mit dem Froſtrieſen Ymer.

Brynia, Bruſtharniſch.

Bumbur, ein Zwerg.

Bur oder Bure (Frucht, Geburt), der erſte Menſch, der durch das Lecken der Kuh Audumbla (ſiehe Audumbla) entſtand. Bur's Sohn war Bór oder Bor.

Bylgia (der Sturm), eins von den neun Wellen-Mädchen, Töchtern Aeger's.

D.

Dag oder Dagur (Tag), ist ein Sohn Döllingur's und der Nott (Nacht).

Dainn (eilend), einer der vier Hirsche der Esche Yggdrasil.

Döllingur (dämmernd, leuchtend), Vater Dagur's und Gemahl der Nott.

Dämesaga, bedeutet so viel als Fabel- oder Götterlehre.

Diar (Richter), Oberpriester, welche Odin zu Rathe zieht, und die göttliche Anbetung genießen. Es gab derselben zwölf (siehe Gladsheim).

Dias, Göttinn.

Dis, Disa, Dise, der gemeinschaftliche Name jeder nordischen Göttinn.

Disen-Opfer, wurden der Freya zu Ehren angestellt.

Dockalfar, schwarze oder dunkle Elfen.

Dolling oder Döllingur, gleichbedeutend mit Döllingur.

Dolgthrafer, Zwerge.

Dolgtvari, ein Zwerg.

Dömstol, Richterstuhl der Götter am Urdarbrunnen.

Dori, ein Zwerg.

Draugadrat, Herr der Entseelten, Beiname Odins.

Draupner oder Drupner, ein kostbarer, vom Zwerge Sindri verfertigter Ring, und von der Eigenschaft, daß ihm jede neunte Nacht acht eben so künstliche Ringe entträpfelten.

Dröbna, eins der neun Wellen-Mädchen.

Dröma oder Droma, ein sehr starkes Band, womit die Asen Fenrir binden wollten.

Drotter oder Drotner, sind mit Diar (Oberpriester Odin's) gleichbedeutend.

Druiden, Priester und Wahrsager der alten nordischen Völker.

Drupner, ein Zwergen-Geschlecht.

Dualer, Zwerge.

Dualin oder Dvalin (verweilend), einer der vier Hirsche von Yggdrasil.

Dufur, ein Zwerg.

Döllinger (Dämmerung) gleichbedeutend mit Döllingur

Dunair (im Ohre ſauſend), der dritte Hirſch unter Ygdraſil.

Durenn oder Durinn, ein Zwerg.

Dvalin (ſiehe Dualin).

Dwerge, Duerge (Zwerge), entſtanden aus dem Fleiſche des erſchlagenen Froſt- oder Eisrieſen Ymer, als ein kleines Gewürm; nach dem Willen der Götter erhielten ſie jedoch Menſchenverſtand und eine menſchliche Geſtalt.

Dyrathror oder Durathror (Ruhe verfolgend) der vierte Hirſch unter Ygdraſil.

E.

Edda (Großmutter), heißt alſo wohl ſo viel, als: Erzählungen einer Großmutter. Sonſt iſt ſie der Inbegriff der nordiſchen Mythologie. Nach Andern bedeutet das Wort ſo viel als Vernunft und Poeſie oder Anweiſung zur Dichtkunſt.

Edgir, der Hirt der Rieſen.

Eikin, einer der Flüſſe, die aus dem Horn des Hirſches Aeikthyrmer fließen.

Eikinskialdi, ein Zwerg.

Eikthirnir, Aeikthyrmer, Aeikthyn, der Hirſch in Walhalla, der von den Zweigen des Baumes Lerad frißt. Aus ſeinem Horne fließen ſo viele Tropfen in Hvergelmer hinab, daß alle Flüſſe herausſtrömen.

Einheriar (Einkämpfer, Alleinkämpfer), die abgeſchiedenen Helden, womit Odin ſich in Walhalla umgiebt. Er bewirthet ſie auf's Beſte, in der Hoffnung, daß ſie in der Götterdämmerung (Ragnarokr) für ihn gegen die Muspelſöhne ſtreiten werden. Während ihres Aufenthalts in Walhalla ergötzen ſie ſich damit, daß ſie täglich den Eber Sährimner verzehren, Meth trinken, mit einander kämpfen, ſich todtſchlagen, und wieder aufleben.

Eir auch Eira (Wohlſein und Geneſung; auch Milde und Gunſt), die beſte Heilkundige, eine der zwölf Aſinnen.

Eldhrimner heißt der Keſſel, worin der Eber Sährimner täglich gekocht wird.

Eldur oder Elder (Feuer) der Diener des Meergottes Aeger.

Elfen, Alfen, Alfar, Alfer, Geiſter, welche der Würde nach unter den Aſen ſtehen. Sie unterſcheiden ſich in Lios-Alfar (Licht-Elfen), die ſtrahlender als die Sonne, und in Mörk-Alfar (Nacht- oder Schwarz-Elfen), die ſchwärzer als Pech ſind. Sie verfertigten auf Befehl der Aſen das Band Gleipner, womit Fenrir's Wolf gebunden wurde, das Schiff Skidblatner, das goldene Haar der Sif und Odin's Spieß Gungner. — Die Elfen werden ſehr oft in der nordiſchen Mythologie mit den Zwergen verwechſelt. — Die Licht-Elfen ſind gute, die Schwarz-Elfen (Gnomen) böſe Geiſter.

Elfentanz oder Alfentanz, ein Reihentanz der Elfen, wo die lieblichen Elfen auf den Blumen und Grashalmen tanzen. Hier wächſt Alles in üppiger Pracht, ſo wie Alles unter den Füßen der Nachtelfen verdorrt.

Elgia, Rieſen-Jungfrau, eine der neun Mütter Heimdalls.

Elidner (ſiehe Elvidver).

Elivagar, Strom in Ginungagap.

Elwager ſind Flüſſe, welche aus dem Brunnen Hvergelmer hervorſtrömen. Sie hatten ſich ſo weit von ihrem Quell entfernt, daß das Gift in ihnen hart wurde (gefror), da entſtand das Eis. Vor der Schöpfung der Welt ſtrömten dieſe Flüſſe in den Abgrundsſchlund, der Ginungagap heißt, hinab, und füllten ihn mit Eislagen aus. Als aus Muspelheim (Feuerwelt, der ſüdliche Theil der Welt) Feuerfunken herüberflogen, fingen die Eismaſſen zu tröpfeln an: die Tropfen erhielten Leben und der Eisrieſe Ymir entſtand.

Elle (das Alter), die Amme Utgardsloki's, mit der Thor kämpft.

Elvidver oder Elidner (Elend), die Wohnung der Hel.

Embla (Erle), das erſte Weib, welches die Aſen eben ſo wie den erſten Mann, Aſk, aus einem Stück Holz erſchufen.

Esk, der Kaſten, welcher von der Ayla der Iduna ſtets nachgetragen wird. Darin ſind die Aepfel der Unſterblichkeit aufbewahrt.

F.

Falkir oder **Falker** (der Glückliche), ein Beiname **Odin's** und **Alfadur's**.

Fallandi forrad (Hinterliſt), heißt die Schwelle in **Hel's** Pallaſt.

Fallhofner (Schönhuf) ein Roß der Aſen.

Falur, ein Zwerg.

Farangerfall, ein Waſſerfall, worin **Loki** ſich in Geſtalt eines Lachſes verbarg, als die Aſen ihm nachſtellten.

Farbauti oder **Farboti**, ein Rieſe, welcher mit der **Laufeya** vermählt iſt, **Loki's** Vater.

Farmagott (Laſtengott), Beiname **Odin's**.

Farmatyr (Laſtenherr), Beiname **Odin's**.

Fenrirs Wolf, eins von **Loki's** Kindern.

Fenſaler oder **Fänſaler** (helle Wohnung), der außerordentlich ſchöne Saal der Göttin **Frigga**.

Feuerwelt (**Muspelheim**), der ſüdliche Theil der Welt, wo **Surtur** herrſcht.

Fialar (bedeckt, verlarvt), ein Zwerg, der vereint mit dem Zwerge **Gular** den weiſen **Quaſir** erſchlug.

Fialar, ein Baum, auf dem der rothe Hahn **Goldkamm** ſitzt, der die Aſen zu den Waffen ruft.

Fiaulswithr, Beiname **Odin's**.

Fidur, ein Zwerg.

Fimbul oder **Fimbultul**, ein Fluß, der aus **Hvergelmer** fällt.

Fimbultyr, der Gott, welcher die Runenſchrift erfunden hat.

Fimbulwetter oder **Fimbulwinter**, drei außerordentlich ſtrenge, auf einander folgende Winter. Von allen Seiten Schneegeſtöber, ſtarker Froſt und rauhe Winde ſind die Vorboten der Götterdämmerung (Ragnarokr).

Finnaſteingur oder **Finnaſeingur**, **Aegir's** Diener, den **Loki** erſchlug, als die Aſen beim **Aeger** zu Gaſte waren.

Finnur, ein Zwerg.

Fiölner (der Vielerfahrene) auch **Fiölnir**, ein Beiname **Odin's**.

Fion, ein Fluß, der aus Hvergelmer fällt.

Fiorgynn, Vater der Frigga.

Fiorgynn, der mythiſche Name der Erde, und als ſolche Odin's Gattinn und Thor's Mutter.

Fiorm, auch Fiörn, ein Fluß, der aus dem Horn des Hirſches Aeſkthyrmer fließt.

Fiolnir, ein Zwerg.

Folkwangar, oder Folkwangr (eine große Menge Wohnungen, Volksfeld), die Wohnung der Göttinn Freya.

Forn (die Alte), ein Beiname der Freya.

Forſete (Verſöhnung), Balder's und der Nanna Sohn, der Gott des Friedens und der Eintracht. Er war auch einer der zwölf Diar oder Richter.

Frár, ein Zwerg.

Fraſmindur Bragur, Beiname Bragas, als Urheber der Dichtkunſt.

Frei oder Freir, ein Sohn Niord's und der Skade, Gott der Fruchtbarkeit.

Freia oder Freya, die Göttin der Liebe, die Tochter Niord's und der Skade, nach der Frigga die vornehmſte Göttinn.

Freke (gefräßig) einer von Odin's Wölfen.

Fricco wahrſcheinlich wurde Frei ſo benannt.

Frigga oder Frigg, Odins Gemahlinn und die Tochter Fiorgyn's. Sie iſt die Götterköniginn.

Frigga oder Frigg bedeutet vermuthlich Erde; ſo iſt Frigga das Symbol der Mutter Erde.

Frö, wahrſcheinlich nannte man Frei ſo.

Froſt- oder Eis-Rieſen (Hrimthuſſen) ſind Nachkommen des Ymer.

Frosti oder Frosti, ein kunſtreicher Zwerg.

Fulla oder Fulla, Friggas Vertraute; ſie bewahrt zugleich das Schmuckkäſtchen der Götter-Königinn. Sie iſt unvermählt, geht mit fliegenden Haaren und goldener Stirnbinde. Ihr wird die Ehre zu Theil, im heimlichen Rathe der Götter zu ſein.

Funden oder Fundinn, ein Zwerg.

Fylgien oder Fylgien, Schutzgöttinnen.

G.

Gaffr (die Geberinn), Beiname der Freya.

Gagnradr (der Nützlichrathende, oder der Meister des Siegs), Beiname Odin's.

Galar, einer von den Zwergen, welche den weisen Quasir umbrachten.

Gallorsfauthr (Vater der Dichtungen), Beiname Allfaburs.

Gandalfur, ein Zwerg.

Ganglate (Langsamtritt), Hel's Knecht.

Ganglát oder Ganglöt (Trägtritt) Hel's Magd.

Gangler (Wandrer, Pilger), ein Name, den Odin sich beilegt.

Gangr oder Gangur, einer der Söhne des Riesen Oelwald; Thiassi war Gangr's Bruder.

Gangradr (Wanderer), ein Name, den Odin sich beilegt.

Gangur (siehe Gangr).

Gard, heißt so viel als umschlossener Bezirk.

Gardrofa, eine Stute, Mutter des berühmten Rosses Hofwarpner.

Garm oder Garmur, ein beißender Hund, der bei der Höhle Gnúpa oder Gnypa angebunden steht, bis er beim Weltuntergange losgelassen wird, um an dem Streite gegen die Asen Theil zu nehmen. In diesem Kampfe greift er den Gott Tyr an, und beide fallen zu gleicher Zeit.

Gaull (Geschrei), eine Walkyre.

Gaumul, Fluß, der aus dem Horn Eikthirnir's strömt.

Gaund, Wohnung Gutmund's, des Oberhauptes in Jötnaheim.

Gaundler, Beiname, den Odin sich giebt.

Geburts-Göttinnen (siehe Fylgein).

Geffion (die Glückliche), der, nach der ersten Dämefaga der jüngern Edda, die Insel Seeland ihre Entstehung zu verdanken hat.

Gefr (die Geberinn) ein Beiname der Freya.

Gefion, die Göttinn der Keuschheit.

Geirskögul, Walkyre.

Gejeradsgaard, eine Rieſenwohnung, wohin Thor wallfahrtet.

Geirauful (Lanzenerhebung), Walkyre.

Geirradar (der Lanzenröthende), Beiname, den ſich Odin giebt.

Geirrahöd oder Geirshöd, Walkyre.

Geirraudargaarda, der Aufenthaltsort des Bergrieſen Geirrod.

Geirrimul, Fluß aus dem Horn des Hirſches.

Geirrod oder Geirraudur (die Lanze oder den Spieß färbend), ein Bergrieſe, in deſſen Gewalt einſt Loki fiel.

Geirrod oder Geirraudr, ein König des Gothalandes.

Geirvimul oder Geirvimal, ein Fluß aus Eikthirnir's Horn.

Gelgia oder Gelja, das Ende des Bandes, womit die Aſen Fenrirs Wolf feſtbanden.

Gerdur oder Gerda, Frey's Gemahlinn, Tochter Gymir's und Auerbodens, eine Bergrieſinn.

Gere (gierig), einer von den Wölfen Odin's.

Gerſemi, eine Tochter der Freya, Urbild alles Schönen.

Gevdarivolur oder Gevdarvolur, der Stab der Rieſinn Gevdur.

Gevdur, eine Rieſinn.

Gevör's Grund, ein Ort, durch den die Walkyren reiten.

Gial oder Gjöl, ein Fluß, hart an Hel's Gränze, über welchen alle Todten auf ihrer Wanderung ſetzen müſſen. Eine goldbeſchlagene Brücke, Gialar-Brúcke, geht darüber; eine Jungfrau, Modguds, bewacht ſie. Gial iſt daher gleichbedeutend mit Höllenſtrom.

Gjalar-Brúcke (ſiehe Gial).

Giáll, der Felſen, wodurch die Kette gezogen wird, womit die Aſen den Fenrir's Wolf gebunden haben.

Gialarhorn (tönendes Horn), das Horn, worein Heimdall, der Wächter des Himmels, ſtoßen muß, wenn er die Aſen zum Angriff ihrer Feinde aufruft; eben ſo beim Ragnarokr.

Gialp (die Plauderhafte oder Geſchwätzige), eine der neun Rieſen-Jungfrauen, welche die Mütter Heimdalls ſind.

Gramm, Fluß aus dem Horn des Hirsches.

Gyel, Asen-Roß.

Gift (brausend, prustend), eins der Asen-Rosse.

Gill (Geschrei), Walkyre.

Gilling, ein Riese, der Vater des Riesen Suttung.

Gimle (der Himmel), das schönste aller Schlösser und heller als die Sonne, am südlichen Ende der Welt liegend. Gimle wird stehen, wenn auch die übrige Welt vergeht. Den Pallast bewohnen gute und rechtschaffne Leute zu allen Zeiten.

Ginnar, ein Zwerg.

Ginnungagap (tiefe, klaffende Kluft, Abgrund, Chaos), welches vor der Schöpfung des Himmels und der Erde da war. Dieser Schlund gränzt gegen Norden an das eiskalte, dunkle Niflheim, gegen Süden an das strahlende Muspelheim. In Ginnungagap's luftleerem Raume entstand aus Eiszapfen von Norden her, so wie aus Feuerstrahlen von Süden, das erste lebendige Geschöpf: dies war der Hrimtusse (Eis-Riese) Ymer, und er war der Steff, woraus in der Folge Himmel und Erde geschaffen wurden.

Gipul, ein Fluß aus dem Horne Eikthirnir's.

Gisl, eins der Asen-Rosse.

Gladsheim, Gladheim (der heitere Ort), das herrlichste Gebäude in Asgard, wo die zwölf Richter oder Diar wohnten, und wo zugleich ein Ehrenstessel für Odin stand. Die zwölf Richter waren: Thor, Niord, Frei, Tyr, Heimdall, Bragi, Widar, Waly, Uller, Häner (auch Haenir), Forsete und Loki. — Dieser Sitz der Götter ist sowohl inwendig als auswendig vom reinsten Gold.

Gladur oder Gladr (muthig), Asen-Roß.

Glanur (glänzend), Gemahl der Sol.

Glanzschlange (die), vermuthlich die Midgardsschlange Jormungandur.

Glapswidr, ein Beiname Odin's.

Glasser, ist ein höchst anmuthiger Hain vor dem Thor Walhalla's, dessen Bäume goldene Blätter tragen.

Glasisyul, Name des Sprengels von Gudmund, Oberhaupt in Jötnaheim.

Gleipner, ein Band, womit Fenrir's Wolf gebunden wurde.

Glemur, Glaner, gleichbedeutend mit Glanur.

Glener oder Gler (ſchimmernd, glänzend), eins der Aſen-Roſſe.

Glitnir oder Glittner (ſchimmernd), ein Saal, deſſen Wände und ſämmtliche Zimmer von rothem Golde, das Dach von Silber war.

Goinn (glänzend), ein Zwerg.

Glór, ein Zwerg.

Gna, die Botſchafterinn Friggа's. Ihr Pferd Hofwarpner (Hufſchlager) durchrennt Luft und Fluth mit gleicher Schnelligkeit.

Gnäffer (abgeleitet von Gna), werden erhabene Dinge genannt.

Gnomen, eine Art Halbgötter, die zu den Schwarzelfen gehören.

Gnypa oder Gnúpa, Höhle in der Nähe der Hel.

Godan oder Odin.

Goinn, eine Schlange unter Yggdrafil.

Göll, Walkyre.

Göndul oder Gundul, Walkyre.

Gorn, Schlange, die unter Yggdrafil in Hvergelmer liegt.

Grabackr, Schlange, die unter Yggdrafil liegt.

Graffwitteis, Schlangenmutter.

Grafvölludur, Schlange, die unter Yggdrafil liegt.

Gramer, der erſte aller Hunde.

Grath, Fluß, der aus Eikthirnir's Horn fließt.

Greip (die Kecke, Heftige), Tochter Geyraud's, Rieſen-Jungfrau und eine der neun Mütter Heimdall's.

Gridur oder Grydur, ein Rieſenweib, gebar den Widar oder Vidar, deſſen Vater Odin ſelbſt war. Thor kehrte bei ihr ein.

Grimarr (verſchleiert), Beiname Odin's.

Grimner, Odin's angenommener Name, als er unerkannt zu Geirrod hinzog.

Grimni, Beiname Odin's.

Grimnis-mal, Grimner's Geſang.

Grimr (der Verlarvte oder Gehelmte), Beiname, den Odin ſich giebt.

Griotunagarder, ein Ort in Jotunheim (Riesenland).

Grip, das Loch, worin der Hund Gramr gebunden liegt.

Groa, eine Wele oder Zauberinn.

Grovakur, Schlange unter Yggdrasil.

Grydarivolur oder Gridursstab, den die Riesinn Gridur dem Thor gab.

Gudmund, Oberhaupt in Jötnaheim.

Gudr, eine von den drei Walkyren, die im Kriege voranreiten, die Schlacht lenken und zugleich bestimmen, wer nach Walhalla soll.

Guldfagi (Goldmähne), Pferd des Riesen Hrungner.

Guler, ein Zwerg, der den Quasir mit erschlug.

Gulintanne (Goldzahn), Beiname des Heimdall, weil seine Zähne von Gold waren.

Gullibrusti oder Slidrugtanni (Goldborste), der Eber, welcher Frei's Wagen zieht, und der seine Dienste sowohl in der Luft, als auf dem Meere leistet. Der Gullibrusti war eins von den drei Meisterstücken, die der Zwerg Sindri verfertigte.

Gulltoppur (Goldzopf, Goldmähne), eins der Asen-Rosse.

Gulveig (Geldeswerth), eine böse Zauberinn, die Alles verwirrt.

Gungner, Odin's Spieß, von den kunstvollen Schwarz-Elfen verfertigt. So künstlich dieser auch ist, so kann er Odin doch im Ragnarokr nicht retten.

Gunlädi oder Gunlöda, die Tochter des Bergriesen Suttung. Sie war es, die auf Befehl ihres Vaters den köstlichen Meth bewachen mußte, wovon ein Trunk zur Wohlredenheit und Poesie begeisterte. Odin kam einst zu ihr, und erhielt die Erlaubniß, drei Züge von diesem Meth zu thun.

Gunnthorin (Kriegskühn) ein Fluß aus dem Horn des Elthirnir.

Guntraa oder Gunthro, Fluß, der aus Hvergelmer strömt.

Gunnur, eine Walkyre.

Gürtel (der). Unter dem „glänzenden und heiligen Gürtel" verstand man wohl nichts Anderes, als den Regenbogen.

Gyge oder Gygur, eine Riesinn, welche östlich von Midgard im Walde Jarnvidr wohnt. Sie ist Mutter der beiden

Rieſen in Wolfsgeſtalt, Skôl und Hate (Hati), die ſie von Fenrir hatte.

Gylfe, ein ſehr kluger und weiſer König in Schweden.

Gylfe-ginning, Gylfes Täuſchung.

Gyller (goldfarbig), Aſen-Roß, womit die Götter nach Yggdraſil reiten.

Gylling, ein Rieſe.

Gymer oder Gömer (groß), ein Bergrieſe, Vater der ſchönen Gerda, die mit Frei vermählt war.

H.

Haar, ein Zwerg.

Habrock (Hochfuß), der beſte aller Habichte.

Hár, ein Zwerg.

Hainer oder Häner ein Aſe, den die Vanen zu Folge eines Vergleichs mit den Aſen zur Geiſel erhielten.

Halbrieſen, Nachkommen der Rieſen und Töchter der Sterblichen.

Haliskidi, ein Beiname des Heimdall.

Ham und Gardrofa, die Eltern des Roſſes Hofwarpner.

Hamimirholt, Ort, wo ſich Lif und Lifthraſir verbargen und, ſtatt von Speiſe und Trank, vom Morgenthau lebten.

Hammingien, Geburts- oder Schutzgöttinnen; ſie allein nehmen menſchliche Geſtalt an.

Hanar, ein Zwerg.

Hangagott, Beiname Odin's.

Hangſpâre, ein Zwerg.

Haptagott, Beiname Odin's.

Har (der Hohe, Erhabene), Beiname Odin's.

Harbard, ein Beiname Odin's, wie einige Orthographen annehmen. Dieſer Harbard ſoll Odin ſelbſt in der Geſtalt eines Fährmannes geweſen ſein, zu dem Thor auf einer Reiſe nach Oſten kam, um ſich überfahren zu laſſen.

Harr (der Graue, Alte), Beiname Odin's.

Hate oder Hati (der Haſſer), Name des Wolfs, der unaufhörlich den Mond verfolgt, um ihn zu verſchlingen, welches er aber erſt bei der Götterdämmerung bewerkſtelligt.

Haudur (ſiehe Höder).

Hauge, heißt so viel als Tempel.

Haull (ſteinig), Fluß aus dem Horne Eikthirnir's.

Haur, ein Zwerg.

Haurgabrud (Tempel-Braut), Beiname der Thorgard von Halogaland, welche Hakon Lade-Jarl verehrte.

Hava-mal, Odin's Sittenlehre.

Heersvater, Beiname Odin's.

Hefring, Wellen-Mädchen.

Hefti oder Fili, ein Zwerg.

Hegti, ein Zwerg.

Heidrun, iſt eine Ziege in Walhalla, die das Laub von den Zweigen des berühmten Baumes Lerad abfreißt. Aus ihrem Euter fließt ein nie verſiegender Meth, ſo daß ein Trinkgefäß tagtäglich damit angefüllt wird, und alle Einheriar vollauf zu trinken haben.

Heimdall (der Heilige, Erhabene), der Götterwächter.

Heimdallr, einer der zwölf Richter Odin's.

Heimskringla, Geſchichte der alten nordiſchen Könige.

Heite, ein Zwerg.

Hel oder Hela (bedeutet Tod, Kälte), Göttinn der Unterwelt.

Helblindi (Herr über Leben und Tod (Bruder Loki's und Byleifs (Odin).

Helheim, die Gegend in Niflheim, wo Hel wohnte.

Helvede (Hölle) lag unterhalb der Gialar-Brücke gegen Norden.

Heniafauthr (Heldenvater), Beiname Odin's.

Herfiöter (Heeres-Feſſeln), Walkyre.

Herfodur (Heervater), Beiname Odin's.

Heriafauthr, Beiname Alfadur's.

Herian oder Herrain (Herr), Beiname Alfadur's.

Herjan (Verwüſter), Beiname Alfadur's oder Odin's.

Hermode, Hermoder, der Götterbote.

Herred, bedeutet ſo viel als Sprengel.

Herteitr, Beiname Odin's.

Hertha, Jord, Jörd, auch Jörda genannt, die Mutter Eide, auf einer Inſel im Ocean geboren, von der man vermuthet, daß es Fehmarn geweſen ſein dürfte. Dort wurde in einem

Haine ein bedeckter Wagen bewahrt, zu welchem außer dem Priester Niemand kommen durfte. Sobald dieser aber die Gegenwart der Göttinn auf dem Wagen bemerkte, wurden die Kühe davorgespannt und er ließ die Hertha herumfahren. Wohin sie kam, waren nichts als Freude und Festtage. Dann ruhten alle Waffen, alle Kriege hörten auf und Friede und Ruhe herrschten, bis der Priester die Göttinn wieder zu ihrem Tempel zurückführte, wenn sie des Umgangs der Sterblichen hinlänglich genossen hatte. — Wagen und Decke, ja die Göttinn selbst, wurden dann in einem See abgewaschen zu dem Keiner kommen durfte. Die Bedienung geschah durch Sclaven, die zugleich von dem nämlichen See verschlungen wurden. Hertha ist mit Frigga gleichbedeutend, wie schon bei dieser Göttinn angeführt worden. — Jährlich, so heißt es in der Sage, badete die Hertha sich, und das war ein großes, durch Tanz und Lieder gefeiertes Fest. Bisweilen wurde es großen Helden erlaubt, bei diesem Bade gegenwärtig zu sein; sie mußten aber diese Ehre mit dem Leben bezahlen. Diese Erlaubniß ward trotz dem als die größte Belohnung der Heldentugend angesehen.

Hiatmberi (der Behelmte) Odin's Beiname.

Hildr (Tapferkeit), Walkyre.

Hildur oder Hilde, Walkyre, Odin's Norne.

Himinbriöter, ein großer Ochse, dem Thor den Hals umdrehte, und mit dessen Kopfe er die Midgardsschlange fischte, als er mit dem Riesen Hymer war.

Himinburg (Himmelsburg), zu der die Brücke Bifröst führt, am Ende des Himmels.

Himingaläffa (zum Himmel anklassend), Wellen-Mädchen.

Hindlu-lied (Hindla's-Lied), oder die kleine Voluspa.

Hinki oder Hnikr (siehe Hnikr).

Hiorthrimul, Walkyre.

Hirrokin, eine Riesinn in Jotunheim, welche von den Asen zu Baldur's Leichenbegängniß gerufen wird, um das Schiff Hringhorne flott zu machen.

Hiuko, einer der drei Nachtgötter.

Hlaur oder Hlaun (Frohlocken über den errungenen Sieg) Walkyre.

Hleidolfur, ein Zwerg.

Hler oder Aeger (das Weltenmeer).

Hler in Lessö unternimmt eine Reise nach Asgard.

Hlevangur, ein Zwerg.

Hlidskialf (Sitz des Ausspähens), Odin's Thron in seinem Pallaste Walaskialf, von wo aus er die ganze Welt übersieht. Die Götter schmiedeten hier Hammer, Zangen und Amboß, bearbeiteten auch Erz, Stein und Holz.

Hlock, Walkyre.

Hlodinga's Sohn, Thor.

Hlodyne oder Hlodinga, Beiname der Jörd oder Hertha; sie ist Odins Gattinn, Thors Mutter, folglich auch gleichbedeutend mit Frigga.

Hlorridi, Beiname des Thor.

Hlunglöti (Walzen-Roß), poetische Benennung eines Schiffes.

Hlyn oder Lyna, die Göttinn der Freundschaft und Huld.

Hnikari (der Sieger), Beiname Alfadurs und Odins.

Hnikudur (Geist der Gewässer), Beiname Alfadurs.

Hnitbjerg oder Huitbiorg (der weiße Berg), worin der Riese Suttung den köstlichen Meth bewahrte, den ihm die Zwerge zum Sühnopfer für seines Vaters Tod gegeben hatten.

Hnos oder Nossa, Tochter Freya's, das Urbild alles Schönen.

Höder, ein blinder Ase.

Hödmimers Höhe, der Ort, wo Lif und Lifthrasir sich verbargen.

Hodur (erhaben), vielleicht die Erde.

Hoffud, Heimdalls Schwert.

Hofwarpner, das Roß der Gna, welches Luft und Fluth gleich schnell durchrennt.

Holge, auch Holgi, ein König, nach dem Halgeland in Norwegen (vielleicht auch die Felsen-Insel Helgoland in der Nordsee) benannt werden sein soll. Er war der Vater Thorgarda's, der, wie ihm selbst, geopfert wurde. Holgis Grab war mit einer Lage Silber oder Geld, das ihm als Opfer dargebracht worden war, bedeckt; darüber war eine Lage von Erde und Stein. Daher heißen Geld und Silber Holgis Hügeldach.

Hellune; wahrscheinlich wurden die Eingänge des Himmels so genannt.

Homimersholt oder Homeninsholt, die Stelle, wo sich unter dem Surtursbrande Lif und Lifthrasir verbargen.

Hönir, giebt der Esche und Erle Geist und Rührigkeit.

Horn, Beiname der Freya.

Hornbori, ein Zwerg.

Hräsvelgur (Leichenschwelger), ein Adler, der durch das Wehen seiner Flügel den Wind hervorrief. Er war ein Riese und saß am Ende des Himmels.

Hraunn, Fluß aus dem Horn Eikthirnirs entspringend.

Hridur, Fluß, der aus Hvergelmer strömt.

Hrimfagi (Reifmähne), das Roß, womit die Nott fährt. Jeden Morgen bethaut es die Erde mit dem Schaume seines Gebisses.

Hrimner, ein Frostriese.

Hrimthusser, sind Riesen, von welchen Nachstehendes erzählt wird: Bevor Himmel und Erde geschaffen waren, hielt sich Alfadur bei ihnen auf; denn weder Asgard noch Walhalla waren gebaut. Die Hrimthusser stammen alle vom Ymer ab, der in Ginungagap durch Eistheilchen aus Norden und Feuerfunken aus Süden entstand. Böse war Ymer und alle seine Nachkommen. Börs Söhne (Odin und seine Brüder) tödteten den Ymer, und es strömte so viel Blut aus ihm, daß sie darin das ganze Hrimthusser-Geschlecht ertränkten, bis auf Einen, der mit seiner Familie entkam; dieser Gerettete hieß Bergelmer. Er bestieg mit seiner Frau ein Boot, und von ihm stammt das neue Hrimthusser-Geschlecht ab. — Daß diese Riesen nicht immer feindlich gegen die Asen gesinnt waren, ist daraus zu schließen, daß sie an Balders Leichenbegängnisse Theil nahmen. Allein bei der Götterdämmerung begleiten alle Riesen Loki, um die Asen zu überfallen.

Hringhorne, war das außerordentlich große Schiff, worauf die Leiche Balders sich befand.

Hrist oder Rist (Erschütterer), Walkyre.

Hrith, Fluß aus dem Horne Eikthirnirs.

Hródvinisſon oder Hate (Sohn des Verwüſters), Sohn Fenrirs, des Wolfes.

Hropters, Siegesſaal, wo Balder und Hoder nach der Wiedergeburt der Welt wohnen werden.

Hropte, vermuthlich Odin.

Hrungner, ein Rieſe von außerordentlicher Stärke, den Thor überwand.

Hrymer, ein Bergrieſe, der im Ragnarokr das Schiff Nagelfar ſteuert.

Hugi, ein junger Rieſe, der mit Thialfi um die Wette lief.

Hugin (Verſtand), einer von den Raben, die auf Odins Schultern ſitzen, und die er ausſchickt, um zu erfahren, was in der Welt vorgeht.

Huaſtari, ein Zwerg.

Hunangsfall (der Honigthau), der Thau, welcher von Ygdraſil auf die Erde fällt.

Hungnir, der Spieß Odins.

Hungur (Hunger), heißt der Tiſch der Hel.

Hvergelmer oder Hnergelmer, der Brunnen in Niflheim, bis zu welchem die eine Wurzel des Baumes Ygdraſil ihre Arme verbreitete, und woran die Schlange Nidhögr unaufhörlich beißt und nagt.

Hvicke oder Huike (Fülle), ein Kind, welches Mani der Jörd raubte und zugleich mit dem Kinde Bil als ſeine ewigen Begleiter an den Himmel verſetzte.

Hvitſerkur, ein Berſerker (tapferer Krieger); ſiehe Berſerker.

Hymer, ein mächtiger Rieſe.

I.

Jafnhar (gleich hoch), Beiname Odins.

Jalgr, Jale oder Jalkr, Beiname Alfadurs.

Jarda, gleichbedeutend mit Jörd (Erde).

Jarnſaxa, eine von den neun Müttern des Heimdall, eine Rieſen-Jungfrau.

Jarnſaxa, ein Rieſenweib, die dem Thor den Magni gebar.

Jarnvidien, Rieſenweiber, Zauberinnen.

Járnvidur oder Jernwidr (Eisenketten, Eisenbusch), ein Wald, den Riesenweiber und Zauberinnen bewohnten.

Ida-Ebne, ein schöner Ort, an der Stelle, wo Asgard sonst lag, der Wohnplatz des neuen Götter-Geschlechts nach dem Ragnarokr.

Idafeld, Aufenthalt der zwölf Diar (Richter) in Asgard.

Idavolr, eine Stadt, wohin Odin Verwalter setzte, um das Geschick des neugeschaffenen Menschen-Geschlechts zu entscheiden.

Ide, Sohn des Riesen Oelwalde und Bruder des Thiassi.

Iduna oder Idun, Göttinn der Unsterblichkeit und Jugend.

Jetten oder Joten, Riesen. Man versteht darunter einen Völkerstamm im Norden, der älter als die Asen ist. Die Asen verschwägerten sich mit einigen von ihnen; allein der Haß zwischen beiden ist unauslöschlich. Die Jetten scheinen mit den Bergriesen einerlei Ursprunges zu sein.

Ifing (Unfriede, beständige Feindschaft), ein Fluß, der zwischen dem Aufenthalte der Asen und dem der Unsterblichen fließt.

Ingi oder Ingvi (Niemand), ein Zwerg.

Ingvi, siehe Ingi.

Jónakur oder Anar, Gemahl der Nott und Vater der Jörd.

Jörd, Jerd (Erde), Odin's Gemahlin.

Jormundgard, Jörmungandur (die Erde umschlingend) ist einerlei mit der Midgardsschlange; siehe daher letzteren Artikel.

Jornvett, ein Zwerg.

Jörvalls Grund, Aufenthalt der Zwerge.

Jötnagandar, Gleichname mit Utgard.

Jotunheim (Riesenland), der Wohnsitz der Jetten oder Riesen. Der Edda nach ward den Jetten ihr Aufenthalt längs den Küsten des großen Weltmeeres angewiesen; dagegen legten die Asen Verschanzungen an, um sich vor ihren Angriffen zu sichern.

Isarnköl (Morgenlüftchen), fast unter dem Bug des Sonnenrosses Arwakur; deshalb ist es am Morgen immer so kühl.

Ithavölle, Versammlungsort der Götter in Asgard.

Jutten oder Juttner, gleichbedeutend mit Jetten (Riesen)

Iwald oder Iwalder, Vater der Iduna und der erfinderischen Zwerge, welche den Hammer Mjölner, den Ring Draupner und das Schwein Gullinbrusti verfertigten.

Iwidien (Waldjungfrauen), zum Theil waren sie Jungfrauen, die die Gabe der Weissagung hatten und in Grotten wohnten; zum Theil Baum-Elfen; denn sie beschützten nicht nur den Baum, mit dem sie zu leben anfangen, sondern sie sterben auch zugleich mit ihm.

K.

Kalga, Wellen-Mädchen.

Kjater (der Tragende), Beiname Odin's.

Kiolaugar, Badeplätze.

Kili, ein Zwerg.

Ker (Erschöpfung), heißt das Bett der Hel.

Kermt oder Kaurmt, ein Fluß, den Thor durchwaten muß, wenn er zu Gericht geht.

Kwasir (sie Quasir).

L.

Ladur (wahrscheinlich eine und dieselbe Person mit Loki) giebt Ask und Embla Vernunft und Angesicht.

Laga (das Meer) gleichbedeutend mit der Göttinn Saga (siehe Saga).

Lauffeya oder Naal, mit dem Bergriesen Farbauti vermählt, und Mutter des Loki.

Leding oder Larding, die sehr starke Kette, womit die Asen den Wolf Fenrir zu binden suchten.

Leipter, ein Fluß, der aus Hvergelmer seinen Ursprung hat.

Lerad, ein Baum in Walhalla, von dessen Zweigen die Ziege Heidrun und der Hirsch Eikthirnir ihre Nahrung erhalten.

Letfete oder Lietfeti (Leichtfuß), Asen-Roß.

Lichtelfen oder Liosalfar, gute Elfen, die im Lichte wohnen.

Lidur, ein Zwerg.

Lif und Lifthrasir, zwei Menschen, welche sich in Ragnarokr während des ganzen Weltbrandes an einem Orte ver-

bergen, der Homeninshold heißt. Statt mit Speise ernähren sie sich vom Morgenthau. Von ihnen stammt ein neues, sehr großes Menschen-Geschlecht ab.

Lifthrasir (siehe Lif).

Lifur oder Litr, ein Zwerg, den Thor beim Leichenbegängnisse Balder's mit dem Fuße in die Flammen des Scheiterhaufens stieß.

Lißvör, eine der Höllen-Jungfrauen.

Litr (siehe Lifur).

Löne, ein Zwerg.

Löffna, gleichbedeutend mit Lofn.

Loffur, ein Zwerg.

Lofn, die Göttinn der ehelichen Eintracht. Sie ist von Odin mit der Macht begabt, alle Zwistigkeiten der Liebenden beizulegen und die Getrennten wieder zu vereinigen. Das Wort Lof bedeutet Liebe.

Logi, ein Mann, mit dem Loki um die Wette aß, wobei aber der Letztere den Kürzern zog.

Loki, Loptur, Lopt, auch We, der Sohn des Riesen Farboti und der Riesenfrau Lauffeya.

Lyna (siehe Hlyn).

Lyngva, eine Insel im See Amtswartner, wohin die Asen den Wolf Fenrir brachten.

M.

Magni, ein Sohn Thor's und der Riesin Jarnfare.

Mannagarmur (Mondverschlinger), ein mächtiger Riese in Wolfsgestalt; dieser wird mit dem Leben aller Menschen, die gestorben, gesättigt. Er verschlingt endlich den Mond und besprützt dabei den Himmel und die Luft mit Blut, wovon die Sonne verfinstert wird.

Mani, der Mond.

Mannaheim; darin soll Skade, mit Odin vermählt, gelebt haben.

Mardöll, Beiname der Freya, als sie ihren verschwundenen Gemahl Odr suchte.

Megingjarder oder Megingjardernar (Kraft-Gürtel). Thor's Gürtel; wenn er diesen spannt, wächst seine Kraft um die Hälfte.

Midgard (Wohnung der Mitte; das innere Land). Die Asen bildeten aus Ymer's Augenbraunen in der Mitte des Erdkreises eine Verschanzung gegen den Anfall der Bergriesen. Diesen eingehegten Ort nannten sie Midgard.

Midgardsschlange (Jörmungard). Sie hatte Loki und die Riesenfrau Angerbodi zu Urhebern, und wurde von Loki ins große Weltmeer geschleudert, wo sie zu der ungeheuren Größe heranwuchs, daß sie mitten im Meere um alle Länder liegt, und sich in den Schwanz beißt; hier liegt sie und wartet bis zum Untergange der Welt. Alsdann schießt sie wie rasend empor, weswegen das Meer alle seine Ufer überschwemmt, und das Schiff Nagelfar dadurch vom Anker gerissen wird. Sie speiet verpestete Luft aus, überfällt endlich Thor und wird von ihm erschlagen.

Midgardzormr, gleichfalls ein Name der Midgardsschlange.

Midumheim (Mittelland), worin die Burg Asgard lag.

Mimer (der Bildner, ein Beiname Alfadur's), besitzt einen Brunnen, der Weisheit und Verstand verbirgt, und nahe an der Wurzel des Baumes Yggdrasil liegt, welche sich bis an das Gebiet der Hrimthussen erstreckt. Der Eigner dieses Brunnen's ist voller Weisheit, weil er jeden Morgen aus diesem Born trinkt. Einst kam Odin sogar dahin und verlangte einen Trunk aus dem Mimers-Brunnen; allein bevor ihm dieser zu Theil ward, mußte er das eine Auge zum Pfande einsetzen.

Mimers-Brunnen, oder Mimers-Quell (siehe Mimer).

Miödvitnir, ein Zwerg.

Mjölner (Zermalmer), Thor's berühmter Hammer, eine Waffe, vor der Riesen und Zauberer erzitterten. Er ist von dem kunstreichen Zwerge Sindri zu derselben Zeit verfertigt, wie der wundervolle Ring Draupner und der goldborstige Eber geschmiedet wurde. Wunderbare Eigenschaften hatte der Hammer Mjölner, denn er war so hart und stark, daß Thor

Alles damit zertrümmern konnte. Wollte der Gott ihn aus der Hand werfen, ſo traf er nicht nur jedesmal, ſondern kehrte auch von ſelbſt wieder zurück. Thor konnte ihn auch ſo klein machen, daß er in die Taſche zu ſtecken war. Sein Fehler war ein zu kurzer Schaft; die Veranlaſſung dieſes Fehlers war folgende: Während des Schmiedens hatte Derjenige, welcher den Blaſebalg zog, den Befehl erhalten, ihn nicht einen Augenblick ruhen zu laſſen. Da ſich ihm aber eine Bremſe in's Geſicht ſetzte, ließ er den Blaſebalg fahren, um ſie zu verjagen, und durch dieſe Pauſe bekam der ſonſt ſo vortreffliche Mjölner jenen Fehler.

Miſt (Verwirrung), Walkyre.

Miſtelteinn. Dieſes Bäumchen, welches weſtlich von Walhalla ſtand, ſchien der Götter-Königinn Friggа zu jung, um es in Eid zu nehmen, daß es Balder nicht ſchaden ſollte; und ſo war es Miſtelteinn, durch welches der Liebling aller Götter, der ſanfte Balder, vom blinden Höder auf Loki's Rath erſchlagen wurde.

Modgudr oder Modgudur (die ergrimmte Göttinn, Götterfeindinn). Eine Jungfrau, welche die Gjallarbrücke bewacht. Alle Verſtorbenen müſſen über dieſe Brücke, bevor ſie in Niflheim anlangen.

Modi (Kraft, Lebhaftigkeit des Geiſtes), ſiehe Magni.

Mödſognir oder Mödſagner, der trefflichſte der Zwerge.

Moinn, eine der Schlangen, die unter Ygdraſil liegen.

Mokkurkalfi, ein aus Thon geformter Rieſe, den die Bergrieſen machen ließen, als Thor und Hrungner im Kampfe mit einander waren.

Mond (ſiehe Mani).

Monegarmur (ſiehe Managarmur).

Mörk-Alfar, Nacht-Elfen.

Morn, Schlange, die unter Ygdraſil liegt.

Mundilfari, Mundiföri oder Mundilfare (Achſebeweger) Vater des Mondes und der Sonne.

Muni oder Maan, der Mond.

Munin oder Munir (Gedächtniß), einer von den beiden Raben Odin's.

Muspel, das Feuer.

Muspelheim (Feuerwelt), der südliche Theil der Welt. Er ist heiß und hell, und so flammend, daß Niemand, der nicht an diesen Wohnsitz gewöhnt ist, die Hitze ertragen kann. Hier herrscht Surtur.

Muspel-Söhne, Bewohner der Feuerwelt, die Feinde der Asen.

N.

Naal oder Nala, gleichbedeutend mit Lauffeya, Loki's Mutter.

Nacht oder Nott (siehe Nott).

Nachtalfen, Schwarzalfen, böse Elfen, die im Finstern wohnen.

Naer, ein Zwerg.

Nagelfari, der Nott erster Gemahl.

Nagifar, das größte und künstliche Schiff, das die Muspelsöhne haben. Sie bedienen sich desselben beim Weltuntergange. Dieses Schiff ist aus den Nägeln verstorbener Menschen gebaut; denn sobald Jemand stirbt, ohne daß seine Nägel beschnitten werden; so wird dadurch der Bau dieses Fahrzeuges befördert, was, nach dem Wunsche der Götter und Menschen, nie oder doch erst spät, fertig werden mag.

Nain, ein Zwerg.

Nale, ein Zwerg.

Nanna (Mädchen), Nef's Tochter, die Gattinn Balders und Mutter des friedliebenden Gottes Forsete. Sie grämte sich so über ihres Gatten Tod, daß sie sich auf seinem Scheiterhaufen mit verbrennen ließ.

Nar, ein Zwerg.

Narfi, Nari oder Nerve, ein Sohn Loki's und der Sigyn. Er ward von seinem Bruder Vale (Wale), welchen die Asen in einen Wolf verwandelt hatten, zerrissen, und mit seinen Gedärmen banden die Asen den Loki über die drei Felsenspitzen. Naastrand (Leichenstrand), ist ein großes, abscheuliches Gebäude, dessen Thürme nach Norden sehen. Es ist mit Schlangen gedeckt, deren Köpfe nach dem

Hause hinein gewendet sind und Gift ausspeien, so daß Giftströme den Boden überfluthen, worin Meineidige und Meuchelmörder waten.

Nat, Nett (Nacht), Tochter Narfi's.

Naunn, ein Fluß, der aus Eikthirnirs Horn ströme.

Naut, ein Fluß; wie Naunn.

Nef, Vater der Nanna.

Nervi, einer der drei Nachtgötter.

Nidaalpen, eine gute Wohnung, die aus rothem Golde gebaut ist, wo gute und rechtschaffne Menschen sich aufhalten.

Nidhag, zwischen demselben und dem Adler auf Yggdrasil sucht das Eichhörnchen Ratatöskur Streit zu erregen.

Nidhögr oder Nidhaggr, eine Schlange, die von unten auf an der Wurzel der Esche Yggdrasil nagt; auch trägt sie bei der Wiedergeburt in ihren Klauen die Leichen.

Nidi, ein Zwerg.

Niflheim, oder Niflheim (Nebelwelt), der nördliche und kalte Theil der Welt, weil er sich in einem chaotischen Zustande befand, ehe Himmel und Erde geschaffen wurden. Eis und Frost sind hier überall. Da die von dort ausgehende Kälte in der Mitte des Ginnungagap's auf die Wärme stieß, die von dem heißen südwärts gelegenen Muspelheim ausströmte; so schmolz dies das Eis, woraus Tropfen wurden. Die Tropfen erhielten Leben, und so entstand der Riese oder Hrimthusse Ymer. — In der Mitte Niflheim's ist der Brunnen Hvergelmer, bis zu welchem sich die eine Wurzel des Baumes Yggdrasil erstreckte. In der Edda wird Niflheim oft auch die „neunte Welt" genannt. An einem andern Orte ist es einerlei mit dem Wohnsitz der Hel — Helheim, oder dem Aufenthalt der Verruchten.

Nikar (siehe Hnikar).

Nikur (siehe Hnikudur).

Niord, Njörd, Njärder, der Gott der Winde und des Reichthums.

Niorfe, Narni, wahrscheinlich die Finsterniß.

Niorun, die Göttinn der Jugend.

Nipner, so wird Odin's Pferd Sleipner im Lied Wegtamr genannt.

Nippungur, ein Zwerg.

Noatun, der Wohnsitz Niord's.

Nordri (Norden), ein Zwerg.

Nori oder Nor, ein Zwerg.

Nornen, Schicksalsgöttinnen.

Norve oder Narfi (nährend), ein Riese in Jotunheim, Vater der Nott (Nacht).

Nessa (siehe Buch).

Nott (Nacht).

Nyi, ein Zwerg.

Nyiadur, ein Zwerg.

Nyt, ein Fluß, der aus dem Horn des Hirsches Eikthyrnir fließt.

O.

Odin, gleichbedeutend mit Alfadur, der Gott der Götter.

Odinstun, das Feld, auf dem die Einherjar in Walhalla kämpften.

Odrärer, der Kessel, worin die Zwerge Fialer und Gubar Quasir's Blut sinnen ließen.

Odur, Od oder Od (der Zornige, Rasende), ein starker, kriegerischer Gott, mit der Göttinn Freya vermählt. Odur zog weit fort und verließ seine Familie, worüber Freya sich so betrübte, daß sie ihm goldrothe Thränen nachweinte. Die Töchter des Odur und der Freya waren Hnos und Gersemi.

Oelwald, ein Riese, Vater des Riesen Thiassi. Er war sehr reich und hatte besonders viel Geld.

Offner, Schlange, welche unter Yggdrasil liegt.

Okolne, ein Aufenthaltsort für gute Menschen in Gimle.

Oliner oder Oller, gleichbedeutend mit Uller (siehe Uller).

Omi (der Brausende), Beiname Alfadur's und Odin's.

Onar oder Anar (Bildungstrieb), Gemahl der Nott und Vater der Jörd.

Onar, ein Zwerg.

Ondurdys, Beiname der Skade.

Ori, ein Zwerg.

Orion's-Gürtel. Dieses Gestirn ist das Spinnrad der Frigga.

Ormt, ein Fluß, über den Thor waten muß, wenn er zu Gericht geht.

Orvandil, Mann der Wole Grea, nach dessen Zeh ein Stern benannt wurde.

Orvanga, ein Ort auf Jornval.

Oski, Oske (Todtenwächter), ein Beiname Alfadur's und Odin's.

Q.

Quasir oder Kwasir, war von Geburt ein Vane (siehe Vanen), der aber so weise war, daß ihm Niemand eine Frage thun konnte, worauf er nicht richtigen Bescheid wußte. Er fuhr weit im Lande umher, um die Menschen zu unterrichten. Einst kam er auf seinen Reisen zu den Zwergen Fjaler und Guler oder Galar, die ihn tödteten und sein Blut in zwei Fässer rinnen ließen, die Son und Boden hießen, und in einen Kessel, Odrärer. Sie mischten Honig in das Blut, woraus ein so trefflicher Meth entstand, daß, wer davon trinkt, ein Dichter und weiser Mann wird. Die verrätherischen Zwerge statteten den Asen den Bericht ab, daß Quasir in Weisheit ertrunken sei. — Dieser Wundermeth wurde dem Riesen Suttung anvertraut, der ihn an der Stelle verbarg, welche Hnitberg (weißer Berg) hieß. Er übertrug seiner Tochter Gunlädi die Aufsicht darüber; dennoch gelang es Odin, sich dieses Meths zu bemächtigen. Davon hat die Dichtkunst den Namen Quasir's Blut, Zwerge Trunk, Odrärer's, Boden's oder Son's Naß, Zwerge Schiff oder Lösegeld, auf Hnitberg's Meth oder Naß.

R.

Raangrith (Wuth nach Beute), Walkyre.

Rabengott, Beiname Odin's.

Radgrith (Wuth des Gerichts oder Urtheilsspruchs), Walkyre.
Radsvidur, ein Zwerg.
Ragnarokr (Götterdämmerung). Mit diesem Namen bezeichnet die Edda den Untergang der Welt. Die nordischen Völker glaubten, einst werde das Weltall, und mit ihm die Götter, von den Feuergeistern (Muspelsöhnen) zerstört werden. Die Guten würden dann nach Gimle, zu Alfadur, die Bösen aber nach Naſtrand kommen. Die Edda schildert den Untergang der Welt folgendermaßen: Erſt kommt ein Winter, der Fimbulwetter (Fimbulwinter) genannt wird. Da ſtöbert der Schnee von allen Seiten; ein ſtarker Froſt herrſcht und rauhe Winde toben, wodurch die Wärme der Sonne vernichtet wird. Solcher Winter werden drei herrſchen, ohne einen Sommer dazwiſchen. Bevor aber dieſe außerordentlich kalten Winter eintreten, wird die ganze Welt mit Krieg und Blutvergießen heimgeſucht werden; Brüder tödten einander aus Habſucht und keine Schonung findet Statt, ſogar nicht gegen Eltern und Kinder. Dann verſchlingt zum großen Verderben der Menſchen der eine Wolf die Sonne, der andere den Mond; die Sterne verſchwinden zugleich vom Himmel; die Erde bebt; Bäume werden entwurzelt; Berge ſtürzen zuſammen; alle Ketten und Banden reiſſen ſich los und Fenrirs Wolf wird frei. Die Meere ſteigen über ihre Ufer, weil die wüthende Midgardsſchlange das feſte Land zu gewinnen ſucht; das Schiff Naglfar wird flott, und der Rieſe Hrymner führt es. Der Fenrirs Wolf fährt einher mit aufgeſperrtem Rachen, ſo daß die untere Kinnlade die Erde, die obere den Himmel berühret; ihm ſprüht Feuer aus den Naſenlöchern und den Augen. Die Midgardsſchlange ſpeiet Gift aus, wodurch Luft und Meer verpeſtet werden; ſie iſt furchtbar und kämpft an Fenrirs Seite. In dieſer furchtbaren Verwirrung birſt der Himmel und Muspelsſöhne kommen geritten, von Surtur angeführt, der von Feuerflammen umgeben iſt; ſein treffliches Schwert übertrifft die Sonne an Glanz. Während ſie über Bifroſt reiten, zerbricht dieſe Brücke, in Stücken; Muspelsſöhne ziehen hinaus auf die Ebene Vigrid, die ſich

hundert Meilen nach allen Seiten hin erstreckt, wo sie zu Fenrirs Wolf und der Midgardsschlange stoßen. Es erscheint Loki und Hrymer und die Hrymtuffen, so wie alle Söhne der Hel. Dann erhebt sich Heimdall, der Götterwächter, und stößt aus allen Kräften in Gjallerhorn, wodurch er alle Götter weckt, die darauf Rath halten, was zu thun ist. — Odin reitet nach Mimer's Brunnen, um von diesem für sich und die Seinigen Rath zu holen. Die Esche Yadrasil bebt, und Alles, was im Himmel und auf Erden ist, fürchtet sich. Die Asen, so wie alle Einherjar (verstorbenen Helden) rüsten sich und reiten vor zur Ebene Vigrid. Voran reitet Odin mit seinem Goldhelm, dem schönen Panzer und dem Spieße Hungnir und geht dem Wolfe Fenrir entgegen. Thor streitet ihm zur Seite, ohne ihm beistehen zu können, weil er selbst genug mit der Midgardsschlange zu thun hat. Es gelingt ihm zwar, die Schlange zu tödten, aber nachdem er neun Schritte davon gegangen ist, fällt er von dem Gifte, das sie auf ihn gespien hat, todt zur Erde nieder. Frey kämpft mit Surtur, und es beginnt ein harter Kampf, der mit Frey's Tod endigt; dieser wurde dadurch herbeigeführt, daß Frey sein gutes Schwert nicht mehr hat, welches er dem Skirner gab.

Auch der Hund Garmr, welcher in dem Loche Geip angebunden war, reißt sich los und verursacht viel Unglück. Er streitet mit Tyr und sie tödten einander. Der Wolf verschlingt Odin, welches sein Tod wird. Vidar wendet sich gegen den Wolf und setzt seinen Fuß in den Unterkiefer desselben. An diesem Fuße hat er den Schuh, zu dem die ganze Zeit die Lederstreifen gesammelt worden sind, die man von den Schuhen für die Zehen und Absätze abschneidet: daher muß Niemand, der den Asen zu Hülfe kommen will, verabsäumen, diese Lappen abzuschneiden. — Mit der Hand greift Vidar in den Unterkiefer, und reißt den Schlund heraus: so endet der Wolf Fenrir! Nach allem diesem wirft Surtur Feuer auf die Erde, und die ganze Welt wird verzehrt. Nach diesem Weltuntergange kommen gute und rechtschaffne Men-

ſchen in den Himmel, wo mehrere herrliche und glänzende Gebäude ſind: Mörder und Meineidige aber kommen nach Naſtrand. Aus dem Meere ſteigt eine neue, grüne Erde hervor, auf welcher das Korn ungeſäet wächſt. Vidar und Vali ſind am Leben geblieben, indem Surtur's Flamme ihnen nicht geſchadet hat; ſie wohnen auf der Ebene Ida, wo Asgard vormals lag. Dort geſellen ſich auch Thor's Söhne, Magni und Modi, zu ihnen, und dieſe haben Thor's Hammer Mjölner bei ſich. Auch Baldur und Hödur kommen von Hel zurück, und ſie ſetzen ſich neben einander, reden und gedenken der vergangenen Begebenheiten. An einer Stelle, die Hamimirholt heißt, verbergen ſich während des Surtur-Brandes zwei Menſchen, Lif und Lifthraſir, die ſich ſtatt mit Speiſe mit Morgenthau nähren. Von ihnen ſtammt ein ſo zahlreiches Geſchlecht ab, daß der ganze Erdkreis bevölkert wird.

Nana oder Nann (Naub), eine Aſinn. Sie gebar ihrem Gemahl Aegir die Alles verſchlingenden Stürme und Wogen, ſo wie auch die neun Wellenmädchen.

Nann oder Naun, Wellenmädchen.

Natarökr oder Natarötur (umherſchweifend), ſo heißt das Eichhörnchen, welches am Eſchenbaum Yggdraſil auf und ab läuft und zwiſchen dem Adler und Nidhug Streit zu ſtiften ſucht, indem es des Aars Worte der Schlange unten wieder ſagt.

Nathgrith, gleichbedeutend mit Nadgrith.

Nati oder Nate, heißt der Bohrer, womit Odin den Hnitberg anbohrte, als er den Meth Suttung's auskundſchaftete.

Naun, ſiehe Nann.

Naynegod (Rabengott), Beiname Odin's.

Nedur, ein Zwerg.

Nefel-Stigum, Ort, von dem Volke unter dem Namen Gangler vorzüglich beſucht.

Negingleif (Knechtſchaft), Walkyre.

Neifgrimmer, ein Riefe.

Nennandi (rinnend), ein Fluß, der aus dem Horn Eikthirnirs ſtrömt.

Richterstuhl (Dömstuhl), der Götter am Urdarbrunnen.

Rie (wie Rennandi), vermuthlich Rhein.

Riesen, sind Halbgötter und mit den Asen vielfach verwandt. Sie besitzen außer der körperlichen Stärke auch alle Weisheit in der Natur, und sind die eigentlichen Feld- und Landgötter, mit Zauberkraft begabt.

Riefer, auch Riesen mit den Thursern nahe verwandt.

Rinda (Erde), Odin's Gemahlinn und Mutter Vali's.

Röska, die Schwester Thialfi's, welche dem Thor zur Sühne gegeben wurde; auch begleitete sie zum Skrimner.

Rota, eine von den drei Walkoren, welche vor den Kriegern in der Schlacht herreiten und die Fallenden bestimmen.

Runen, sind eine den Skandinaviern oder Nordern eigenthümliche Schrift. Sie hatte ursprünglich nur sechszehn Buchstaben in eigener Folge und mit eigenen Namen, welche zum Theil auch die der Götter waren. Man brauchte sie zuerst nur auf Denkmählern, Kerbhölzern u. dgl. m., und theilte sie in günstige und bittere, oder Schaden bringende. Späterhin wurden sie jedoch als wirkliche Schrift gebraucht.

Runenstäbe. In diesen schnitten die Wahrsager und Zauberer die Vorherverkündigungen der Zukunft ein.

Runische Verse, waren der Inbegriff der Zauberer.

Rym, ein Riese, der beim Weltuntergange thätig ist.

S.

Sadr (der Wahrhaftige), Beiname Alfadur's.

Sackin, Fluß, der aus dem Horn des Hirsches fällt.

Saga oder Laga, die Göttinn der Geschichte. Ihr Wohnsitz heißt Sökwaböck.

Sägr oder Sägur, Name des Eismeer's, den Bill und Hvicki trugen.

Sährimner, ein Eber, welcher täglich zur Speisung der Einherjar im Kessel Eldhrimner von Andhrimner (Koch in Walhalla) gekocht wird.

San, ein Faß, worin die Zwerge das Blut des weisen Quasir auffingen.

Sangrid, Walkyre.

Sann-Getall, Beiname Odin's.

Saucmimer, Beiname Odin's und Alfadur's.

Savor, Zwerg.

Schuh-Nornen, sind Schicksals-Göttinnen, welche sowohl Glück als Unglück bringen.

Schwäne, so werden die zwei Vögel des Urdarbrunnens genannt.

Schwarz-Elfen oder Nacht-Elfen, böse, feindliche Elfen.

Se-Belia (die stets Brüllende), war eine Kuh, die Eistein, ein König von Schweden, der Freya zu Ehren heiligte. Er nahm sie mit in jede Schlacht und ließ sie stets in das vorderste Glied stellen, weil er dadurch den Sieg zu erlangen glaubte.

Seid (Zauber- oder Weissagekunst), eine Wissenschaft, die bei den Vanen sehr im Gange war. Die Asen wurden durch Freya darin unterrichtet; denn es heißt, daß Odin die Kunst Seid verstanden und damit merkwürdige Dinge verrichtet habe. Diese Art von Zauberei hielt man aber der Männer unwürdig und überließ sie den Frauen.

Seming, Sohn Odin's und der Skade auf Mannaheim, Schweden.

Sesrimner, Sesrimnir, der große und schöne Saal in Volkwanger, Freya's Wohnung.

Sid, Fluß, der aus dem Horne des Hirsches fällt.

Sif, Thor's Gattinn und Mutter Ullers und Thrudurs.

Sigfaudr (Siegvater), Beiname Odins.

Sigföder, Vater des Vithur (also Odin selbst), welcher den Fenrirs Wolf tödtet.

Sigtivas Söhne, vermuthlich die Menschen, die sterblich Geborenen.

Silfrintopur (Silberzopf), das siebente Asen-Pferd.

Simul (gleich, zugleich), die Eimerstange, worauf die von Maan geraubten Kinder, Bil und Huiki, den Eimer Sägur trugen.

Sindri, ein durch seine Kunstfertigkeit berühmter Zwerg. Er

ist es, der den Eber Gullinbrusti, den Ring Draupner und Thor's berühmten Hammer, Mjölner, geschmiedet hat.

Sindri, eine aus Gold gebaute Wohnung in Gimle; sie liegt auf dem Ida-Gebirge.

Siner, das achte Asen-Roß.

Sif, die zweite Göttinn der Liebe.

Sith, Fluß aus dem Horne des Hirsches strömend.

Sithhautr, Beiname Odin's.

Sithskegg oder Sithskegar, Beiname Odin's.

Skade oder Skadi, Odins Gemahlinn, auch die Niord's.

Skald oder Skulda, eine der drei Nornen oder Schicksals-Göttinnen.

Skaldaburg (Barden-Burg). Die Skalden oder nordischen Sänger, waren bewaffnet mit bei der Schlacht und wurden von den kühnsten Jünglingen, als geheiligte Personen, so lange beschützt, als diese nicht für sich selbst fechten mußten. Diese Bedeckung nannte man Skaldaburg.

Skalden, Sänger, die den Nordern heilig waren. Sie sind es, denen wir die nordische Mythologie verdanken, denn man darf sie wohl als die Erfinder derselben ansehen.

Skangul (Lot der Weile), Wallkyr.

Skapidur oder Ai, ein Zwerg.

Skaffidur, ein Zwerg.

Skeggöld (Schwertzeit), Wallkyr.

Skeidbrimer, Name des fünften Asen-Pferdes.

Skiall, die feine weiße Haut, welche zwischen der Schale und dem Eyweiß liegt. Es ist von dieser Haut bei Gelegenheit des Urdhar- oder Urdar-Brunnens die Rede.

Skidbladner. Dies ist das beste und kunstvollste Schiff der Welt. Es ist von einigen Zwergen, Iwald's Söhnen, verfertigt, und wurde von ihnen dem Asen geschenkt. Es ist so groß und geräumig, daß alle Asen mit ihren Waffen darauf Raum haben, und hat die Eigenschaft, sobald nur die Segel aufgespannt sind, günstigen Wind zu haben, wohin es auch wolle. Wenn es nicht gebraucht wird, kann man es wie ein Tuch zusammenlegen, so daß es in die Tasche kommt.

Skinfari (Schein- oder Leucht-Mähne), das Tagespferd, dessen Mähne die ganze Welt erhellt.

Skirner, Frey's Diener und Vertrauter. Als Frey sich in die reizende Gerdur verliebt hatte, mußte Skirner den Freiwerber spielen, bei welcher Gelegenheit er zu Frey's Schwerte kam. Die Asen gebrauchten den Skirner auch, um das Band Gleipner für den Fenrir's-Wolf durch die Zwerge in Schwarz-Elfenheim anfertigen zu lassen.

Skirvir, ein Zwerg.

Skogul, Walkyre.

Skoll (Nebensonne), ein Riese in Wolfsgestalt, der unaufhörlich die Sonne verfolgt, um sie zu verschlingen. Seine Mutter war die Riesinn Grage.

Skrimner, der Name eines gewaltigen Riesen, mit welchem Thor sich messen wollte. In der prosaischen Edda wird viel von ihm erzählt.

Skuld oder Skulda (Skald). Sie ist zugleich auch Walkyre und reitet mit zwei andern (Gudr und Rota) vor den Kämpfenden her, um die Schlacht zu lenken, und zu bestimmen, wer auf der Wahlstatt bleiben soll.

Sleipner, Odin's bestes Pferd, hat acht Füße und seines Gleichen wird nicht gefunden. Sein Vater war das Pferd Svadilfar.

Slidrugtanni, gleichbedeutend mit Gullinbrusti, Freyr's Eber.

Slidur oder Slid, Fluß, der aus Hvergelmer strömt.

Slith, Fluß, der aus dem Horn des Hirsches strömt.

Snotra, Göttinn der Tugend und Sittsamkeit.

Snotur gleichbedeutend mit Snotra. Höfliche Männer und Frauen werden nach der Snotra Snotur genannt.

Sökvabeck oder Sökvabök, Pallast der Saga.

Sol (Sonne), Tochter Mundilfari's und Schwester Mani's.

Sölund oder Sölunn (Seehain), das Land, welches Gefion vom festen Lande abpflügte und in's Meer hineinschob, wo sie es befestigte. Vermuthlich ist die Insel Seeland darunter verstanden.

Son, Gefäß, worin die Zwerge Quasir's Blut auffingen.

Spadisen oder Spaadisen, weissagende Göttinnen (siehe Geburts-Göttinnen).

Straund, Fluß aus dem Horn des Hirsches fallend.

Suaffner, eine Schlange, die unter Yggdrasil liegt.

Sualin, heißt der Schild, den die Götter zur Abkühlung vor die Sonne gestellt haben.

Suallar (der Tragende), Beiname Odin's.

Suasudur (sanft wehend), der Vater des Sommers.

Sudri (Süden), ein Zwerg.

Suider, Suidrer, Suithr (der Verbrenner, Verwüster), Beiname Odin's.

Sultur (Hunger, Schmachten), das Messer der Hel.

Suna, gleichbedeutend mit Sol.

Surtur, der Herrscher in Muspelheim und unversöhnliche Feind der Asen. Im Ragnarokr zieht er mit Muspelheim's Söhnen und in Begleitung von Loki und dessen Geschlecht gegen die Asen in den Kampf, und setzt Himmel und Erde in Brand, worauf ein neuer Himmel und eine neue Erde kommen, in denen Gerechtigkeit wohnt.

Suttung, Sohn des Riesen Gilling und selbst ein Riese. Er zwang den Zwergen Guler und Fjaler den begeisternden Meth ab, den sie aus dem Blute des weisen Quasir, mit Honig versetzt, bereitet hatten.

Svadilfar, ein Pferd des Baumeisters, der den Asen eine große Burg erbauen wollte.

Svafner (Besänftiger), Beiname Alfadur's.

Svarinshaugi oder Svains-Haugi, ein Ort, wo die Zwerge wohnten.

Svarthöfde (Schwarzkopf), der Sly des Zaubervolks, wie es in der Voluspa gesagt wird.

Svauli, Suaul, Svöll oder Svol, Fluß, der aus Hvergelmer strömt.

Svian, ein Zwerg.

Svider, Beiname Alfadur's, gleichbedeutend mit Suider.

Svidrir, Beiname Alfadur's, gleichbedeutend mit Suidrer.

Svipall, Beiname Odin's.
Svipul, Walkyre.
Svithr, Beiname Odin's.
Svithur, Beiname Odin's.
Svoll (ſiehe Svanll).
Sygin, Loki's Gemahlinn, Mutter Nari's oder Narfe's.
Sylgr, Fluß, der aus dem Horne des Hirſches fließt.
Syn, die Göttinn des Rechts und der Gerechtigkeit.
Syr (die Traurige), Beiname der Freya, den ſie ſich gicht, als ſie auf der Reiſe war, um ihren Gemahl Odr zu ſuchen.

T.

Tanngniostr (mit den Zähnen knirſchend), einer der Böcke, welche Thor's Wagen ziehen.
Tanngrisnerr (mit weit aus einander ſtehenden Zähnen), auch einer der Böcke Thor's.
Thain, ein Zwerg.
Thanll, einer der Flüſſe, die aus dem Horn des Hirſches fließen.
Thecci oder Thecer, Beiname Alfadur's.
Theckur, ein Zwerg.
Thialfi, Thor's Dienſtmann und Begleiter auf ſeiner Reiſe nach Jotunheim (dem Rieſen-Lande). Bei Utgards-loki wollte er mit Hugi einen Wettlauf halten, zog aber den Kürzern, denn Hugi heißt Gedanke. Bei Thor's Kampfe mit dem Rieſen Hrungner war er deſſen Kampfgenoſſe, und tödtete den von den Rieſen verfertigten Thon-Mann.
Thiassi, ein Rieſe aus Jetunheim, Sohn des Rieſen Oelwalds.
Thiodnuma, Fluß, der aus dem Horn des Hirſches ſtrömt.
Thiodvitnis, vermuthlich einer der beiden Flüſſe, die den See bilden, in welchem der Wolf Fenrirs auf einer Inſel gebunden liegt.
Thok oder Tok, ein Rieſenweib. Sie war es, welche keine

Thräne vergießen wollte, als die ganze Welt über Balder's Tod trauerte, und hintertrieb dadurch deſſen Rückkehr in's Leben. Man vermuthet, daß Loki ſelbſt ſich unter dieſer Geſtalt verhüllt hatte.

Thor, der Gott des Donners.

Thoren, ein Zwerg.

Thorgard von Halogaland (Helgoland), eine Tochter des Königs Holgi, nach welchem die Felſen-Inſel Helgoland benannt worden ſein ſoll. Sie wurde beſonders von dem berühmten Hakon Lade-Jarl verehrt, der ihr ſeinen Sieg über die Jomsvikinger zuſchrieb. Man ſagt, er habe ihr und ihrer Schweſter Wepa ſeinen Sohn Erling geopfert. Ihr Bild, welches in Gold und Silber gekleidet, in einem Tempel aufgeſtellt war, wurde von Olaf Tryggvaſon zerſtört.

Thorsdrapa (Thor's Treffen), ein altes Gedicht von Gjlif, Gudrunerſohn.

Thorstag heißt der Donnerstag nach dem Thor.

Thridi oder Thridje (der Dritte), Beiname Odin's.

Threinn, ein Zwerg.

Thror, ein Zwerg.

Throrr, Beiname Odin's.

Thrudgelmer, Vater des Rieſen Bergelmer.

Thrudr, Tochter des Thor und der Sif.

Thrudur, Walkyre.

Thrudwanger, die Wohnung Thor's in Asgard.

Thrymheim, ein Felſen, worauf der Rieſe Thiaſſi wohnte; auch der Geburtsort der Skade.

Thudr, Beiname Odin's.

Thunda, vermuthlich einer der Flüſſe, welche den See bilden, in welchem auf einer Inſel der Wolf Fenrirs gebunden liegt.

Thurſer oder Thuſſer, ein Völkerſtamm.

Thuſſen-Blendlinge; ſo nennt man die Nachkommen der Thuſſer und der Töchter von Menſchen. Unter Thuſſen verſtand man Rieſen.

Thyn (vermuthlich die Düna), ein Fluß aus dem Horn des Hirſches.

Tok (ſiehe Thok).

Trol, Trolde, Bjergtrolde, Troldquinda, bedeuten so viel, als Bergriesen, Jetten oder Thusser. Man verstand darunter eine Nation, die östlich und nordöstlich von den Asen, gegen das Eismeer hin, wohnten, und mit welchen die Asen viel zu schaffen hatten, bevor sie nach dem Norden hinkamen. In den späteren Edden scheinen Odin und seine Asen diese Namen geführt zu haben.

Troller, eine Art von Teufeln oder Dämonen in Menschengestalt.

Trolquinde (siehe Trol).

Trygvason, zerstörte und verbrannte das Bild der Thorgard.

Tungel, bedeutet so viel als Mani oder Mond.

Tvite oder Tuite, ein Felsstück, welches dazu dient, den Fenrir's Wolf desto stärker zu fesseln.

Tyr (Herr), Odin's Sohn, der Gott der Stärke.

Tyrhraustur, dreist und tapfer wie Tyr.

Tyrspakur, weise redend wie Tyr.

U.

Udainsker oder Udainskar (das Land der Unsterblichen). Es war eine Stelle, wo Alter und Krankheit alle diejenigen verließen, die dahin kamen, so daß Niemand sterben konnte. Sie lag in Gudmunds Reich. Gudmund war ein Häuptling in Jötnaheim; seine Wohnung hieß Gaund und sein Herred (Sprengel) Glasisvul.

Udur, Wellen-Mädchen.

Ulfflidur (Wolfsglied); so nannte man Tyr, nachdem ihm Fenrir die Hand abgebissen hatte.

Uller, einer der zwölf Diar oder Richter, Sohn der Sif, Stiefsohn Thor's. Er wird auch Utter genannt, so wie an andern Orten Oller.

Urd, Urda oder Urthr, die Norne der Vergangenheit.

Urdabrunnen, bedeutet so viel als die Urzeit.

Urdar-Brunnen (Brunnen der Urzeit), ein sehr heiliger Brunnen an der dritten Wurzel der Esche Ygdrasil.

Urthr (siehe Urd).

Utgard (das äußere Land), bezeichnet die Länder, die nördlich und nordöstlich von den Asen, gegen das Eismeer hin, lagen. Sie wurden von Riesen und Thursen (Thussen) bewohnt und man nannte sie auch Jötnagandar.

Utgardsloki, war der Beherrscher von Utgard

Utharbrunnen, heiliger Ort, die Gerichtsstätte der Götter.

Utter (siehe Uller).

V.

Valaskialf oder Valaskjalf, die von den Göttern erbaute Wohnung Odin's, welche mit Silber gedeckt ist. Hier befindet sich der Thron Hlidskialf, von dem Alfadur (Odin) die ganze Welt übersieht.

Valdur, welcher mit Haudur und Häner in Odin's Schlössern nach der Wiedergeburt wohnt.

Vale oder Wale, Sohn des Loki und der Sygin. Er zerreißt in Wolfsgestalt seinen Bruder Narve.

Valgaudr (Wähler der im Kampfe Fallenden), Beiname Odin's.

Valarind, der wohlverwahrte Ort der Auserwählten.

Valhalla oder Walhalla, der Himmel der Helden (Einheriar). Dieses war ein großer Pallast mit 540 Thüren; aus jeder Thür ziehen achthundert Einheriar auf Einmal heraus, wenn sie in den Kampf gehen. Die Anzahl derselben ist sehr groß, und wird sich unzählig noch vermehren. Langt ein Einheriar an, so wird er mit dem Gruße Walhallas: „Genieße, Einheriar, Frieden und trinke Meth mit den Göttern," begrüßt. Ihr täglicher Zeitvertreib ist, zu kämpfen, sich zu tödten und wieder lebendig zu werden; denn alle Wunden, die sie im Kampfe erhalten haben, werden in Walhalla geheilt, sobald das Zauberhorn Heimdall's ertönt. Hierauf schwelgen sie in Einherium-Oel, und die schönen Walkyren, welche sie nach Walhalla geführt haben, füllen ihnen ihre Trinkhörner. Die Götter freuen sich, daß die Einheriar sich täglich vermehren, denn sie erwarten wichtige Dienste von ihnen, wenn die Riesen den Himmel erstürmen wollen.

Vali, Ali oder Wale (der Mächtige), Sohn Odin's und der Rind (Erde). Er iſt muthig im Kriege und trefflich im Bogenſchuß. Er iſt zugleich auch einer der zwölf Dior oder Richter in Asgard.

Valkyrier, Walkyren, Schlachten-Wählerinnen.

Valtiſa oder Waltiſa, der Schlachten-Gott.

Valtifar oder Waltifar, die Götter der Niederlage.

Valvater, Valfauthr, Beiname Odin's.

Van, Fluß aus dem Horne des Hirſches.

Vanadys, Beiname der Freya.

Vanaheim, das Land der Vanen.

Vanen oder Wanen. Sie ſcheinen ein mächtiger Stamm von Rieſen oder Halbgöttern geweſen zu ſein, mit denen die Aſen Krieg führten. Sie verabredeten eine Zuſammenkunft, um Frieden zu ſchließen, der auf die Weiſe eingegangen wurde, daß beide Partheien in ein Gefäß ſpuckten. Die Vanen gaben den Njord den Aſen als Geißel, und erhielten dagegen den Häner. Erſterer wurde zum Range eines Gottes erhoben und Letzterer von den Vanen zum Könige erwählt. In der Hymiskringla heißt es, daß die Vanen am Fluſſe Tanais (in Aſien) wohnten, daß Geſchwiſter bei ihnen einander heirathetea, und die Zauberei, Seid genannt, ſehr bei ihnen im Schwange ging.

Var oder Vär (Verſprechungen), die Göttinn der Schwüre, Ehe und Hochzeit. Sie hört die Eide der Menſchen und beſtraft die Eidbrüchigen. Weiſe iſt ſie und forſcht nach Allem, ſo daß ihr nichts verborgen bleiben kann.

Vaund, ein Fluß, der aus dem Horne des Hirſches ſtrömt.

Ve oder We, ein Bruder Odin's und Vile's (Wile). Da Odin Asgard verließ, regierten hier beide Brüder.

Vedrfölner (Windmacher, Wetter- und Windverberger), ein Habicht, der zwiſchen den Augen des Adlers auf der Eſche Ygdraſil ſitzt.

Vegsvin oder Wegſuinn, Fluß, der aus dem Horn des Hirſches ſtrömt.

Vehleda, eine der Wolen (Zaubergöttinnen).

Veigur oder Weigur, ein Zweig.

Veorr oder Veorr, ein Beiname Thor's.

Veratyr, ein Beiname Odin's, bedeutet vermuthlich Helfer oder Beistand der Menschen.

Verdandi, Verdande, die Norne der Gegenwart.

Vestri (Westen), ein Zwerg.

Vid, ein Fluß, der aus Hvergelmer strömt.

Vidar oder Widar (der Sieger), Odin's Sohn von der Riesenfrau Gridr.

Vidblain oder Widblain (der blaue Raum), der Aufenthaltsort der weißen oder Licht-Elfen nach der Götterdämmerung; es ist dies ein eigner Himmel, der südlich von Gimle liegt.

Vidfinr oder Vidfidur, ist der Vater der Kinder Bil und Huike, welche Mani raubte.

Vidolf oder Widolf, der Sitz der Hexen.

Vidr oder Vidur, Beiname Odin's und Alfadur's.

Vigrid, ist die Ebene, wo Muspels Söhne bei der Götterdämmerung mit Fenrir's Wolf und der Midgardsschlange zusammenstoßen. Die Ebene Vigrid erstreckt sich hundert Meilen nach allen Seiten.

Vigur, ein Zwerg.

Vili oder Wili, Vör's Sohn und Odin's Bruder.

Vilmeid, der Aufenthaltsort der Wahrsager.

Vimur oder Vimer, ein außerordentlich großer Fluß, den Thor bei seiner Reise nach Gezrodsgard mit Hülfe des ihm von der Riesinn Gridur gegebenen Stabes durchwatete.

Vin, ein Fluß, der aus dem Horn des Hirsches strömt.

Vina, ein Fluß, aus dem Horne Eikthirnir's.

Vindalfur, ein Zwerg.

Vingolf, der Tempel der Freundschaft und Liebe in Asgard.

Virvir, ein Zwerg.

Vith, ein Fluß, der aus dem Horn des Hirsches strömt.

Vitur, ein Zwerg.

Voten oder Woten, Zauber-Göttinnen oder Feen.

Voluspa, Prophezeihung der Sibylle oder der Wole.

Von, ein Fluß, der durch den Geifer von Fenrir's Wolf entstand.

Vôra oder Wora (Vorſicht), die Göttinn der Hochzeit und Ehe. Sie iſt es, welche die geheimſten Schwüre und Verträge der Liebenden hört und jede Treuloſigkeit richtet. Ihr bleibt nichts verborgen.

W.

Walaskialf, gleichbedeutend mit Valaskjalf.

Walgautur, Herrſcher der Schlachten, Beiname Odin's.

Walglaum, vielleicht der Henrir's Wolf.

Walgrind (ſiehe Valagrind).

Walhalla (ſiehe Valhalla).

Walkyren (ſiehe Valkyrier).

Waltam, angeblich der Vater Wegtamr's.

Wanadys (Göttinn der Vanen oder Wanen), Beiname der Freya.

Wafadar (Kälte und Regengüſſe bringend), Sohn Windliöns (des Winters).

Wate (der Wackere, Weiſe) Beiname Hermodur's.

We (ſiehe Ve).

Wegtamr, heißt ſo viel als Wanderer.

Weerr (ſiehe Verr).

Widblain, ſiehe Vidblain.

Widolf, ſiehe Vidolf.

Widrer, Beiname Odin's.

Witi, ſiehe Viti.

Windheim (das zweite), wird von den Söhnen zweier Brüder bei der Wiedergeburt bewohnt.

Windliön oder Windfuatar (kaltwehend), Vater des Winters.

Windfuatar, ſiehe Windliön.

Wingolf, ſiehe Vingolf.

Wirthandi, Werdandi, ſiehe Verdandi.

Wirwir, ſiehe Virvir.

Wodan oder Godan; ſo wird Odin bei den Saſſen und Longobarden genannt.

Wodensdag (Tag des Wodan), in Geldern und Weſtphalen Mittwoch.

Wole, siehe Vole.

Won, so heißt der Schaum, welcher dem Fenrir aus dem Munde läuft, nachdem die Asen ihm das Schwert in den Rachen gesteckt hatten.

Wora, siehe Vöra.

V.

Ydalir (thaureiche Thäler), der Wohnsitz Uller's in Asgard.

Ygdrasil, eine Esche in Asgard, unter der die Götter sich täglich versammeln, um Gericht zu halten. Diese Stelle ist die vornehmste und heiligste in Asgard. Die Esche Ygdrasil ist der beste und herrlichste unter allen Bäumen, dessen Zweige sich durch die ganze Welt verbreiten, und bis in den Himmel reichen. Auf drei Wurzeln ist dieser Baum begründet; diese erhalten ihn auch und breiten sich ungemein weit aus. Die eine Wurzel ist unter den Asen, und unter ihr quillt der heilige Brunnen der Vergangenheit (der Urdar-Brunnen); die zweite bei den Hrimtussen (Riesen), und unter ihr befindet sich der Brunnen der Weisheit (der Mimir's-Brunnen). Die dritte Wurzel breitet sich über Nifleheim aus, und unter dieser ist die Quelle Hvergelmer, wo es eine Menge Schlangen giebt, und wo die Schlange Nidhögr (Neidhart) von unten an der Wurzel nagt. Bei der Wurzel, welche sich zu den Hrimtussen erstreckt, ist die Quelle oder der Brunnen Mimir's, in welchem die Weisheit verborgen ist. Der Herr von diesem Brunnen Mimer (Alfadur) ist voller Weisheit, weil er jeden Morgen aus dieser Quelle durch das Gjalarhorn trinkt. Eines Tages kam Odin, und bat sich einen Trunk davon aus; aber dieser Wunsch fand nur Gewährung, nachdem er eins seiner Augen als Pfand eingesetzt. Aus diesem Grunde ist Odin einäugig. Alle Morgen rühret Mimir den süßen Meth um, und schwenkt ihn, weil das theure Pfand (Odin's Auge) darin verborgen ist. — Die dritte Wurzel der Esche Ygdrasil ragt über den Himmel, und auch hier ist ein sehr heiliger Brunnen, der Urdar-Brunnen, an dem die Götter ihren Dömstuhl (Richterstuhl) haben, und wohin

sie täglich über die Brücke Bifroſt reiten, um Gericht zu halten. Ein weißer Adler ſitzt in den Zweigen der Eſche, der viele Dinge weiß. Zwiſchen ſeinen Augen ſitzt der Habicht Vedrfölner. Außerdem giebt es hier auch noch ein Eichhörnchen, welches Ratatöskur (umherſchwärmend) heißt; dieſes läuft am Baum auf und ab und ſucht zwiſchen dem Adler und der Schlange Nidhögr Neid zu erregen. Vier Hirſche, deren Namen Dainn (Tod), Dualin (Weile, Aufſchub), Dunayr (Weihbett) und Dyrathor (hartes Thor) heißen, laufen unter den Zweigen und freſſen von den Blättern und Knospen des Baumes.

Yggr, ein Beiname Odin's.

Yger, Ygir, Fluß, der aus Hvergelmer ſtrömt.

Ymer (Chaos), ein Eisriese, deſſen Entſtehung ſo geſchildert wird: Der Froſt von Niflheim und die Hitze von Muspelheim begegneten einander in Ginungagap, davon entſtand ein Geſchöpf, das menſchliche Geſtalt hatte, und dieſes war Ymer, Stammvater eines böſen Geſchlechts, das Hrimtuſſen genannt wurde. Er hatte einen Sohn, Namens Aurgelmer, deſſen Sohn wieder Bergelmer hieß. Bör's Söhne, Odin, Vili und Ve, tödteten Ymer, und es floß ſo viel Blut aus ihm, daß ſein ganzes Geſchlecht darin umkam, bis auf Bergelmer, der ſich mit ſeinem Weibe auf einem Boote rettete. Dieſer wurde nun der Stammvater des neuen Hrimtuſſen-Geſchlechts. Bör's Söhne nahmen Ymers Leichnam und bildeten daraus die Erde; aus ſeinem Blute Meer und Seen; aus ſeinen Knochen die Berge; aus ſeinen Zähnen Steine; aus ſeiner Hirnſchale den Himmel; aus ſeinem Gehirne die Wolken, und aus ſeinen Augenbraunen Midgard.

Ymer, ein anderer Rieſe, den Thor auf ſeiner Reiſe beſuchte und tödtete, als jener ihn daran verhinderte, die Midgardsſchlange zu fangen.

Ymsfauthr (Rieſenvater), Beiname Alfadur's.

Yrpa, Schweſter der Thorgard.

Freia.

Hertha oder Rinda

Tyr.
Frey.
Niord.
Hermode.

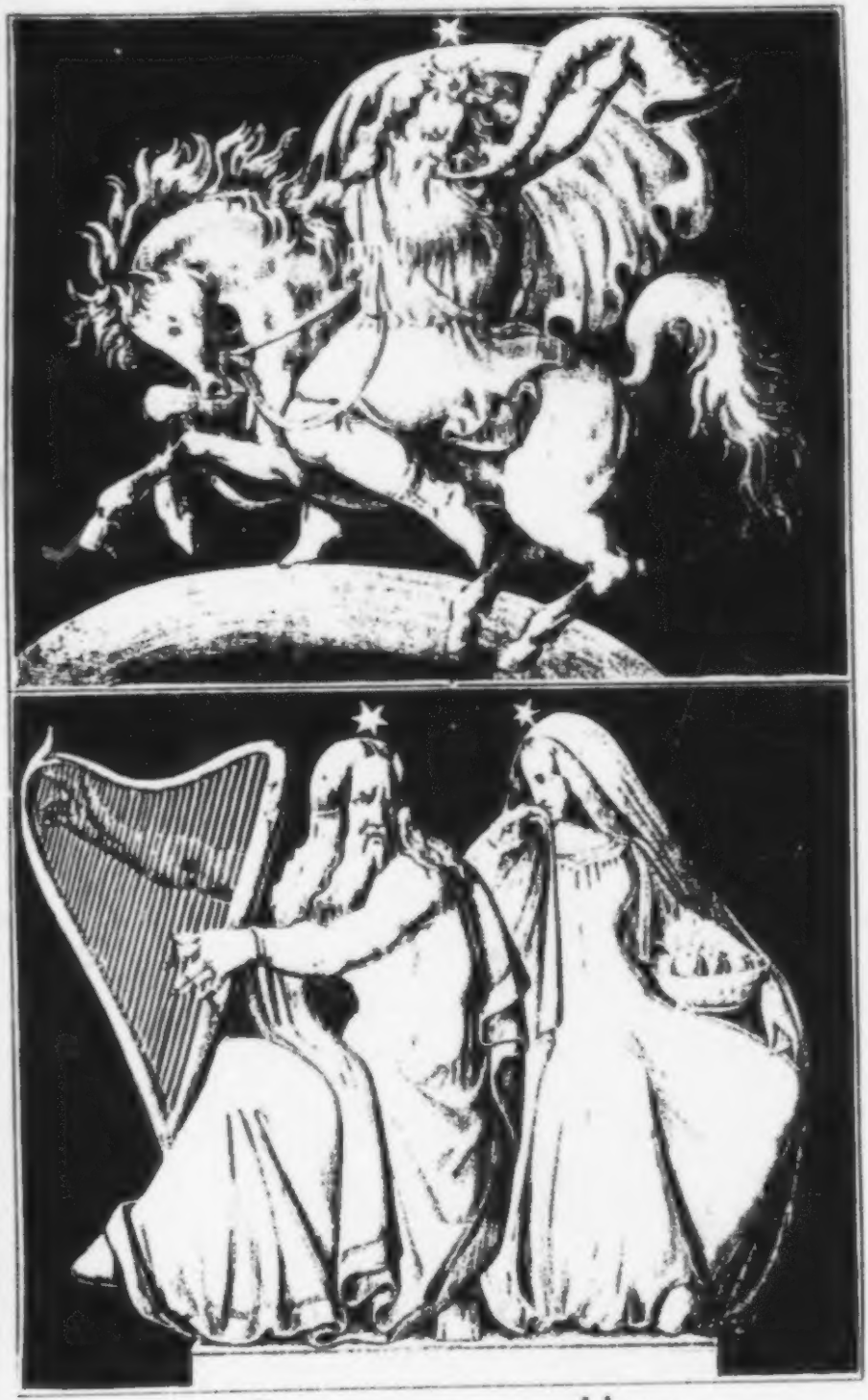
Ask und Embla.

Odin oder Wodan.

Frigga.

Thor.

Heimdal.



Bragu. Idunn.

Walkyrien.

Nornen.

Erinnerungen

aus

meinem Leben,

in kleinen Bildern

von

Amalia Schoppe,

geb. Weise.

Erster Theil.

[illegible] 1838.

Verlag [illegible] Pommerich.

BIBLIOTHEK KÖNIGL. PALAIS

„ ..... Il y a, pour tout homme, de ces souvenirs qui marquent un pas décisif dans la vie; c'est un date qui fait soupirer ou sourire, un lieu qu'on recherche ou qu'on évite! ..... Poteaux indicateurs laissés derrière nous, et vers lesquels nous nous détournons quelquefois pour regarder où nous avons changé de route, où nous avons renoncé à l'ombrage et retrouvé le soleil."

Emile Souvestre.

KOEN. BIBL. DER UNIVERS. HALLE.

Ihrer

innig geliebten Freundin:

Lina Reinhardt

die

Verfasserin.

Inhalt des ersten Theils:

		Seite
I.	Die Stifts-Dame	1
II.	Der Musikfreund	55
III.	Lucilie	91
IV.	Ein Frommer	149
V.	Ein seltsames Liebespaar	181
VI.	J. G. Müller in seinen letzten Jahren .	205
VII.	Die Unbekannte im grünen Häuschen .	223

I.

Die Stifts-Dame.

Die Stifts-Dame.

Das Städtchen J. in einem benachbarten Herzogthume iſt eins der reizend-gelegenſten, die je mein Auge erblickte. Ein ſchöner, ſchnell dahin rauſchender Fluß faßt es von der einen Seite ein, und die maleriſchen Ufer der Stöhr — ſo heißt der Fluß — mit ihren üppig grünenden Wieſen, ihren Weilern und Kirchdörfern bieten einen eben ſo ſchönen, als friedlichen Anblick dar, während das Städtchen von der andern Seite von waldigen Höhen bekränzt wird, auf deren höchſter Spitze man das Stammſchloß einer in gerechter Achtung ſtehenden gräflichen Familie erblickt. Die ganze Gegend athmet einen Frieden, der ſich unwillkürlich der Seele mittheilt und die etwa darin aufgeſtiegenen Stürme alsbald beſchwichtigt.

kommend und bald dafür bekannt, daß ich einige gesellige Talente besäße, sah mich auf's Freundlichste und Zuvorkommendste von den Stifts-Damen aufgenommen, die kein anderes Geschäft hatten, als sich gut zu unterhalten und ihre bedeutenden Revenüen so angenehm als möglich zu verzehren. Es wurden Feste aller Art, Bälle, Gesellschaften, Musik-Partien, ländliche Ausfahrten u. s. w. veranstaltet, und ich durfte nicht dabei fehlen.

Ich kann mir jetzt, wo ich auf dem Standpunkte angelangt bin, von wo aus man das Leben mit ruhigen Blicken zu überschauen befähigt ist, nicht verhehlen, daß alle diese Zerstreuungen, daß der beständige Verkehr mit jungen Mädchen, die keinen andern Lebenszweck hatten, als sich zu zerstreuen und zu unterhalten, mir Gefahr drohte, indem nach und nach jener Ernst von mir wich, der mich, trotz meiner Jugend, einer sehr edeln und hochbegabten Frau, meiner Rosa-Maria, theuer gemacht und das süße Band einer nur mit unserm Leben endenden Freundschaft um uns geschlungen hatte. Schon dürstete meine Seele nach Vergnügungen und rauschenden Festen; schon wählte ich meine Lectüre nicht mehr wie sonst, und ein seichter Roman durfte manche freie Stunde tödten; schon ekelten mich die in kleinen Städten uner-

läßlichen Klätſchereien nicht mehr wie früher an; ſchon begann die Toilette eine Rolle bei mir zu ſpielen; ſchon füllten ernſte Studien nicht mehr allein meine Zeit aus; ſchon begann ich Werth auf einige körperliche Vorzüge zu ſetzen, die die Natur mir verliehen hatte; ſchon prunkte ich gern mit meinen geringen Talenten; kurz, ich war auf dem Wege, ein eben ſo ſeichtes Geſchöpf zu werden, wie es der größte Theil von Damen war, mit welchen ich im täglichen Verkehr lebte, als der Himmel ſich meiner Jugend und Unerfahrenheit annahm, und mir eine Freundin zuführte, die bald meinem ganzen Weſen ſeine fruhere Richtung wieder geben ſollte.

Zu den vier und zwanzig Stifts-Damen gehörten auch Eliſe und Margarethe von A. Ich hatte ſchon viel von Beiden gehört, aber, obgleich ich mich faſt beſtändig im Kreiſe ihrer Schweſtern umhertummelte, ſie doch noch nie in einer der von mir beſuchten Geſellſchaften geſehen, weil Beide in einer Art von Verruf ſtanden, Eliſe, weil man ſie beſchuldigte, die Gelehrte ſpielen zu wollen, und eine höchſt bizarre Perſon zu ſein, und Gretchen — ſo hatte man ihren Namen abgekürzt — weil man ihr, trotz ihres ehrwürdigen Standes, eine Menge galanter Affairen zuſchrieb,

an welchen Beschuldigungen der Neid wohl nicht einen geringen Antheil haben mochte, indem Gretchen nicht nur für das schönste Fräulein im Städtchen, sondern im ganzen Lande galt. Beide Schwestern lebten mit ihrer Mutter zusammen, die, obschon zu den ersten Familien des Landes gehörend, verarmt war und von ihren Töchtern ernährt wurde, eben so wie ein Bruder, der Officier war und mit seinem geringen Solde nicht auskommen konnte.

Ich hatte auf Kosten beider Schwestern schon tausend Geschichten, besonders auch im Hause meiner Anverwandten, gehört, und wenn man gleich der außerordentlichen Schönheit der Einen und dem Verstande der Andern volle Gerechtigkeit widerfahren ließ, so hieß es doch immer: mit Beiden kann man nicht umgehen, ohne, besonders wenn man noch jung ist, seinen Ruf auf's Spiel zu setzen. Mein Verlangen nach einer solchen Bekanntschaft war daher nicht eben groß, obgleich das, was ich besonders von Elisens Geist und Kenntnissen hörte, meine Neugierde einigermaßen reizte und wohl zuweilen den Wunsch in mir aufregte, sie wenigstens einmal sehen und mich mit ihr unterhalten zu können.

An einem Sonntag-Nachmittage sollte dieser Wunsch ganz unerwartet in Erfüllung gehen. Es

war im Juni und der schönste Tag, den der Himmel nur der Erde schenken konnte. Zwei Gräfinnen B., Elisabeth und Georgine, an die ich mich besonders angeschlossen hatte, schlugen mir einen Spaziergang vor, und wir eilten den reizenden waldigen Höhen zu, in deren Schatten wir so oft schon selige Stunden verlebt hatten. Nichts kam unserer Heiterkeit gleich; wir sangen, tanzten, scherzten, lachten um die Wette, so wie wir die Waldes-Einsamkeit erreicht hatten, und noch nie hatte Elisabeth ihren glänzenden, oft aber auch sehr scharfen, Witz so brillant spielen lassen, als auf diesem Spaziergange. Sie war unerschöpflich in allerliebsten piquanten Geschichten aus ihrem frühern Hofleben an einem kleinen deutschen Hofe, und Keiner erzählte, wie sie; dazu der reine, blaue Himmel über uns, die mit den balsamischen Düften der Birken erfüllte Luft, der Gesang der Waldvögel, das Rauschen der Bäche, die Tausende von Blumen, die am Rande derselben blühten; kurz, meine Seele befand sich in jener Art von Berauschung, wie man sie nur in den glückseligen Tagen der Jugend zu empfinden vermag.

Ermüdet von der langen Wanderung, ließen wir glücklichen Drei uns endlich auf das schwel-

lende Moos unter einer großen, allein stehenden Eiche nieder, von wo aus man, da sie die Spitze eines Hügels bekränzte, der unübertrefflichsten Aussicht auf ein zu Füßen des Hügels liegendes Wiesenthal genoß. In meiner Seele fing es, trotz der Störungen von außen durch Elisabeths anmuthiges Geschwätz, an, stille zu werden; ich stimmte bald nicht mehr ein und schwelgte, von meinen Begleiterinnen unbemerkt, in höhern Wonnen. Ein Liedchen, eins von denen, die nie von uns niedergeschrieben werden, die aber wohl die schönsten sind, die uns ein poetisches Gemüth eingiebt, ging durch meine Seele, und droben im höchsten Gipfel der Eiche saß der Componist desselben, eine Schwarzdrossel, die es auf der Stelle in Musik setzte; ich hörte so fast nicht mehr, was die muntere, unerschöpfliche Elisabeth plauderte und wurde erst aus meinen süßen Träumereien durch den Ruf aufgeschreckt:

—„O weh! da kommen sie! Wir können ihnen nicht mehr entweichen."

—„Wer denn?" fragte ich verwundert.

—„Elise und Gretchen," flüsterte sie mir zu. „Man hat uns bereits gesehen und wir müssen jetzt Stand halten; das ist fatal!"

Das war dieses unerwartete Zusammentreffen

mit den viel beſprochenen Schweſtern für mich nun keineswegs, vielmehr freute ich mich des Zufalls, der ſie mir entgegen geführt, ohne daß ich ſie aufgeſucht hatte, und ſo ſah ich den beiden langſam auf uns Zuſchreitenden mit geſpannter Neugier entgegen.

Der Ruf hatte nicht zu viel von Gretchens wahrhaft bezaubernden Schönheit geſagt, und ſo fiel natürlich zuerſt mein Blick auf ihre hohe, ſchöne, ſchlanke und ſtolze Erſcheinung, deren entblößtes Haupt — ſie hatte den leichten Strohhut der Schwüle des Tages wegen abgenommen und trug ihn am Arme — gleichſam wie von einem Heiligenſcheine umgeben war, indem die Sonne golden durch die faſt überreiche Fülle hellbrauner Locken ſchien. Nie habe ich wieder ein Paar Augen geſehen, wie Gretchens: ſie beſchämten das Blau des Veilchens und ihr Glanz wurde durch einen dichten Kranz langer, dunkler Wimpern ſo erhöht, daß man ſie auf den erſten Blick für ſchwarz hätte halten ſollen. Stirn, Naſe, Mund, Wangen, Kinn und Colorit waren vollkommen ſchön und die Weiße und Feinheit der Haut unübertrefflich; eine Reihe der köſtlichſten Zähne ſchmückten den roſigen Mund.

Ich geſtehe, daß ich durch dieſe überraſchende

Erſcheinung in eine Art von Erſtaunen, ja, ich möchte ſagen, Anbetung, verſetzt wurde, und den Blick nicht von Gretchen weg und auf deren kleine, unſcheinbare Schweſter zu wenden vermochte, die ihr am Arme hing und erſt von mir bemerkt wurde, als ſie uns mit einer feinen, faſt ſchrillenden, und ſo höchſt unangenehmen, Stimme begrüßte.

Es würde in der That für den geiſtreichſten und geſchickteſten Maler nicht möglich ſein, einen größern und ſchneidendern Contraſt durch ſeinen Pinſel hervorzurufen, als der war, den dieſe beiden Schweſtern in ihrer äußern Erſcheinung darboten. Eliſe reichte ihrer Begleiterin kaum bis an die Schultern und war ſo verwachſen, wie man ſelten Verwachſene ſieht; nicht nur der Rücken bot einen bedeutenden Höcker dar, ſondern auch die Bruſt war ſchief, die Hüften waren es, wahrſcheinlich auch die Beine, welche, ſo wie die Arme, unverhältnißmäßig lang gegen den Oberkörper waren. Man denke ſich zu dieſer Geſtalt einen viel zu großen, von rothem, mit Grau untermiſchtem Haar umfloſſenen Kopf, eine etwas aufgeworfene Naſe, einen großen, zahnloſen Mund mit ſchmalen, geſchminkten Lippen und hohle, eingefallene Wangen, auf denen gleichfalls dicke

Schminke saß. Nur ein Paar graue, nicht eben große, aber schön geschnittene und blitzende Augen, aus denen eine wunderbare Gluth hervorbrannte, verriethen den Geist, den diese abschreckende Hülle einschloß. Um das Auffallende dieser fast mit Widerwillen erfüllenden Erscheinung zu vermehren, so war das Fräulein noch überdies sehr phantastisch angezogen, nämlich mit einem gestickten weißen Kleide, worüber es ein scharlachrothes Jäckchen, vorn mit langen Schößen, und reich mit schwarzen Litzen verziert, trug; diese Kleidung, obgleich sie zu jener Zeit nicht ganz ungewöhnlich war, und namentlich von sehr jungen und schönen Personen getragen wurde, gab Elisen doch mehr das Ansehen eines Affen, denn eines Menschen, und ich sah mich nach dem Bären um, der ihm, wie mein Satyr mir in dem Augenblick zuflüsterte, nothwendig folgen müsse.

So unangenehm, wie schon gesagt, meinen Begleiterinnen dieses Zusammentreffen mit den beiden verrufenen Schwestern auch war, so konnten sie doch nicht umhin, diese einzuladen, neben uns Platz zu nehmen, da es, vermöge ihres gleichen Standes und der Verhältnisse, zu viele Beziehungen zwischen ihnen gab und sie sich wenigstens im Convente, in der Kirche und in den Cirkeln

der Prinzessin, ihrer Äbtissin, oft sehen mußten. Ungezwungen nahmen die beiden ungleichen Schwestern die Einladung an; ein weißes Taschentuch wurde auf das Moos gebreitet und sie setzten sich zu uns.

Es war ersichtlich, daß das schöne Gretchen Glück machen und besonders mich, von der sie schon gehört haben mochte, erobern wollte, denn sie gab sich alle nur erdenkliche Mühe schön zu reden und sogar empfindsam. Sie mochte wissen, daß ich zuweilen Verse machte und für eine Art von Schöngeist galt, da einige meiner Erstlings-Gedichte bereits in dem von Varnhagen, Chamisso, Neumann und einigen Andern herausgegebenen poetischen Taschenbuche abgedruckt worden waren; daher fütterte sie mich, um mir Respect vor ihrem Verstande einzuflößen, gleichsam mit auswendig gelernten Versen und schönen Sentenzen und legte in jedem Worte eine Sentimentalität an den Tag, die mir mehr als ein Lächeln abnöthigte und mir ihren Verstand sehr verdächtig machte. In der That war Gretchen so dumm als schön, und das will viel sagen.

Elise, die durch Zufall dicht neben mir Platz genommen hatte, sprach lange kein Wort. Ihr Auge, in dem sich bald ein feuchter Glanz zeigte,

hing an dem unübertrefflich-schönen Schauspiele der untergehenden Sonne, die ihre letzten flammenden Strahlen auf den Fluß warf, der in einiger Entfernung von uns am Saume des Hügels hinfloß und dessen Wellen, leicht vom Abendwinde aufgeregt, in Millionen sprühender Funken erzitterten. Ein leises Zucken, das sich um ihren Mund zeigte, der Ausdruck in ihrem Auge sagten mir, was in diesem Augenblick in ihrer Seele vorging; die meinige empfand Dasselbe, unsre Blicke fanden sich und ein Bund war zwischen uns geschlossen, der nur mit unserm Leben enden sollte.

Wir ließen die andern Drei schwatzen und blieben stumm; dann, als aufgebrochen wurde, um den Rückweg anzutreten, weil es bereits spät geworden war, ließen wir sie vorauf gehen und schlenderten langsam hinter drein; ich hatte Elisen, die nur mühsam ging, den Arm geboten und führte sie.

Wir sprachen jetzt mit einander; was? weiß ich nicht mehr zu sagen, aber meine Seele war wie bezaubert, mein Herz beglückt, wie seit lange nicht; Elisens Worte, obgleich mit einer so unangenehmen Stimme gesprochen, tönten wie Musik in mein Ohr; sie hatte für Alles den richtigsten

und schönsten Ausdruck und sprach doch so natürlich; sie war witzig, aber ohne alle Bosheit; sie schien Alles zu wissen und doch nicht, daß sie irgend etwas wisse.

Nie vermöchte meine Feder zu beschreiben, was durch diese Begegnung so urplötzlich in meinem Innern geweckt, aufgeregt, zur Sprache gebracht wurde. Mein bisheriges frivoles Treiben und Leben kam mir wie ein böser Traum vor, und mit Schmerz und Beschämung dachte ich daran, daß ich demselben fast seit einem Jahre die edlern Beschäftigungen zum Opfer gebracht, die meine Jugend bisher ausgefüllt hatten, und mein Entschluß stand fest, diese ungesäumt wieder vorzunehmen.

Endlich hatten wir das Städtchen erreicht und unsre Wege trennten sich, da wir in einem andern Theile der Stadt wohnten, als die beiden Schwestern.

— „Nicht wahr," sagte Elise, mir ihre Hand reichend, mit einem Tone, der fast wie flehende Bitte klang, „nicht wahr, wir sehen uns wieder?"

— „Ja!" betheuerte ich mit einem Händedruck; „ja, auch mir wird es das höchste Bedürfniß sein, Sie wieder zu sehen. Wann darf ich zu Ihnen kommen?"

— „Zu jeder Stunde, in der Ihre Pflichten

es Ihnen erlauben; ich weiß, daß Sie solche haben, ich aber bin frei."

— „So komme ich schon morgen, nach vollendetem Unterrichte," versetzte ich.

Ein dankbarer Blick aus ihrem Auge belohnte mich für dieses Versprechen, und wir schieden.

Elisabeth, die sichtbar darüber piquirt war, daß ich mich Elisen ausschließlich während dieser wenigen Stunden geweiht und von ihr selbst fast keine Notiz genommen hatte, ließ, als wir wieder allein waren, das ganze Geschütz ihres Witzes gegen mich spielen und machte besonders auch Elise zum Zielpunkte desselben; allein ich ertrug es nicht und wir waren nahe daran, uns ernstlich zu entzweien. Elisabeth hielt nämlich so viel von mir, als ein Wesen ihrer Art nur von einer Freundin halten kann, und so war eine kleine Eifersucht von ihrer Seite ganz natürlich. Sie hatte stets im wegwerfenden Tone, ja sogar mit Verachtung von den beiden Schwestern gesprochen, und jetzt mußte sie erleben, daß ich mich so lebhaft von der einen derselben angezogen fühlte, daß ich ihrer fast darüber vergaß. Sie mußte sich wegen dieser Hintansetzung rächen, schon ihr Stolz, ihre Eitelkeit forderten das, und wahrscheinlich, sie

ſchenkte mir nichts, beſonders als ſie bemerkte, daß ich ernſtlich durch ihren Spott verletzt wurde.

Wir trennten uns kälter als ſonſt und ich eilte, in einer innern Aufregung, über die ich mir keine Rechenſchaft abzulegen vermochte, nach meiner eigenen Behauſung, wo ich, zu meiner Freude, Alles ausgeflogen fand. In dieſer Stimmung entſtand das nachfolgende Gedicht, das ich hier, trotz ſeiner großen Mangelhaftigkeit, als zur Stimmung meiner Seele und zu jener Zeit paſſend, mittheile:

An Eliſe von A. *)

Was tief in mir das Heilige ich nenne;
Das, was die Bruſt in höh'rer Sehnſucht hebt,
Wie innig fühl' ich's Deinem Seyn verwebt:
O wohl mir, wohl mir, daß ich das erkenne!

Wir müſſen durch's bewegte Leben ſtreifen,
Und ach! uns ſpricht nicht Ton, nicht Farbe an;
Ja, Alles, was das Daſein ſchmücken kann,
Wir können's nicht, ſo viel wir haſchen, greifen.

Wir klimmen muthig auf des Wiſſens Hügel,
Uns reizt der ſonnenhelle, lichtbekränzte Pfad;

---

*) Späterhin abgedruckt im „Deutſchen Dichterwald," herausgegeben von Juſtinus Kerner, La Motte Fouqué, Ludwig Uhland und Andern. Tübingen 1813.

Und ob wohl Einer ihn erklommen hat?
Nein — Alle ſanken mit gebrochnem Flügel!

Wir ſtrecken unſre Hand aus in die Streifen,
Womit der Irisbogen Liebe uns umzieht,
Der ewig in die graue Ferne flieht,
Wenn wir im ſüßen Wahne nach ihm greifen.

Es keimt und ſproßt der Glaube nur ſo lange,
Bis der Verſtand die ſchöne Knospe lüftet,
Die ſüße Blüthe, ach wie ſchnell! verdüftet —
Der Weg wird hell, das Herz ſo öd' und bange.

Doch Eines kenn' ich, das die Bruſt umziehet,
Wie Frühlingsluft, wie Sphärenmelodie:
Es iſt der Himmelsfunke Sympathie,
Der ſtill im Herzen der Verwandten glühet.

In einer eben ſo aufgeregten Stimmung, als die war, worin ich das vorſtehende Gedicht ſchrieb, verharrte ich noch den ganzen folgenden Tag. Der Liebende kann mit keiner größern Ungeduld die Stunde herbeiſehnen, in der es ihm vergönnt ſein wird, die Geliebte ſeiner Seele zu ſehen und zu umarmen, als ich den Abend herbeiſehnte, der mich Eliſen wieder zuführen ſollte, indem er mich meiner Pflicht gegen das mir anvertraute Kind dann wenigſtens auf einige Stunden entledigte.

Meine Seele, die ſo lange geſchlummert, oder doch ihr bis dahin fremdartige Eindrücke durch eine frivole Umgebung in ſich aufgenommen hatte,

war durch die Begegnung Eliſens gleichſam wieder geweckt und neu beſaitet worden. Ich hatte ſo lange kein einziges ernſtes und tiefes Wort gehört; ſo lange war ich keinem Menſchen begegnet, dem die Wiſſenſchaft ſo viel, dem der Ernſt Alles war, der ſich von den Frivolitäten des Lebens mit unverkennbarem Ekel abwandte, und ſeine Seele nur für die erhabenſten Eindrücke zugänglich erhielt. Jetzt plötzlich hatte ich ein ſolches Weſen gefunden, und ſchon jetzt wußte ich, oder ahnete ich vielmehr, daß ich es bis in den Tod lieben müſſe und wieder von ihm geliebt werden würde.

Der heißerſehnte Abend kam endlich heran; ich übergab meinen Zögling der Mutter, nahm Hut und Umſchlagetuch und verließ das Haus, um dem Kloſterhofe zuzueilen, wo, wie ich wußte, Eliſens Wohnung war.

Die vier und zwanzig Damen, welche das Fräulein-Stift bildeten, wohnten nicht in einem einzigen großen Gebäude zuſammen, ſondern in Privatwohnungen zerſtreut durch die ganze Stadt. Auf dem ſogenannten, dicht neben der Kirche belegenen Kloſter-Hofe, wo ehemals ein katholiſches Kloſter geſtanden haben ſoll, befanden ſich jedoch einige ſchlechte, faſt ganz verfallene Häuſer, die man Fall-Häuſer, wie die daneben befindlichen

Gärten Fall-Gärten nannte, weil sie nach der Reihe den ärmern, sich darum bemühenden Stifts-Damen zufielen und gratis von ihnen bewohnt wurden. Ein solches Fall-Haus bewohnte Elise mit ihrer Schwester, trotz den bedeutenden Revenüen, die Beide als Stifts-Damen hatten. Erst späterhin erfuhr ich, aus welchen edlen Gründen Elise eine Armuth für sich erwählt hatte, die weder mit ihrer Geburt, noch mit ihren gegenwärtigen Verhältnissen übereinstimmte, denn hätten die Schwestern ihre Revenüen verzehrt, so würden sie eben so glänzend und sorgenlos haben leben und ganz so brillant haben wohnen können, wie die andern Chanoinessen. Der Vater dieser Beiden aber hatte nicht nur das ihm zugefallene Erbgut verzehrt, sondern bei seinem Tode auch noch bedeutende Schulden hinterlassen, die seine Töchter jetzt von ihren Ersparnissen abtrugen, um sein Andenken in Ehren zu erhalten, obgleich sie auf keine Weise dazu verpflichtet waren, ihre Einkünfte zu solchem Zwecke zu verwenden.

Meine Anverwandten, bei denen ich, wie schon angedeutet, in den angenehmsten Verhältnissen lebte, waren nicht gewohnt, mich zu fragen, wohin ich ginge, wenn ich nach vollbrachtem Unterrichte das Haus verließ. Dies war eine Freiheit,

die man einem kaum achtzehnjährigen Mädchen billigerweiſe nicht hätte geſtatten ſollen; allein ich war im Beſitze ihres unumſchränkten Vertrauens, das vielleicht noch durch den Umſtand erhöht wurde, daß man mich verlobt wußte, und ſo fragte auch jetzt Niemand, wohin ich ginge. Man war es gewohnt, daß ich am Abende einige Stunden mit den Gräfinnen von B. zubrachte, wo dann Muſik gemacht, geſcherzt, geplaudert oder geleſen wurde, und ſo konnte ich, ohne eine Unwahrheit zu ſagen, zu der ich übrigens nicht fähig geweſen wäre, meinen Weg zu Eliſen antreten. Ich gebrauchte jedoch die Vorſicht, nicht über den Kirchhof und Kloſterhof, ſondern hinten durch den Garten der Schweſtern zu gehen, und ſah mich ſo zuerſt mit klopfendem Herzen in dem Heiligthume, das Die bewohnte, die ich ſo innig lieben ſollte.

Der Garten war nicht nur ſchön und mit Geſchmack angelegt, ſondern prangte auch mit zahlloſen Blumen. Faſt betäubte mich der Roſen-Duft, der mir von den Beeten und aus mehren Roſen-Hecken entgegenſtrömte. Einige himmelhohe Pappeln bildeten eine große Rotunde, in der Bänke und ein mit einer ſchönen Marmor-Platte belegter Tiſch ſtanden; an andern Stellen dieſes zauberiſchen Gartens befanden ſich Lauben von

Geißblatt und ſpaniſchem Flieder, die eben in voller Blüthe ſtanden und mit den andern Blumen des Gartens zu wetteifern ſchienen, die Luft mit Wohlgerüchen zu erfüllen.

Blumen-Duft hat immer eine faſt zauberiſche Wirkung auf mich hervorgebracht und mich in jene ſüßen Träume gewiegt, die für die Seele ſo wohlthuend ſind. Für mich knüpfen ſich tauſend Erinnerungen an ſolche Düfte und wie oft taucht noch jetzt plötzlich ein theures, längſt verſunkenes Bild aus der Tiefe meiner Seele wieder auf, wenn ich den Duft dieſer oder jener Blume einathme.

Ich war in Eliſens Garten wie in einer Art von Verzauberung und durchſchritt ihn, trotz meiner Sehnſucht nach ihr ſelbſt, nur langſam; da wurde plötzlich das Ohr von ihm bisher ungewohnten Klängen berührt, die aus den höchſten Wipfeln der Bäume herabzukommen und Engels-Stimmen zu gleichen ſchienen. Ich blickte faſt erſchrocken empor, denn dieſes Erklingen aus der Luft hatte etwas Geiſterhaftes, und jetzt gewahrte ich, daß in den höchſten Wipfeln der Pappeln und Birken Aeolsharfen angebracht waren, die, vom leiſen Abendwinde bewegt, dieſe zauberiſchen Töne durch die Luft erzittern ließen.

Dieſe Klänge, der ſchöne Garten, die mich umſpielenden Düfte, erhöhten die poetiſche Stimmung, in der ich mich ſchon ſeit dem vorhergehenden Tage befunden hatte, natürlich nur noch mehr, und mit lebhaft gerötheten Wangen und laut klopfendem Herzen betrat ich das Haus, auf deſſen Flur mir Schön-Gretchen entgegen kam.

—„Sie kommen? Sie halten Eliſen Wort? Das iſt ſchön!“ ſagte ſie mit gewinnender Freundlichkeit. „Folgen Sie mir, Sie werden mit Sehnſucht erwartet.“

Sie reichte mir bei dieſen Worten die Hand und führte mich zur Treppe, die ich jedoch allein beſteigen mußte, weil ſie überaus ſchmal war und Zweien nicht geſtattete, ſie nebeneinander zu betreten, auch waren die Stufen ſchlecht und abgenutzt, ſo daß man ſie nur mit Mühe hinanklimmen konnte.

—„Hier iſt Eliſens Zimmer, und ſie allein,“ ſagte meine freundliche Führerin, indem ſie auf eine Thür zur Linken wies; „klopfen Sie nur an und treten ein: ich habe unten noch mit dem Abendbrot zu ſchaffen.“

Ich gehorchte ihrem Befehl und ein leiſes Herein eröffnete mir das Himmelreich, in dem ich ſpäter ſo ſelige Stunden verleben ſollte.

Eliſe lag, als ich eintrat, auf einem kleinen, mit ſchwarzer Seide überzogenen Sopha ausgeſtreckt und entſchuldigte mit ihrer Krankheit, daß ſie dieſe Stellung nicht verlaſſen dürfe. Das arme Weſen war, vermöge ſeiner körperlichen Beſchaffenheit oft auf Monate dazu verdammt, regungslos auf dieſem Sopha zu liegen; der geſtrige, etwas lange Spaziergang war Eliſen nicht wohl bekommen, und der herbeigerufene Arzt hatte ihr das Liegen als Hauptmittel verordnet.

— „O, wie ſchön iſt es von Ihnen, daß Sie gekommen ſind!“ rief ſie, ſo wie ſie mich erkannt hatte, und ſtreckte mir ihre faſt wachsweiße, abgemagerte Hand entgegen. „Nehmen Sie Platz neben mir, und verzeihen, daß ich nicht aufſtehen und Sie, wie üblich, begrüßen darf; mir iſt wieder einmal recht übel, das will ſagen körperlich, denn geiſtig bin ich geſund und wir wollen was Rechts mit einander plaudern, wenn auch Sie heute dazu aufgelegt ſind.“

Ich rückte mir einen Stuhl ganz dicht an ihr Sopha und ſetzte mich zu ihr. Mein Blick ſchweifte im Zimmer umher, das niedrig und faſt ärmlich möblirt war. Die Stühle und Tiſche darin waren von grobem Holze, die Ueberzüge alle verblichen, doch herrſchte die größte Reinlich-

keit vor, und ein faſt allzu ſtarker Duft von weißen Lilien, die in einer großen Vaſe unter dem Spiegel ſtanden, erfüllte die Luft. Der einzige Reichthum in dieſem Zimmer war eine bedeutende Menge ſchön eingebundener und ſauber erhaltener Bücher, von denen viele mit Leſezeichen verſehen waren, was verrieth, daß man ſie fleißig benutzte.

—„Hier ſehen Sie meine Welt!“ ſagte Eliſe, die der Richtung meiner Blicke mit den ihrigen gefolgt war. „Sie iſt klein, armſelig, beſchränkt, wenn Sie wollen; allein ſie genügt mir, ſie füllt mich ganz aus, und ich würde über das Schickſal gar nicht zu klagen haben, wenn ich eine Freundin, ein Weſen gefunden hätte, deſſen Seele wie die meinige beſaitet geweſen wäre und mich hätte lieben und freundlich tragen können.“

—„Wie, Sie fanden ſie nicht?“ fragte ich mit Erſtaunen. —„Nein,“ verſetzte ſie, und ein tiefer Zug von Schmerz zeigte ſich auf ihrem leidenden, jetzt ganz blaſſen Geſichte, das zu meiner Freude nicht geſchminkt war. „Wenn Sie mich erſt näher kennen,“ fuhr ſie fort, „werden Sie begreifen lernen, daß es mir ſchwer, ja faſt unmöglich fallen mußte, eine Freundin nach meinem Sinne zu finden. Ich mache die größten Anſprüche, ja vielleicht ſolche an die Freundſchaft,

die ſie nicht erfüllen kann; ich fordere eine gänzliche Hingabe der Freundin an mich, eine Hingabe, wie die Liebende ſie für den Geliebten hat, und wer würde mir die gewähren? Freilich," fuhr ſie nach einer Pauſe fort, während welcher ich mich meinen Gedanken überlaſſen hatte, „freilich würde ich im Stande ſein, eine ſolche Hingabe an mich zu belohnen; freilich fühle ich mich reich genug, ſie zu vergelten; allein ich bin vier und vierzig Jahr alt geworden, ohne das Weſen gefunden zu haben, dem ich einen ſolchen Tauſch der Herzen hätte anbieten mögen, aus Furcht, abgewieſen, vielleicht gar unheilbar verletzt zu werden, und ſo habe ich mich endlich beſcheiden lernen."

Sie ſeufzte, indem ſie dieſes ſprach, und ihr Blick verweilte einen Augenblick auf dem Portrait eines jungen, ſehr ſchönen Mannes, das neben ihr über dem Sopha hing; es lag in dieſem Blicke Etwas, das wie eine Abbitte ausſah.

Das Geſpräch nahm dann eine andere Wendung, die ſie abſichtlich herbeiführte. Ich mußte ihr von mir erzählen, von meiner ſeltſamen Jugend, von dem Gange, den meine Bildung genommen hatte, deren Schöpferin ich, in durchaus ſtörender Umgebung, ganz allein geweſen war,

und ſie hörte mir mit dem gewinnendſten Wohlwollen, mit der innigſten Theilnahme zu. Ich fühlte mich ihr gegenüber ganz frei und unbefangen, obgleich ich ihre große geiſtige Ueberlegenheit willig anerkannte; ich konnte mich und mein Inneres ihr ganz hingeben, mich ganz vor ihr aufſchließen, ohne Furcht von ihr nur einen Augenblick mißverſtanden zu werden, und ich ſchloß vor ihr meine Seele auf, wie vor Gott, und das erfreute ſie ſichtbar.

Ein körperliches Unbehagen, das mich, ich weiß es ſelbſt nicht wie, befiel, unterbrach dann unſre Unterhaltung; ich fühlte mich wie betäubt und empfand bald die heftigſten Kopfſchmerzen.

—„Mein Gott," ſagte ſie faſt erſchrocken, „daß ich auch daran nicht gedacht habe! Sie werden durch meine Lilien krank geworden ſein und den Duft derſelben im verſchloſſenen Zimmer nicht ertragen können. Schaffen Sie ſie auf den Vorſaal hinaus und öffnen ein Fenſter, um friſche Luft einzulaſſen; ich Unbeſonnene hätte Sie damit tödten können!"

—„Und wie ertragen S i e dieſen narcotiſchen Duft?" fragte ich, indem ich ihren Befehlen gehorchte; „wird er auch Sie nicht vielleicht tödten, beſonders wenn Sie in dieſem Zimmer ſchlafen?"

—„Möchten Sie mir denn einen so süßen Tod nicht gönnen, einen so ächt poetischen nicht, Sie Poetin?“ fragte sie lächelnd. „Ich habe ihn mir oft gewünscht, allein so schwach ich auch sonst bin, so sind doch meine Nerven unbegreiflich stark, und er will nicht kommen, dieser süße, duftreiche, heißersehnte Tod.“ Ich schalt sie wegen dieser Aeußerung, und sie erwiederte, ernster werdend:

—„Das war auch nur mein Scherz, liebe Amalia — ich darf Sie doch so nennen? — Nein, ich suche den Tod nicht, ich werde ihn nie gewaltsam herbeiführen, so wenig lieb mir auch das Leben sein kann: ich habe Pflichten zu erfüllen, und kann sie nur erfüllen, indem ich lebe. So hege und pflege ich denn meine armselige kleine Person fast über Gebühr; mit diesem Lilien-Duft habe ich mich aber vertraut gemacht, und er schadet mir nicht mehr. Sie werden wissen, daß man seine Natur nach und nach sogar an die schärfsten Gifte gewöhnen kann; so habe ich es mit dem Dufte meiner Lieblings-Blume gemacht, und die Geister, die ihr entströmen, sind, wenn auch vielleicht gegen alle Andere feindlich, ja sogar tödtlich gesinnt, mir doch befreundet und zugethan.“

Wir sprachen noch lange mit einander, so lange, bis der seine Strahlen durch das niedre Fenster werfende Mond mich an die Heimkehr mahnte.

—„Sie kommen wieder, nicht wahr?“ fragte Elise, als ich ihr beim Scheiden die Hand reichte, und ich versprach es willig.

Am folgenden Tage hatte ich einen Sturm mit Elisabeth zu bestehen, die durch einen Zufall — ihre Kammerfrau hatte mich, trotz meiner Vorsicht, in Elisens Garten gehen sehen — von meinem Besuche bei dieser unterrichtet war, und kam, mir die bittersten Vorwürfe, sowohl über mein gestriges Ausbleiben, als über die Fortsetzung der Bekanntschaft mit Elisen zu machen, die sie eine überspannte Närrin, eine kleine lächerliche Person, ein verschrobenes Wesen u. s. w. nannte, und deren kleine Schwächen sie mit den grellsten Farben ausmalte, indem sie unbarmherzig über ihren Anzug und die von ihr aufgelegte Schminke herfiel.

Dies verstimmte mich nicht nur, sondern schmerzte mich zugleich tief, besonders weil ich es nicht zu entschuldigen wußte, daß eine Person von Elisens Geist und innerm Gehalte sich so lächerlich und auffallend kleiden, ja sogar ihr Gesicht mit der mir in den Tod verhaßten Schminke

bedecken konnte, was um so mehr auffallen mußte, da ihre äußere Erscheinung fast abschreckend war. In der That hat sich mir dieses Räthsel nie ganz aufgeklärt, und nie ist es mir möglich gewesen, trotz der fast unumschränkten Macht, die ich späterhin über Elisens Herz erlangte, sie von dieser Schwachheit abzubringen. Auf meine fast flehende Bitte, die mir so verhaßte Schminke fortzulassen, antwortete sie mir, diese gehöre für sie eben so wohl zur anständigen Bekleidung, besonders in Gesellschaften, als der übrige Schmuck, den sie anlege, und sie sei es der Gesellschaft schuldig, so wenig häßlich als möglich vor ihr zu erscheinen.

Dies war eine Abgeschmacktheit, wenn man will, eine Krankheit ihres sonst so gesunden Geistes; allein durch wie viele Tugenden und geistigen Vorzüge wurde sie wieder aufgewogen!

Ich sah Elisen jetzt fast täglich, und waren wir verhindert, uns zu sehen, so schrieben wir einander. Oft, wenn ich am vorhergehenden Abende abgehalten gewesen war, sie zu besuchen, fand ich am Morgen beim Aufstehen schon eins der eben so zierlich geschriebenen, als zusammengefalteten Billete von ihr vor, von denen ich bald Hunderte aufzuweisen hatte. Sie mußte mir Alles sagen, was in ihrer Seele vorging, Alles wissen,

was die meinige bewegte. Las sie ein gutes Buch, das sie besonders anregte, so theilte sie mir die Stellen schriftlich daraus mit, die sie vorzüglich angezogen hatten, und fügte denselben ihre geistreichen und tiefen Bemerkungen hinzu; war ihr im Leben irgend Etwas aufgefallen, so mußte ich es auf der Stelle wissen und sie mein Urtheil darüber hören; dies ging so weit, daß ich selbst in den Gesellschaften, in die ich gezwungen zuweilen gehen mußte, von diesen Billets bekam, die ich nie ohne Rührung und Dank gegen sie empfing. Ihre Botin war ein schönes Kind, die Tochter einer armen Wittwe, die Elise nicht nur unterrichtete, sondern die sie auch sonst unterstützte; sie nannte dieses Kind ihre Sylphide und hatte es sehr lieb.

Es konnte bei diesem regen und fortgesetzten Verkehr zwischen uns nicht fehlen, daß man in meinem Hause und in der Stadt nicht aufmerksam darauf geworden wäre, und so war bald unsre innige Freundschaft kein Geheimniß mehr. Mißbilligung und Tadel von Seiten meiner Verwandten, die es herzlich gut mit mir meinten, blieben nicht aus, und man hatte im Grunde nicht Unrecht damit, da Gretchens Ruf in der That sehr schlecht war, und so der Besuch eines

Hauſes, in dem auch ſie lebte, für den Ruf eines jungen Mädchens nachtheilig werden mußte. Allein ich konnte von Eliſen nicht mehr laſſen; mit tauſend Fäden hatten wir uns mit einander verknüpft, und alles, was gut und edel an mir war, mußte ich als ihr Werk anſehen, für jede gute Stunde, die ich genoß, für jeden neuen Gedanken, der in mir aufging, war ich ihr zum Danke verpflichtet. Sie war es, die mich mit den beſten Büchern bekannt machte, die unſre Literatur und die einiger andern Nationen, deren Sprache mir zugänglich war, aufzuweiſen hat; ſie las mit mir die beſten Ueberſetzungen der Römer und Griechen, deren Meiſterwerke ſie in der Urſprache zu leſen vermochte; ſie ermunterte durch ihren Beifall meine geringen Talente; ſie tadelte mich mit Liebe, wo ich zu tadeln war; ſie ſpornte mich unaufhörlich an, meinen Geiſt auszubilden und mit Kenntniſſen zu bereichern; ſie machte mich beſſer, edler, ernſter, als ich früher geweſen war, indem ſie mir die Frivolitäten des gewöhnlichen Lebens in ihrer Haſſenswürdigkeit und Nacktheit zeigte; ſie vermehrte meine Kenntniſſe, indem ſie mir entweder ſelbſt Unterricht gab oder ihn vereint mit mir noch ſelbſt nahm, um mich zum unausgeſetzten Fleiße anzuſpornen.

O, was verdanke ich Dir nicht Alles, theurer Schatten, der Du gewiß selbst jetzt noch aus seligen Höhen liebend auf Dein Geschöpf herabblickst, und Dich der Dankbarkeit freuest, die es Dir bis zum letzten Hauche seines Lebens unwandelbar weihen wird! Und für Alles, was Du mir gabst, forderteſt Du nichts, als daß ich Dich liebe, liebe, wie Du mich liebteſt, mit der vollen Gluth der Seele und des Empfindens, und glücklicher sei, indem ich immer beſſer würde!

Und wie hätte ich Eliſen nicht lieben ſollen, die die Schöpferin meines beſſern Selbſt, die mir als ein hülfreicher Engel gerade in der Zeit des Lebens entgegengetreten war, wo ich nahe daran ſtand, mich ſelbſt zu verlieren; ſie nicht, die mir dadurch, daß ſie den Trieb des Wiſſens wieder in mir belebte, die Quelle unvergänglicher Genüſſe eröffnete; ſie nicht, die zugleich den größten Verſtand, die ſeltenſten Kenntniſſe und ein liebendes Herz beſaß?

Ja, ich liebte ſie mit der ganzen Kraft meiner feurigen Seele; liebte ſie in dem Maaße, daß ich ſelbſt die kleinen Fehler und Schwachheiten an ihr nicht mehr hätte miſſen mögen, mit denen es mir erging, wie es uns mit kleinen Narben und Flecken in einem geliebten Geſichte ergeht: wir ſehen ſie

entweder gar nicht mehr, oder möchten doch nicht, daß sie daraus verschwänden. Und sie fühlte das; sie blühte zu neuem Leben, zu neuer Gesundheit in dem seligen Gefühle wieder auf, nochmals ein Wesen gefunden zu haben, das ihr ganz, ungetheilt angehörte, das ihr seine schönsten, heiligsten und reinsten Empfindungen weihte.

Nur Eins trübte unser glückseliges Zusammenleben zuweilen: es war die Furcht, die Elise nicht los werden konnte, daß man uns trennen würde, und ach! sie war nicht ungegründet. Wenn ich ihr gleich aus billiger Schonung und Zartgefühl nicht sagte, welche Kämpfe ich zu bestehen, welche Hindernisse zu besiegen und welche Kraft aufzuwenden hatte, um mich für sie und unsre Freundschaft zu erhalten; so ahnete sie dieselben doch, da es ihr nicht verborgen war, wie schlecht Gretchens Ruf im Publicum, und wie besorgt meine Anverwandten mit Recht für den meinigen waren. Ich ließ mich indeß nicht irre machen und kämpfte mich muthig durch; es würde mir feig und meiner unwürdig geschienen haben, einem bloßen Vorurtheile zu Liebe, Elisens Freundschaft, das Glück ihres Umgangs, aufzuopfern, diese Freundschaft und dieses Glück, die mich edler, besser und ernster machten und jetzt so nothwen-

dig zum Fortbeſtehen meines Lebens gehörten, als das Athmen.

Auch ſah ich Gretchen faſt gar nicht. Eliſe war entweder in ihrem Zimmer oder im Garten allein mit mir. Wir laſen, zeichneten oder ſchrieben mit einander, wenn wir nicht plauderten; oft auch mußte ich ihr zum Clavier oder zur Guitarre vorſingen, beſonders Abends in der Dämmerung, wo ſie es ſehr liebte, Muſik zu hören. Dann freilich ſetzte ſich Gretchen auch wohl auf ein Stündchen zu uns; allein ſie entfernte ſich gleich wieder, wenn wir von unſerm „gelehrten Kram," wie ſie unſre ernſten oder wiſſenſchaftlichen Unterhaltungen zu nennen pflegte, zu reden anfingen. Es erging ihr damit ganz ſo, wie dem Gellertſchen Geiſte mit den Verſen — wir waren immer ſicher, ſie zu verſcheuchen, wenn wir von einem Buche zu reden anfingen, und ich muß geſtehen, daß wir oft boshaft genug waren, zu dieſem Kunſtgriffe unſre Zuflucht zu nehmen, um uns ihres unerträglichen Geſchwätzes und ihrer ſentimentalen „Schönrednerei" zu entledigen. Uebrigens war Gretchen ein völlig gutes und harmloſes Geſchöpf, das mit inniger Liebe der Schweſter zugethan war und auf die zarteſte und gemüthlichſte Weiſe für alle Bedürfniſſe derſelben, ſo

weit ſie dieſe zu befriedigen im Stande war, ſorgte. Hätte das Schickſal ihr früh einen braven, ſie liebenden Gatten zugeführt, ſo würde ſie eine treffliche Hausfrau und Mutter, eine treue, liebende Gattin geworden ſein. Allein ein ſolches Glück war ihr nicht beſchieden; denn wenn gleich ihre außerordentliche Schönheit Bewunderer und Anbeter genug herbeizog, ſo fehlte es ihr doch bei ihrer Armuth — ihre Einkünfte als Kloſter-Dame hörten natürlich mit ihrer Verheirathung auf — an einem ernſtlichen Bewerber, wozu auch wohl der Umſtand beitragen mochte, daß ſie ſchon in früheſter Jugend ein Verhältniß mit einem jungen Officier gehabt hatte, von dem die böſe Welt das Uebelſte ſprach, und dieſer Officier hatte ſie, da er gleichfalls arm war, nicht beirathen können. Nur dieſer Umſtand machte es einigermaßen begreiflich, daß ein ſo ſchönes Mädchen, deſſen Reize durch das ganze Land berühmt waren, und von denen man nur mit Bewunderung ſprach, unvermählt geblieben war — und es auch für die Folge blieb. Schön-Gretchen iſt jetzt verblüht, iſt zur Matrone geworden, und noch immer Stifts-Dame in J.

Eliſens große Kränklichkeit, die ſie faſt immer an ihr Zimmer und ſogar an das Lager feſſelte,

ſo wie die Vornirtheit der Mutter der beiden Schweſtern, hatten herbeigeführt, daß Gretchen ſich ganz ſelbſt überlaſſen geblieben und den unſeligen Weg gegangen war, auf dem man ſie jetzt erblickte. Uebrigens glaube ich, daß auch ſie mit Recht ſagen konnte: „Ich bin beſſer, als mein Ruf," denn nie habe ich auch nur ein frivoles Wort, obwohl manches alberne, von ihren Lippen vernommen, und wenn man in ihr Auge blickte, glaubte man in das der höchſten Unſchuld und Seelen-Reinheit zu ſehen. Gewiß iſt indeſſen, daß ſie ſich große Unvorſichtigkeiten hatte zu Schulden kommen laſſen und zuweilen noch jetzt zu Schulden kommen ließ, indem ſie mit Vergnügen die Huldigungen von Männern annahm, die als höchſt leichtſinnig im böſeſten Rufe ſtanden.

Als mein Verhältniß zu Eliſen ſo vertraut geworden war, daß wir jeden Gedanken unſerer Seele gegen einander austauſchten, wagte ich es, ſie auf das unvorſichtige Betragen ihrer ſchönen Schweſter aufmerkſam zu machen, und ſie zu fragen, wie ſie es damit habe ſo weit kommen laſſen können, da ihr doch gewiß Mittel und Wege genug zu Gebote geſtanden, dem einreißenden Verderben zu wehren?

Sie ſchwieg bei dieſer Frage einige Augenblicke betroffen ſtill; dann ſagte ſie:

— „Einestheils hat mich meine beſtändige Kränklichkeit daran verhindert, den Einfluß auf Gretchen auszuüben, den ich unter andern Umſtänden wohl auf ſie hätte ausüben können; und dann, laß es mich Dir geſtehen," fügte ſie lächelnd hinzu, „bin ich dahin gekommen, über Liebe und Ehe anders zu denken, als der große Hauſe thut. Ich ſehe die Schweſter glücklich; ſie iſt jung, iſt ſchön, die Natur hat ihr Genußfähigkeit verliehen; ſo freue ich mich, daß ſie die ſchönen Tage ihrer Jugend genießt und ihr Leben jenen poetiſchen Anſtrich hat, der ſo manchem jugendlichen Leben fehlt. Sie hätte vielleicht eine ſogenannte gute Partie thun können, wenn ſie vorſichtiger in der Wahl ihres männlichen Umgangs geweſen wäre; allein ich zweifle daran, daß mehr Glück für ſie dabei herausgekommen wäre, als jetzt ihr durch ihre Freiheit und Ungebundenheit zu Theil wird. Ich ſchaudre, wenn ich an das Loos der ſogenannten guten Ehefrauen denke, deren Blüthe unter Sorgen und Laſten aller Art nur allzu früh dahinwelkt, und die, der rohen Willkür ihrer Männer gänzlich unterworfen, an Leib und Seele zugleich verkümmern. Sieh Dir nur einmal recht

ein ſolches Pärchen an, das man in der Welt ein glückliches nennt, fuhr ſie nach einer Pauſe lächelnd fort, „und gieb zu, daß es das Bild der höchſten Proſa, der ſchauderhafteſten Langweiligkeit darbietet; ja, würde man beide Theile zum Nachdenken über ſich ſelbſt bringen und ein offenes Geſtändniß von ihnen erlangen können, ſo halte Dich feſt davon verſichert, daß Beide ihr vielbeneidetes Glück zu allen Teufeln wünſchen, und, wenn die lieben Kinder nicht wären, keinen lebhafteren Wunſch hegen würden, als ihr unſeliges, ſie zur höchſten Proſa des Lebens verdammendes Bündniß wieder gelöſet zu ſehen."

— „O, Eliſe!" rief ich, die durch die von ihr ausgeſprochenen Grundſätze und Anſichten auf das Lebhafteſte erſchreckt wurde, „Du haſt nie geliebt, kennſt die wahre Liebe nicht, wenn Du ſo die Ehe ſchmähſt!"

— „Nicht?" fragte ſie, und ihr leuchtender Blick wandte ſich nach dem Portrait um, das über ihrem Sopha hing, und, wie ſchon angedeutet worden, das eines ſehr ſchönen, jungen Mannes war. „Nicht?" wiederholte ſie, und die eben noch ſo bleichen Wangen wurden von einem matten Roth gefärbt. Dann wurde ſie plötzlich ſtumm und ſehr ernſt, ging an ihr

Schreibpult und nahm aus einem verborgenen Fache deſſelben ein Paquet Briefe hervor, das kreuzweis mit einem ſchwarzen Bande zuſammen gebunden war.

— „Da nimm und lies ſie zu Hauſe, aber mit Andacht,“ ſagte ſie und ihre Hand und Stimme bebten, als ſie mir das Paquet überreichte. „Es war nicht Mangel an Vertrauen gegen Dich,“ fuhr ſie nach einer Pauſe fort, „nicht die Furcht, daß auch Du mich verſpotten würdeſt, wie die Welt es thut, daß ich, ſo hinfällig von Jugend auf, ſo jedes Reizes entbehrend, ſo mißgeſtaltet ſelbſt, zu lieben wagte und geliebt wurde, das Dir dieſe Papiere bisher vorenthielt; aber ich fürchtete mich, die tiefe Wunde meines Herzens wieder zu berühren, ich habe genug daran geblutet, und ich will, ich mag dieſe Erweichungen nicht, ſie paſſen jetzt nicht mehr zu mir!“

Unwillkürlich erhob ich das Auge, indem ich die Briefe von ihr empfing, zu dem bewußten Portrait, um die Geſichtszüge des Mannes zu betrachten, der ſo bedeutungsvoll in Eliſens Leben getreten war und, aller Wahrſcheinlichkeit nach, ſelbſt ſo bedeutend geweſen war. Wohl ſah ich noch ſchönere, nie aber geiſtreichere und edlere

Gesichtszüge als diese; besonders waren Stirn und Augen von unübertrefflicher Schönheit und Hoheit.

— „Nicht wahr," sagte Elise, die der Richtung meiner Blicke mit den ihrigen gefolgt war, „er war ein schöner Mann? Auch konnte man sich kein reizenderes Paar denken, als wenn er neben Gretchen ging, die damals, als wir ihn kennen lernten, funfzehn Jahr alt und eine wahre Hebe war; auch hegte ich lange keinen lebhaftern Wunsch, als diese Beiden mit einander vereint zu sehen. Es war aller Anschein vorhanden, daß dieser Wunsch in Erfüllung gehen würde, indem Ernst, durch Gretchens Reize angezogen, vielleicht mit den besten Absichten in unser Haus kam. Allein es sollte anders kommen, und ich, ich war dazu bestimmt, dieser Neigung hindernd in den Weg zu treten. Doch lies die Briefe, und Du wirst Alles wissen; ich fühle, daß ich mich selbst vor Dir seltsam ausnehmen muß, wenn ich Dir von einem gehabten Liebesverhältnisse erzähle, und ich fürchte mich mit Recht davor, mir den Anschein des Lächerlichen zu geben, indem ich Dir von zarteren Gefühlen rede, die ich einem schönen und liebenswürdigen Manne einflößte."

Ich nahm die mir anvertrauten Briefe mit nach

Haus und las sie, wie Elise gewollt hatte, „mit Andacht," ja unter Thränen.

Nie hat ein Liebender so geliebt, wie Ernst; nie redete ein Mann glühender zu der Geliebten seines Herzens, als er es in diesen Briefen zu Elisen that. Er drang auf eine feste, unauflösliche Verbindung zwischen ihnen, er wollte sie durch das Band der Ehe auf immer an sich ketten, und war in Verzweiflung, als sie sich ihm mit der ihrer würdigen Festigkeit versagte.

Ich glaube, daß nie ein ähnliches Verhältniß in der Welt existirt hat; dies war eine rein-geistige Liebe, wenn es je eine gegeben!

Da das Verhältniß anfing, Aufsehen zu erregen, weil Ernst seine Liebe für Elisen keineswegs zu verbergen bemüht war, trieb ihr strenger Befehl ihn fort von ihr. Er gehorchte erst, nachdem er die feste Ueberzeugung gewonnen hatte, daß Nichts ihren einmal gefaßten Entschluß ändern würde, und begab sich, da seine Verhältnisse es ihm erlaubten, auf Reisen, nicht um sie zu vergessen, sondern um sich gehorsam gegen ihren Willen zu bezeigen. In Rom wurde er von einem bösartigen Fieber ergriffen, dem er erlag; noch wenige Tage vor seinem Tode hatte er ihr geschrieben und in unveränderter Liebe und Gesinnung gegen sie.

Ich wage nicht, zu beſchreiben, welchen Eindruck dieſe Geſchichte und die ſie begleitenden Briefe auf mich machten; nie empfing ich einen lebhaftern und dauerndern, als dieſen; denn ſelbſt jetzt, nach ſo vielen Jahren, erinnere ich mich faſt jeder Zeile, die in dieſen Briefen ſtand, und würde den Inhalt derſelben, wenn ich es wollte, aus dem Gedächtniſſe getreu wiedergeben können.

Das Band zwiſchen Eliſen und mir ſchlang ſich, allen äußern Hinderniſſen zum Trotze, mit jedem Tage feſter. Sie betrachtete mich als ihr Werk, als ihr geliebtes Kind, als ihren Zögling, und machte es faſt zu ihrem ausſchließlichen Geſchäft, meinen Verſtand aufzuklären, meinen Geiſt zu bereichern und meine Kenntniſſe zu vermehren. Jede Trägheit des Geiſtes war ihr zuwider und ſo regte ſie mich durch ihre zugleich geiſtreichen und gemüthlichen Geſpräche fortwährend zum Denken an. Ich befand mich in ihrer Nähe in einer beſtändigen Spannung, die aber, weit davon entfernt, mich zu ermatten, meinem Geiſte eine immer größere Elaſticität gab. Ich begriff, daß ich etwas ſein müſſe, um einem Weſen, wie Eliſe, zu gefallen, und meine ganze Seele ſtrebte darnach, ihr Alles zu ſein.

Was ich ihr geworden war, wie ſie mich liebte, wie ſie zu lieben verſtand, zeigte ſich bald. Ich verfiel in eine tödtliche Krankheit, von der die Aerzte mich nicht glaubten herſtellen zu können. Sie vernahm dies, nachdem ſie mich mehre Tage vergeblich bei ſich erwartet hatte, mit Schrecken, und eilte ſogleich zu mir. Dies war ſchon ein großes Opfer von ihrer Seite, indem ſie recht gut wußte, wie ungern man ſie in meiner Nähe und in dem Hauſe wußte, in dem ich lebte; allein alle Rückſichten mußten ſchweigen, wo es mein Leben, das ſie von ihrer Pflege abhängig glaubte, galt, und ſo verſcheuchten ſie keine verdrießlichen Geſichter von meinem Lager, neben dem ſie, die Schwache, Kränkliche, ſelbſt dem Tode Nahe, vierzehn Tage und Nächte verweilte, indem ſie ſich nur auf wenige Stunden Ruhe auf einem im Zimmer ſtehenden Sopha gönnte.

Meine Krankheit war ein Bruſtübel; ich konnte und durfte nicht reden, ohne mich der Gefahr eines heftigen Lungen-Blutſturzes nochmals auszuſetzen; doch war ich bei voller Beſinnung und empfand und begriff ihre ganze Liebe. Sie ließ mich kaum aus ihren Armen; ſie bewachte jeden meiner Athemzüge, wenn ich auf Augenblicke einſchlummerte; nur von ihrer Hand durfte ich

die mir verordnete Arzenei nehmen; ſie beſchwor mich faſt unter Thränen, kein Wort zu reden und mich ihr zu erhalten, indem ich ſtrenge die Vorſchriften des Arztes befolge, ihr, die nicht ohne mich leben könne, wie ſie ſagte, und ich gehorchte ihrem liebevollen Befehle mit von Dankbarkeit erfülltem Herzen.

Ihre Pflege und Wachſamkeit, verbunden mit einer ungeſchwächten Natur und richtiger ärztlicher Behandlung, erhielten mir das Leben, und jetzt beſchwor ich ſie, an ſich zu denken, ſich auch mir zu erhalten. Es war die höchſte Zeit damit; denn kaum zu Hauſe angelangt, verfiel ſie in jenen Zuſtand der Ermattung, wie ich ihn, in einem geringern Grade aber, ſchon mehrmals an ihr geſehen hatte; doch ſchrieb ſie mir trotz dem, da ich das Haus noch nicht wieder verlaſſen durfte, täglich von ihrem Schmerzenslager, um mich über ihren Zuſtand zu täuſchen.

Endlich durfte ich ſie wieder ſehen und ihr danken; aber wie groß war mein Erſchrecken über den Verfall, den ich an ihr wahrnahm! Faſt hätte ihr Anblick mir einen Rückfall zugezogen, denn ich wußte ja recht gut, daß ich die alleinige Urſache ihrer Hinfälligkeit war. Indeß wurde ſie mir und dem Leben erhalten, und der Früh-

ling, welcher wieder erwacht und überaus schön und warm war, that das Seinige, um sie wieder herzustellen.

Mit welchen Empfindungen machten wir den ersten Spaziergang wieder, mit welchen betraten wir die Stätte im Walde, wo wir uns zuerst gesehen hatten! Wie damals, lagerten wir uns unter dem Schatten der großen Eiche auf das schwellende Moos hin, und saßen lange Hand in Hand, Auge in Auge, Seele an Seele hangend. Wußten wir doch jetzt, was wir an einander hatten, welches Glück der Himmel uns durch unser Begegnen und Finden geschenkt hatte!

Plötzlich, wie sich am Morgen die Nebel vor den siegenden Strahlen der Sonne verziehen und ein bisher verhülltes Bild der Landschaft uns sichtbar wird und sich vor uns aufrollt, erinnerte ich mich in diesem Augenblick eines Traumes, den ich in der vorhergehenden Nacht gehabt und am Morgen beim Erwachen wieder vergessen hatte; er erschreckte mich und schien mir so bedeutsam, daß ich ihn Elisen mittheilte, die mir stumm und immer bleicher und bleicher werdend zuhörte.

In jenem höchst merkwürdigen Traume ging ich, wie jetzt in der Wirklichkeit, an Elisens Seite zwischen den Bäumen des Waldes umher, und

war ganz ſo ſelig, wie ich es immer in ihrer theuren Nähe und in der Umgebung einer ſchönen Natur war. Indem wir ſo fortwandelten, gelangten wir zu einem freien Platze, der ſich immer mehr und mehr ausdehnte, ſo daß ihn endlich nur noch der Horizont begrenzte. Da ſah ich zu meinen Füßen nieder und erblickte zwiſchen Eliſen und mir eine ſchmale Ritze oder Spalte von dunkler Färbung, die ſich wie ein ſchwarzer Strich zwiſchen ihren und meinen Füßen hinzog. Indem ich dieſe auffallende Erſcheinung mit Erſtaunen betrachtete, bemerkte ich zu meinem Erſchrecken, daß die Spalte immer breiter und breiter wurde, und daß Eliſe am jenſeitigen Rande derſelben ſtand und mir die Arme, wie flehend, entgegenſtreckte, indem der Abgrund zwiſchen uns beſtändig größer und tiefer wurde und ſie mit einer ſchwindelnden Schnelligkeit immer weiter zurückflog. Noch konnte ich ihre theure Geſtalt erkennen, noch ſah ich ihre flehend gegen mich ausgeſtreckten Arme, allein aus ſo weiter Ferne ſchon, daß ihre Geſichtszüge mir nicht mehr kenntlich waren; dann verſchwamm ihre Geſtalt ganz und der Abgrund, an deſſen diesſeitigem Rande ich mit einer unnennbaren Angſt ſtand, wurde nur noch vom Horizonte begrenzt.

— „Man wird uns trennen!“ rief Eliſe mit

einem Ausdruck der Stimme, der mich durchschauderte; „glaube mir, man wird uns trennen!“ rief ſie nochmals; „dieſer Traum weiſſagt es mir.“

Ich ſuchte ſie zu beruhigen und ſpottete ſogar, obgleich es mir ſelbſt weh und ſeltſam um das Herz war, über ihren Glauben an Träume, der in der That ihr eigenthümlich war; allein ſie blieb traurig und verſtimmt und wollte ſich ihren Glauben nicht ausreden laſſen.

Nur zu bald ſollte in Erfüllung gehen, was ſie gefürchtet hatte. Ein Regiment Cavalerie wurde in die Gegend und in die Stadt verlegt und bald wimmelten die Gaſſen von Officieren. Dieſe verfehlten nicht, ſich von Gretchens vielgeprieſener Schönheit durch den Augenſchein überzeugen zu wollen, und ſo oft ich in Eliſens Haus kam, erblickte ich, wenn auch nur durch die geöffnete Thür des Wohnzimmers, rothe Röcke. Freilich kam ich, die ich gleich auf Eliſens Zimmer flüchtete, mit dieſen Herren nicht in Berührung und lernte keinen einzigen von ihnen kennen; allein dieſe neue Unvorſichtigkeit von Seiten Schön-Gretchens diente meinen Verwandten zum willkommenen Vorwande, mir mit Ernſt und Strenge den Beſuch von Eliſens Hauſe zu unterſagen, und,

als ich, im Bewußtsein meiner Schuldlosigkeit, diesem Befehle nicht Gehorsam leisten wollte, eine Hülfe herbei zu rufen, der ich nicht widerstehen durfte.

Ich war, wie schon angedeutet worden, damals bereits mit meinem nachherigen Gatten verlobt; man unterrichtete ihn von der Gefahr, der mein Ruf ausgesetzt sein würde, wenn ich noch ferner ein Haus besuche, das so vielen Officieren zum Sammelplatze diene, und die Wirkung, welche man von diesem Schritte erwartet hatte, konnte um so weniger ausbleiben, da mein Verlobter bis zur Raserei eifersüchtig war.

Ich tadle die nicht, welche in der reinsten Absicht so handelten, und würde unter ähnlichen Umständen ganz dasselbe für ein mir anvertrautes, noch junges und unerfahrnes Mädchen thun; allein der Schlag, den ich dadurch empfing, war wahrhaft furchtbar, und um so schmerzlicher für mich, da ich mir auch nicht das Mindeste vorzuwerfen hatte.

Weit davon entfernt, an Gretchens Gesellschaft und den Besuchen, die sie annahm, Gefallen zu finden, wandte ich mich vielmehr von beiden mit Ekel und Unwillen ab und hatte mich auch nicht ein einziges Mal nur dazu bewegen lassen, in das Wohn-

zimmer zu kommen, wenn Beſuch da war. Meine Welt, mein Paradies, war Eliſens trauliches Stübchen; das Glück, das ich ſuchte, ihre belehrende, belebende Unterhaltung, der Unterricht, den ich von ihr empfing, die geiſtige Anregung, die mir von ihr zu Theil wurde. Stundenlang konnten wir Beide an den Winter-Abenden auf niedrigen Stühlen vor der Flamme des Ofens ſitzen und mit einander plaudern, wenn ich eine Unterhaltung ſo nennen darf, in der das Höchſte und Heiligſte zur Sprache kam und die nie zum Flachen, Trivialen herabſank. Ich wußte, was Eliſe mir gegeben hatte, welchen Dank ich ihr ſchuldig war, und jetzt ſollte ich nicht nur undankbar, ſondern ſogar unmenſchlich gegen ſie ſein, indem ich ſie des einzigen Glücks beraubte, auf das ſie noch Werth ſetzte; denn ſie hatte mich ſo ſtolz gemacht, zu glauben, daß mein Umgang ein ſolches für ſie war.

Im erſten Augenblick, als ich den Brief meines Verlobten empfing, war ich wie betäubt und wußte nicht, was ich beginnen ſollte, um mich aus einer ſo entſetzlichen Lage heraus zu ziehen; ich zerfloß in Thränen und wünſchte mir tauſendmal den Tod, den ich der ſchrecklichen Nothwendigkeit unbedingt vorgezogen haben würde, ein Herz, wie Eliſens, zu betrüben; allein er kam

nicht — ich mußte leben, mußte Der eine tödtliche Wunde ſchlagen, die ſich für die Erhaltung meines Lebens aufgeopfert hatte!

Dann faßte ich mich wieder und ſchrieb an S. Ich ſtellte ihm das ganze Verhältniß getreulich dar und ſchilderte ihm meine Verzweiflung über ſeinen harten Befehl mit den lebhafteſten Farben, indem ich ihn zugleich flehentlich bat, ihn zurück zu nehmen. Ich verſprach ihm, in ſoweit ſeinen Willen zu befolgen, daß ich Eliſens Wohnung, die ihm, wegen Gretchens, mit Recht ein Stein des Anſtoßes war, nicht wieder beträte; allein er ſollte mir geſtatten, ſie bei mir, auf Spaziergängen und an andern, durchaus nicht anſtößigen Orten zu ſehen. Ich beſchwor ihn, mir einen Umgang nicht zu rauben, der mich veredelte, mich beſſer und geiſtreicher mache, und ohne den ich nicht mehr leben könne, nachdem ich die Süßigkeit eines ſo ſchönen, geiſtigen Verkehrs habe kennen gelernt.

Alles war vergebens, und mein Brief hatte das Uebel nur noch ärger gemacht. Es giebt eine Art von Eiferſucht, die ſich nicht nur auf den Umgang mit dem andern Geſchlechte, ſondern auch auf den mit Eltern, Geſchwiſtern und Freundinnen erſtreckt: Eliſe zu lieben, wie ich es that,

wurde mir zum Verbrechen gemacht, und ich sogar aufgefordert, meine bisherigen Verhältnisse zu verlassen.

Nichts blieb mir übrig, als zu gehorchen.

Ich sah Elise nicht wieder, ich vermochte es nicht, Abschied von ihr zu nehmen, noch ihr Herz dadurch zu verwunden, daß ich ihr die Ursache unserer Trennung mittheilte. Ich schrieb ihr erst von Hamburg aus; doch auch das Glück wurde mir verboten, mich schriftlich mit ihr unterhalten zu dürfen, indem es hieß, ihre Grundsätze und Lebens-Ansichten wären der Art, daß sie die meinigen untergraben müßten.

Nach Jahren sandte mir Gretchen eine Brieftasche von schwarzem und rothem Atlasbande geflochten; ich öffnete sie und fand alle meine an Elise geschriebenen kleinen Briefe, poetische Versuche, die ich ihr mitgetheilt hatte, und einige Aufsätze in Prosa von meiner Hand darin. Sie hatte Alles treu verwahrt und sandte es mir als Vermächtniß von ihrem Sterbebette zu. Von ihrer Hand war keine Zeile dabei; wahrscheinlich hatte sie nicht mehr schreiben können, denn sonst würde ich auch noch diesen Beweis ihrer Liebe und der Vergebung einer unfreiwilligen Schuld

gegen ſie empfangen haben. Als ich ihr Vermächtniß empfing, war ſie bereits heimgegangen.

Wie ihr Andenken in mir fortlebt, davon mag das Vorſtehende Zeugniß ablegen. Die Segnungen ihrer Liebe und ihres Umganges dauern noch jetzt für mich fort.

II.

Der Musiklehrer.

Der Musik-Lehrer.

Es war gleichfalls in dem Städtchen J., wo ich die erste Bekanntschaft eines der originellsten und zugleich besten Menschen machen sollte.

Schon das Aeußere desselben war auffallend und ließ die Meinung aufkommen, daß er ein Abkömmling des Volkes sei, von dem er den Namen führte: er hieß nämlich Grönland. Seine Gestalt war etwas unter der mittleren Größe und sehr mager; langes, ganz schlichtes und sehr dickes pechschwarzes Haar umgab ein sehr kleines Haupt; die Gesichtsfarbe war ein dunkles, fast in's Grünliche spielendes Braun; die Nase war klein und in der Mitte etwas eingedrückt, der Mund groß, die Lippen schmal, die Backenknochen hervorstehend, die Stirn klein und die tiefliegenden, aber freundlich und selbst zu Zeiten geistreich bli-

ckenden Augen waren dunkelbraun, faſt ſchwarz; die Haltung des Körpers ſchlecht und vernachläſſigt.

Dieſer Mann, der als Muſiker ausgezeichnet und als Menſch in dem Städtchen geachtet war, gab trotz dem Stoff zu vielen kleinen Geſchichten, in denen er eine lächerliche Rolle ſpielte, und in der That beſaß er eine Seelen-Unſchuld und Naivität, wie man ſie wohl ſelten oder gar nicht mehr bei einem erwachſenen und gebildeten Menſchen findet, und beide mußten in einer kleinen Stadt, wo man für Alles ſo beſchränkte Maaßſtabe hat, um ſo mehr auffallen, da Grönland, außer Eliſen, wohl das einzige Weſen war, das es ſich erlaubte, ſich anders zu geben und zu zeigen, als alle Andern.

Man hatte mich gleich zu Anfang neugierig auf ſeine Erſcheinung gemacht, und noch bevor ich ihn ſah, wußte ich viele jener kleinen Klatſchgeſchichten von ihm, die den Stoff zur Unterhaltung in Landſtädten hergeben müſſen. So ſollte er ſich z. B. bei ſeiner Bewerbung um die Hand eines ſehr gebildeten, geachteten und liebenswürdigen Mädchens — ſeiner nachherigen Gattin — höchſt ſeltſam benommen und dies noch mehr an ſeinem Hochzeitstage gethan haben; worin dieſe Seltſamkeiten jedoch beſtanden, habe ich leider wie-

der vergessen. Vergeben konnte man es ihm aber durchaus nicht, daß er, der Höflichkeit zu Gefallen, nie auch nur um ein Haar breit von der Wahrheit abwich und Jedem unverholen sagte, was er von ihm dachte; dies mußte natürlich oft Anstoß geben, ohne jedoch der Meinung von seinem Charakter schaden zu können, der, wie bereits angedeutet, in gerechter Achtung stand.

Uebrigens konnte man seiner auch nicht entbehren und mußte sich schon etwas von ihm gefallen lassen, da er nicht nur ein ausgezeichneter Musiklehrer, sondern der einzige von Bedeutung in dem Städtchen war; beleidigte oder kränkte man ihn aber, so blieb er vom Unterrichte weg und war weder durch Bitten noch Versprechungen zu bewegen, den Unterricht weiter fortzusetzen.

Mit den seltensten theoretischen Kenntnissen verband Grönland einen ausgezeichnet guten Geschmack und eine wahrhaft vorzügliche Methode beim Unterrichte, den er mit der Gewissenhaftigkeit ertheilte, die ein Grundzug seines Charakters war; auch achteten und liebten ihn seine Schüler und Schülerinnen, da er zugleich ernst und sanft beim Unterrichte war. Auch Kenntnisse und eine allgemeine Bildung hatte er sich erworben und, irre ich nicht, so verdankte er alles Dies sich ganz al-

lein, indem er von niedrer Geburt war und nur einen sehr mangelhaften Unterricht in seiner Jugend empfangen hatte. Er las viel, aber mit Auswahl, und wußte über das Gelesene sehr angenehm zu sprechen; Jean Paul war und blieb bis zu Ende seines Lebens sein Lieblings-Schriftsteller und er hatte nicht nur Alles von ihm gelesen, sondern wußte ihn fast auswendig.

Ich sah diesen Mann zuerst in einer Gesellschaft, die einem jungen, außerordentlich reichen Husaren-Officier in dem Hause meiner Verwandten zu Ehren gegeben wurde; man hatte Grönland wahrscheinlich dazu gebeten, um die Fête durch sein Talent zu verschönern, auch ließ er sich willig finden, auf dem neuen, sehr schönen Clementischen Flügel einige Mozartsche Sachen vorzutragen und mit einer zwar schwachen, aber höchst angenehmen Stimme einige herzige Lieder zu singen. Er saß eben am Flügel, als ich in das Gesellschafts-Zimmer trat, und ich hatte daher Muße, ihn genau zu betrachten.

Wie ein ächter, von seiner zauberischen Kunst begeisterter Musiker, spielte er nicht nur mit den Händen, sondern mit dem ganzen Körper; bald neigte er, besonders bei sanften zärtlichen Passagen, den Kopf mit einer schmachtenden Miene vorwärts;

bald richtete er seinen Körper stolz empor und schaute mit gleichsam triumphirender Miene um sich; bald lehnte er, wie ein verschämtes, schmachtendes Mädchen, den Kopf auf die Schulter, bald fuhr er, bei Beendigung einer kräftigen Passage mit den Händen in die Höhe; kurz, er war so mit der Composition des Meisters und seinem Spiele Eins, daß man deutlich sah, die Musik habe ihm Blut und Nerven durchdrungen.

Der junge Husaren-Officier hatte sich, anscheinend ganz in Hören versenkt, wahrscheinlich aber allein mit seiner eben so zierlichen, als eleganten Figur beschäftigt, ganz dicht an das Instrument gestellt und wandte von Zeit zu Zeit mit den beringten Fingern das Notenblatt um, eine Mühe, die er sich wohl nur deshalb gab, um zu zeigen, daß auch er Musik verstehe — ich thue ihm, dessen ganzes Wesen Eitelkeit war, gewiß mit dieser Voraussetzung kein Unrecht — und als der Künstler endlich die Schluß-Akkorde kräftig ertönen ließ, klatschte er, als wäre er im Theater, in die Hände und ließ ein lautes „Bravo! Bravo!" ertönen.

Grönland trocknete sich den ihm in Perlen von der Stirn fallenden Schweiß ab, und wandte sich dann auf seinem Stuhle nach dem jungen Manne um, den er eine Zeitlang, und zwar so lange,

daß es den Beschauten verlegen machte, vom Kopf bis auf die Füße mit einer Art von Bewunderung, oder vielmehr Verwunderung, betrachtete; dann, die Hand auf die mit reicher Silber-Stickerei bedeckten karmoisinrothen Aufschläge des jungen Kriegers legend, fragte er mit verwunderungsvollem Tone:

— „Ist das Alles ächtes Sülber?" Er sprach nämlich das Wort Silber so aus, wie man überhaupt in Nord-Schleswig, da, wo die deutsche Sprache sich schon mit der dänischen zu vermischen anfängt, sowohl die Vocale, als Consonanten auf eine unangenehme Weise verdirbt.

— „Ja!" versetzte der Sohn des Mars nicht ohne inneres Wohlbehagen, „ja, mein Lieber, dies Alles ist ächtes Silber!"

— „Das hätten Sie auch leicht besser anwenden können, als hier auf der Uniform, mein Herr Leutnant," sagte Grönland, und wandte sich wieder seinem Instrumente zu.

Man muß wissen, daß das Husaren-Regiment, zu dem Herr von E., ein geborner Hamburger und Erbe eines außerordentlich reichen Vaters, gehörte, nicht nur das schönste in der ganzen dänischen Armee, sondern wohl eins der reichsten und schönsten Europa's war, so daß nur die Söhne reicher Eltern darunter gehen konnten. Der außer-

erdentliche Luxus, den die Officiere desselben trieben, und womit manche sich sogar ruinirten, bewog den König späterhin, es eingehen zu lassen. Keiner von den andern Officieren konnte es aber in Hinsicht der Pracht mit dem jungen von E. aufnehmen, dessen Uniform gleichsam mit edlem Metall überladen war; man erzählte sich von wahrhaft enormen Preisen, die sie kostete.

Ueber diese unnütze und fast lächerliche Pracht mochte sich unser Musiker ärgern, daher der Ausfall auf den jungen eitlen Gecken, der einen Augenblick dadurch beschämt war und mit komischer Verwirrung auf seinen schimmernden Tand sah, dann sich aber auf dem Absatze seines Stiefels von rothem Saffian herumdrehte und mir, die neben ihm stand, zuflüsterte:

—„Welch ein Grobian!"

Bei Gelegenheit dieses jungen Fants, der damit endete, sein ungeheures Vermögen durchzubringen, und dann nach Brasilien ging, wo er in Armuth und Kummer starb, fällt mir noch eine komische Geschichte ein, die diesem in Folge seiner Eitelkeit begegnete.

Herrn von E.'s Regiment lag nicht in J., sondern vier Meilen davon entfernt, in einem elenden Neste, dicht an der Elbe. Da er sich

aber in J. sehr gut gefiel, weil man ihm dort sehr den Hof machte, und er, obschon verheirathet, eine Liebschaft daselbst angeknüpft hatte, kam er oft herüber und blieb Tage oder Wochen, je nach Urlaub und Laune. In J. selbst lag ein Dragoner-Regiment, bei dem einer der seltsamsten und originellsten Menschen als Leutnant stand. Er war ein Westindier von Geburt, von der Insel St. Croix, und seine braune Gesichtsfarbe, sein krauses, schwarzes, wolliges Haar, die etwas dicken Lippen, die stumpfe, eingedrückte Nase mit breiten Nasenflügeln, verriethen nur zu deutlich, daß Negerblut in seinen Adern floß. Er hatte beide Eltern verloren, die unermeßlich reich gewesen, und deren einziger Erbe er war, und der König selbst war sein Vormund geworden. Man hatte ihn nach Europa herübergebracht und, da er Lust zum Militair-Dienste bezeigte, in der Cadetten-Schule zum Officier gebildet.

Jetzt war er Leutnant im Regimente Dragoner, und wir jungen Mädchen hatten ihm den Namen des Mordschützen gegeben, weil nicht nur die seltsamsten Geschichten über seine Neigung zu Duellen im Umlaufe waren, sondern er deren auch mehre während seines kurzen Aufenthaltes in J. fast bei den Haaren herbeizog. Er duellirte

sich unter andern mit einem jungen Officier seines Regiments, weil dieser bei einem Gelage falsch gesungen hatte, und er wollte, alles Ernstes, einen armen Brauer todtstechen, weil er von dem Genusse des von demselben gebrauten Bieres Leibschneiden bekommen hatte. Der arme Brauer, ein reicher und überaus feister Mann, hielt sich im wörtlichsten Verstande so lange versteckt, bis der „Mordschütz" wieder abgezogen war. Uebrigens war dieser seltsame Mensch gebildet, lag im Walde an schattigen und romantischen Orten mit dem Shakespeare in der Hand und weinte bei tiefergreifenden Stellen seine hellen Thränen. Dabei war er ein solcher Freund der Musik, daß er, wo er solche aus einem Hause erschallen hörte, ungeladen und ohne den Bewohnern desselben bekannt zu sein, hineinging, eine sehr hübsche Verbeugung machte, in seinem gebrochenen Deutsch weiter zu spielen befahl, sich niedersetzte, und mit Entzücken zuhörte, worauf er sich auf eben die Weise wieder empfahl, wie er gekommen war. Zum Schrecken für uns junge Mädchen, besaß unser „Mordschütz" auch ein sehr zärtliches Herz und ersah sich immer eine von uns aus, der er auf Wegen und Stegen nachging, der er zärtliche Blicke und Kußhände zuwarf, unter deren Fen-

ſter er Nachts lag, auf die er auf Promenaden zukam und der er die reichſten Geſchenke, von zierlich geſchriebenen Billets begleitet, Blumen u. ſ. w. zuſandte. Zum Glück dauerte ſeine Liebe aber kaum länger, als vierzehn Tage, wo dann eine Andere an die Reihe kam, die durch die lebhaften Beweiſe ſeiner ungeſtümen Zärtlichkeit eben ſo geängſtigt wurde. Auch ich habe meine Tour gehabt, und Gott weiß, wie ſehr ich mich gefürchtet habe!

Dieſer ſeltſame Mann war, trotz ſeines Reichthums, nun eben ſo einfach in ſeiner Kleidung, als von E. übertrieben eitel und putzſüchtig war, weshalb ihn der „Mordſchütz" auf den Tod nicht leiden konnte. Dieſer Widerwille kam endlich zum Ausbruche, als der Creole an einem Morgen von E. in ſeinem Wirthshauſe mit Papilliotten im Haar am Fenſter ſtehen ſah. — „Du, ſieh, ſieh den Narren!" rief er ſeinem Begleiter, einem jungen Officier, zu, mit den Fingern auf von E. zeigend; „er macht unſerm Stande durch ſein weibiſches Weſen Schimpf und Schande. — Ich muß ihm Eins in ſein glattes Geſicht geben; ich kann ſein glattes Geſicht nicht mehr anſehn, ohne mich zu ärgern; ich werde ihn auf Piſtolen fordern, und Du wirſt mein Secundant ſein!"

Es war vergebens, ihm dieſes tolle Vorhaben auszureden; er ging nach Hauſe, um die Herausforderung zu ſchreiben, ſein Begleiter war aber ſo klug, von E. anzuzeigen, welche Gefahr er liefe, wenn er länger in J. bliebe, und bevor noch die Herausforderung des „Mordſchützen" anlangte, war er auf dem Wege zu ſeiner Garniſon, denn der Muth gehörte nicht zu den Eigenſchaften, die ihn zierten, und „ſein glattes Geſicht" durch eine Kugel entſtellt zu ſehen, war ein Gedanke, der ihn in Verzweiflung hätte bringen können.

Ueber das fernere Schickſal des uns, trotz dem daß wir uns entſetzlich vor ihm fürchteten, intereſſanten „Mordſchützen" habe ich nur noch hinzuzufügen, daß er endlich doch ſeiner Duell-Wuth erlag und auf einem Dorf-Kirchhofe in der Nähe von Hamburg begraben liegt. Es konnte nicht wohl anders kommen.

Jetzt, nach dieſer kleinen Abſchweifung, die den Leſer hoffentlich nicht gelangweilt haben wird, zurück zu unſerm Muſiker.

Eine Reihe von Jahren war verfloſſen und mir von Grönland nichts weiter zu Geſicht gekommen, als etwa einige kleine, recht hübſch componirte Lieder, die ich mit Vergnügen ſang und

ſpielte, als an einem Morgen an meine Thür geklopft wurde und auf mein „Herein" ein Mann zu mir eintrat, den ich auf den erſten Blick wieder erkannte, und mit dem freudigen Rufe begrüßte:

—„Sie, lieber Grönland? Sein Sie mir herzlich willkommen!"

Er war ſichtbar erfreut über den herzlichen Empfang, und äußerte dies durch einen kräftigen Händedruck. In ſeinem Aeußern hatte er ſich wenig verändert, nur war er etwas fetter geworden und trug das Haar ſo lang, daß es ihm tief auf den Nacken hinabfiel. Seine Kleidung war von einem altmodiſchen Schnitte und von ſehr grobem, dunkelbraunem Fries; er hatte kein Halstuch um, obgleich es Winter war, und trug den Hals ganz, die Bruſt ziemlich offen; übrigens war er im höchſten Grade reinlich, auch ſein Rock noch ziemlich neu.

Wir ſaßen bald ganz behaglich neben einander auf dem Sopha und plauderten von vergangenen Zeiten; ich ließ ein Frühſtück und eine Flaſche ſehr guten Weins auftragen, und er genoß mit ſichtbarem Wohlgefallen von beiden. Dann erzählte er mir, daß er von J. weggezogen ſei und jetzt mit ſeiner guten Frau und vielen lieben Kindern

in Altona wohne, wo es ihm gut gehe und er viele Stunden zu geben habe. Für seine Kunst war er noch ganz so begeistert, wie früher.

— „Sie müssen meine kleine Wirthschaft einmal ansehen," sagte er heiter und zutraulich. „Meine Frau kennen Sie ja schon, noch von J. her; allein meine zehn Kinder noch gar nicht."

— „Zehn Kinder?" rief ich erstaunt; „welch ein Segen, lieber Grönland! Und die alle ernähren Sie durch Ihren Musik-Unterricht?"

— „Acht davon sind meine eigenen," antwortete er, „zwei aber habe ich dazu angenommen. Sie müssen wissen, daß mein Schneider, ein sehr braver Mann, vor einigen Jahren erst seine Frau verlor, und dann selbst kurz hintennach starb. Zwei arme Waisen blieben zurück; die nahm ich zu mir, und dachte, wo deine acht Kinder satt werden, da werden diese es auch, und wo sie schlafen, da ist auch noch ein Plätzchen für die beiden Verwaisten und so ist's auch gekommen: wir sind noch keinen Abend, Gott sei gedankt! hungrig zu Bett gegangen. Uebrigens hilft meine Frau mit. Sie hat die Hebammen-Kunst erlernt und man ruft sie dann und wann, sie zu üben, wenn auch nur noch bei armen Leuten."

— „Wer aber sieht auf die zehn lieben Kin-

der, wenn Ihre Frau abgerufen iſt und Sie Unterricht geben?“ fragte ich.

— „Ein ſehr braves Mädchen, das ich mir eigends dazu groß gezogen habe,“ war ſeine Antwort. „Doch Sie werden das Alles mit eigenen Augen ſehen; nicht wahr, Sie kommen? und da man es nicht aufſchieben muß, Jemanden, wenn man es kann, eine Freude zu machen, ſo kommen Sie ſchon nächſten Sonntag und bringen Ihre drei lieben Knaben mit; das wird einmal eine Freude abgeben, wenn ich meiner Frau und den Kindern ſagen darf: Die Amalia kommt; ſie verſchmäht es nicht, in unſre niedre Hütte zu treten; ſie will euch ſehen und lieb haben. Oder wollen Sie lieber, daß ich Ihnen erſt die Meinen zuführe?“

Ich zog das letztere vor, und Tag und Stunde wurden zwiſchen uns verabredet.

Am nächſten Sonntag-Morgen hatte ich alle Hände voll zu thun, für ſo viele liebe Gäſte — es waren mit Vater und Mutter, ſo wie mit dem Dienſtmädchen, das er mitbringen zu dürfen gebeten hatte, dreizehn Perſonen, und dazu meine eigene Familie gerechnet! — ein anſtändiges Frühſtück zu beſorgen, und ich darf ſagen, daß ich es mit Freude und Liebe that. Meine Vorräthe

wurden nicht geschont, Kuchen und Backwerk, Früchte und Eingemachtes wurden gehörig aufgetragen; der in Hamburg zum Frühstück unerläßliche Thee wurde bereitet und nebenbei vom besten Wein aufgesetzt. Ich war zufrieden, als ich die selbst gedeckte Tafel übersah, und freute mich schon im Geiste darauf, wie besonders auch die liebe Jugend schmausen würde.

Ueberdies hatte ich in einem Nebenzimmer noch eine kleine Ueberraschung für die Kinder meines wackern Freundes bereitet. Es war in den Weihnachts-Feiertagen und ich hatte es mir so hübsch gedacht, für jedes Kind eine kleine Bescheerung anzurichten. Auf einer langen, sauber gedeckten Tafel standen zehn Porzellan-Teller mit Naschwerk aller Art, als Lebkuchen, Pfeffernüsse, Mandeln, Rosinen, Confect, Feigen, Aepfel, Nüsse u. s. w., kurz, Alles was in unserer Gegend zu einem Weihnachts-Tische gehört, und auf jeden Teller legte ich auch noch ein kleines Geschenk. Ich darf sagen, daß ich nie eine lebhaftere Freude empfunden habe, als da ich diesen Tisch überschaute, an dem ich bald zehn vergnügte Kinder-Gesichter zu sehen hoffte.

Indeß es sollte anders kommen, wie die Folge zeigen wird.

Als die bestimmte Stunde herankam, öffnete ich ein Fenster, um nach meinen lieben Gästen auszusehen, und erblickte jetzt einen Zug, den ich nie vergessen werde und der, zu meiner Beschämung sei es gesagt, mich der Nachbarn wegen in eine nicht kleine Verlegenheit versetzte; auch lockte er, trotz der großen Stadt, Alles an das Fenster, so daß ich verwirrt das meinige schnell wieder zumachte.

Vater Grönland eröffnete in seiner gewöhnlichen Kleidung diesen Zug; ihm zur rechten Seite ging seine Frau, die, für die Jahreszeit und rauhe Witterung, fast allzuleicht bekleidet war; auf der andern Seite des Hausvaters das Dienstmädchen, das den jüngsten Sprößling, der noch nicht gehen konnte, auf dem Arme trug. Ihnen folgten die andern neun Kinder, Knaben und Mädchen, sämmtlich sehr leicht gekleidet und gleichsam in einer Art von Uniform. Die Knaben hatten Hosen und Jacken von einem dunkelgrauen, sehr groben Tuche an, die Brust stand ihnen offen und der Kopf war weder mit einer Mütze, noch mit einem Hute bedeckt; die Kleidung der Mädchen erinnere ich nicht recht mehr, doch war sie gleichfalls sehr auffallend, und ein lang herabwallendes, schlicht gekämmtes Haar bildete auch ihre

einzige Kopfbedeckung. Daß weder an Handschuhe, noch an Mäntel, Oberröcke oder Umschlagetücher zu denken war, versteht sich wohl von selbst.

Dieser seltsame, die allgemeine Neugierde erregende Zug nahte sich jetzt meiner Hausthür, diese öffnete sich, ich vernahm Grönlands Stimme:

„Nur herein, Kinder! Nur herein! Hier wohnt unsre gute Freundin!"

Und meine Diele füllte sich mit Gästen an, bald auch mein Zimmer, dessen behagliche Wärme den armen Durchgefrorenen angenehm anzukommen schien.

Ich lud Alle ein, Platz am Frühstücks-Tische zu nehmen, was man ungezwungen that; aus Bescheidenheit war das Dienstmädchen im Hintergrunde stehen geblieben, nachdem ihre Frau ihr das Kind abgenommen hatte, und ich gestehe, daß ich nicht auf den Einfall gekommen wäre, es einzuladen, neben der Gesellschaft Platz zu nehmen, vielmehr hatte ich meinem eignen Mädchen den Auftrag gegeben, für die gehörige Bewirthung ihrer Standes-Genossin Sorge zu tragen. Indeß wollte das Schicksal, oder vielmehr Vater Grönland, es anders, denn kaum hatte er sich gesetzt, so rief er dem Mädchen zu:

— „Komm, Margarethe, setze Dich dreist zu uns; Du gehörst ja mit zur Gesellschaft, weil Du ein so gutes, braves Mädchen bist, und unsre Freundin wird es schon nicht übel nehmen. Nicht wahr," wandte er sich dann an mich, „nicht wahr, Sie haben Nichts dagegen, daß Margarethe sich zu uns setze? Es ist ja, wie ich sehe, Essen und Trinken genug da, und Sie, liebe Amalia, sind gewiß längst über solche alberne Vorurtheile hinweg, und beurtheilen die Leute nicht nach ihrem Stande, sondern allein nach ihrer Gesinnung. Ich darf Ihnen sagen, daß unsere Margarethe ein braves Mädchen ist, und so wohl verdient, in Ihre Gesellschaft aufgenommen zu werden."

Margarethe setzte sich jetzt, freilich mit einer etwas verlegenen Miene, aber doch ganz dicht neben ihren gütigen Gebieter, und ich hatte natürlich unter meinem eigenen Dache nichts dagegen einzuwenden.

Die Mutter aller dieser Kinder, die ich früher als ein rasches, blühendes und kräftiges Mädchen gekannt hatte, war nicht nur über ihre Jahre hinaus gealtert, sondern es zeigte sich auch in ihrem Gesichte ein Ausdruck von Leiden und Gram, der mich schließen ließ, daß sie, obschon

an den beſten und redlichſten der Männer, und gewiß auch an den treueſten und zärtlichſten der Gatten, verheirathet, nicht ganz glücklich ſei; auch war ſie wortkarger, als in früherer Zeit.

Gewiß iſt es mir, obgleich ſie nie mit mir darüber ſprach, daß die Bizarrerien ihres Gatten, die ihn gegen Alles verſtoßen ließen, was in der gebildeten Welt und der geſitteten Geſellſchaft Sitte und Gebrauch iſt, ſie tief verletzten und zu Boden drückten. Jetzt hatte ſie ſichtbar den Kampf aufgegeben und ſich, des ehelichen Friedens wegen, in die traurige Nothwendigkeit geſchickt, vor der Welt eben ſo bizarr zu erſcheinen, als ihr Gatte, den ſie übrigens, ſeiner ſonſtigen vortrefflichen Eigenſchaften wegen, achten und lieben mußte. Allein wie ſchwer mochte der Armen eine ſolche Reſignation geworden ſein, und welche Kämpfe mochte ſie in ihrem Innern beſtanden haben, bis ſie zu einer ſolchen Ergebung gelangt war, ſie, die früher auf das Aeußerliche den Werth zu ſetzen gewohnt geweſen war, den man darauf ſetzen muß, um nicht gegen das Uebliche und Schickliche zu verſtoßen und den Tadel der Welt auf ſich zu laden.

Die Genialität, und vor allen Dingen die Bizarrerie, ſteht uns Frauen überall ſehr ſchlecht;

wir bewegen uns, wie in einem uns durchaus feindlichen und fremden Elemente, nur mit Unbeholfenheit darin; und nun gar, wenn sie uns angezwungen wird!

Dies Alles dachte ich, als ich die Hebe dieses Olymps machte und geschäftig am Theekruge waltete, um meine Gäste mit diesem erquicklichen Zaubertranke zu versorgen. Meinem Gaste trug ich ad interim auf, die noch einen sehr lachenden Anblick gewährenden Reste eines gebratenen indischen Hahnes zu zerlegen und jedem sein Theilchen davon zukommen zu lassen, was er mit sichtbarem Vergnügen that. Allein nur seiner Frau, dem Dienstmädchen und sich selbst legte er davon vor, und eben so präsentirte er auch nur den beiden Erstern von den andern guten Sachen, die auf der Tafel standen, wobei er mit lautem Munde das gute Frühstück pries und mit dem besten Appetite davon aß.

— „Aber, lieber Grönland," sagte ich, mit einer Ladung gefüllter Thee-Tassen vom Nebentische zurückkehrend, „Sie haben ja den armen Kindern gar nichts gegeben; sollen die denn leer ausgehen?

— „Bewahre!" versetzte er, sich den Mund mit der Serviette abwischend; „bewahre, liebe

Freundin! Sie werden doch ein Schwarzbrot im Hause haben?"

—„Ein Schwarzbrot? — ei freilich!" versetzte ich nicht ohne einige Verwunderung. „Allein hier iſt Weißbrot, hier ſind Kuchen und ſonſtige Sachen, die den Kindern ſchon munden werden."

—„Ja, hier iſt genug vorhanden," verſetzte er, die Keule des indiſchen Hahns, welche er eben auf ſeinem Teller für ſich zerlegte, niederlegend; „allein das iſt nicht für die Kinder, die bekommen nur Schwarzbrot, trockenes Schwarzbrot, und Milch, um die ich Sie auch noch bitten muß, denn ſie darf bei ihren Mahlzeiten nicht fehlen."

„Sie werden heute, mir zu Liebe, beſter Grönland, einmal eine Ausnahme machen," bat ich, voll Mitleid auf die armen Kinder ſehend, aus denen ich zehn Tantaluſſe wider meinen Willen gemacht hatte, und die mit niedergeſchlagenen Augen und betrübter Miene vor ihren leeren Tellern ſaßen.

—„Um keinen Preis der Welt," verſetzte er eifrig, „würde ich eine Ausnahme machen und von meinen Grundſätzen abgehen. Seht, Kin[illegible]," wandte er ſich an dieſe, die, wie auf ein Commando-Wort, bei ſeiner Anrede plötzlich zu

ihm aufblickten, hoch auf der Gabel die Keule des Hahns emporhaltend, „ſeht, das ſchmeckt gut, das ſchmeckt vortrefflich! Und dies hier," fuhr er fort, ſich aus einer Schüſſel eine gute Portion Eingemachtes nehmend, „iſt ſehr ſüß, ſehr wohlſchmeckend, und die friſchen Kuchen, o wie gut und appetitlich riechen ſie! aber dieſes Alles iſt nicht für Euch, es iſt nur für uns Erwachſene da, für uns, die wir allenfalls ſchon dergleichen erwerben und uns verſchaffen können. Ihr aber müßt euch zur Zeit noch in der Entbehrung üben; ihr müſt Alles ſehen können, ohne auch nur das mindeſte Verlangen darnach zu tragen, und Gott früh und ſpät dafür danken, daß eure Eltern euch das Nothwendige geben können, und es aus der Güte ihres Herzens euch verabreichen."

So redete er noch eine Weile fort. Er hatte, wie ich ſah, die flache, erbärmliche Erziehungs- und Entſagungs-Theorie des wohlſeligen Campe aus dem Grunde ſtudirt und wandte ſie mit Uebertreibung bei ſeinen Kindern an. Dieſe ſaßen ſchweigend und mit niedergeſchlagenen Augen da, und ich ſah es ihren traurigen Mienen deutlich an, daß die Theorie des Vaters keineswegs mit ihren Neigungen im Einklange ſtand.

— „Jetzt, liebe Amalia," wandte ſich dieſer,

nachdem er seine Rede geendet hatte, wieder an mich, „jetzt ein Schwarzbrot, wenn Sie so gütig sein wollen, und eine gute Schüssel mit Milch; die Kinder sollen heute einmal, Ihnen zu Ehren, hoch leben, denn sonst bekommen sie keine Milch zum Frühstück."

Ich befahl seufzend, und, ich gestehe es aufrichtig, mit dem guten Manne wenig zufrieden, das Gewünschte herbeizuschaffen, worauf Grönland sich erhob, die Hände faltete und ein kurzes Gebet sprach; dann schnitt er neun Stücke Brot ab — das Jüngste bekam etwas Milch und Zwieback — und reichte jedem Kinde eins davon dar; mit sichtbarem Appetit biß Jedes hinein und trank seine kalte Milch dazu.

— „Sehen Sie, wie es ihnen schmeckt?" wandte er sich triumphirend an mich. „Und nun unser Aller Gesundheit und sowohl geistiges, als leibliches Gedeihen!" rief er dann, für die Erwachsenen die Gläser mit Wein füllend, und sein Glas hoch emporhaltend.

Ich war verstimmt; ich konnte nur immer in das bleiche, abgehärmte und kummervolle Gesicht der armen Mutter sehen, die bei dieser Scene sichtbar litt, obgleich sie gewiß an ähnliche gewöhnt war.

Man kann sich vorstellen, daß ich unter diesen Umständen nicht daran dachte, meine im Nebenzimmer aufgestellte Christ-Bescheerung in Anregung zu bringen, denn dadurch würde ich ja nur die Qual der armen Mutter und auch die der Kinder vermehrt haben; mit meiner erträumten Freude war es also nichts.

Nach dem Frühstück öffnete Grönland das Fortepiano und setzte sich daran; die neun ältesten Kinder mußten artige Lieder zu seinem Accompagnement singen, und thaten es mit Geschmack und Präcision; die ältesten trugen sodann selbst etwas auf dem Instrumente vor, und zwar recht gut für ihr Alter. Dann kam die Stunde der Trennung heran und der seltsame Zug setzte sich wieder in Bewegung, nachdem mir Grönland zuvor das Versprechen abgedrungen hatte, ihn mit meinen Kindern an einem bestimmten Tage auch in seiner Wohnung besuchen zu wollen. Er drang darauf, daß ich, „ganz genau" die Stunde angeben solle, wann ich kommen wolle, und dies fiel mir zum Glück um so mehr auf, da er, als ich sie genannt hatte, seine Frau mit einem lächelnden, bedeutungsvollen Blicke ansah. Ich hatte mich in meiner Voraussetzung nicht geirrt, wie die Folge zeigen wird.

Am beſtimmten Tage ſetzte ich mich, wie ich es verſprochen hatte, mit meinen Kindern wirklich in Bewegung; ſtatt aber zu Fuße zu gehen, ließ ich einen Wagen kommen. Dies war ein Glück für mich und eine nicht überflüſſige Vorſicht; denn als ich durch das Thor fuhr und den Kopf aus dem Wagen ſteckte, um zu ſehen, ob ich mich in meiner Vermuthung nicht getäuſcht habe, erblickte ich meinen Grönland mit ſeiner Frau, dem Dienſtmädchen und den zehn Kindern, die mir erwartungsvoll entgegenſahen und gekommen waren, mich in Proceſſion und gleichſam im Triumphe am Altonaer Thore in Empfang zu nehmen und durch die ganze Vorſtadt, ſo wie durch einen Theil von Altona zu führen, eine Ehre, die ich nicht zu würdigen wußte. Ich nickte meinem ſeltſamen Freunde alſo aus dem Kutſchenſchlage einen Gruß zu und der Wagen fuhr raſch von dannen; jene folgten ihm eiligen Schrittes.

Ich geſtehe aufrichtig, daß ich mit mir unzufrieden war, und mich vor mir ſelbſt ſchämte, aus Furcht vor der Welt, oder vielmehr aus Scheu, mich vor den Augen Anderer lächerlich zu machen, zur dieſer Auskunft meine Zuflucht genommen zu haben. Die Abſicht Grönlands war ſo gut, ſein Herz ſo voll Freundſchaft gegen mich; ich hätte

an meinem innern Werthe nichts dadurch verlo-
ren, wenn ich den Zug durch die Stadt mitge-
macht hätte; allein dieſes Raiſonnement half nichts,
meine Abneigung dagegen, mich lächerlich aus
Liebe zu einem Freunde und guten Menſchen zu
machen, war ſo unüberwindlich, daß ich den Wa-
gen nicht halten ließ, um auszuſteigen; ja, ich be-
ſtellte ihn ſogar um die Stunde der Rückkehr
wieder, um nicht beim Nachhauſegehen demſelben
Schickſale ausgeſetzt zu ſein. Tadle mich, wer
beſſer zu handeln vermag, als ich es in dem
Augenblick that!

Begreiflicherweiſe langte ich in meiner Kutſche
weit früher an, als die Fußgänger, und hier hätte
ich, die ich gegen die Kälte ſo außerordentlich
empfindlich bin, und überdies, da ich fuhr, nur
leicht bekleidet war, meine Strafe gefunden, wenn
Grönlands unübertreffliche Güte dem nicht zuver-
gekommen wäre. Ich fand nämlich die Thür ſei-
ner Wohnung verſchloſſen, weil alle Bewohner
derſelben, auch eine Miteinwohnerin, ſie verlaſſen
hatten, und hätte lange in der Kälte ſtehen kön-
nen, wenn Grönland nicht faſt athemlos mit dem
Schlüſſel herbeigeeilt wäre. Dieſe Güte rührte
mich ſo, daß ich auf dem Punkte ſtand, ihm

meine Schwäche einzugeſtehen und ihn um Verzeihung zu bitten.

Er aber ſchmollte!

„Bei ſolchem herrlichen Winter-Wetter zu fahren! Mein Gott, wie verweichlichen Sie ſich und die Kinder, liebe Amalia! und welche Freude haben Sie uns verdorben! Aber es iſt wahr," fügte er, ſich gleich wieder beſänftigend, hinzu, „Sie haben an Blutſpeien gelitten; Sie ſind die Stärkſte nicht; da haben Sie doch gut gethan, zu fahren, und ich hätte mir denken können, daß Sie es thun würden. Jetzt geſchwind in's warme Zimmer; Sie ſollen ſehen, daß es auch bei mir behaglich und nett iſt, wenn gleich nicht ſo elegant, wie bei Ihnen. Sie haben nur drei Kinder, ich deren zehn, und dann liebe ich die Eleganz auch nicht, wie Sie wiſſen werden, und was ich übrig habe vom Nothdürftigſten, das gehört den Armen." Darin lag ein Vorwurf für mich, er wurde aber mit ſolcher Gutmüthigkeit ausgeſprochen, daß ich ihn nicht übel nehmen konnte.

So in einem fort plaudernd, führte er mich in das zwar für eine ſo zahlreiche Familie äußerſt beſchränkte, aber höchſt reinliche und ordentliche

Zimmer, deſſen Mobilien von grobem Holze, aber wohl erhalten waren.

Endlich langten auch die Uebrigen an; es wurde Thee gemacht und Butterbrot präſentirt; dann ging Grönland mit einer ſehr vergnügten Miene an ſein Schreibpult, ſchloß es auf, nahm eine große Tüte daraus hervor, öffnete ſie, ließ jedes der zehn Kinder mit geheimnißvoller Miene hineinſchauen und breitete dann mit einer wahrhaft herzlichen Freude den Inhalt derſelben vor mir auf dem Tiſche aus; es war Confect und Backwerk darin enthalten, und nicht nur ich, ſondern auch ſeine Frau ſollte dadurch überraſcht werden: er hatte es heimlich früh am Morgen ſelbſt eingekauft.

Die Kinder erhielten aber natürlich nichts davon, auch die meinigen nicht, und zu meiner Freude zeigten die letztern, daß, obgleich ſie nicht nach der Campeſchen Entſagungs-Theorie aufgezogen worden waren, ſie doch von ihnen gern genoſſene Dinge ſehen konnten, ohne ihrer zu begehren oder unwillig zu werden, daß man ſie ihnen nicht anbot. Wahrſcheinlich war es von dem guten Grönland darauf abgeſehen, mich ein wenig zu beſchämen, denn er hatte bereits bemerkt, daß mir ſeine Erziehungs-Theorie nicht in

allen Punkten zusagte, und hoffte so wohl, mich zu derselben zu bekehren, wenn meine Knaben sich bei dieser Gelegenheit blamirten. Das thaten sie aber zu meiner Freude nicht, sondern sie aßen Milch und Brot mit den andern Kindern und warfen nicht einmal einen Blick auf den mit Confect bestreuten Tisch.

Dann ging es an ein Besehen der Häuslichkeit meines Freundes, und nicht genug kann ich die strenge Ordnung und Reinlichkeit loben, die in allen Theilen des Hauses vorherrschte; dies war offenbar ein Verdienst der trefflichen Hausfrau und ihres gewiß braven Mädchens.

Zwei Schlafzimmer, wovon eins für die Mädchen, das andere für die Knaben bestimmt war, boten Merkwürdiges dar. In einer langen Reihe lagen nämlich die Betten derselben, und zwar auf dem bloßen Fußboden. Jedes hatte einen Stroh- oder Tang- (Seegras-) Sack, darüber war ein Betttuch gebreitet, und ein rundes Kissen; zur Decke diente eine sehr leichte Matratze — und es war mitten im Winter und wir hatten vielleicht 18 bis 20° Kälte! Das Waschwasser in den Handbecken war wenigstens zu Eis gefroren, und die Kinder mußten es erst aufschlagen, um sich darin waschen zu können.

Eine Boden-Kammer enthielt eine Menge Geräthschaften, womit die Knaben allerlei artige Sachen in ihren Freistunden zu verfertigen verstanden; eigentliches Spielzeug sah ich nirgends. Dann mußte ich auch die Schreibbücher, die Zeichnungen, die kleine, aus lauter Lehrbüchern bestehende Bibliothek derselben besehen; es wurden mir Aufsätze vorgelegt, die nicht nur schön geschrieben, sondern auch durchdacht waren; einige der Kinder verriethen ein hervorragendes Talent zum Zeichnen, und ich zweifle nicht daran, daß Eins oder das Andere Maler geworden ist. Als einen Zug ihrer großen Gutmüthigkeit muß ich noch anführen, daß sie nicht ruhten, bis sie mir ein kleines Geschenk, einen Briefhalter von weißem Marmor, den ich noch jetzt bewahre, aufgedrungen. Sie hatten ihn, nebst andern Kleinigkeiten, von einem in Archangel lebenden Oheim erhalten und schienen großen Werth darauf zu setzen. Wie freute sich ihr Vater darüber!

Die Kinder selbst waren in ihrer Wohnung weit heiterer und unbefangener, als bei mir, und ich durfte nicht länger daran zweifeln, daß sie sich glücklich fühlten; auch waren sie artig und bescheiden in ihrem Benehmen und antworteten auf an sie gerichtete Fragen mit Verstand und

Offenheit. Ihr Vater war ihr einziger Lehrer und ging auf die liebevollste Weise mit ihnen um, indem er doch zugleich sehr ernst gegen sie war.

Nur die Mutter der Kinder schien nicht glücklich zu sein; man hatte in ihrer Nähe beständig das Gefühl, als laste ein Druck auf ihr, und dem war wirklich so. Grönland gab so gern, und trotz seiner beschränkten Lage mit so vollen Händen, daß oft das Nothwendigste in seiner eigenen Wirthschaft fehlte. So stellte er auch von seiner Brutto-Einnahme der Behörde jedes Jahr den zehnten Theil für die Armen zu, obgleich man sich sträubte, dieses Geld anzunehmen, da man schon im Voraus wußte, daß, bei den steigenden Bedürfnissen der Familie und der Abnahme des von Grönland ertheilten Unterrichts — er verlor manches gute Haus durch seine Bizarrerien — die Armuth endlich bei ihm selbst einkehren würde. Er aber ließ sich nicht abweisen, sondern brachte treu seinen Zehnten alle Jahr auf das Rathhaus, und außerdem unterstützte er noch Nachbarn und Freunde nach Kräften; ja, er war unaufhörlich darauf bedacht, Andere an seinen kleinen Freuden und Genüssen Theil nehmen zu lassen. So rief er am Sylvester-Abend, um Mitternacht, die Nachtwächter in sein Haus, um mit ihnen seinen

Punſch zu trinken und dem ſcheidenden Jahre Valet zu ſagen; ſo theilte er, wenn er für den Winter Feuerung einnahm, den angekauften Vorrath mit armen Nachbarn. Schulden hat er nie gemacht.

Die arme Frau mochte mit ahnungsvollem Geiſte ſchon lange den Sturm vorhergeſehen haben, der das Glück ihrer Häuslichkeit vernichten ſollte. Grönland verlor nach und nach den größten Theil ſeiner Schüler; theils, weil er Manchen vor den Kopf ſtieß, indem er ſeine Seltſamkeiten geltend machte; theils, weil man weniger Werth als früher auf einen gediegenen, theoretiſchen Unterricht ſetzte; theils, weil er die neuern Meiſter nicht anerkennen wollte und feſt an den alten, namentlich an Gluck und Mozart, hing; theils endlich auch, weil neuere Lehrer ihn verdrängten, und ſo kamen denn die Zeiten ſchwerer Sorgen heran, in denen oft ſelbſt das Allernothwendigſte der Familie fehlte.

Die umſichtige und menſchenfreundliche Behörde hatte dies vorausgeſehen und demgemäß ihre Maaßregeln genommen. Mit kluger Vorſicht hatte man die von Grönland alljährlich für die Armen gegebenen Summen zurück-, vielleicht gar auf Zinſen gelegt, und als es endlich ſo weit kam,

daß er selbst der Hülfe bedurfte, zahlte man ihm Alles wieder aus, was er früher für die Armen beigesteuert hatte.

Bald darauf starb er. Die Familie scheint sich wacker durchgeschlagen zu haben und die Kinder sind nicht nur wohlgerathen, sondern es sollen sogar einige sehr talentvolle junge Männer unter den Söhnen sein.

Ich selbst kam, ohne mein Verschulden, einige Zeit vor Grönlands Tode außer Berührung mit ihm. Er mußte mir etwas übel genommen haben — was? weiß ich zu dieser Stunde noch nicht, doch war er sehr empfindlich und konnte es nicht wohl leiden, wenn man in seine Ideen nicht einging — denn er hörte plötzlich auf, mich zu besuchen. Vielleicht wollte er sich mir, gegen die er immer geprahlt hatte, daß es ihm und den Kindern bei ihrer Genügsamkeit nie fehlen könne, in seiner Armuth nicht zeigen, eben weil ich es mir zuweilen erlaubt hatte, ihn auf die Pflicht aufmerksam zu machen, für die Zukunft der Seinen durch kleine Ersparnisse zu sorgen. Eine solche Mahnung verstimmte ihn jedesmal sichtbar, und er behauptete, für die Zukunft müsse man Gott den Vater sorgen lassen.

Wie dem auch sei, ich habe sein Bild liebend

im Herzen bewahrt und rufe ihm aus voller Ueberzeugung in sein Grab nach, daß es gewiß nie einen durch und durch bravern, edlern und wahrhaft gebildetern Mann gegeben hat, als ihn, unbeschadet der kleinen Seltsamkeiten, die ihm anklebten und ihn so oft zum Gegenstande bittern Tadels oder liebloſen Spottes machten.

Es schien mir der Mühe werth, einen so auffallenden Charakter in einem kleinen Bilde festzuhalten und ihn, wenn auch nicht der Nachwelt, doch der Mitwelt, in dieser Skizze vorzuführen.

Bedauert habe ich es immer, daß ich mir von Grönland nicht erzählen ließ, wodurch sein Geist und Charakter eine so eigenthümliche Färbung gewonnen und eine so ungewohnte Richtung genommen hatten; es müßte besonders interessant gewesen sein, dies aus seinen eigenen Erzählungen in Erfahrung zu bringen. Ich verschob es aber leider von einer Zeit zur andern, ihn über seine Jugend und Erziehung zu befragen, und endlich ist er darüber weggestorben.

III.

Lucilie.

Lucilie.

Es war in dem für Deutschland so verhängnißvollen Jahre 1813, in diesem Jahre, wo wir Frauen unsre Gatten doppelt liebten, weil sie für uns und die Befreiung des Vaterlandes in den Kampf hinauszogen, aber zugleich auch unaufhörlich für sie zittern mußten, wo auch ich, wie so viele Andere, gezwungen war, mich nach einem ruhigen Aufenthalte, nach einem Asyle umzusehen, wo ich gegen die Verfolgungen sicher wäre, von denen ich mich, als die Gattin eines in den Freiheitskampf Hinausgezogenen, bedroht sah.

Ich fand ein solches, und zugleich ein stilles Glück, einen segensreichen Wirkungskreis und liebevolle Verwandte und Freunde.

Es war das nahe Dänemark mit seinen vielen Inseln, das uns armen Umhergetriebenen großmüthigen Schutz verlieh, obgleich es, durch die

Gewalt der Umstände vielleicht mehr, als durch die Neigung seines Beherrschers, seine Fahnen mit denen Napoleons vereint hatte. Als Eingeborene des Landes und noch zu jung, als daß ich durch den Aufenthalt in der Fremde mein Indigenats-Recht hätte verloren haben können, begab ich mich mit Vertrauen in die Heimath zurück, die meiner Erinnerung fast schon entschwunden, und so wieder frisch und neu für mich war.

An der nördlichsten Spitze Holsteins und von diesem Herzogthume nur durch eine schmale Meerenge getrennt, liegt eine kleine Insel, die sowohl durch die Biederkeit und Gastfreundlichkeit ihrer Bewohner, als durch ihre außerordentliche Fruchtbarkeit berühmt ist. Sie hat einen Umfang von sieben Meilen und zählt zwei und vierzig Dörfer, nebst einer kleinen Stadt, die ziemlich weit nach Süden und nur eine Viertelstunde vom Meere entfernt liegt. Eine weite, fruchtbare Ebene breitet sich vor den Blicken aus, so wie man ihren Strand betritt; unabsehbare Getraidefelder umgeben reizende Dörfchen und Weiler; schmale Flüßchen und Bäche durchströmen die Ebene; von Waldung findet man kaum eine Spur und selbst Bäume sind nicht allzuhäufig, ausgenommen vor den Häusern und in den Gärten,

anzutreffen, weil ſorgſam jedes Fleckchen zum Ackerbau benutzt iſt und der Schatten der Bäume dieſem hinderlich ſein würde.

Die meiſten Bewohner dieſer Inſel, namentlich der weibliche Theil derſelben, wiſſen vom Feſtlande wenig oder gar nichts, und obſchon nur durch eine ſchmale Meerenge von dieſem getrennt, giebt es doch noch viele, die es nie betreten haben. Dies hat den braven Leuten eine Einfachheit der Sitten erhalten, die man kaum noch antreffen zu können glaubt. Gaſtfreundlichkeit iſt ein hervorragender Zug derſelben, und der Fremde darf mit vollem Vertrauen in jedes Haus, in jede Hütte treten; man wird ihn mit dem Beſten bewirthen, was man hat, man wird ihm Kuchen vorſetzen, die jede ordentliche Hausfrau ſtets im Vorrathe hat, Kaffee, Thee oder den ſchönen norwegiſchen Meth, der ſo lebhaft an die Götter der Vorzeit, die ihn in Walhalla tranken, und an ſo viele andere, ächt nordiſche Traditionen erinnert, und der hier ſo gut angetroffen wird, daß er den Wein völlig erſetzt.

Auf dieſem ſo kleinen Flecke findet man noch eine unendliche Menge von Sagen; faſt an jedes Dorf, an jeden Erdhügel knüpfen ſich ſolche, und werden an den langen Winterabenden in den

Spinnſtuben mit Luſt erzählt und angehört. Auch eine Burg-Ruine hat die Inſel aufzuzeigen; ſie liegt auf einer langen, ſchmalen Erdzunge, am äußerſten Rande derſelben. Der Fuß der Burg, die einſt hier ſtand, wird von den Meeres-Wellen gepeitſcht; auch beſteht das Fundament gänzlich aus ungeheuren Felſenblöcken und trotzt noch jetzt dem Wogendrange. Hier haben die berühmten, unter dem Namen der Victualien-Brüder bekannten Seeräuber, oder vielmehr See-Könige, wie ſie ſich gern nennen ließen, gehauſ't, die ſo lange der Schrecken der Oſt- und Nordſee, namentlich auch der Hanſe- und Küſtenſtädte waren. Von dieſer Burg aus erſpähten die furchtbaren, zuletzt in Hamburg gefangen genommenen und hingerichteten Seeräuber, Störtebecker und Göthemicheels, die von fern her kommenden Handels-Schiffe, und machten Jagd auf ſie, bis König Erich von Dänemark ihre Burg brach und ſie in einen Schutthaufen verwandelte. Zahlloſe Grauſamkeiten mögen hier verübt worden ſein, denn noch jetzt findet man Kellergewölbe unter den Trümmern, in denen ſich armdicke Ketten mit breiten Halsringen befinden, woran man wahrſcheinlich die unglücklichen Gefangenen befeſtigte.

In der Nähe des Meeres findet man noch ei-

nige Dörfer, von deren Bewohnern man behauptet, daß sie in directer Linie von jenen gefürchteten Seeräubern abstammen, auch zeichnen sie sich nicht nur durch eine fast unglaubliche Kühnheit auf dem Meere, das sie im heftigsten Sturme zum Behufe des sehr ergiebigen Fischfangs befahren, sondern auch durch ganz eigenthümliche Sitten und Gebräuche vor den übrigen Bewohnern der Insel aus, und vermischen sich durch Heirathen nie mit denselben. Die Männer gehen fast ohne Ausnahme mit dem vierzehnten oder funfzehnten Jahre zur See, besuchen, auf nicht eben großen Schiffen, die ihnen eigenthümlich angehören, die deutschen, englischen, französischen und spanischen Küsten, ja, zuweilen sogar die afrikanischen, und kehren dann, wenn sie sich durch Handel und Schifffahrt ein kleines Vermögen erworben, in ihr Dorf zurück, wohin sie ihre alten Sitten und Gewohnheiten, trotz der gemachten Reisen, zurückbringen, und ganz so leben, wie ihre Väter.

Die Zurückgebliebenen beschäftigen sich theils mit dem Ackerbau, theils mit dem überaus ergiebigen Fischfange; eine große Menge von Fischen werden von ihnen eingesalzen und an der Sonne getrocknet, wo sie dann einen guten Handels-Artikel bilden. Von der Kühnheit, womit sie in ihren

schmalen, schwankenden Fischer-Böten bei jedem Wetter das Meer befahren, hat man auf dem Festlande keinen Begriff; ich will von dieser Unerschrockenheit nur ein Beispiel erzählen und man wird daraus auf das Uebrige schließen können.

Adam, ein alter Seefahrer, der sich jetzt zur Ruhe begeben, weil er fünf wackere und bereits erwachsene Söhne hatte, die alle noch bei ihm lebten — dieser kräftige Menschenschlag verheirathet sich in der Regel spät — besaß eine schöne Jacht, auf der er früher seine Fahrten gemacht und sein Vermögen erworben hatte. Sie war seine Freude, sein Stolz, und er sah sie mit gleichsam verliebten Blicken an; auch war sie in allen ihren Theilen noch wohl erhalten und schön vermalt, und schimmerte und glänzte in ihrer grünen Ueberkleidung und mit den rothen Wimpeln, wie eine schöne Blume auf dem Meere.

Jetzt sollte sie wieder bemannt und von dem ältesten Sohne in Begleitung einiger seiner jüngern Brüder an entfernte Küsten geführt werden, damit die Söhne eben da anfingen, wo der greise Vater geendet hatte. Ein Theil der Ladung, bestehend aus Getraide und getrockneten Fischen, war schon an Bord gebracht; da gab es einen Fest- und Freudentag im Hause, und da die

Luft rein, das Meer ſpiegelglatt und ſtill war, auch die Jacht gut vor Anker lag, begaben ſich die bisher auf dem Schiffe beſchäftigt geweſenen fünf Söhne auf dem Ruder-Boote an's Land, um daſelbſt das Feſt mit zu feiern; nur ein einziger Matroſe und der Cajütwächter blieben am Bord zurück.

Es ging luſtig her im Hauſe des alten Adams; die Burſche und Mägde der Nachbarſchaft hatten ſich auf der großen Tenne verſammelt; Meth und Bier, Brot und Kuchen wurden nicht geſchont, und ein Fiedler ſpielte den fröhlichen jungen Leuten zum Tanze auf. Vater Adam aber ſtand, mit der Pfeife im Munde, und ſah mit dem innigſten Behagen dem fröhlichen Treiben zu.

Es war bereits Abend geworden, und ſo hatte man nicht die drohenden Gewitter-Wolken bemerkt, die aus dem fernen Oſten aufſtiegen, und, von einem friſchen Nachtwinde getrieben, pfeilſchnell heraufzogen. Da ging's auf einmal: Krach! Krach! und der ganze Himmel ſchien plötzlich in Flammen zu ſtehen, zugleich aber erhob ſich aus Oſten ein Orkan, wie man ihn nur auf dem Meere, nur in jenen Gegenden kennt.

Vater Adam ſank faſt die Pfeife vor Schreck aus dem Munde; dann rief er: „Jungens, die Jacht!“

— „Die Jacht! ja die Jacht!“ riefen dieſe faſt verzweiflungsvoll; „was ſoll nun aus der werden?!“

Und Alles eilte dem Strande zu, troß Regen, heulendem Orkan und Gewitter; Vater Adam führte den Zug an, und lief faſt ſchneller, als die jungen Leute. Er ging der Stelle zu, wo die Söhne bei ihrer Landung das Ruderboot angebunden hatten, fand dieſes zu ſeiner Freude noch und ergriff das Tau, womit es angebunden war.

— „In's Boot hinein und zur Jacht, ihr Jungens!“ rief er dann mit einer Stentor-Stimme, die ſelbſt das furchtbare Brauſen des Orkans übertönte.

— „Ihr werdet die Söhne doch in dieſem Sturme nicht in der Nußſchaale da auf's Meer ſchicken?“ riefen einige Umſtehende von Entſetzen ergriffen.

— „Keiner von ihnen wird lebend an die Jacht kommen, Adam,“ ſagten Andere. „Wir wiſſen auch, was möglich iſt, dies aber iſt unmöglich: Eure Söhne werden von den Wellen verſchlungen ſein, bevor ſie noch einen Knoten zurückgelegt.“

— „Laßt Euch ſagen, Adam, und gebt die Jacht auf!“ riefen wieder Andere.

Allein Adam antwortete ihnen auf alle dieſe Vorſtellungen nichts, ſondern wiederholte nur die Worte: „Jungens, in's Boot und an die Jacht, und ich ſage euch, rettet mir die!“

„Ja, Vater!“ erſcholl es im Chor, und die fünf rüſtigen Männer ſprangen in das Boot, löſ'ten das Tau, womit es am Ufer befeſtigt war, ergriffen die Ruder und ſtießen vom Strande ab.

„Gott ſei mit euch, ihr wackern Jungens!“ rief der Alte ihnen nach; ſie aber hörten ihn wohl nicht mehr vor Sturmgebraus und Wogendrang. Schwarz war der Himmel, ſchwarz das Meer; nur einzelne Blitze aus zerriſſenen Wolken-Maſſen erleuchteten die grauſe Scene; die Wellen, zu Bergen aufgethürmt, wälzten ſich, eine die andere überſtürzend, an den Strand; immer furchtbarer heulte der Sturm und in Strömen ſchoß der Regen herab.

Alles floh in die Häuſer; nur Vater Adam blieb am Strande zurück, die ſtarren Blicke auf die Gegend geheftet, wo, ſeiner Meinung nach, die Jacht liegen mußte; ihm mochte ſeltſam zu Sinne ſein!

Eine halbe Stunde, und drüber, floß ſo hin; da, als eine augenblickliche Windſtille eintrat, er-

tönte ein Kanonenſchuß von der Jacht her; dann, nach einer Pauſe, noch einer; der dritte, vierte ließen nicht auf ſich warten, der fünfte zögerte aber — Adam wußte, was dieſes Signal zu bedeuten habe, und das Herz ſchlug ihm faſt hörbar in der Bruſt; endlich fiel auch der fünfte Schuß, und der Alte, der jetzt alle ſeine fünf Söhne gerettet und auf der Jacht wußte, ſank betend am Ufer auf ſeine Knie nieder.

Am andern Morgen, als der Sturm ſich gelegt hatte, fuhr er zur Jacht hinüber und traf alle fünf Söhne ruhig plaudernd beim Morgen-Imbiß an.

— „Nun, Jungens," ſagte der Alte, ſie mit Stolz und Freude zugleich betrachtend, „wie ſchmeckt's nach der geſtrigen Fahrt? Gelt! das war ein Weter! Werdet Zeitlebens daran denken, und euern Enkeln noch davon erzählen. Die Jacht iſt mir aber nun doppelt lieb, ich hab' ſie ſauer, Brett für Brett, Nagel für Nagel und Balken für Balken mir erwerben müſſen, und ihr habt ſie mir jetzt erhalten. Ich ſage euch, ſchlagt ſie nicht los, und wenn man euch auch noch ſo viel dafür bieten ſollte, wenn ich nicht mehr bin! Sie kann noch lange das Meer befahren, wenn ſie nur immer gut erhalten wird."

Die Söhne verſprachen ihm das mit Hand und Munde; er ſetzte ſich zu ihnen und theilte ihr Frühſtück, das er durch Erzählungen aus ſeinem eigenen Seefahrer-Leben und der von ihm beſtandenen Gefahren würzte.

Der alte Adam lebt noch und ſeine fünf Söhne haben die geliebte Jacht von mancher gefahrvollen Fahrt immer glücklich wieder nach dem vaterländiſchen Strande zurückgeführt; nachgerade iſt ſie aber wohl alt und invalide, wie ihr Erbauer, geworden.

Solcher Erzählungen kann man viele auf der Inſel hören, und der Adame giebt's dort noch mehre, und weil ich einmal dabei bin, von der Kühnheit der Seeleute jener Gegenden zu erzählen, will ich noch eine andere hübſche Geſchichte mittheilen, die gewiß Manchen anſprechen wird; die Wahrheit derſelben kann ich verbürgen.

In dem hohen Königsſchloſſe zu Copenhagen ſaß der unglückliche, des Lichts des Verſtandes beraubte König Chriſtian der Siebente, als plötzlich die breiten Flügelthüren des Saales geöffnet wurden und einer der dienſtthuenden Kammerherren faſt athemlos mit den Worten hereinſtürzte:

— „Se. Majeſtät, der König Guſtav von

Schweden, ſind eben gelandet und wollen Ew. Majeſtät mit einem Beſuche überraſchen!"

Dem war wirklich ſo, und ſchon nach einer kurzen Weile trat die ſchwediſche Majeſtät, in Begleitung eines kleinen Gefolges, zu dem wahnſinnigen Dänen-König in den Saal. Letzterer hatte gerade einen von den lichten Augenblicken, durch die er ſeine Umgebung nicht ſelten erſchreckte, und in einzelnen Blitzen den früher ſo glänzenden, etwas ſtark zur Satyre ſich hinneigenden Geiſt zeigte; ſo empfing er den abentheuerlichen Beſuch mit den Worten:

— „Ei, ſieh da! König Don Quixote!"

Nie wohl wurde etwas Witzigeres und zugleich Paſſenderes geſagt; bis zu Ende ſeines Lebens iſt dieſer unglückliche Schweden-König bemüht geweſen, die Rolle eines Don Quixote zu ſpielen.

Ob ſich der Gaſtfreund durch dieſe Worte getroffen fühlte, oder ob er wirklich nur einen Beſuch auf wenige Stunden beabſichtigte, kurz, er verlangte bald wieder nach Hauſe zurück; allein man meldete ihm, daß das Wetter überaus ſtürmiſch und ungünſtig geworden ſei, und er unmöglich auf dem kleinen Schiffe, auf dem er herüber gekommen, die Meerenge paſſiren könne.

Jedeß bot ihm der damalige Kronprinz und Regent, der jetzige König Friedrich der Sechste, ein größeres Schiff zur Ueberfahrt an, da er dieſe mit Gewalt erzwingen wollte.

Man langte beim Holm an und eins der dort liegenden Schiffe wurde zur Ueberfahrt auserſehen, auf der der Kronprinz der Begleiter ſeines hohen Gaſtes ſein wollte. Allein es fand ſich ein unerwartetes Hinderniß, indem die ſonſt ſo unverzagten däniſchen Seeleute erklärten, daß das Wetter ſo beſchaffen und ein ſo heftiger Sturm im Anzuge ſei, daß man nicht See halten und die Ueberfahrt wagen könne.

— „Hm!“ rief der Schweden-König, verdrießlich über dieſes Hinderniß, und, wie in ſeinem übrigen Leben, ſo auch jetzt eine Bravour zur Schau tragend, die nur eine gemachte war; „hm! hätte ich nur mehr von meinen ſchwediſchen Jungens hier, ſo wollt' ich ſchon hinüber kommen!“

Dieſes Wort wirkte wie ein elektriſcher Funke auf die däniſchen Seeleute; ein alter Matroſe trat vor, dicht zu dem Könige hinan, und antwortete ihm mit Wuth in Blick und Miene:

— „Deine ſchwediſchen Jungens brauchſt Du nicht, um da hinüber zu kommen, und wenn Du

mit Gewalt Dein Leben in die Schanze ſchlagen willſt, ſo ſind wir däniſchen Theerjacken da, um Dir zu zeigen, daß wir eben ſo muthig ſind, als Die. Holla-ho! Brüder!" wandte er ſich an die übrigen Matroſen; „an die Arbeit! Die Segel aufgehißt! Wir wollen Den da — er wies auf den König — über den Sund bringen, und Gott ſei uns Allen gnädig! Der Kronprinz (dieſer genoß, wie bekannt, ſchon als Regent eine faſt abgöttiſche Liebe, namentlich auch beim geringen Volke) aber, der muß zu Hauſe bleiben, denn wenn wir gleich zur Rettung unſrer Ehre unſer Leben in die Schanze ſchlagen wollen, ſo ſoll Er die Gefahr doch nicht mit uns theilen."

Mit dieſen Worten ſprang er in's Boot, ihm folgten die Andern; man lud den König, der weiß wie ein Marmor geworden war und einen ſolchen Erfolg ſeiner Großſprecherei nicht erwartet hatte, ein, gleichfalls in's Boot zu ſteigen, was dieſer gut oder übel jetzt thun mußte, und fort ging's an das Schiff, das bald in die offene See hinauslief. Der gefürchtete Orkan blieb nicht aus; allein die Seeleute waren ſo ruhig und beſonnen, als ob ſie Land unter den Füßen hätten, und ſo groß auch die Gefahr, ſo nahe man auch oft dem Untergange war, ſo wurde doch kein Geſicht bleich,

als das des Königs, und die alten Theerjacken flüsterten einander nur zu:

— „Wir werden Alle kaput (zu Grunde) gehen; aber ein Glück ist's, daß wir Ihn (den Kronprinzen) zurückgelassen haben!"

Die Befürchtungen der wackern Männer gingen nicht in Erfüllung, und nach einer Fahrt, an die der König gewiß Zeit seines Lebens gedacht haben wird, landete man an der schwedischen Küste. Die Schiffs-Mannschaft schlug standhaft die ihr vom Könige dargebotene ansehnliche Belehnung aus, und der alte Matrose, der zuerst das Wort geführt hatte, nahm es auch jetzt, indem er zu dem Könige sagte:

— „Wir sind schon zufrieden, da wir Dir gezeigt haben, was die dänischen Jungens zur See vermögen."

Als sie wieder auf der Rhede von Copenhagen anlangten, gab's Jubel auf allen Schiffen; alle diese Männer würden es aber ganz so gemacht haben, wie ihre von ihnen belobten und gefeierten Brüder; denn da es die Aufrechthaltung ihrer National-, besonders aber ihrer Seemanns-Ehre galt, und obendrein gegen die verhaßten Schweden, würde Keiner an sein Leben gedacht haben.

Ich bin einmal beim Erzählen von hübschen

Seemanns-Geſchichten, und da ich hoffe, daß ſie den Leſern nicht unwillkommen ſein werden, füge ich noch einige hinzu.

Einer meiner nächſten Anverwandten, W. mit Namen, war von ſeiner früheſten Jugend an auf der See geweſen, und jetzt, in ſeinem acht und zwanzigſten Jahre, ein Capitain, wie es wenige giebt. Alle Meere hatte er befahren, eine Reiſe um die Welt mitgemacht, drei Schiffbrüche erlitten und Gott weiß wie viele Stürme beſtanden. Zu Lande war er ſanft, beſcheiden, aber zur See, wie er ſelbſt ſagte, „ein Teufel," das heißt, er hielt ſeine Leute ſtrenge; allein trotz dem liebten ſie ihn, weil er gerecht gegen ſie war und es ihnen an nichts fehlen ließ. Einſt im Spätherbſte bekam ſein mit einer reichen Ladung von Fellen befrachtetes Schiff in der Mündung der Elbe ein Leck; man ſegelte trotz dem bis Blankeneſe hinunter, hier aber drohte das Schiff zu ſinken und der Capitain konnte die Mannſchaft, die ihren Tod vor Augen ſah, nicht länger abhalten, ſich in die Boote zu werfen, um ihr Leben zu retten. Er aber blieb; denn hätte auch er das Schiff verlaſſen, ſo würden die noch in ihren Kirchen um einen „reichen Strandſegen" bittenden Blankeneſer Schiff und Ladung für ver-

laſſen und als gute Beute erklärt haben. So lange aber noch ein Menſch darauf war, durften ſie das nicht, und daher blieb der Capitain, obgleich mit Gefahr ſeines Lebens. Dieſes war nicht nur durch das im Schiffe immer höher ſteigende Waſſer bedroht, ſondern auch durch die im übelſten Rufe ſtehenden Küſten-Bewohner; daher ſchritt der Capitain vom Kopfe bis auf die Füße bewaffnet auf dem Verdeck einher und ſpähete während der 48 Stunden, die er ſo zubrachte, ſorgfältig nach allen Seiten um, ob man ſich ihm auch in feindlicher Abſicht nahe.

Es war ſpät im November und fror bereits tüchtig, beſonders des Nachts: „'s war 'ne ſchlimme Tour," ſagte der Erzähler; allein er hielt Alles aus, um ſeine reiche Ladung, ſo Gott wollte, zu retten. Endlich kam Hülfe von Hamburg her; das lecke Schiff, das jeden Augenblick zu ſinken drohte, wurde glücklich in den Hafen buxirt und die Ladung war geborgen. Dieſen Heldenmuth belohnten die Hamburger Aſſecurateure, denen große Summen dadurch erſpart wurden, durch das Geſchenk eines ſilbernen Ehren-Bechers, der bis zum Rande mit neugeprägten holländiſchen Dukaten angefüllt war.

Ein Andermal führte Capitain W. 72 Aus-

wanderer nach Amerika hinüber, als sich, schon nahe an der Küste von Nord-Amerika, ein wüthender Sturm erhob, der das Schiff weit verschlug. Keiner glaubte mit dem Leben davon zu kommen und die armen Auswanderer erhoben ein Weinen und Wehklagen, daß dem Capitain angst und bange wurde und seine Besonnenheit ihn zu verlassen drohte. Da griff er zu einem energischen Mittel, trieb, mit der Pistole in der Hand, die 72 Auswanderer, die nicht vom Verdeck weichen wollten, in den Raum hinab, verschloß die Luke und stellte sich mit seiner tödtlichen Waffe davor, indem er hinabrief, daß der Erste, der den Versuch wagen würde, auf's Deck zu kommen und seine Manoeuvre zu stören, des Todes sein solle.

Jetzt ertheilte er seine Befehle mit der größten Kaltblütigkeit und Ruhe, und ihm wurde eben so gehorcht. Der Sturm legte sich; man hatte zwar einen Mast kappen müssen, aber das Schiff, das schon ganz auf der Seite gelegen, weil es auf ein Felsenriff gestoßen war, wurde wieder flott, man war so glücklich, den Leck zu stopfen und die braven Seeleute sahen ihre nahe Rettung vor Augen.

Jetzt stieg mein Capitain furchtlos und unbewaffnet in den Raum hinab.

— „So, Kinder, nun sind wir mit Gott geborgen, und hoffentlich wieder gute Freunde," sagte er, den Naheſtehenden zutraulich die Hand reichend, die ihm herzlich geſchüttelt wurde. „Aber was iſt denn das?" rief er, ſich nach einer andern Seite umdrehend, von woher die Stimme eines Neugeborenen ſich hören ließ.

— „Ein Kind," ſagten Einige; „die arme junge Frau hat es während der Sturmes-Noth, vermuthlich vor Angſt zu früh, geboren."

— „Nun, dazu werd' ich Gevatter ſtehen müſſen," ſagte der Capitain lachend, „und ich will's, wenn's Euch recht iſt," wandte er ſich an die junge Mutter, die ſein Anerbieten mit Dank annahm. Dann ging er, um ſelbſt eine gute, kräftige Weinſuppe für die Wöchnerin zu kochen, und er pflegte ſie ſo, daß er mit Kind und Mutter glücklich in den Hafen von New-York einlief. Er überlieferte, trotz dem was vorgegangen war, ſtatt 72 Auswanderer, deren 73, und alle amerikaniſchen Blätter waren voll ſeines Lobes, das ihm auch von Seiten der Staats-Behörde ſchriftlich auf die ſchmeichelhafteſte Weiſe ertheilt wurde.

Jetzt kehrte er, von New-York nach Bordeaux gehend, nach Europa wieder zurück. Zu ihm an Bord hatte ſich ein alter Franzoſe begeben, der

große Reichthümer in Amerika gesammelt hatte und sie nun im Vaterlande genießen wollte. Er hatte das Schiff des Capitains W. zur Ueberfahrt erwählt, weil der Führer desselben in dem besten Rufe, sowohl als Mensch, denn als Seemann stand.

Sein Unglück aber wollte, daß er einst, als er ruhig neben dem Capitain auf dem Deck saß, und mit diesem plauderte, sagen mußte:

— „Es ist wahr, Herr Capitain, Sie sind ein Seemann, wie es wenige giebt; allein im Schnellsegeln nimmt es doch keine andere Nation mit den Amerikanern auf."

Dies ärgerte unsern Dänen; er ließ alle Segel beisetzen, und jetzt begann eine Fahrt, wie die des „fliegenden Holländers," wovon die Seeleute so viele grausenhafte Geschichten zu erzählen wissen. Vergebens bat und beschwor der arme Franzose, der sein unbedachtes Wort gern wieder durch Tausende zurückerkauft hätte, unsern Capitain, es doch sachter angehen zu lassen, es ging nur um so schneller; vergebens fiel ihm sogar der unglückliche, um sein Leben besorgte Mann zu Füßen, nichts rührte den piquirten Capitain!

— „Ich wußte aber doch, was ich that," fügte er lächelnd hinzu, als er mir diese Geschichte er-

zählte; „und wirkliche Gefahr war keinen Augenblick vorhanden. „Ich wollte dem Franzmann nur zeigen, daß ich eben so schnell zu segeln verstände, als die Amerikaner, die in ihrer tollen Segelwuth oft Schiff, Ladung und Mannschaft auf's Spiel setzen.

Endlich lief das Schiff wohlbehalten und nach einer unglaublich schnellen Fahrt in die Garonne und dann in den Hafen von Bordeaux ein. Der arme Franzose, welcher vor Angst hatte weder essen noch trinken können, war zum Skelett abgemagert, als er den Fuß wieder auf das Festland und den heimischen Boden setzte, und er war so aufgebracht auf unsern Capitain, daß er, die ihm angeborene Höflichkeit beiseit setzend, ohne Lebewohl zu sagen vom Bord ging; lächelnd sah ihm W. nach.

Nach einigen Tagen traf er seinen armen Franzosen an der Börse; so wie dieser seiner aber ansichtig wurde, wendete er sich ab und vermied den Anblick seines Peinigers. Drei Tage ging das so fort; am vierten aber kam der Franzmann lächelnd auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sagte:

„Soyons amis, Cinna!“

Sie sind doch ein tüchtiger Mann, Capitain, und

wer das bestreiten wollte, würde es mit mir zu thun bekommen. Sie frühstücken morgen mit mir, nicht wahr?"

Die Einladung wurde angenommen und Beide wurden wieder die besten Freunde. Captain W. erzählte diese Geschichte gern, und man hörte ihm gern zu, wenn er sie in seiner naiven Manier erzählte.

Jetzt sei es genug mit allen diesen Abschweifungen, die bei der Erinnerung an meine geliebte Heimath in mir auftauchten, und die ich nicht unterdrücken zu müssen glaubte, da ich dem Leser nicht nur „kleine Bilder," sondern auch „Erinnerungen" in diesem Buche versprochen habe.

Obgleich durch meine Vorfahren fast mit der ganzen heimathlichen Insel verwandt, so waren meine nächsten Verwandten doch die Familie des Propsten H — daselbst, und ich fühlte mich um so mehr zu ihr hingezogen, da ich bei den Mitgliedern derselben neben wahrer Herzensgüte, Gastfreundschaft und vielen schönen Tugenden, auch eine Bildung antraf, die mir zusagte. Diese Familie bestand aus meinem Onkel, meiner Tante, zweien hübschen, liebenswürdigen Töchtern, einer Schwester meiner Tante, die lange in Frankreich gewesen war, und — Lucilien. Letztere war

kein Mitglied, ſondern nur eine Freundin, oder wenn man will, Koſtgängerin des Hauſes.

Dieſes zarte, kleine, faſt ätheriſche Weſen mußte gleich auf den erſten Blick auffallen. Ein blendend weißer Teint, hellblaue aber doch ſehr lebhafte, obſchon nicht eben große Augen, eine feingebogene, ſehr ſchöne, man möchte ſagen, vornehme Naſe, ein hübſcher Mund, gute Zähne und eine ſchöne, edle Form des Geſichtes zeichneten Lucilie aus. Ihre Haut war ſo zart und weiß, daß man ſie hätte durchſichtig nennen können, auch färbten ſich die ſonſt bleichen Wangen bei jeder geiſtigen oder körperlichen Bewegung gleich mit jenem zarten Rothe, das dem der ſchönen Roſe gleicht, die man das erröthende Mädchen nennt. Die Geſtalt war, wie ſchon angedeutet worden, ſehr klein, aber zugleich zierlich und wohlgebildet, und der Anzug zwar einfach, aber äußerſt geſchmackvoll.

Bald bemerkte ich auch, daß Lucilie nicht nur ſehr viele Bildung, ſondern den Ton der großen, ja den der wirklich vornehmen Welt beſitze; auch hatte ſie viel und mit Nutzen, ſelbſt in fremden Sprachen, geleſen. Ihr Humor war einer jener leichten, anmuthigen, die machen, daß man ſich ſo wohl und behaglich in ſeiner Nähe fühlt; Lu-

cilie war voll Witz und Verstand, sie hatte gleich für Alles eine passende, oft schlagende Antwort, liebte es aber auch, dasselbe Witzwort – ich nannte diese ihre stereotypen Witze — bei vorkommenden Gelegenheiten zu wiederholen, so daß man oft schon vorher wußte, was sie sagen würde. Allein sie sagte Dasselbe immer zwar mit denselben Worten, doch mit einer andern Manier, mit einer andern Betonung der Stimme, so daß es doch wieder neu war; fremde Witze eignete sie sich nie an, sondern bestritt Alles aus eigenen Mitteln.

Auffallend war es mir, daß man sie in der Familie, deren Mitglied sie seit Kurzem geworden war, zwar innig und aufrichtig liebte und ihren Wünschen in allen Stücken entgegen kam, zugleich aber eine Art von Aufsicht und Herrschaft über sie ausübte, die nicht wohl mit ihrem Stande, ihrer Geburt und ihrem Vermögen in Einklang zu bringen waren, und daß sie sich dies ohne Widerrede gefallen ließ. Zwar war sie, als ich sie kennen lernte, noch jung; allein sie war bereits Frau und Mutter; doch behandelte man sie in vielen Dingen, wie man etwa ein junges, leichtsinniges Mädchen behandeln würde, dessen Bewachung man übernommen.

Wenn ich, von einer leicht begreiflichen und

verzeihlichen Neugier getrieben, nach Luciliens trüberem Leben und ihren jetzigen Verhältnissen fragte, erhielt ich ausweichende Antworten, und endlich sagte man mir gerade heraus: „Wenn sie selbst Ihnen nicht ihre Erlebnisse und Schicksale erzählt, dürfen wir es nicht thun, weil wir die Geheimhaltung derselben angelobt haben."

Ihr Vertrauen wurde mir indeß nicht lange verenthalten und bald fühlte sie selbst den innigsten Trieb, sich mir mitzutheilen. Das erste Band zwischen uns wurde durch die Musik gebildet, die ich gern übte und die sie fast mit Leidenschaft liebte. Abends, in der Dämmerung, mußte ich ihr nicht nur eine Menge Lieder vorspielen und vorsingen, sondern, was sie noch lieber hatte, auf dem Forteviano phantasiren, worin ich zu jener Zeit einige Fertigkeit besaß; sie vergoß oft die süßesten Thränen dabei und konnte nicht genug davon bekommen. Dann wollte sie, weil das Clavier ihr zu schwer war, Guitarre von mir lernen; allein bei ihrer großen Flüchtigkeit wurde nicht viel daraus, und unsre Lectionen endeten gewöhnlich damit, daß ich spielen und singen mußte, und sie, in einen Winkel des Sopha's gedrückt, mir zuhörte.

An einem Abende, wo wir bis zum Dunkel-

werden muſicirt hatten, und ich endlich aufſtand, um mich nach meinem Hauſe zu begeben, das nur wenige Schritte von dem meines Onkels entfernt lag, und nachzuſehen, ob mein Söhnchen von der treuen Magd zu Bette gebracht und Alles in gehöriger Ordnung ſei, erbot ſie ſich, mich zu begleiten. Der Knabe lag, als wir in meiner Wohnung anlangten, bereits im tiefſten Schlafe; Kinder ſind immer ſchön, wenn ſie ſchlafen, und auch mein Carl war es in dieſem Augenblick. Sein blühendes Antlitz, ſeine feine, weiße Haut, das von der weißen Stirn zurückgebogene Haar, die volle, fette kleine Bruſt und die allerliebſten, auf der Decke ruhenden Händchen machten ihn zu einem ſo hübſchen Bilde, daß ich nicht umhin konnte, einen leiſen Kuß auf ſeine rothen Lippen zu drücken.

Ihn betrachtend, ſtand Lucilie neben mir; ſie hielt das Licht, und als ich mich nach ihr umſah, rollten große Thränen-Tropfen über ihre Wangen.

— „Sie weinen?“ fragte ich, durch dieſen Anblick überraſcht.

— „Wie ſollte ich nicht!“ verſetzte ſie, und Thränen erſtickten faſt ihre Stimme. „Ich bin, wie Sie, Mutter; ich habe drei eben ſo holde

Kinder, als Sie eins haben; und auch nicht Eines haben die Grausamen mir gelassen — nicht Eines!"

— „Ich würde sie alle Drei fordern, würde mich um keinen Preis von ihnen haben trennen lassen," sagte ich, ihre Hand nehmend, die heftig in der meinigen zitterte, und sie zu dem kleinen Sopha führend, das im Schlafzimmer stand.

— „Ich habe kein Recht, von den Meinigen etwas zu fordern; ich muß mich in Allem ihrem Willen fügen — ich kann sie nur durch strengen Gehorsam gegen diesen einigermaßen wieder mit mir versöhnen," sagte sie, immer lauter und heftiger weinend, „und so habe ich ihnen denn auch dieses grausame Opfer bringen müssen. O, Sie wissen nur nicht," fügte sie nach einer Pause hinzu, „wie schuldig, welche Sünderin ich bin, und was ich gut zu machen habe!"

Theils ihren eigenen Geständnissen, theils aus den Erzählungen meiner Anverwandten, die keinen Grund mehr hatten, über Luciliens Verhältnisse zu schweigen, nachdem diese mir ihr Vertrauen geschenkt hatte; theils endlich aus den Mittheilungen Fremder — denn die nachstehenden Begebenheiten erlangten nur zu bald eine traurige Oeffentlichkeit — entnahm ich die Geschichte der

zwar schuldigen, aber zugleich beklagenswerthen Frau.

Lucilie war die einzige Tochter eines bereits im Alter vorgerückten Officiers, der sich durch seine körperliche Wohlgestalt, vielleicht auch durch seine guten Eigenschaften, die Hand einer sehr reichen Erbin erwarb. Die beiden Ehegatten wurden bald durch die Geburt einer Tochter beglückt; allein theuer mußten sie dieses heißersehnte Glück erkaufen, indem Lucilie ihrer Mutter das Leben kostete. Ihr Vater, untröstlich über diesen Verlust, blieb unvermählt und so wuchs das arme Kind ohne Mutter-Liebe und Mutter-Pflege auf. Eine Fremde bewachte ihren Lebens-Morgen, und obgleich diese ihre Pflicht gegen Lucilie treu erfüllte, so entbehrte sie doch schmerzlich die Mutter, und konnte sich noch in spätern Jahren nicht darüber trösten, diese nie gekannt und sie so früh schon verloren zu haben.

So wie sich ihre Geisteskräfte zu entwickeln begannen, gab ihr Vater sie in eine Erziehungs-Anstalt, die, wie man sich denken kann, die beste in der Nähe war, und hier lernte das überaus heitre, lebenslustige und geistvolle Kind Alles, was in damaliger Zeit ein Mädchen von Stande lernen mußte.

Kaum dieſer Penſion entwachſen, machte der Bruder ihres Vaters, ein Mann, der ſich durch ſeine ſeltenen Kenntniſſe zu einer der höchſten Stellen im Staate emporgeſchwungen hatte, ihrem Vater den Antrag, ſeiner Sorgfalt die Tochter anzuvertrauen und zu geſtatten, daß ſie die Honneurs in ſeinem Hauſe mache, das der Sammelplatz der großen und vornehmen Welt in der Reſidenz war. Auch Herr von H. — ſo hieß Luciliens Oheim — hatte ſeine Gattin verloren und nur ein einziger Sohn war ihm aus ſeiner Ehe übrig geblieben. Vielleicht hegte er die Abſicht, ſeine Nichte mit dieſem Sohne, der ziemlich viel älter, als Lucilie war, zu verbinden, um ſo das große Familien-Vermögen zuſammen zu halten; allein wenn dies wirklich ſein Wunſch war, ſo ſcheiterte doch ſein Plan theils an Luciliens deutlich ausgeſprochener Abneigung gegen dieſe Verbindung, theils an den Grillen und Seltſamkeiten ſeines Sohnes, der, obſchon ein Mann von den außerordentlichſten Kenntniſſen, doch ſo voll Grillen und Eigenheiten ſteckte, daß er ſelbſt ſich nicht für die Ehe gemacht fühlte und mit Beſtimmtheit ſchon früh erklärte, daß er unvermählt bleiben wolle.

Indeß hatte Luciliens Vater dem Wunſche ſei-

nes Bruders nachgegeben, und ſtatt nach Vollendung ihrer Erziehung in der Penſion in das Vater-Haus zurückzukehren, wurde ſie nach der Reſidenz geſandt, um dort dem glänzenden Hausweſen ihres Oheims vorzuſtehen.

Jung, heiter, lebensluſtig und vergnügungsſüchtig, wie ſie war, konnte ihr dieſes nur recht ſein, und ſie fühlte ſich in den neuen, glänzenden Verhältniſſen überaus glücklich. Auch ſie gefiel allgemein und mußte gefallen, weil ſie nicht nur ſehr hübſch, ſondern auch von jenem liebenswürdigen Humor war, der alle Herzen bezaubert und ſich zu eigen macht. Bald jedoch ſollte ihre Heiterkeit und jugendliche Unbefangenheit ſich in das Gegentheil verwandeln, indem Lucilie einen jungen Mann kennen lernte, der mit dem gewinnendſten Aeußern einen liebenswürdigen und gediegenen Charakter und die feinſten Sitten verband.

T. — ſo hieß er, gab Lucilien bald Beweiſe ſeiner innigen Zuneigung und wagte es endlich, ihr von Liebe zu reden, obgleich ſeine äußern Verhältniſſe nicht der Art waren, daß er um eine ſo reiche Erbin und um die Nichte und den Liebling eines ſo hochgeſtellten Mannes, wie von H. war, mit der Hoffnung auf einen glücklichen Er-

folg ſich hätte bewerben können. Er hatte von Haus aus kein Vermögen und bekleidete zur Zeit noch eine ziemlich untergeordnete Stelle im Büreau des Herrn von H.

Die wahre Liebe läßt ſich indeß weder durch ſolche Hinderniſſe unterdrücken, noch läßt ſie ſich dadurch abſchrecken, und ſo fuhr T. in ſeiner Bewerbung um Luciliens Gunſt um ſo eifriger fort, da er nur zu bald Gegenliebe in ihren Blicken zu leſen glaubte. Auch liebte ſie ihn wirklich, und das Geſtändniß blieb nicht aus, da Beide oft Gelegenheit hatten, ſich zu ſehen und ohne Zeugen zu ſprechen.

Indeß hatten die Liebenden ihr Spiel nicht ſo geheim treiben können, daß es dem ſcharfſichtigen und ſeinen Liebling ſorgfältig bewachenden Oheim hätte verborgen bleiben können; allein die Klugheit wollte, daß er den Liebenden ſelbſt nichts von ſeinen Entdeckungen ſagte, und ſo war er nur darauf bedacht, den jungen T. von Lucilien zu trennen, wozu es ihm, in ſeiner hohen und ausgezeichneten Stellung, nicht an Mitteln fehlen konnte. Bald hatte ſich die gewünſchte Gelegenheit gefunden: eine kleine Beamten-Stelle in der Provinz war erledigt und von H. ertheilte die Beſtallung dazu ſeinem Privat-Secretair.

Man kann ſich die Beſtürzung des jungen Mannes denken, als ſein Gönner ihm dieſe Gunſt ertheilte, auch war ſeine Verwirrung ſo groß, daß er vergaß, den ſchuldigen Dank dafür abzuſtatten. Von H. ſtellte ſich, als ein kluger Mann, als bemerke er nichts, und trieb ſeinen Secretair nur dazu an, ſchnell ſeine Angelegenheiten in der Reſidenz zu ordnen und ſich ungeſäumt auf ſeinen neuen Poſten zu begeben; T. mußte gehorchen, allein er trug den Tod im Herzen und ſein Schmerz über die ſo nahe bevorſtehende Trennung von Lucilien verſetzte ihn faſt in Verzweiflung.

Es war ihm, trotz ſeiner Liebe für dieſe, nicht entgangen, daß eine gute Portion Leichtſinn in ihrem Charakter vorherrſchend ſei, und ſo erwartete er nicht die Treue und Ausdauer von ihr, die er vielleicht von einer andern Geliebten erwartet haben würde. Dieſe Trennung mußte alſo ſein ganzes Liebesglück, und zugleich alle ſeine Hoffnungen untergraben, wenn es ihm nicht zuvor gelänge, ſich Lucilens Beſitz dadurch zu ſichern, daß er die Einwilligung ihres Oheims zu der ſo heiß von ihm erſehnten Verbindung erlangte, und beſchloß, ſich dieſem zu entdecken.

Herr von H. hörte ihm mit der größten Ruhe zu, als er ihm ſeine Wünſche vortrug; dann

aber ſagte er kalt und mit dem feſteſten, entſchiedenſten Tone von der Welt:

„Schlagen Sie ſich das aus dem Sinne, lieber T., denn ſo lange ich lebe, wird meine Nichte nie die Ihrige. Ich habe zwar gegen Ihren Charakter, gegen Ihre Talente und Kenntniſſe nichts einzuwenden, ſondern ſchätze Sie vielmehr Ihrem vollen Werthe nach; allein Sie haben noch einen zu langen Weg zu machen, bevor Sie zu dem Punkte gelangen können, der Ihnen erlauben würde, an eine ſo glänzende Partie Anſpruch zu machen, wie meine Nichte iſt. Sie wiſſen, welches Leben dieſe zu führen gewohnt, und zu welchen Anſprüchen ſie durch Geburt, Vermögen und Stellung berechtigt iſt; Sie aber, lieber Freund, werden kaum in zehn Jahren im Stande ſein, Lucilien ein ihr und mir genügendes Loos anzubieten; auch habe ich, aufrichtig geſtanden, ganz andere Pläne und Abſichten mit ihr, und wollen Sie meine Gunſt nicht ganz verſcherzen, ſo entſagen Sie meiner Nichte und Ihren chimäriſchen Hoffnungen gänzlich.“

Dies war deutlich genug geſprochen, und T. blieb jetzt keine andere Hoffnung, als die freilich ſehr ſchwache, auf die Treue ſeiner Geliebten, mehr übrig. Er mußte abreiſen, ohne ſie noch einmal

gesprochen zu haben, und als er es wagte, ihr von seinem neuen Bestimmungsorte aus zu schreiben, erhielt er seinen Brief in einem Couvert zurück, worin von des Oheims Hand einige sehr harte Zeilen geschrieben waren, die ihm sein Beginnen auf das Ernstieste und Nachdrücklichste verwiesen und ihn zugleich mit der völligen Ungnade seines bisherigen Gönners im Falle der Wiederholung eines solchen Versuchs bedroheten.

Der Roman war also fertig: zwei hübsche, liebenswürdige Leutchen von ungleichem Stande und Vermögen, die sich leidenschaftlich liebten; ein mächtiger, harter und unerbittlicher Oheim und eine erzwungene Trennung; Meister Lafontaine hätte sich keinen bessern Stoff wünschen können, um zwei starke Bände hindurch seine gefühlvollen Leserinnen in Thränen zu erhalten. Indeß kann ich, die ich keinen Roman, sondern eine wirkliche Geschichte schreibe, meine Leser weder durch so vielen nassen Jammer, noch durch ein fröhliches Ende dieser Begebenheit entzücken, die vielmehr auf eine ganz ungewohnte, durchaus unerwartete Weise endete.

Zu Anfang schien Lucilie untröstlich zu sein, und wurde, ihrem heftigen Naturell gemäß, sogar ernstlich krank, so daß sie ihrem sie zärtlich

liebenden Oheime die lebhafteſten Beſorgniſſe einflößte. Allein es war nur ein Strohfeuer, das durch die Leidenſchaft für T. in ihr angefacht worden war; ſie genas bald wieder und gab ſich, wie früher, allen den Zerſtreuungen hin, die ihr von ihrer glänzenden Lage dargeboten wurden. Auch zürnte ſie T., daß er ſich ohne Abſchied von ihr zu nehmen und jetzt ſogar, ohne ihr zu ſchreiben — von ſeinem Briefe wußte ſie begreiflicherweiſe nichts — von ihr hatte trennen können; ja, ſie ging in ihrer Ungerechtigkeit gegen dieſen ſo weit, daß ſie wähnte, er habe ſie nie wahrhaft geliebt, ſondern ſich nur durch ihren Beſitz pouſſiren wollen, und ſei ſo jetzt mit der ihm von ihrem Oheime ertheilten Anſtellung vollkommen abgefunden und für ihren Verluſt entſchädigt. Aus dieſem Wahne ſollte ſie aber bald geriſſen werden.

T. beſaß einen Freund — W. — oder glaubte doch ihn zu beſitzen, und da dieſer, der vermöge ſeiner außerordentlichen Kenntniſſe ſich ſchnell pouſſirt hatte, nach der Reſidenz berufen ward, ertheilte er ihm den Auftrag, Lucilien einen Brief von ihm zu überbringen, und ſie auf das Dringendſte zu ermahnen, ihrer Liebe und den ihm geleiſteten Schwüren getreu zu bleiben.

W. richtete ſeinen Auftrag aus, wozu ſich ihm,

da er in demſelben Departement arbeitete, deſſen Vorſtand Herr v. H. war, leicht Gelegenheit darbot; allein er bewies ſich keineswegs als treuer Freund gegen T., ſondern war vielmehr von vorn herein darauf bedacht, die Neigung Luciliens von ihrem frühern Geliebten ab und auf ſich ſelbſt zu lenken.

Er konnte dieſe um ſo ungehinderter ſehen, da der Oheim nichts gegen ſeine häufigen Beſuche einzuwenden hatte, ſondern ſie vielmehr gern ſah; denn ſchon damals ſah dieſer kluge Diplomat ein, daß W. dazu berufen ſein würde, eine glänzende und zugleich ehrenvolle Rolle in ſeinem Vaterlande zu ſpielen — und er hat ſie geſpielt! Bei Lucilien aber machte ſich W. dadurch intereſſant und beliebt, daß er mit dem Feuer der Beredtſamkeit von den trefflichen Eigenſchaften ſeines ſogenannten Freundes T. zu ihr redete und das unglückliche Geſchick ihrer Jugendliebe beklagte; indeß vergaß er doch nicht, ſie von Zeit zu Zeit darauf aufmerkſam zu machen, daß die ſich dieſer Neigung in den Weg ſtellenden Hinderniſſe unüberwindlich ſein würden, und daß T. ſich vielleicht in's Unglück ſtürzen dürfte, wenn er ſeinen Hoffnungen auf ihren Beſitz nicht freiwillig entſagte, da weder Luciliens Vater, noch ihr Oheim je die

Verbindung zwiſchen ihnen zugeben, und Beide es ſehr übel vermerken würden, wenn er ſeine Bewerbungen noch ferner fortſetzte.

Zu Anfang wollte Lucilie dieſen Einflüſterungen kein Gehör geben und gelobte es ſich und dem Geliebten mit erneuten Schwüren, ihm treu bleiben zu wollen; allein nach und nach übten Zeit und Trennung ihr Recht auf ſie aus und es gelang W. — der übrigens nichts weniger als hübſch und angenehm von Perſon war — ihr Intereſſe, wenn auch nicht ihre Neigung, für ſich in Anſpruch zu nehmen. Er hatte angenehme geſellige Talente, beſaß die allgemeine Achtung und wurde von ihrem Oheime ſichtbar begünſtigt, der ihm und ſeinen großen Kenntniſſen und Talenten das ausgezeichnetſte Lob bei jeder ſich darbietenden Gelegenheit ertheilte.

Einmal ſo weit gekommen und der Einwilligung des Herrn von H. gewiß, wagte W. es, mit ſeiner Bewerbung offen hervor zu treten. Es gelang ihm gleichſam im Sturme, das Ziel ſeiner Wünſche zu erreichen — Lucilie war ſo verwirrt, ſo überraſcht durch ſeinen Antrag, und zugleich ſo ſchwach gegen ſeine flehenden Bitten, daß er ihr Jawort errang, und ſie wurde ſeine Verlobte, ohne daß ſie ihn liebte.

Durch die glänzenden Feste, die man dieser Verlobung zu Ehren gab, fast betäubt, in einen wirbelnden Strudel von Vergnügungen aller Art durch ihren Verlobten hinabgezogen, kam die Arme erst an ihrem Hochzeits-Tage, ja erst in dem Augenblick, wo sie das verhängnißvolle Ja aussprechen sollte, über den von ihr begangenen Leichtsinn zur Besinnung. Allein Alles war jetzt zu spät und der Segen des Priesters machte sie zur Gattin eines Mannes, den sie nicht liebte und nie lieben sollte.

Um das Unglück, das dadurch über ihr Leben gekommen war, zu vermehren, erhielt W. bald eine Anstellung in der Provinz, und zwar in einer an Natur-Schönheiten durchaus dürftigen Gegend, wo zugleich der Umgang sich fast auf Null reducirte.

Da lebte nun die junge, an geistreichen Umgang, glänzende Verhältnisse, Feste und Zerstreuungen gewöhnte Frau in einer völligen Einöde an der Seite eines ungeliebten und, was dies Unglück noch weit größer machen mußte, nicht einmal von ihr geachteten Mannes; denn jetzt erst fiel es ihr schwer auf das Herz, was W. gegen T. gethan hatte, dessen Freund er sich nannte.

Ein bisher noch ungekanntes Glück sollte ihr

indeß dieſe traurige Lage in Etwas verſüßen: ſie wurde Mutter eines Knaben, der bald ausſchließlich ihre ganze Sorgfalt und Zärtlichkeit in Anſpruch nahm; auch ſchien die Geburt dieſes Sohnes wenigſtens auf einige Zeit die Gatten einander mehr zu nähern. Beide hatten ſeither, obgleich nicht im offenbaren Unfrieden, doch ziemlich getrennt von einander gelebt; W. hatte den ganzen Tag über Geſchäfte, und Abends, wenn er von dieſen ermüdet war, ging es, wie dies in kleinen Städten leider Sitte iſt, regelmäßig in einen Spiel-Clubb, deſſen Sitzungen oft bis Mitternacht dauerten; ſo ſah Lucilie den Gatten kaum auf flüchtige Augenblicke und hatte kaum Gelegenheit, auch ſeine guten Eigenſchaften kennen zu lernen.

W. mochte fühlen, daß er die Neigung ſeiner Gattin nicht beſaß, und wenn ihre Lippen es ihm nicht ſagten, daß ſie ſich unglücklich fühlte, ſo ſagten es ihre von heimlich vergoſſenen Thränen gerötheten Augen. Sein Stolz mochte ſich dadurch beleidigt fühlen, denn kein Mann vergiebt ſo Etwas, ſelbſt dann nicht, wenn er es ſich bewußt iſt, weder Liebe zu verdienen, noch ſich um dieſelbe ernſtlich bemühen zu wollen, und ſo war faſt von den erſten Tagen ihrer Ehe an eine Kälte zwiſchen den Gatten eingetreten, die Alles für

die Zukunft und eine eben ſo unglückliche, als unwürdige Ehe fürchten ließ.

Die Geburt des lieblichen Knaben ſchmolz indeß das Eis, das ſich um W— s Herz gelegt hatte; er war zärtlicher, zuvorkommender und aufmerkſamer gegen die junge Mutter, als er je gegen Lucilie ſeit ihrer Vermählung geweſen war; ja, er opferte ihr ſogar, als ihre Geſundheit einige Beſorgniſſe einflößte, mehre Clubb-Abende auf und blieb neben ihrem Bette.

Bald jedoch kehrte Alles in das gewohnte Gleis zurück und Lucilie blieb wieder allein mit ihrem Kinde, das jetzt ihr einziger Troſt war. Dieſes Verhältniß wurde nicht durch die Geburt einer Tochter und auch nicht dadurch gebeſſert, daß W. zu einer höhern Stelle berufen und in eine kleine Reſidenz-Stadt verſetzt wurde. Er war bereits ſeiner Häuslichkeit entfremdet; er fühlte ſich nicht behaglich in der Nähe Luciliens, da er ſich nicht von ihr geliebt wußte; er hatte überhäufte Geſchäfte und ſehnte ſich, wenn er ſein Tagewerk vollbracht hatte, nach Erholung, die er am Spieltiſche und außer dem Hauſe ſuchte und fand. Thun wir indeß dieſem Manne, obgleich er ſchwere Verſchuldung auf ſich geladen hat, kein Unrecht: W. war kein Spieler von Profeſſion,

er wagte nie Summen an das Spiel, die seinen Wohlstand hätten untergraben können, sondern begnügte sich mit einer einfachen Partie Whist oder L'hombre, in welchen beiden Spielen er Meister war. Nie auch ließ er es sich zu Schulden kommen, seine Gattin rauh oder ungeziemend zu behandeln; nie fiel ein Streit oder auch nur ein Wortwechsel zwischen ihnen vor; aber mit kaltem, eiskaltem Herzen standen Beide einander gegenüber und wußten sich nie etwas zu sagen. Das aber ist eben der traurigste Zustand von allen, es ist der, welcher wie ein langsames Gift am Leben zehrt; der, welcher eine tödtliche Erschlaffung, für uns arme Frauen namentlich, herbeiführt; der, in dem wir alle Energie unserer Seele einbüßen. Er war es endlich auch, dem Luciliens Tugend erlag, nachdem sie, die von Natur schwach war, vergebens gegen sich und eine neue, in ihr erwachende Neigung angekämpft hatte. Sie fühlte, daß sie ihrem Gatten nie Etwas würde sein können, noch dieser ihr, und willigte so endlich ein, den Schatz von Liebe und Zärtlichkeit, den die Natur ihr in das Herz gelegt hatte, zur Beglückung eines Andern zu verwenden, der, wie sie wähnte, sie zu würdigen verstände: so wurde die Bedauernswerthe ihrer Pflicht und der Moral untreu, an denen sie früher mit Begeisterung gehangen hatte.

Das Walten der Nemesis zeigte sich bei dieser Gelegenheit: ein verrätherischer Freund vergalt an W., was dieser gegen seinen Freund T. verübt hatte.

W. bewohnte ein sehr grosses Haus und stand so nicht an, der Bitte eines Universitäts-Freundes nachzugeben, ihm einige Zimmer davon einzuräumen und ihn, gegen eine sehr brillante Vergütung, in den Kreis seiner Häuslichkeit aufzunehmen. Vielleicht waren es ökonomische Rücksichten, die W. zu einer solchen Unvorsichtigkeit bewogen, vielleicht war es aber auch die Freundschaft für A. — so hieß der neue Hausfreund — die ihn dazu bewog, diesen unüberlegten Schritt zu thun.

A. war ein junger Mann ohne Tiefe und Gemüth ohne Grundsätze sogar, wie die Folge zeigen wird; aber er brillirte in der Gesellschaft und wußte seine Kenntnisse und Talente auf die vortheilhafteste Weise geltend zu machen. Seine vornehme Geburt, seine glänzenden Vermögens-Umstände, seine Aussichten für die Zukunft, verbunden mit den angenehmsten Manieren und dem feinen Welttone, den man nur in großen Städten und namentlich in Residenzen erwirbt, sicherten ihm eine beneidenswerthe Stellung in seinem neuen

Wohnorte, und da er mit allen dieſen Vorzügen auch noch die einer hübſchen Geſtalt verband, konnte es nicht fehlen, daß er Glück beim weiblichen Geſchlechte machen mußte, und manches Herz ihm entgegen ſchlug, manches Netz ausgeſpannt wurde, um den ſeltenen Vogel zu fangen.

A. indeß, dem es durchaus nicht um eine ernſtliche Verbindung zu thun war, flatterte von Blume zu Blume, und bemerkte endlich, daß die reizendſte von allen in dem von ihm bewohnten Hauſe blühe, und Lucilie war nicht nur reizend, ſondern durch den geheimen Kummer, den ſie nährte, ſo wie durch ihre Verlaſſenheit, auch im höchſten Grade intereſſant. Es dauerte nicht gar lange, ſo war er von einer heftigen Leidenſchaft für ſeine Hausgenoſſin entbrannt, und, da es ihm an Grundſätzen fehlte, oder er ſich ſolche zu eigen gemacht hatte, die dem Sitten-Geſetze entgegen ſind, ſtand er nicht an, Lucilie auf alle nur erdenkliche Weiſe auszuzeichnen, um in ihrem Herzen dieſelbe verbrecheriſche Flamme anzuzünden, die in dem ſeinigen loderte.

Sie, die es ſeit Jahren ſchon nicht mehr gewohnt war, ausgezeichnet, mit Huldigungen umringt zu werden, und für die dies doch ein, wenn auch ſich nicht ſelbſt geſtandenes, doch unabweis-

bares Bedürfniß war; sie, die nach Liebe schmachtete und sich mit dieser gerechten Forderung kalt von dem Manne abgewiesen sah, der sie zu befriedigen schuldig und verpflichtet war, sah sich plötzlich von den zartesten und liebevollsten Aufmerksamkeiten umringt, und las in den Blicken eines schönen jungen Mannes eben das Feuer, das heimlich ihr Herz verzehrte.

Lange sträubte sich ihre Moral dagegen, sich selbst zu gestehen, welchen Eindruck A. auf ihr Herz, vielleicht sogar auch auf ihre Sinne gemacht habe; allein als er zu ihren Füßen lag und ihr seine Gluth bekannte; als er sie unter Thränen beschwor, Mitleid mit ihm und seiner unbesiegbaren Leidenschaft zu haben und ihm eine Zuneigung zu weihen, deren Werth von dem Manne nicht anerkannt würde, der die nächsten Ansprüche daran hatte; da gestand sie nicht nur sich selbst, daß sie den Verführer liebe, sondern ihre bebenden Lippen gestanden es auch diesem unter einem Strom von Thränen.

Von diesem Augenblicke an war Lucilie schuldig; der reißende Strudel des Verderbens, der zugleich ihren Seelen-Frieden und ihr äußeres Glück in seine Tiefen hinabziehen sollte, hatte sich zu ihren Füßen eröffnet; das Uebrige thaten Lei-

denſchaft, Zeit und Gelegenheit: Lucilie fiel ſo tief, als ein Weib nur fallen kann, und A. trug den vollkommenſten Sieg über ſie davon.

Seltſam genug, kam W., der doch aus eigener Erfahrung wußte, wie treulos ein Freund an dem andern zu handeln vermöge, auch nicht entfernt auf die Vermuthung deſſen, was ihm von ſeiner Gattin und ſeinem vermeinten Freunde geſchah. Er ſah Lucilie wieder heiterer werden, als ſie ſeit lange geweſen war; ſah die Roſen wieder auf ihren Wangen aufblühen, ihr ſtrahlendes blaues Auge wieder glänzen, wie früher; er ſah auch, daß A. faſt gar nicht mehr in Geſellſchaft ging, ſondern faſt immer zu Hauſe blieb, und nicht die geringſte Unruhe wandelte ihn darüber an. Er allein wußte nicht, was die halbe Stadt ahnete und jeder Domeſtik in ſeinem Hauſe wußte, denn die Leidenſchaft der beiden Schuldigen war zu mächtig, als daß es ihnen möglich geweſen wäre, die ſo nöthige Vorſicht zu üben, auch ſieht die geringe Claſſe ſchärfer in ſolchen Dingen, als wir glauben.

So verfloß ein Jahr für ihn in der unglaublichſten Verblendung; ja, er nahm mit Entzücken die Nachricht entgegen, daß Lucilie ſich wieder Mutter fühle, und überhäufte ſie, wie früher, mit

kleinen Aufmerksamkeiten, mit Liebkosungen, an die sie seit lange nicht mehr von ihm gewöhnt war.

Vielleicht fielen ihm, wenn Lucilie sich in diesen Umständen befand, seine Verschuldungen gegen sie schwer auf das Herz, denn er war weder ein böser, noch gefühlloser Mann, und er suchte sie durch seine Zärtlichkeit und Aufmerksamkeit wieder gut zu machen; vielleicht auch war sie ihm heiliger als sonst, wenn sie auf dem Punkte stand, Mutter zu werden, denn er war ein großer Kinderfreund und freute sich jedesmal herzlich über die Vermehrung seiner Familie.

Indeß war Alles zu spät — die Würfel waren bereits gefallen und diese Ehe, die bisher nur eine unglückliche gewesen, war zu einer durchaus unwürdigen geworden. Es war Lucilien schon nicht mehr möglich, ihrem Gatten irgend Etwas zu sein, noch mehr irgend einen Beweis seiner wiederkehrenden Liebe nur zu dulden; nicht einmal die resignirte Freundlichkeit, die sie seither gegen ihn zu bewahren gewußt hatte, konnte sie mehr gegen ihn üben: sie wurde kalt, oft sogar herrisch und zurückstoßend in ihrem Betragen gegen ihn, was ihn allerdings einigermaßen betroffen machte, da er an ein so gelassenes, sanftes und duldungsvolles gegen ihn gewöhnt war, auch

ein ſolches mit Lucilliens Naturell übereinſtimmte, das ſanft und hingebend, duldend und entſagend ſich bisher gezeigt hatte.

Vielleicht war es ein geheimer Inſtinct, der ihr ſagte, daß ihr Gatte nicht nur ihr Mitſchuldiger, ſondern die erſte Veranlaſſung zu dem geweſen war, was ihre zart beſaitete Seele jetzt ſo ſehr verſtimmte, ja, was ſie namenlos elend machte; denn ſie gehörte nicht zu den Weſen, die ſich behaglich im Schlamme des Laſters wälzen, ſondern ihr Herz war für die Tugend gemacht, konnte nur wahrhaft glücklich im Einklange mit derſelben ſein — und jetzt mußte ſie ſich ſelbſt verachten, jetzt erduldete ſie alle Qualen eines ſchuldbelaſteten Gewiſſens!

Freilich gab es auch Stunden, in denen ſie Alles vergaß, was ſie in andern nicht nur zu Boden drückte, ſondern wahrhaft ſchmetterte; freilich berauſchte ſie ſich, um ſich ſelbſt zu entfliehen, aus dem ſchäumenden Becher der Luſt; freilich fiel ein Sonnenſtrahl des Glücks in ihre verdüſterte Seele, wenn ſie ſich der Macht bewußt ward, den über Alles Geliebten ſo beglücken zu können; aber um ihr wirkliches Glück war es geſchehen, und zwar für immer, und es gab jetzt

Stunden, in denen ihre Seele faſt der Verzweiflung erlag.

Bald ſollte ihr Unglück noch vermehrt werden, indem ſie bemerken mußte, daß A. kälter gegen ſie wurde, als er zu Anfang ihrer Liebe geweſen war. Er ließ ſie oft die Abende allein, wozu es ihm freilich nie an einem Vorwande fehlte, und ſie verbrachte ſolche Abende unter Thränen, die um ſo ſchmerzlicher floſſen, da ſie ſie vor den Augen Aller verbergen mußte und ſich ihrer ſelbſt vor Gott ſchämte.

So nahte die Zeit ihrer Entbindung heran, und ſie ſah ihr mit Zittern entgegen. Wenn das Kind, das ſie gebären würde, die Züge des Geliebten, die ſehr markirt waren, an ſich trüge und ſo ihr ſchmerzliches Geheimniß nicht nur dem beleidigten Gatten, ſondern auch der Welt offenbart würde? Sie zitterte, dies nur zu denken, und doch, welche Wonne lag auch wieder für ſie in dem Gedanken, ein Kind unter ihrem Herzen zu tragen, das dem heißgeliebten Manne — darüber hatte ihr kein Zweifel bleiben können — ſein Daſein verdanke! Nur eine Frau, und zwar eine liebende, wird der unglücklichen Lucilie dies Alles nach empfinden können.

Endlich war die entſcheidende Stunde da, und

sie genas eines schönen, kräftigen Knaben, den sie, nachdem sie ihn geboren hatte, mit einer schmerzlichen Unruhe und Aufmerksamkeit betrachtete.

Ja, es war sein Kind! In diesem kleinen Gesichte entdeckte sie im verjüngten Maaßstabe alle die Züge, die sie so oft mit Entzücken betrachtet hatte! Dies waren seine dunklen Augen und Haare; diese Nase hatte ganz den Schnitt der seinigen; wie hätte das auch anders sein können? Sie übergab das Kind der Wärterin und sank mit Gefühlen auf ihr Lager zurück, die nicht zu beschreiben sein dürften.

Nach einer Stunde erschien ihr Gatte, den man von ihrer glücklichen Entbindung benachrichtigt hatte, und der erfreut herbeigeeilt war, den neuen Ankömmling zu begrüßen. Der Zufall wollte, daß Lucilie gerade in dem Augenblick von der Wärterin verlassen war, als ihr Gatte zu ihr eintrat. Dieser begrüßte erst sie und ging dann zur Wiege, in der das Neugeborene schlummerte; er ließ sich nicht dadurch abhalten, den Knaben auf seinen Arm zu nehmen, ihn empor zu halten und in der Freude seines Herzens auszurufen:

— „Lucilie, welchen holden Knaben hast Du mir wieder geboren!"

— „Dir?!" rief sie, sich aus ihren Kissen

aufrichtend, und ihn in halbem Wahnsinne anstarrend, „Dir? Freue Dich nicht über dieses Kind, W., denn es gehört nicht Dir!“

Ihr war, als sei eine Last von ihrer Seele genommen, nachdem sie dieses Geständniß gethan hatte, und sie lehnte sich beruhigter wieder in ihre Kissen zurück. Mochte nun kommen, was da wollte, ihr Gewissen war erleichtert, und sie brauchte nun nicht mehr zur geheimen Schuld die erniedrigende Lüge hinzuzufügen.

W. starrte sie, so wie sie diese verhängnißvollen Worte gesprochen hatte, zum Marmor erbleicht einige Augenblicke an; dann, das Kind in die Wiege zurücklegend, trat er an ihr Lager, schob die Vorhänge desselben zurück und sprach mit bebender Stimme:

— „Du bist krank, sehr krank, arme Lucilie!“

Er wähnte wirklich, daß der bei Kindbetterinnen nicht ganz seltene Wahnsinn, eine durch die erlittenen Schmerzen und Anstrengungen hervorgerufene Geistes-Störung aus ihr gesprochen habe; denn wie konnte das wahr sein, was sie sagte, und wenn es wahr war, wie hätte sie es sagen können?

Sie verstand, was er sagen wollte, und fest

entſchloſſen, jetzt Alles auf einmal zu enden, antwortete ſie ihm mit ruhigem Tone:

„Ich bin nicht kränker, als bei meinen frühern Entbindungen, und es bleibt bei dem, was ich Dir eben geſagt habe. Jetzt verfahre mit der Ehebrecherin, wie es Dir gefällt. Es mußte endlich zwiſchen uns tagen, Du mußteſt die Wahrheit erfahren; ich vermochte die Laſt nicht mehr zu tragen, die mich ſchon ſo lange zu Boden drückte. Nun iſt Alles gut, und ich erwarte mein Schickſal in Ruhe.

W. ſchwieg einige Augenblicke; dann ſagte er:

— „Wenn das Fieber nicht aus Dir redet, Lucilie, ſo ſind wir ja Beide unglücklich und auf immer getrennt; wer aber iſt der Vater dieſes Kindes? — Ha! ich errathe! Treuloſer, verrätheriſcher Freund!“

Lucilie antwortete ihm nicht mehr, und er verließ das Zimmer, um in der Einſamkeit des ſeinigen zu überlegen, was jetzt von ihm geſchehen müſſe, um, ſo viel als möglich, Aufſehen zu vermeiden; dies war er ſowohl ſich ſelbſt, als Luciliens Onkel ſchuldig, dem er ſein ſchnelles Steigen im Staats-Dienſte verdankte.

An dieſen ſchrieb er, ſo wie er einigermaßen ruhig geworden war, zuerſt, und bat ihn um ſei-

nen Rath, wie sein Verhältniß zu Lucilien gelöst werden könne, ohne vor der Welt ein allzugroßes Aergerniß zu geben. Bis die Antwort auf diese Frage eingegangen sein würde, versprach er, sich ganz ruhig zu verhalten und sich Allem, nur nicht seiner Entehrung, zu unterwerfen.

Statt der ersehnten Antwort, kam der Oheim selbst; vielleicht hoffte dieser durch seine Gegenwart das so locker gewordene Band dieser unglückseligen Ehe wieder fester zu knüpfen; allein nur die leiseste Andeutung von seiner Seite brachte den sonst so ruhigen und besonnenen W. außer sich, und er erklärte mit Festigkeit, daß an ein, wenn auch nur scheinbares, Fortbestehen des bisherigen Verhältnisses zu Lucilien nicht zu denken sei; doch wolle er gern die Hand dazu bieten, von ihr getrennt zu werden, ohne daß es ein allzugroßes Aufsehen in der Welt errege, wenn A. einwilligen sollte, Lucilie nach der Scheidung zu seiner Gattin zu machen.

Dies war ein Abkommen, das von H. ganz erwünscht war, und er verfügte sich auf der Stelle zu A., welchem er, nachdem er ihm die gerechtesten Vorwürfe über das von ihm angerichtete Unheil gemacht hatte, vorschlug, Luciliens Gatte zu werden, nachdem sie von W. getrennt sein würde,

welche Scheidung auf eine schonende Weise zu bewirken, es ihm, bei seinen Verhältnissen, nicht an Mitteln fehlen würde. Im Falle der Einwilligung A — s, sollte Lucilie auf eine Zeitlang zu ihm in die Residenz kommen, und dort die nöthige Scheidung eingeleitet und bewirkt werden.

Allein dieser Vorschlag war keineswegs nach A — s Sinne: er liebte Lucilie schon nicht mehr und erklärte dem Oheime derselben mit einer an Frechheit grenzenden Freimüthigkeit, daß, wenn er sich je vermählen würde, worüber er noch nicht völlig einig mit sich sei, die von ihm gewählte Gattin ein durchaus makelloses Mädchen sein müsse, und dabei blieb er trotz der Gegenvorstellungen und sogar der Drohungen des mächtigen Mannes, dem er gegenüber stand. Schon am folgenden Tage verließ er W — s Haus und kurz darauf die Stadt; er hatte Urlaub erbeten und ihn erhalten.

Von dieser Seite war also nichts mehr zu hoffen, und man mußte auf ein anderes Abkommen denken. W. bezeigte sich bei dieser Angelegenheit nicht nur ehrenvest und besonnen, sondern auch sogar edel und großmüthig. Er sah Lucilie nicht wieder und machte ihr weder schriftlich noch mündlich Vorwürfe, obgleich sie, die heftig erkrankt

war, noch längere Zeit in seinem Hause lebte; auch überließ er es dem Oheime, die Sache ganz nach seinem Sinne zu arrangiren, doch bedung er es sich aus, daß ihm die beiden ersten ihm von ihr geborenen Kinder bleiben, und das zuletzt geborene nicht auf seinen Namen getauft werden sollte.

Dieser letztere Punkt, der Alles an den Tag bringen mußte, wenn W. darauf bestand, beunruhigte v. H. am meisten; endlich gab W. auch in dieser Hinsicht nach, und der arme Knabe erhielt seinen Namen, auch versprach er für ihn zu sorgen, wie für seine eigenen Kinder.

Lucilien blieb nichts übrig, als sich Allem zu unterwerfen, was man über sie verhängen würde; auch war sie jetzt so schwach an Geist und Körper, daß sie in Alles einwilligte, was man von ihr verlangte.

Ihr Oheim mittelte ihr jetzt einen anständigen und sichern Zufluchtsort im Hause meiner Anverwandten aus, wo sie, getrennt von der Welt und den Kreisen, in denen sie bisher gelebt hatte, das Leben der Reue und der Entsagung leben sollte. Meine Anverwandten waren durch v. H. von Allem unterrichtet und Lucilie ihrer Aufsicht und Bewachung übergeben worden. Daher schrieb

ſich der kleine Zwang, den man in dem ſonſt ſo freundlichen Verhältniſſe dieſer Perſonen wahrnahm.

Indeß hatte Fama, trotz aller angewandten Vorſicht, nicht geſchwiegen, und die Welt ließ ſich nicht täuſchen; man kannte ſo ziemlich das ganze Verhältniß, wenn man auch nicht die innern Beweggründe kannte, die das Unglück herbeigeführt hatten, und Lucilie wurde, wie es ſich von ſelbſt verſteht, bitter getadelt und liebles ſelbſt von Solchen beurtheilt, die noch weit ſchwerer geſündigt haben mochten, als ſie.

Ihre ſpätere Aufführung war untadelhaft, und endlich verwiſchte die Zeit auch wieder die Falten des Grames von ihrer noch ſo jugendlichen Stirn. Ihr angeborener Leichtſinn kam ihr zu Hülfe: ſie verachtete erſt A., wie er es verdiente, und dann vergaß ſie ihn vielleicht gänzlich.

In ihren neuen Verhältniſſen, die zugleich angemeſſen und anmuthig waren, weil man ſie gleichſam in der Familie, in der ſie lebte, auf Händen trug, gefiel ſie ſich ſehr, und nur dann bewölkte ſich ihre Stirn, wenn ſie hübſche Kinder ſah, die in dem Alter waren, worin ſie die ihrigen, zur Büßung ihrer Schuld, hatte verlaſſen müſſen.

W. aber zeigte ſich ſpäterhin großmüthig und

ſelbſt gefühlvoll gegen ſie, und es wurde ihr verſtattet, an einem dritten Orte, im Hauſe ihrer Tante, wohin ſie alljährlich eine Reiſe machte, ihre Kinder zu ſehen; dies wurde ſelbſt dann noch fortgeſetzt, als W. zu einer zweiten Ehe ſchritt.

Jetzt ſind Luciliens Kinder erwachſen und ein trefflich gerathener Sohn hat ſie zur glücklichen Großmutter gemacht. Die Reize aber, welche früher ſo gefährlich für ſie geworden waren, ſind erblichen und der frühe Gram, der an ihrer Jugend-Blüthe nagte, hat tiefe Furchen in ihr einſt ſo anmuthiges Geſicht gegraben.

Wer Lucilie kennt und von ihren Verirrungen etwas weiß, urtheile nach dieſer getreuen Darſtellung ihrer innern und äußern Ergebniſſe *milder* über ſie, als er vielleicht zuvor gethan hat, wo er nur die äußern Umriſſe ihres Lebens kannte.

IV.

Ein Frommer.

Ein Frommer.

Es war im Mai des Jahres 1829 und ich hatte, mit Freuden dem Geräuſch und Gewühl der großen Stadt entfliehend, mit meinen Kindern in dem eine Stunde von Hamburg belegenen, über alle Beſchreibung reizenden Dorfe Winterhude mein Landhaus bezogen. Wir ſchmachteten Alle nach reineren Lüften, einer grün bekleideten Erde, Vogel-Geſang und einem unbeſchränkten Horizonte, Dinge, die der Stadt-Bewohner entbehren muß.

Das Alles fanden wir in unſerm geliebten Dörfchen, dem Eldorado unſerer Wunſche in den langen und traurigen Wintertagen. Die erſten Spaziergänge, die man macht, nachdem man dem Winter und dem Getreibe einer großen Stadt ent-

flohen, wie köſtlich ſind ſie nicht, und wie reinigen und erheben ſie nicht zugleich unſere Seele! Iſt es doch gleichſam, als ob man mit der reineren, leichteren und balſamiſcheren Luft auch wieder reinere Geſinnungen einathmete; kehrt man doch von der Verbildung, die durch das Leben in großen Städten ſo leicht über uns kömmt und uns zu einem Kunſtwerke, zu einer regelmäßig aufgezogenen Uhr macht, die nur immer einen Schlag zu picken verſteht, wenn nicht etwa eine Leidenſchaft das Getriebe in Unordnung bringt, kehrt man doch von der Verbildung ſo gern wieder zur Natur zurück, von der wir ein Theil ſind, und fängt es in uns an zu blühen und zu treiben, wie auf den Wieſen und Feldern, bunt durch einander, und unbekümmert um Form und Regel!

Solche Betrachtungen waren es vielleicht, die mich erfüllten, als ich früh an jenem ſchönen Mai- und Sonntag-Morgen mit meinen drei Söhnen das Haus und das anmuthige Dörfchen verließ, um zu den das letztere reizend begrenzenden Hügeln einen Spaziergang zu machen und von den Höhen aus einer unübertrefflichen Ausſicht zu genießen. Die Kinder ſchweiften bald hie- bald dorthin; der ſinnige, mir zu früh entriſſene Karl

folgte bereits seiner Lieblings-Neigung und suchte emsig Blumen und Kräuter auf, deren Namen und Classe ich ihm, so weit meine geringen botanischen Kenntnisse gingen, nennen mußte, und die er dann getreulich in seinem köstlichen Gedächtnisse bewahrte; der schelmische Julius sammelte bunte Steinchen und warf den ältern Bruder, ihn neckend wegen seines großen Ernstes, auch wohl gelegentlich damit, und der kleine Alphons hatte seine Herzensfreude an dem zahmen Ziegenböckchen, das uns auf unsern Spaziergängen, wie ein getreuer Hund, zu folgen gewohnt und der Liebling der drei Kinder war.

In meiner Seele herrschte jene Stille, jener Friede, die zugleich dem Herzen einen Vorgeschmack der Seligkeit und dem Geiste Fruchtbarkeit verleihen; ich genoß, empfand und dachte so viel, und Alles, was ich genoß, fühlte und dachte, stimmte so harmonisch mit einander überein!

Das Horn des Hirten, der die Heerde des Dorfes zusammentrieb, lenkte die Aufmerksamkeit der Kinder auf diese, und jubelnd hüpften sie auf einen bereits ältlichen Mann zu, der ihr Führer war; sie reichten ihrem barfüßigen Freunde zutraulich die Hand und ich bemerkte, daß sie schon lange mit einander bekannt sein mußten.

— „Ihr kennt den Mann?“ fragte ich Karln, der am erſten zu mir zurückgekehrt war.

— „O, er iſt unſer guter Freund und Jochens Vater!“ war die Antwort.

— „Und wer iſt Jochen?“

— „Der eigentliche Hirte des Dorfes, der, welcher uns vor einigen Tagen das allerliebſte März-Häschen geſchenkt, dem wir aber wieder die Freiheit gaben, weil es ſo unruhig in ſeinem Käfig war und immer gegen die Holz-Stäbe anlief, als wolle es ſie zerbrechen. Der Vater führt heute nur die Heerde in's Feld, weil Jochen zur Kirche mußte; ſie laſſen das einen Sonntag um den andern umgehen, und heute iſt an Jochen die Reihe.“

Der alte Hirte war indeß mit ſeiner Heerde ganz nahe heran gekommen, und da ſeine Art zu grüßen — er that es mit einem bibliſchen Spruche — ſo wie ſeine Phyſiognomie mir auffielen, betrachtete ich mir den Mann näher.

Man redet viel davon, daß jedes Menſchen-Geſicht mit einem thieriſchen Aehnlichkeit haben ſolle, und nie noch fand ich dieſen thieriſchen Ausdruck ſtärker ausgeprägt, als in der Phyſiognomie dieſes Mannes: er ſah einem Ziegenbock ſo ähn-

lich und hatte für dieſe Aehnlichkeit durch das Wachſenlaſſen eines langen, grau und ſchwarz melirten Bartes, der das ganze Kinn umſchloß, ſo viel gethan, daß ich meine Augen kaum von dieſer höchſt ſeltſamen, auffallenden Erſcheinung abwenden konnte. Beſonders nahm der ſehr große, in den Winkeln etwas aufwärts gehende Mund mit zwei Reihen Zähnen, die einem Pferde Ehre gemacht haben würden, meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch.

Wenn die Damen in der Stadt, wie wohl zu geſchehen pflegt, ſich von einem Hirten eine Idee à la Geßner gemacht, ſo würden ſie ſich beim Anblick dieſes meines idylliſchen neuen Bekannten grauſam getäuſcht gefunden haben; da gab es kein farbiges flatterndes Band am Hute, ja, nicht einmal einen Hut ſelbſt; keine mit bunten Litzen und blitzenden Knöpfen beſetzte Jacke; keinen Blumenſtrauß im Knopfloch; keine Schuhe mit ſilbernen Schnallen oder bunten Schleifen verziert, ſondern einen Anzug, aus dem Schmuz und Armuth deutlich und faſt ekelhaft hervorſahen. Ein ſehr grobes, lange nicht gewaſchenes und etwas zerriſſenes Hemd und eine gleiche Hoſe von noch gröberem Leinen, bildeten, nebſt dem Reſte einer Weſte, die ganze Bekleidung dieſer neuen Ge-

kanntſchaft; Haupt und Füße waren ohne jegliche Bedeckung.

— „Frau Doctorin," hub Zimmermann — dies war ſein Name — die Unterhaltung mit mir in dem in dieſer Gegend unter den niedern Ständen ungewohnten Hochdeutſch an, „Sie haben ganz allerliebſte Kinderchen, charmante Kinderchen, ſag' ich Ihnen und hübſch ſind ſie auch: Gott wolle ſie Ihnen erhalten, wenn's zu Ihrem und der Kinder Heile iſt!"

Ich dankte ihm für das meinen Kindern gemachte Compliment, ſo wie für ſeinen freundlichen Wunſch und wollte, die Unterhaltung hier abbrechend, an ihm vorübergehen; allein ich kam ſo leichten Kaufes nicht los, indem er gleichen Schritt mit mir hielt und die Converſation mit einer mich in Erſtaunen ſetzenden Suade fortſetzte.

— „Sie ſind nicht aus dieſer Gegend?" fragte ich ihn im Laufe dieſes Geſprächs, das mich der gewählten Ausdrücke wegen, die ich von dieſem Hirten vernahm, zu intereſſiren begann.

— „Ihnen zu dienen, Frau Doctorin, ich bin aus der Ober-Lauſitz und meiner Confeſſion nach ein Herrnhuther."

— „Wie sind Sie denn hieher verschlagen worden?"

— „Die Schicksale der Menschen sind oft wunderbar, und Gott lenkt unsre Wege und Schritte. Die meinigen führte er hieher, um der Trost einer armen Wittwe und der Beschützer zweier Waisen zu werden, die ohne mich weder aus noch ein gewußt hätten. Ich habe die Wittwe geheirathet und bin ihren Kindern ein getreuer Vater; um diese gottselige Pflicht erfüllen zu können, erblicken Sie mich jetzt im Stande der Erniedrigung, für den ich nicht geboren, noch erzogen bin. An meiner Wiege ist es mir nicht vorgesungen worden, daß ich hier hinter den unvernünftigen Thieren hergehen würde; allein wie Gott will! Sein Wille sei gepriesen in Ewigkeit!"

— „Welches Geschäft betrieben Sie denn früher?" fragte ich, die ich mich für den Mann lebhaft zu interessiren anfing.

— „Ich verstehe die Weberei und kann Ihnen die schönsten Muster in Drell und Damast weben, Blumen-, Frucht- und Thierstücke, je nachdem man es begehrt. Das ist eine hübsche Arbeit, sage ich Ihnen, meine liebe Frau Decterin, und man kann so nach Herzenslust dabei denken, ein frommes, gottesfürchtiges Lied singen, auch wohl ge-

legentlich einmal einen Vers dabei machen, sei's in deutscher, lateinischer, französischer oder englischer Sprache, denn die verstehe ich alle, und es thut mir nur leid, daß ich nicht auch noch Griechisch gelernt habe, was eine sehr schöne Sprache sein soll."

Man kann sich mein Erstaunen denken, als ich diesen Menschen, dessen Aeußeres so beschaffen war, daß man ihn einen der niedrigsten Plätze in der menschlichen Gesellschaft einzunehmen bestimmt glauben mußte, so reden und ihn nicht nur von fremden Sprachen, sondern auch von der edeln Verskunst sprechen hörte, und das im Tone der festesten Zuversicht und ohne den Anschein zu haben, als fürchte er sich, auf die Probe gestellt und von mir beschämt zu werden.

— „Ja," fuhr er fort, „meine lieben Eltern, oder wenn Sie wollen, Pflegeeltern, haben mir eine gute Erziehung gegeben, und für die Weberei war ich zu Anfang auch nicht bestimmt, sondern sollte Gottes Wort studiren, wozu ich große Neigung hatte. Dann führte mich mein Schicksal in die Brüdergemeinde zu Herrnhuth, und es wurde Alles anders, als zuvor beschlossen worden war, und am Ende kam ich gar hieher. Indeß glauben Sie nur nicht," fügte er mit einer etwas ge-

heimnißvollen Miene hinzu, „daß ich dazu bestimmt bin, immer so in Knechts-Gestalt zu wandeln, wie ich jetzt thue; die Zeit der Prüfung wird vorübergehen und ich herrlich dafür belohnt werden, daß ich sie ohne Murren bestand. „„Wer sich selbst erniedrigt, der wird erhöht werden,““ heißt es in der heiligen Schrift, und wenn Manche wüßten, wen sie vor sich haben —“ er warf auf mich einen bedeutungsvollen Blick — „so würden sie mit ganz andern Augen auf mich sehen. Allein die mir von Gott zu meiner Läuterung bestimmte Zeit wird bald, vielleicht in den nächsten Monaten schon, ihr Ende erreichen, und man wird seltsame Dinge erleben und vernehmen. Jetzt mit Gott, liebe Dame,“ fügte er hinzu, mich mit der Hand begrüßend, da er es mit der Mütze oder dem Hute nicht thun konnte, weil beide ihm fehlten; „ich muß die Kühe da in das Moor hinuntertreiben, und dahin werden Sie mir wohl nicht folgen, weil es sehr naß und schmuzig dort ist.“

Er rief jetzt seinem Hunde, der, gehorsam seinem Befehle, die etwas zerstreute Heerde zusammen trieb, und lenkte dann seitwärts mit ihr ab.

Ich gestehe aufrichtig, daß es diesem Manne gelungen war, meine Aufmerksamkeit zu erregen

und mein Interesse in Anspruch zu nehmen, und wenn ich gleich seinen Worten keinen unbedingten Glauben schenkte, zumal da so viel Abentheuerliches in ihnen lag, so mußte ich doch seine Bildung und vor allen Dingen seine Art zu reden und seine Gedanken klar auszudrücken, bewundern; denn Landleute und Hirten wie diesen trifft man im nördlichen Deutschlande, wenn ich die zu Holstein gehörende Marsch ausnehme, wo es nicht nur viele offene und fähige Köpfe, sondern auch unterrichtete Leute unter den Landleuten giebt, nicht an. Das, was dieser Mann sagte, trug überdies eine ganz eigene Färbung an sich; kurz, er erregte meine Neugier in einem hohen Grade, und ich beschloß, ihn näher kennen zu lernen, wozu ich die beste Gelegenheit hatte, da seine Hütte meinem Landhause gerade gegenüber lag.

Es dauerte nicht lange, so stellte er sich bei mir ein, um mir, die ich zum Anbau des benöthigten Gemüses ein Stück Land suchte, gegen einen mäßigen Pachtzins seinen Garten anzubieten, indem er sich zugleich erbot, sowohl in meinem eigenen Garten, als in dem von ihm gemietheten, den Gärtner zu spielen.

— Aber, lieber Freund, verstehen Sie denn

das auch?" war die natürliche Frage, die ich an den Vielwiſſenden richtete.

— „Was ſollte ich nicht! Ich bin ausgelernter Gärtner und habe als ſolcher mehre Jahre auf dem Gute des Grafen von — der Name iſt mir entfallen — gedient. O, da haben wir herrliche Sachen gezogen, und unſere Treibereien hätten S.. ſehen ſollen, unſern Wein, die Melonen, die Ananaſſe ſelbſt! Es geht kein Geſchäft über die Gärtnerei, und wenn es nach meinem Sinne ginge, ſo hinge ich alles Andere an den Nagel, und würde wieder Gärtner. Da aber ſind Frau und Kinder, die wollen leben, die wollen ein feſtes, ſicheres Brot haben, und das kann ich ihnen im Sommer als Hirte, im Winter als Weber geben. Sehen Sie, ſo muß man ſeiner Pflicht ſein Vergnügen aufopfern; allein Ihren Garten gehörig zu beſtellen, dazu würde ich neben den andern Geſchäften, die mir obliegen, noch Zeit haben, und über den Preis meiner Bemühungen wollen wir nicht feilſchen: Sie geben mir, was Sie wollen, denn ich weiß ſchon, Sie ſind nicht unbillig, und ich bin es auch nicht."

Mir kam ſein Antrag eben recht, denn wirklich bedurfte ich eines Mannes, wie er zu ſein vorgab, und wir wurden über den Preis bald

einig. Noch denſelben Tag fing er in dem von ihm gemietheten Garten zu graben und zu hacken an, und ich konnte nicht über ſeinen Fleiß klagen. Nur beim Säen und Pflanzen des Gemüſes hatte er ſeine eigenen, ganz vom Gewöhnlichen abweichenden Ideen, und wenn ich einige Bedenklichkeiten darüber äußerte, ſo beſchwichtigte er ſie dadurch, daß er behauptete, auf dem Gute des Grafen es ſo gemacht zu haben, und dort ſei Alles trefflich gediehen. Auch in meinem Blumen-Garten erlaubte er ſich einige Willkür; ſo traf ich ihn eines Morgens früh, als ich aufkam, bei meinen ſchönen Roſen an, die er, obgleich es Mitte Juni war, zum Theil aus der Erde genommen und ſtark beſchnitten hatte.

— „Mein Gott, Zimmermann, was ſoll denn das?“ fragte ich erſchrocken, als ich die dem Blühen nahen Stöcke in dieſem traurigen Zuſtande ſah; „Sie werden mir alle meine ſchönen Roſen verderben!“

— „Hat nichts zu ſagen, beſte Frau Doctorin, hat nichts zu ſagen! Sie hätten doch gern ſpät im Herbſte, wenn es keine Roſen mehr giebt, noch welche, nicht wahr? Nun, ich verſpreche Ihnen im October von dieſen ausgenommenen Roſenſtöcken eine wahre Roſen-Pracht; laſſen Sie

mich nur machen, Sie ſollen ſchon zufrieden mit mir ſein.“

Er ſagte das mit einer ſo großen Zuverſicht und fuhr dabei ſo emſig in ſeinem Geſchäfte fort, daß ſich die Furcht in mir verlor, ich habe vielleicht Eulenſpiegel den Zweiten in meinen Dienſt genommen. Indeß fiel die Sache noch ſchlimmer aus, als ich zu Anfang gefürchtet hatte, denn meine ſchönen Roſen, worunter manche ſeltene waren, gingen nach der Reihe heim, und als ich Zimmermann darüber zur Rede ſtellte, hatte er keine andere Entſchuldigung, als:

— „Ei, das iſt ſeltſam! Gott aber hat's ſo haben wollen, zweifeln Sie nicht daran, er hat's ſo haben wollen, denn ſonſt müßten die Roſen jetzt trefflich ſtehen.“

Im Gemüſe-Garten ging es nicht beſſer; er verſuchte ſo viele ſeltſame und abentheuerliche Dinge, daß ich faſt gar keine Frucht bekam, und was das Schlimmſte war, ſo hatte er Alles ſchon vor Sonnen-Aufgang und ohne mich vorher zu befragen gethan, ſo daß mein Verbot nichts half. Unter andern erinnere ich noch, daß er die Gurken, gleich den grünen Erbſen, hoch an Stöcken in die Höhe leitete, und die Folge davon war,

daß bei einem Sturme alle die ſchweren Ranken abbrachen und ich keine Frucht davon bekam.

— „Sehen Sie," ſagte er reſignirt — ich war es nicht — „daß es Gottes Wille nicht war, daß Sie in dieſem Jahre Gurken ziehen ſollten? Welche herrliche, ganz andere, als Sie ſonſt geſpeiſ't, würden Sie ſonſt erhalten haben! Auf dem Gute meines Herrn Grafen gelang dieſes Kunſtſtück, das nur von ganz ausgelernten Gärtnern geübt wird, immer ganz vortrefflich, und ohne den Sturm in voriger Nacht, den uns Gott ſandte, würde es auch uns gelungen ſein; wer aber kann gegen Gott an?"

Ich hatte jetzt von meinem Gärtner genug, ohne dieſem jedoch ernſtlich zürnen zu können, da er ſich, ſeine Sonderbarkeiten abgerechnet, als den redlichſten Mann bewies und mir gewiſſenhaft Alles brachte, was er im Garten erzielte. Freilich nahm ich mir im Stillen vor, ihn für das nächſte Jahr ſeiner Functionen zu entheben; allein ich fuhr trotz dem fort, ihm wohl zu wollen und nach Kräften Gutes zu thun. Sein Dank für die kleinen, ihm und ſeiner darbenden Familie erzeigten Wohlthaten war immer:

— „Das hat Ihnen Gott in's Herz gegeben

Er wuſte, was ich bedurfte, und ſandte es mir durch Sie."

Oft bat er mich auch um Bücher, allein es mußten geiſtliche ſein, wovon ich nicht eben großen Vorrath in meiner Bibliothek hatte, und ein ander Mal brachte er mir ſehr zerleſene und ſchmuzige Bücher, Heftchen und Blätter, die mich, wie er behauptete, ſchon zu ſeinem beſeligenden Glauben bekehren würden, wenn ich ſie nur läſe. Dies war mir aber, wegen der darin enthaltenen Abgeſchmacktheiten, unmöglich, und ich bat ihn, mich damit zu verſchonen, was ihn ſehr betrübte, denn er ging eifrig darauf aus, eine Proſelytin aus mir zu machen und mich ſeiner geliebten Brüder-Gemeinde zuzuführen.

Bei ſeiner anſcheinend großen Frömmigkeit fiel es mir jedoch auf, daß er ſo oft das furchtbarſte Geſindel in ſeiner Hütte beherbergte. Eine Stunde von unſerm Dörfchen lag nämlich ein anderes Dorf, wovon ein Theil — man nannte ihn den Grund — von Zigeunern, Bettlern, Taſchenſpielern, Seiltänzern ꝛc. bewohnt wurde, lauter Leute, die im ſchlechteſten Rufe ſtanden und denen man Abends allein zu begegnen fürchtete. Dieſe Alle fanden, wenn ſie die Jahrmärkte der umliegenden Dörfer beſuchten, um entweder zu

betteln, oder ihre Kunſtſtücke zu machen, bei Zimmermann willige Aufnahme, und ſo gab es oft die bunteſten und groteskeſten Scenen in ſeinem Hauſe und Garten, die mich und meine Gäſte nicht ſelten ſehr beluſtigten.

Einen noch gefährlichern Beſuch erhielt er von Zeit zu Zeit von den Bettlern, die in einem andern nahe gelegenen Dorfe ihre Bettler-Herberge hatten, und gleichfalls zu den in der Umgegend ſtattfindenden Märkten ſtrömten, wo ſie als Krüppel oder als mit Ausſatz und Geſchwüren Bedeckte, gute Geſchäfte machten, allemal aber erſt bei ihrem „guten Freunde," dem Herrnhuther, einkehrten, wenn ſie durch unſer Dorf kamen.

Bei dieſer Gelegenheit habe ich auch in Erfahrung gebracht, wie es Leute machen, von Zeit zu Zeit reine Wäſche zu bekommen, auch wenn ſie nur ein Hemde haben. Die guten Freunde und Bekannten Zimmermanns zogen ſich an ſchönen, warmen Sommertagen aus, als wollten ſie in's Bad ſteigen; allein nur ihre Kleidung unterwarfen ſie der Reinigung; dieſe wurden im Zuſtande der Natur von ihnen am Brunnen gewaſchen, auf die Büſche gelegt und getrocknet und während dies geſchah, ergingen ſich ihre Beſitzer

im Stande der Natur im warmen Sonnenschein im Garten, wobei sie nicht selten behaglich ihr Pfeifchen rauchten und ganz so ungenirt wie in ihrer Kleidung waren.

Als ich, mit Recht über einen solchen Unfug und einen solchen Skandal entrüstet, Zimmermann darüber zur Rede stellte, wie er so Etwas bei sich dulden könne? gab er mir mit der größten Gelassenheit zur Antwort: es sei nun einmal Gottes Wille, daß er mit diesem Auswurfe der Menschheit verkehren müsse, und dann lebe er auch der frohen Hoffnung, daß es ihm schon bei Vielen gelungen sei, sie zu Gott und zu der wahren Lehre zu bekehren.

— „Sehen Sie," sagte er dann mit Pathos, „wenn man die Hoffnung haben darf, ein räudiges Schaaf in den Stall zurück zu führen, so muß man sich nicht davor scheuen, die Hürde dabei zu beschmutzen."

— „Wohl aber, von ihm angesteckt zu werden," erwiederte ich, und er schwieg.

Diese Beobachtungen flößten mir ein gerechtes Mißtrauen gegen den scheinbar so frommen Mann ein; allein andere machten mich bald wieder irre in meinen ihm nachtheiligen Vermuthun-

gen. So war er nicht nur ein Muſter von Fleiß, und vom früheſten Morgen bis ſpät in die Nacht unermüdet thätig, ſondern auch der treueſte, liebevollſte Gatte und Vater, obgleich die Kinder ſeiner Frau nicht ſeine eigenen, ſondern nur ſeine Stiefkinder waren. Oft, wenn ich ihm, den ich zwar nicht mehr als Gärtner — denn damit hatte er es bei mir verdorben — aber doch zu andern kleinen häuslichen Verrichtungen benutzte, Dieſes oder Jenes gab, was ihm wohl hätte ſchmecken können, ſah ich, daß er es nicht ſelbſt genoß, ſondern es für Frau und Kinder mit nach Hauſe nahm. Er that dies nicht offenbar, denn dann hätte ich Mißtrauen darin geſetzt, ſondern heimlich, auch liebten ſeine Stiefkinder ihn aufrichtig und waren wohl gezogen, ſo weit ſie es in ihrem Stande ſein konnten. Auch war er ein freundlicher und hülfreicher Nachbar und oft ſah ich ihn ſein kärgliches Brot mit noch Aermern willig theilen.

Kurz, ich konnte über dieſen Mann, ſo ſcharf ich ihn auch beobachtete und ſo oft ich auch Mißtrauen gegen ihn faßte, nicht mit mir in's Reine kommen, und ſchob ſo mein Urtheil über ihn noch auf.

Von ſeinen Kenntniſſen erhielt ich wirklich manchen Beweis; ſo ſprach er nicht nur die

Mutterſprache durchaus richtig, ſondern corrigirte auch ſeine Kinder, wenn ſie falſch ſprachen, und Engliſch und Franzöſiſch verſtand er gleichfalls, wie ich oft zu bemerken Gelegenheit hatte. Das Letztere war mir freilich daraus erklärlich, daß er als Leinweber-Geſelle gewandert hatte und, wie er ſelbſt eingeſtand, auf ſeiner Wanderſchaft ſowohl nach England, als nach Frankreich gekommen war. Ein ſehr gutes Gedächtniß mußte er übrigens haben, denn nie habe ich einen Menſchen gekannt, der ſo voll bibliſcher Sprüche, Lieder-Verſe, Sprichwörter und Poeſien aller Art ſteckte, wie er. Auf Alles wußte er durch einen Vers oder einen Spruch eine Nutzanwendung zu machen, und oft waren ſeine Bemerkungen nicht nur treffend, ſondern ſogar überraſchend witzig. Von ſeinen eigenen Poeſien, ſo oft er auch davon ſprach, und ſo ſehr ich auch in ihn drang, ſie mir zu zeigen, habe ich nie etwas zu Geſichte bekommen, es wird alſo nichts damit geweſen ſein, denn es fehlte ihm nicht an einer gewiſſen Eitelkeit und er ließ ſein Licht gar zu gern vor den Leuten leuchten, folglich würde er mir auch ſeine Gedichte gezeigt haben, wenn er wirklich welche gemacht hätte. Er verſprach von Zeit zu Zeit, ſie mir zu bringen; allein er hielt nie

Wort, und an einer Entſchuldigung fehlte es ihm nie für dieſes Nichtworthalten.

Die Schriften von Jung-Stilling kannte er ſämmtlich und ſie ſchienen ſeine Lieblings-Lectüre zu ſein, was mich, bei der Richtung ſeines Geiſtes, nicht Wunder nahm, als ich ſelbſt ſie ſpäterhin las; Jacob Böhme war aber der Schriftſteller, von dem er mit Begeiſterung ſprach und dem er Alles zu verdanken habe, wie er ſagte.

So kam der Herbſt heran und mit ihm für mich die Nothwendigkeit, mein geliebtes ländliches Aſyl bis zum nächſten Frühlinge zu verlaſſen und zur Stadt zurück zu kehren. Zimmermann war mir beim Umzuge behülflich, ich beſchenkte ihn, da ich voraus ſah, daß der Winter manche Noth für ihn herbeiführen würde, mit einer kleinen Summe Geldes, und wir trennten uns als die beſten Freunde.

Kaum war ich einige Wochen wieder in der Stadt, ſo wurde mir an einem Morgen ſein Beſuch angemeldet; ich ließ ihn kommen und erſtaunte nicht wenig über ſeinen ganz veränderten Anzug, der zwar ſeinem jetzigen Stande angemeſſen, aber reinlich und ſogar neu war; an einer brauntuchenen Jacke prangten ſogar zwei Reihen großer ſilberner Knöpfe. Ich freute mich, ihn ſo

wohlbehalten zu ſehen, und er ſagte mir mit anſcheinend fröhlicher Miene, daß die Zeit ſeiner Prüfung ſich jetzt ihrem Ende nahe und daß es von nun an immer beſſer und beſſer mit ihm werden würde; über das Wie? ließ er ſich jedoch nicht aus, und lächelte nur mit geheimnißvoller Miene, als ich ihn darüber befragte. Späterhin erfuhr ich jedoch, daß er die gute und ſchickliche Kleidung, welche ich bei dieſem Beſuche an ihm ſah, verpfändet gehabt und von dem Gelde wieder eingelöſt, das ich ihm beim Scheiden geſchenkt hatte, auch ſah ich ihn in der Folge nie wieder in derſelben; vermuthlich hatte er ſie, von Noth gedrängt, nochmals verſetzen müſſen und nicht wieder einlöſen können.

Nachdem wir die erſten Worte gewechſelt und ich ihn mit einem Glaſe Wein erquickt hatte — den hier unte. den Landleuten ſo beliebten Branntwein trank er nie — trat er mit ſeinem Anliegen hervor. Er wünſchte einen Louisd'or von mir geliehen zu haben, da er ſich, wie er ſagte, durch dieſes Darlehn einen ganz guten Winter machen könne, indem er Gelegenheit hätte, eine bedeutende Quantität geſponnener Baumwolle einzukaufen, die, von ihm während des Winters verwebt, ihm und den Seinen das nöthige Brot ge-

ben würde. Er verſprach feſt und feierlich, von dem Tage an gerechnet, über drei Wochen mir das Geld wieder zu bringen, weil er dann ein von ihm gewebtes Stück Leinwand würde abliefern und die Bezahlung dafür bekommen können.

Ich ſtand um ſo weniger an, ſeinen Wunſch zu erfüllen, da dies das erſte Mal war, daß er Geld von mir lieh, und mir das Wohl oder Weh einer Familie nicht gleichgültig ſein konnte, die ſich rechtlich zu ernähren ſuchte; auch ſchien mir dies eine Gelegenheit, den ſeltſamen Mann näher kennen zu lernen.

Ich geſtehe, daß ich nicht darauf rechnete, mein Geld wieder, oder doch es in der von Zimmann beſtimmten kurzen Friſt wieder zu erhalten; groß war daher mein Erſtaunen, als er nach drei Wochen, gerade an dem von ihm anberaumten Tage, wieder zu mir kam und mir einen blanken Louisd'or, ſauber in Papier gewickelt, mit ſeinem beſten Danke überreichte. Für meine Kinder hatte er überdies noch ein Geſchenk, beſtehend in zwei allerliebſten, zahmen Lerchen, denen ſein Sohn von Weidenſtäben einen hübſchen Käfig geflochten hatte, zur Bezeigung ſeiner Dankbarkeit mitgebracht. Es fiel mir indeß auf, daß er, ſtatt der guten Kleidung, die er das vorige Mal angehabt

hatte, wieder in einer sehr schlechten erschien, die ihn nicht einmal gegen die rauhe Jahreszeit gehörig beschützte; ich wagte es aber nicht, ihn nach dieser Veränderung zu befragen, aus Furcht, ihm wehe zu thun, und so schieden wir von einander.

Kaum waren acht Tage seit der Zurückerstattung meines Darlehns verflossen, so war mein Zimmermann abermals da, und ließ sich von meinem Dienstmädchen nicht abweisen, obgleich dieses ihm sagte, daß er mich nicht wohl sprechen könne, weil ich Besuch habe; so ging dieses denn endlich, um ihn bei mir anzumelden, und ich ließ ihn in ein anderes Zimmer kommen, um ihn dort anzuhören, weil ich nicht wollte, daß der alte Mann einen so weiten Weg vergebens gemacht haben sollte.

Seine Miene, als er zu mir eintrat, drückte eine große Bewegtheit, ja, eine an ihm durchaus ungewöhnliche Aufgeregtheit, aus, und er trat mit hastigen Schritten zu mir ein.

— „Liebe Frau Doctorin," begann er, „Sie sind so gütig, so menschenfreundlich, und so wage ich eine neue Bitte an Sie. Ich habe einen Freund, einen Landsmann und Glaubens-Bruder in dieser Stadt, der sich mit einem Häuflein Kinder und einer kranken Frau in der größten

Verlegenheit befindet. Zehn Thaler könnten ihn retten; ich habe sie leider nicht, allein ich weiß, daß mein Freund durch von Auswärts kommende Hülfe bald in den Stand gesetzt sein wird, das Darlehn zurückzuzahlen, und überdies verbürge ich mich für die Rückzahlung, die spätestens in sechs Wochen — ich setze mit Fleiß eine so lange Frist, um nicht zum Schelmen an meinem Worte werden zu können — erfolgen soll."

Ich vermochte einer so dringenden Bitte nicht zu widerstehen und gab ihm das Verlangte, worauf er sich freudig und mit tausend Segenswünschen von mir entfernte. Ich war wirklich sehr neugierig, zu erfahren, ob er sein Wort wieder halten würde, auch kam er wirklich nach Ablauf der sechs Wochen zu mir, allein mit trauriger Miene und leeren Händen. Die Frau seines Freundes, sagte er, wäre indeß gestorben und das von Auswärts für denselben eingegangene Geld habe theils zu den Verpflegungs-, theils zu den Begräbnißkosten derselben verwendet werden müssen; ich solle daher Geduld haben und mich versichert halten, daß ich mein Geld auf keinen Fall einbüßen werde.

Was sollte ich machen, als eine solche Geduld üben? Allein sie verließ mich, als Zimmermann

eine neue Anleihe bei mir machen wollte, und zwar unter dem Vorwande, daß er wieder Gelegenheit habe, eine gute Portion Garn billig einzukaufen. Ich schlug ihm dieses ab, indem ich ihm erklärte, daß ich zwar gern hülfe, so weit es meine Mittel erlaubten, allein es mir zur festen Regel gemacht habe, nie Denen einen zweiten Vorschuß zu bewilligen, die den ersten nicht auf die Stunde wieder erstattet hätten. Ueberdies habe er mir ja das erste Mal gesagt, daß das eingekaufte Garn hinreichen würde, ihm für den Winter Arbeit und Unterhalt zu gewähren, folglich der nun zu machende Ankauf unnütz sein würde, da er im Sommer andere Beschäftigungen und keine Zeit zum Weben habe.

Gegen diese Argumente ließ sich von seiner Seite nichts einwenden, und er verließ mich, ohne weiter zu bitten, noch Unwillen über meine abschlägige Antwort zu bezeigen. Ich sah ihn den Rest des Winters über nicht wieder und auch mein Geld blieb aus.

Groß war jedoch mein Erstaunen, als ich im Frühlinge wieder aufs Land hinauszog, und von den Landleuten hörte, die mir, wegen mancher kleinen Dienste, die ich ihnen im Laufe des vorhergehenden Sommers geleistet hatte, überaus ge-

wogen waren, daß Zimmermann mich im Dorfe „schlecht gemacht," das heißt, auf mich gescholten und behauptet habe: „ich könne nimmermehr in's Himmelreich kommen." Klüglich hatte er aber dabei verschwiegen, woher sein Zorn stamme und daß ich ihm eine zweite Anleihe abgeschlagen, nachdem er die erste nicht wieder entrichtet hatte; allein die Landleute kannten ihn, er war aller Welt schuldig wie mir, und so hatte man schon das Rechte vermuthet.

Ich war weder beleidigt, noch sehr überrascht durch das, was ich jetzt erfuhr, denn wer hätte wohl mit einem etwas weichen Herzen lange in einer großen Stadt gelebt, ohne Erfahrungen der Art in Menge gemacht zu haben? allein ich war sehr neugierig, wie mein Mann sich benehmen würde, wenn ich ihm sein Betragen vorwürfe.

Die Gelegenheit, dies thun zu können, ließ nicht lange auf sich warten; ich hatte mich kaum in meiner ländlichen Wohnung wieder eingerichtet, so erschien mein Zimmermann an einem Morgen, um mir seine Dienste anzubieten; er war ganz unbefangen und freundlich wie immer und erwähnte des Darlehns durchaus nicht.

— „Aber, Zimmermann," sagte ich, nachdem er seine Anrede geendet hatte, „wie können Sie

es über Ihr Herz bringen, einer Person Ihre Dienste anzubieten, von der Sie im ganzen Dorfe behauptet haben, sie könne nimmermehr in's Himmelreich kommen, und werde gerades Wegs in die Hölle fahren? Fürchten Sie denn nicht, denselben Weg zu gehen, wenn Sie ihr dienen? Und dann, was konnte Sie, der Sie mir manchen Dank schuldig sind; Sie, der Sie ein frommer Mann sein wollen und die Ihnen obliegende Christen-Pflicht kennen, was konnte Sie dazu bewegen, so schlecht von mir zu reden, von der Sie nur Gutes erfahren haben? Wie ist das mit den Grundsätzen in Einklang zu bringen, die Sie auf den Lippen, mit der Frommigkeit, die Sie zur Schau tragen? Wissen wir Beide denn nicht, wie wir mit einander daran sind, und daß ich, nachdem ich Ihnen willig ein billiges Verlangen bewilligt, Ihnen nur ein unbilliges, aus sehr guten Gründen, abgeschlagen? und deshalb soll ich des Teufels sein und geradezu zur Hölle fahren?"

Er war während dieser etwas langen Rede bleich wie Marmor geworden und hielt meinen Blick nicht aus, der fest auf ihn gerichtet war. Er schwieg, doch zeigten seine Gesichts-Muskeln ein lebhaftes Spiel; er schien in sich zu überlegen, ob er mit frechem Läugnen durchkommen

würde; allein seine große Klugheit sagte ihm bald, daß er damit sich noch verächtlicher machen würde, indem ich ihm viele Zeugen gegenüberstellen könnte, und er faßte einen andern Entschluß.

— „Ja," sagte er nach einer kleinen Pause, die zwischen uns entstanden war, mit kecker Unverschämtheit; „ja, es ist leider nur zu gewiß, daß Sie nicht in's Himmelreich kommen können! Mir eine so kleine Bitte abzuschlagen, mir, dem zu dienen Könige froh sein sollten, wenn sie mich recht kennten! Nun, Sie werden mich kennen lernen, wenn Sie mich am Throne des Ewigen zu seiner Rechten sitzen sehen, und dann den armen Zimmermann beneiden, der auf Erden, gleich unserm Erlöser, in Knechtsgestalt einhergehen und leiden mußte, um dort droben einer höhern Seligkeit würdig zu werden. O, und wir sind selbst hier nicht am Ende unserer Tage, Sie nicht, und ich nicht, und das Blatt kann sich für uns Beide noch wenden; ja, bedürfte es doch nur eines Wortes von mir, um in drei Tagen ein gemachter Mann, reich, geehrt und angesehen wie ein Prinz zu sein; allein ich will irdische Größe und Hoheit nicht; ich will meine Armuth und Schmach; aber wehe Denen, die mich hier ge-

drückt, getrieben, verkannt haben, denn ihrer wartet ein ſchweres Gericht!"

Er redete in dieſem Tone noch eine Weile fort und ſchien ſich nach und nach an ſeiner eigenen Rede zu begeiſtern; ja, ich glaube noch jetzt, daß er ſelbſt faſt an alles das glaubte, was er mir ſagte, wenigſtens in dem Augenblick. Ich hörte ihm mit Erſtaunen, ja, mit Bewunderung zu, denn nie noch iſt mir ein ſo begeiſterter Redner vorgekommen, als er war; welche Rolle hätte dieſer Mann, der noch dazu durch ein ſehr kräftiges Organ unterſtützt wurde, als Prediger, als Volksredner ſpielen können!

Ich ſchied, ohne ihm zu antworten oder weitere Vorwürfe zu machen, von ihm und habe ſeitdem nicht weiter mit ihm verkehrt, auch fiel er als eins der erſten Opfer der bald in dieſer Gegend ausbrechenden Cholera.

Ueber ſein eigentliches Weſen bin ich eben ſo wenig ins Klare gekommen, als es mir gelang, über ſeine früheren Schickſale etwas in Erfahrung zu bringen, obgleich er mir intereſſant genug geworden war, mich eifrig darum zu bemühen. Einem Bekannten von mir, den ich ſpäterhin erſt kennen lernte, und dem dieſer ſeltſame Mann gleichfalls bekannt und höchſt intereſſant geweſen war, hat

es gleichfalls nicht gelingen wollen, etwas Näheres über ihn zu erfahren. Daß er in seiner Jugend eine ausgezeichnete Erziehung erhalten und wahrscheinlich große Schicksale erlebt hat, die ihn endlich zum Hirten in Winterhude machten, glaube ich annehmen zu dürfen; ob er aber ein Heuchler oder wirklich frommer Mann war, wage ich zur Stunde noch nicht zu entscheiden, da ich ihn nicht nach dem Unrecht beurtheilen mag, das er sich gegen mich zu Schulden kommen ließ.

Er soll übrigens sehr ruhig und ergeben gestorben sein, die scheußliche Krankheit, von der er hingerafft wurde, mit seltener Geduld ertragen und sich aufrichtig auf sein nahes Ende, oder seine „Erlösung," wie er es nannte, gefreut haben. Seine Familie hat ihn lange und mit dem aufrichtigen Schmerze beweint, der von wahrer Liebe zeugte, auch sprach sie nur mit Achtung und Begeisterung noch lange nachher von ihm.

V.

Ein seltsames Liebespaar.

Ein seltsames Liebespaar.

Gleiche Bildung, gleiche Neigungen und Lebens-Ansichten hatten Beide zusammengeführt, und ihrer Verbindung stand nichts im Wege, als das Hinderniß, welches so manche Liebende quält: das Fehlen eines sichern Einkommens, denn Beide waren arm und hatten einander nichts zuzubringen, als ein Herz voll Liebe.

Indeß waren die Aussichten des jungen Mannes, den wir Wilhelm nennen wollen, sehr gut; er hatte dem Könige in einer Reihe von Jahren als Cavalerie-Officier treu gedient und ihm war, bei Auflösung seines Regimentes, eine gute Anstellung im Civil-Dienste von dem eben so gütigen, als gerechten Monarchen versprochen worden, auf welches Versprechen um so mehr zu rechnen war, da der Vater des Rittmeisters einen sehr hohen

Posten in der Armee bekleidet hatte und seine Familie zu den vornehmern des Landes gehörte. Allein man mußte Geduld haben, denn wie viele Versprechungen der Art muß ein König nicht geben, und wenn er gerecht ist, wird er sie der Reihe nach halten, d. h. er wird Denen, die sich zuerst gemeldet, die ersten vacant werdenden Stellen verleihen und die Nachgekommenen müssen warten.

Jedoch war für Wilhelm schon Etwas gethan worden, da man ihn einem bereits alten Beamten adjungirt und ihm die Anwartschaft auf die sehr einträgliche und anpassende Stelle desselben zugesichert hatte. Die Liebenden durften daher mit heitern Blicken in die Zukunft sehen, und Nichts stand einem beglückenden Brautstande hindernd im Wege, da die beiderseitigen Eltern mit ihrer Verbindung einverstanden waren.

So oft es ihm seine Geschäfte nur irgend erlaubten, kam Wilhelm nach Hamburg herüber, von dem ihn nur vier kleine Meilen trennten, um seiner geliebten Mathilde einen längern oder kürzern Besuch, je nachdem es seine Zeit erlaubte, abzustatten, und wie ein geliebter Sohn wurde er allemal von Mathildens ihn sehr schätzenden Eltern aufgenommen.

Doch bemerkte man seit einiger Zeit, daß Mathilde ihre frühere Heiterkeit verlor, ungewöhnlich bewegt und oft träumerisch war, ja sogar in der Einsamkeit ihres Zimmers geweint hatte, wie ihre geröthteten Augen nur allzudeutlich verriethen, und diese Traurigkeit nahm nach Wilhelms eben so häufig als früher eintreffenden Briefen, ja sogar nach seinen Besuchen, merklich zu.

Obgleich die Familie Mathildens sich durch diese auffallende Erscheinung auf das Lebhafteste beunruhigt fühlte, so fiel doch weder ein die Liebenden entehrender Verdacht in ihnen auf, da Wilhelm ein ernster Mann und von den rechtlichsten und strengsten Grundsätzen, und Mathilde das Muster eines streng sittlichen Mädchens war, noch wagte man es, die Tochter um die Ursache ihrer immer sichtbarer werdenden Betrübniß zu fragen, da diese, durch eine frühzeitige Trennung vom Eltern-Hause und eine eigenthümliche Richtung des Charakters, sich früh emancipirt hatte, man folglich nicht erwarten durfte, durch Fragen eine Aufklärung zu gewinnen, die zu geben Mathilde sich offenbar nicht aufgelegt fühlte. Nun herrschte zwar in dieser Familie, die aus Vater, Mutter und zwei Töchtern bestand, wovon die eine unsre Mathilde, die andere seit einer Reihe von Jahren

bereits verheirathet war, die innigſte Zuneigung und in allen andern Dingen das vollſte Vertrauen; allein in Liebes- und Herzens-Angelegenheiten pflegen die nächſten Verwandten gerade die Letzten zu ſein, denen man ſich entdeckt. Es iſt ein unbegreifliches und unerklärliches Etwas in dem Herzen von uns Frauen, das ſich ſolchen Mittheilungen an die Eltern, und überhaupt an ältere Perſonen, über unſere zarteſten Angelegenheiten widerſetzt; vielleicht iſt es ein geheimer Inſtinct, der uns ſagt, daß ſie nicht mehr dazu geeignet ſind, uns in Dingen zu verſtehen, die ſie zwar einſt auch verſtanden, jetzt aber ſchon längſt wieder vergeſſen oder doch ſchon gänzlich beſeitigt haben. Wir wenden uns in ſolchen Fällen lieber an junge, noch ganz neue und friſche Herzen, bei denen wir ſicher ſind, daß ſie die Pulsſchläge des unſrigen verſtehen werden, weil ihr eigenes Herz ein getreues Echo unſerer eigenen Empfindungen iſt.

Indeß theilte Mathilde ihren ſtillen Gram nicht einmal zwei jugendlichen, innig von ihr geliebten und im Uebrigen ihr volles Vertrauen beſitzenden Freundinnen mit, die, wie die Familie ſelbſt, dadurch auf das Lebhafteſte beunruhigt waren und vergebens der Quelle deſſelben nachforſchten.

In dieſem geſpannten, unheimlichen und alle Theilnehmenden bedrückenden Zuſtande verblieb man Monden lang, und die ſichtbar dahin ſchwindende Geſundheit Mathildens, der fieberhafte und nervöſe Zuſtand, in dem man ſie erblickte, flößte die ernſtlichſten Beſorgniſſe ein. Die verheirathete Schweſter beſchloß endlich, eine Frage an die arme leidende Mathilde zu wagen und ſie um ihr Vertrauen zu bitten, indem ſie ihr zugleich die ſtrengſte Verſchwiegenheit gelobte und ihr ihren ſchweſterlichen Rath und ihre Hülfe, wenn dieſe erforderlich wäre, anbot.

Mathilde brach in einen Strom von Thränen aus, reichte der Schweſter die Hand und ſagte:

— „Mir kann Keiner helfen, als Gott, indem er mich dem Leben entreißt, das fortan nur eine Quelle von unnennbaren Leiden und Qualen für mich ſein wird; ſagen aber kann ich nicht, was mich ſo bedrückt. Ihr werdet es ſchon erfahren, aber noch jetzt nicht.“

— „Du biſt doch nicht mit Wilhelm entzweit?“ fragte die Schweſter, die durch dieſe Antwort im höchſten Grade betroffen war.

— „O nein! nein!“ verſetzte Mathilde mit Heftigkeit; „ich liebe ihn mehr denn je, und auch er“ — Ein neuer Strom von Thränen unter-

brach ihre Worte; dann ging sie auf ihr Zimmer, um dort ungestört weinen zu können.

Wenige Tage nach dieser Unterredung traf Wilhelm wieder im Hause ein; sein Gesicht war ungewöhnlich ernst und bleich, und ein sichtbarer Verfall seiner sonst kräftigen Gestalt fiel schmerzlich in die Augen. Die Liebenden begrüßten sich mit der gewohnten Zärtlichkeit und begaben sich dann, um allein zu sein, in den Garten hinab, in dessen Schatten-Gängen man sie lange neben einander wandeln und sich lebhaft unterhalten sah. Beide hatten geweint, als sie am Abende sich wieder bei der Familie einfanden.

Am nächsten Morgen, wo sie etwas ruhiger zu sein schienen, begaben sie sich zur Stadt, um, wie sie sagten, einige Mobilien, Silberzeug u. s. w. einzukaufen; es war schon früher aufgefallen, daß Mathilde den Ankauf solcher Dinge, die zu einem wohl eingerichteten Hausstande gehören, beschafft hatte, wozu ihr das Geld von Wilhelm geschickt worden war, und daß sie jedesmal, nachdem sie diese Geschäfte besorgt hatte, in einen Zustand völliger Hinfälligkeit verfallen war.

Zu Anfang glaubten die Angehörigen, der junge Mann baue sein Nestchen in der sichern Aussicht auf eine nahe genügende Versorgung:

auch wußte man, daß der alte Beamte, dem er zur Zeit noch adjungirt war, es nicht lange mehr würde machen können, da er an einer unheilbaren Krankheit litt; als man aber Mathilde mit diesen Ankäufen neckte und auf eine baldige Erfüllung aller ihrer Wünsche hinzudeuten wagte, wurde sie so blaß, daß man über ihr Aussehen erschrak und es nicht wieder wagte, diesen Gegenstand zu berühren.

An dem bezeichneten Tage wurden wieder, und zwar in Gemeinschaft von beiden Liebenden, solche Ankäufe gemacht, und Mathilde kam von diesen Wegen in einem Zustande zurück, der sie zwang, sofort das Bett aufzusuchen.

Die Sache hatte jetzt einen Punkt erreicht, wo es dem Vater Mathildens nicht mehr möglich war, den stummen Zuschauer zu spielen; das Glück, vielleicht sogar das Leben seines Kindes stand auf dem Spiele; und er forderte daher, gleich nachdem Mathilde sich auf ihr Zimmer begeben hatte, mit Ernst und Nachdruck eine Erklärung von Wilhelm über das, was zwischen ihm und Mathilden vorgehe.

Der junge Mann schien einen Augenblick sehr betroffen zu sein, dann faßte er sich schnell wieder, ergriff die Hand des Alten und sagte:

— „Beruhigen Sie sich, lieber Vater; es steht Alles zum Besten zwischen Mathilden und mir, und nie haben Liebende sich wohl mehr geliebt, höher geachtet, als wir Beide es thun. Alles, was geschieht, hat die vollste Billigung Ihrer Tochter; sie weiß, daß ich nicht anders handeln kann, als ich thue, und möchte um keinen Preis, daß ich anders handelte. Alles Andere werden Sie von ihr selbst erfahren; gedulden Sie sich nur bis morgen, wo ich wieder abgereist sein werde, und lassen Sie uns heute unsere Freiheit."

So wenig Mathildens Vater sich auch mit dieser Antwort beruhigen konnte, so mußte er sich doch vor der Hand damit zufrieden geben. Am Nachmittage stand die Kranke, bleich wie der Tod und in ihren zerstörten Zügen bereits den Ausdruck der Krankheit tragend, der sie gleich nach Wilhelms Abreise erliegen sollte, wieder von ihrem Lager auf, und die beiden Liebenden wandelten, bis tief in die Nacht hinein, wieder Hand in Hand im Garten, wo sie so lange blieben, bis Wilhelm Abschied nahm, um nach G. zurückzukehren, was er während der Nacht zu Schiffe thun wollte. Der Abschied, den er diesmal von der Familie nahm — Mathilde war, nachdem sie sich getrennt hatten, noch im Garten zurückgeblie-

ben — hatte etwas Feierliches und Beklemmendes; er drückte Jedem zu verschiedenen Malen die Hand und seine Stimme bebte hörbar, als er die Abschieds-Worte sprach.

So war er denn nun fort, und die Schwester, welche zufällig draußen war — die Familie wohnte außerhalb der Stadt — begab sich zu Mathilden in den Garten, die in einer Laube saß und ihre Gegenwart durch ein lautes Schluchzen verrieth. Auf die von der Schwester geredeten Trostworte antwortete sie:

— „Alles ist aus! Ich habe Wilhelm heute zuletzt gesehen! Laß mich, ich beschwöre Dich, laß mich allein! Wenn es noch Trost für mich giebt, so muß ich ihn aus der Religion und aus meinem eigenen Innern schöpfen; kein Anderer kann ihn mir geben."

Die Schwester zögerte dennoch; das, was sie so eben vernommen hatte, und Mathildens Verzweiflung ließen sie das Aeußerste fürchten; diese bemerkte ihr Zögern und errieth die Ursache.

— „Fürchte nichts Unwürdiges, fürchte keine Feigheit von mir," sagte sie mit fester Stimme; „ich werde das Leben zu ertragen wissen, wenn es Gottes Wille ist, daß ich leben soll; und ich habe Religion, wie Du weißt."

Die Schweſter entfernte ſich jetzt; Mathilde blieb noch einen Theil der Nacht im Garten, dann ging ſie auf ihr Zimmer und warf ſich angekleidet auf's Bett; die übrigen Mitglieder des Hauſes waren ſo beunruhigt durch das, was ſich zugetragen hatte, daß Keiner daran dachte, ſich der Ruhe hinzugeben.

So früh als möglich begab man ſich auf Mathildens Zimmer, die man in einem ſo beunruhigenden, fieberhaften Zuſtande antraf, daß man ſogleich zum Arzte ſandte. Sechs Wochen ſchwebte die Unglückliche zwiſchen Leben und Tod; allein das erſtere ſiegte und ſie genas, wenn zwar gleich nur langſam und auf immer in ihrer Blüthe geknickt.

Inzwiſchen waren mehre Briefe von Wilhelm eingelaufen, worunter auch ein von ihm an Mathildens Eltern gerichteter war; er enthielt Folgendes:

„Geliebte Eltern!"

— „Laſſen Sie mich Sie noch einmal bei „dieſem mir ſo theuer gewordenen Namen nen„nen, und ſchenken Sie einem Manne Ihr Mit„leid, der, indem er dem Namen Ihres Sohnes „für die Folgezeit entſagen muß, gewiß der be-

„klagenswertheſte Sterbliche iſt, den es nur auf „dem Erdenrunde geben kann.“

— „Wie Mathilde mich liebt, wie ich ſie liebe, „wiſſen Sie: unſre Vereinigung wäre vielleicht „ein zu großes Glück für uns geweſen und hätte „uns durch ſein Uebermaß vom Höhern abgezo„gen; ſo wollte es Gott, vor dem wir uns in De„muth beugen, daß unſre Seelen durch Leiden ge„läutert und für eine höhere Glückſeligkeit, als „irdiſche Freuden uns je bieten können, erhalten blie„ben. Wir ſind auf ewig getrennt, und ich reiche „einer Andern, einer Ungeliebten, meine Hand „am Altare; Gott wird mir Kraft verleihen, dieſes „Opfer, das Religion und Pflicht zugleich von mir „fordern, bringen zu können.“

— „Mathilde, dieſer Engel, den ich auf mei„nem Lebenswege fand, um mich auf der rechten „Bahn zu erhalten, iſt mit dieſem Schritte voll„kommen einverſtanden, und hat ſchon ſeit Mon„den ihre Einwilligung dazu gegeben; ja, ſie ſelbſt „hat in der unübertrefflichen Güte ihres Herzens „die Einkäufe zu meiner künftigen Einrichtung be„ſorgt, und bei meinem letzten Dortſein ſind die „letzten gemeinſchaftlich von uns gemacht worden. „Sie mögen daraus erſehen, daß ich mich voll-

„kommen ihrer Zuſtimmung zu erfreuen habe. „Alles Andere werden Sie von ihr ſelbſt erfahren.“

— „Schließlich, theure Eltern und geliebte „Schweſter, beſchwöre ich Sie, über Mathildens „Leben und, wie bisher, mit treuer Liebe über ihr „ferneres Glück zu wachen. Ich weiß, welchem „Schmerze ihre ſchöne Seele in dieſem Augenblick „erliegt, denn ich kenne ihre Liebe zu mir; ſo fol„tern mich die grauſamſten Befürchtungen um ihr „Leben und ihre Geſundheit, welche letztere, wie „Sie bemerkt haben müſſen, in der letzten Zeit ſehr „ſchwankend war. O beruhigen Sie mich durch „einige Zeilen nur über dieſen Gegenſtand, beſon„ders wenn Mathilde vielleicht außer Stande ſein „ſollte, mir ſelbſt zu ſchreiben, und dies fürchte ich „faſt, nach dem ſchmerzlichen und aufgeregten Zu„ſtande, in dem ich ſie verließ.“

— „Richten, verdammen Sie mich nicht, be„vor Sie nicht Alles wiſſen; nur von Ihnen „würde mich das ſchmerzen; über das Urtheil der „böſen, liebloſen Welt bin ich hinweg, und habe „mich überhaupt ſeit lange ſchon daran gewöhnt, „nur mein Gewiſſen bei meinen Handlungen zu „befragen. Spott und Tadel werden mich zugleich „treffen, daß ich in dem Augenblick, wo Gott mir „Brot gegeben hat, wo ich das ſo lange heiß er-

„ſehnte Ziel endlich erreicht habe, das mit mir „verlobt geweſene liebenswürdige und ſo heiß von „mir geliebte Mädchen verlaſſe, um einem andern, „das arm, krank, geiſtlos und häßlich, überdies „auch älter iſt, als ich, meine Hand zu reichen, „denn ſo ſtehen die Sachen; allein Gott befahl „mir dieſes durch mein Gewiſſen, und ich gehorche „ihm ohne Murren."

— „Mathilden kann, ſelbſt ohne meinen Be„ſitz, noch ein ſchönes Glück erblühen; ſie iſt ge„liebt, geehrt, geachtet von Allen und durch Tu„genden und Reize gleich ſehr geſchmückt; ſie hat „überdies noch zärtliche Eltern und eine treue, „liebevolle Schweſter, und ſie hat mehr als alles „Dieſes: ſie hat ein mit Gottergebung und Re„ligion erfülltes Herz; wie könnte es ihr da wohl „an Troſt und Beruhigung, wie ſelbſt wohl an „Glück und Freude im Leben fehlen, nachdem ſich „der erſte Schmerz über unſre Trennung gelegt „haben wird?"

— „Anders ſteht es jedoch um Die, der ich „meine Hand jetzt am Altare reiche: ſie iſt arm, „und iſt dies durch mein Verſchulden; ſie ſchleppt „ſeit ihrer früheſten Jugend einen ſiechen Körper „mit ſich umher und ihr Verſtand, ihre Kennt„niſſe bieten keinen Erſatz für den Mangel an

„Reizen dar, dem die so lieblos gegen sie gesinnte „Natur sie unterworfen hat. Sie besitzt nur mich „auf Erden, und nur ich, den sie liebt, kann ihr „Ersatz für Alles gewähren, was das Schicksal „ihr versagt hat: so fordern Pflicht und Religion „von mir, daß ich mich ihr aufopfere, daß ich „Die zu beglücken strebe, die noch nie das Glück „gekannt hat; daß ich einen Sonnenstrahl der „Freude in ein Herz fallen lasse, das noch nie „davon berührt wurde."

— „Wenn ich ein reicheres und schöneres „Mädchen heirathete, als Mathilde, würde die „verderbte Welt mich gewiß begreifen und mein „Thun nicht so hart richten, als sie jetzt thun „wird; allein von Ihnen, Theure, hoffe ich nach „dem Vorangegangenen völlig gerechtfertigt dazu„stehen und auch ferner noch auf Ihre Achtung „Anspruch machen zu dürfen. Sollte dem aber „nicht so sein; sollten meine Erwartungen und „Hoffnungen hierin getäuscht werden; so wird „die Achtung, die ich mir im Gefühle treu erfüll„ter Pflicht selbst weihen darf, mich auch hier„über trösten, und Gott mir die Kraft verleihen, „auch Ihren Unwillen in Geduld ertragen zu „können."

— „Ich grüße Sie mit dem Gruße der herz-

„innigſten Achtung und Liebe, und beſchwöre Sie „nochmals bei Allem, was Ihnen heilig iſt, mei„ner geliebten Mathilde alle Sorgfalt zu weihen, „die ihr Zuſtand vielleicht erheiſcht. Der All„mächtige wird Sie dafür belohnen und ich Ihnen „bis zum letzten Hauche meines Lebens dafür „dankbar ſein.“

„Ihr

ganz ergebener
Wilhelm von **.“

Erſt nachdem Mathilde völlig geneſen und im Stande war, eine Gemüths-Aufregung wieder zu ertragen, theilte man ihr die für ſie indeß eingegangenen Briefe, und auch den vorſtehenden mit. Man erhielt erſt jetzt vollſtändigen Aufſchluß über dieſe ſeltſame Geſchichte und das Weſen und den Charakter Wilhelms.

Dieſer, der von Natur eine ſtarke Anlage zur Melancholie oder der ein ſo genanntes melancholiſches Temperament hatte, neigte ſich trotz ſeines Standes, der ihn davon hätte abhalten dürfen, zu jener Religions-Schwärmerei hin, die bereits zu jener Zeit Wurzel in Deutſchland zu faſſen begann, und wozu ein großer Ernſt des Charakters, ohne Tiefe, ſo leicht diſponirt. Wilhelm las

gern religiöse Schriften, sing mit den an sich unschädlichen, wenn gleich seichten „Stunden der Andacht“ an, und ging nun weiter. Er hatte eine gleiche Richtung des Geistes und der Gefühle an Mathilden entdeckt, und dieses war das Band gewesen, das die Liebenden so fest vereinigt hatte.

Wenn er seiner Verlobten Geschenke machte, so bestanden sie größtentheils in solchen Andachts-Büchern, worin Beide dann während der Zeit seines Besuchs mit Eifer lasen, und wodurch sie sich sichtbar exaltirten; auch wollte Mathilde in jener Zeit kaum von einer andern Lectüre mehr etwas wissen und gab in allen ihren Reden die ihr von dem Geliebten mitgetheilte religiöse Exaltation kund.

Der Ruf dieser Frömmigkeit war es vielleicht, welcher ein ältliches, von der Natur gänzlich vernachlässigtes und überdies stets kränkliches Mädchen in G. bewog, Wilhelm zu ihrem Curator zu erwählen und ihm ihr kleines Vermögen, von dessen Zinsen sie spärlich lebte, anzuvertrauen. Er nahm die Curatel an und es war natürlich, daß er seine Curandin jetzt öfter sah, als früher, und bald entdeckte er zu seinem Erschrecken, daß diese eine Leidenschaft für ihr nähre, die zu erwiedern nicht in seiner Macht stand.

Um dieſer immer heftiger und ihm zugleich läſtiger werdenden Neigung zu begegnen, theilte er ihr offen ſeine Liebe für Mathilden mit; allein die verderbliche Gluth war einmal in dem Herzen dieſes unglückſeligen Geſchöpfs angefacht und brannte trotz dieſer Erklärung in demſelben fort. Dies würde Wilhelm indeß nicht irre und ſeinen Pflichten gegen Mathilde untreu gemacht haben, wenn das ganze kleine Vermögen Eliſabeths — wir wollen ſeine Curandin bei dieſem Namen fortan nennen — nicht unerwartet verloren gegangen, und ſie dadurch für den Reſt ihres unglücklichen Lebens nicht dem grauſamſten Mangel ausgeſetzt worden wäre. Ob dieſer Verluſt direct durch Wilhelm herbeigeführt worden war; ob er ſich bei der Placirung ihrer Capitalien Unvorſichtigkeiten hatte zu Schulden kommen laſſen, iſt nicht auszumitteln geweſen; kurz dieſe waren verloren und die Unglückliche ſah der traurigſten Zukunft entgegen.

Dies machte den tiefſten Eindruck auf Wilhelm, welcher noch dadurch vermehrt wurde, daß er zu bemerken glaubte, daß die Leidenſchaft für ihn in Eliſabeth immer tiefere Wurzeln ſchlage, und ſie, in Folge derſelben, ſelbſt das grauſamſte Geſchick mit Ergebung aufnahm, da es aus ſeinen Händen kam. Ein ſchrecklicher Kampf ent-

ſpann ſich jetzt in ſeinem Herzen, das zu ſehr gequält und bedrückt war, als daß er ſeine Schmerzen vor der Geliebten hätte verbergen können; dann endlich erklärte er Mathilden, daß er weder Ruhe auf Erden finden, noch auf die ewige Seligkeit mehr hoffen könne, wenn er ein Weſen ſo elend, ſo unglücklich machte, wie Eliſabeth es ſein würde, wenn er Mathilden ſeine Hand reiche und die Unglückliche ihrem troſtloſen Zuſtande überließe.

Beide Liebenden hatten ſich durch die Schriften, die ſie ſeit lange ſchon ausſchließlich laſen, zu ſehr exaltirt, als daß ſie noch einen vernünftigen Entſchluß hätten faſſen können; überdies ſchroben ſie ſich gegenſeitig immer höher hinauf, ſo daß es auch Mathilden endlich ein verdienſtliches Werk ſchien, ihrer Liebe, und damit dem Glücke ihres Lebens zu entſagen, um Wilhelmen ſeine volle Freiheit wieder zu geben.

Dies geſchah nach langen und ſchmerzlichen Kämpfen, und Wilhelm beeilte ſich jetzt, Eliſabeth nicht nur von Mathildens großmüthigem Entſchluſſe, ihm entſagen zu wollen, zu benachrichtigen, ſondern ihr zugleich auch ſeine Hand anzubieten, die ſie, gewiß eine gemeine Seele, mit Freuden und ohne alles Bedenken annahm.

Trotz dem hörte der Verkehr zwischen den Liebenden noch immer nicht auf und sie schrieben einander nicht nur die exaltirtesten Briefe, sondern Mathilde übernahm es sogar, wie schon angedeutet, die Einkäufe für die künftige Einrichtung ihrer Nebenbuhlerin zu besorgen; denn die Heirath zwischen Wilhelm und Elisabeth konnte und sollte bald vor sich gehen, da der erstere nicht nur das so lange heißersehnte Amt endlich erhalten hatte, sondern auch vor Begierde brannte, Gott zu Liebe, sein großes Opfer zu vollbringen.

Ein letztes Wiedersehen, wenige Tage vor der Vermählung Wilhelms, wurde beschlossen und ausgeführt. Wie es auf Mathilde wirkte, wie sie, von der erkünstelten Exaltation endlich ganz verlassen, nur noch ihren unersetzlichen Verlust vor sich sehend, fast dem Tode erlag, ist verstehend bereits erzählt worden.

— „Aber," unterbrach die Schwester, der sie unter vielen Thränen diese ganze traurige Geschichte mittheilte, ihre Erzählung, „wie konnte Euch ein anderer Ausweg, als dieser, der Euch Beide unglücklich gemacht hat, nicht nahe liegen?"

— „Gab es denn einen andern, als den von uns gewählten? fragte Mathilde überrascht.

— „Nach meiner Ansicht ja," versetzte die

Schweſter. „Wenn Wilhelm wirklich Schuld an dem Verluſte des kleinen Vermögens ſeiner Curandin war, ſo hätte er ihr, als ein redlicher Mann, allerdings dieſen Verluſt erſetzen müſſen, und das war leicht zu thun, indem die Einkünfte der jetzt von ihm bekleideten Stelle groß genug ſind, um ihr die Zinſen auszubezahlen, die ſie früher von ihrem Capitale gehabt hatte, und ſelbſt dieſes Capital hätte durch kleine Erſparniſſe nach und nach wieder herbeigeſchafft werden können. Dies war eine Pflicht gegen ſie, die Euch oblag, alles Andere aber war Ueberſpannung, und würde man Eure wahrhafte Geſchichte in irgend einem Romane leſen, ſo würden die Leſer über eine ſchlecht erfundene und ungeſchickt ausgeführte Fabel ſchreien, und zwar mit Recht.“

Mathilde verſtummte bei dieſen Worten, deren Wahrheit ſie getroffen zu haben ſchien. Es iſt unglaublich, aber dennoch wahr, daß die Liebenden ſo befangen, ſo exaltirt geweſen waren, an dieſen billigen und vernünftigen Ausweg gar nicht zu denken!

— „Aber ſie liebte ihn!“ wandte Mathilde, die ihr Phantom noch immer nicht fahren laſſen wollte, nach einer kleinen, zwiſchen den beiden Schweſtern entſtandenen Pauſe ein; „ſie wäre

auch wenn Wilhelm ihr Vermögen auf die von Dir angegebene Weise ersetzt hätte, doch namenlos unglücklich ohne seinen Besitz gewesen; ja, es hätte ihr vielleicht das Leben gekostet, Wilhelm mit mir vereint zu sehen."

— „Und bist Du denn jetzt glücklich, Mathilde? und hätte es Dir nicht auch fast das Leben gekostet, den Mann Deiner Liebe an eine Andere verlieren zu müssen? Was Elisabeth anbetrifft, so halte ich sie für eine ganz gemeine Seele und als solche einer wahren, tiefen Neigung durchaus nicht fähig; sie hat es aber verstanden, von Eurer Exaltation Nutzen zu ziehen; die Natur, welche ihr Verstand versagte, gewährte ihr dafür das schlechte Surrogat derselben: die List; Ihr seid von ihr überlistet worden, und sie hat sich geschickt die Stimmung zu Nutze zu machen gewußt, in die Ihr Euch durch das Lesen exaltirter Schriften versetzt hattet."

Die Schwester schwieg hier, und fürchtete fast schon zu viel gesagt zu haben, denn für jetzt that die Exaltation für Mathilden noch Noth: ohne sie mußte sie gänzlich zusammensinken.

Eine Reise, die in günstiger Jahreszeit und unter dem Schutze einer geistreichen Frau von ihr gemacht wurde, befestigte ihre noch immer leidende

Gesundheit einigermaßen wieder; zur Freudigkeit des Lebens ist jedoch Mathilde nicht wieder aufgeblüht; auch ist sie noch jetzt unvermählt.

Ueber Wilhelm hat man wenig mehr in Erfahrung gebracht, als daß er eine anscheinend friedliche Ehe führt und sich der Religions-Schwärmerei gänzlich in die Arme geworfen hat. Er zeigt sich, außer in seinen Amts-Geschäften, die er mit Treue und Umsicht verwaltet, gar nicht im Publicum, und füllt seine Zeit mit dem Lesen religiöser Schriften, vielleicht gar der unseligen Tractätchen, womit die Mystiker auch Nord-Deutschland überschwemmt haben, aus.

Seine Beziehungen zu Mathilden haben jetzt gänzlich aufgehört, und so mußte es, zu Beider Heil, auch sein.

Ich könnte es mir als ganz hübsch und erfreulich denken, wenn diese beiden Liebenden, nachdem sie so lange irre gegangen, sich am Abende des Lebens noch wieder begegneten, und ein schönes Abendroth der Liebe und des Glücks in ihr jetzt verdüstertes Dasein hineinleuchtete.

VI.

J. G. Müller

in seinen letzten Jahren.

J. G. Müller

in ſeinen letzten Jahren.

Weſſen Lippe würde nicht von einem heitern Lächeln umſpielt, wenn er des Genuſſes gedenkt, den ihm in frühern Tagen die Schriften dieſes Mannes, namentlich ſein „Siegfried von Lindenberg," gewährten? Mir wenigſtens ergeht es ſo, und ſo habe ich dem Verfaſſer ſo vieler erheiternden Bücher ein dankbares Andenken bewahrt.

Ich war noch recht jung, aber trotz dem ſchon ſehr angeregt zum Denken und Beobachten, als ich die Bekanntſchaft des Mannes machte, der mir durch ſeine Bücher ſo intereſſant und bedeutend geworden war und dem mein Herz ſich, für viele von ihm mir durch ſeine Schriften bereitete heitre und genußreiche Stunden, zur innigſten Dankbarkeit verpflichtet fühlte.

Oft frage ich mich jetzt, welchen Effect wohl in unserer Zeit ein Buch, wie der „Siegfried von Lindenberg," machen würde? und ich gestehe, daß ich mir keine Antwort darauf zu geben weiß. Sollte es möglich sein, daß es jetzt spurlos vorüberginge, dieses Buch, das uns Aeltere so entzückt, so lebhaft angeregt hat, und noch jetzt in unserer Erinnerung als ein Stern erster Größe dasteht, obgleich wir mit der Zeit fortgegangen sind und fast Alles gelesen haben, was sie Bedeutendes mit sich brachte? Die Quelle des Humors, aus dem der „Siegfried von Lindenberg" floß, scheint jetzt versiegt zu sein; mit ihr aber auch zugleich der Geschmack daran?

Ich betrat den classischen Boden, auf dem dieser Roman aufgewachsen ist, als ich vor etwa 26 Jahren nach dem reizenden Städtchen Itzehoe in Holstein kam, und Müller lebte zu jener Zeit noch. Kaum hatte ich mich daher einigermaßen eingewohnt, so verlangte ich dringend von meinem Vetter, in dessen Familie ich lebte, daß er mich dem Verfasser des „Siegfried von Lindenberg" vorstelle, den kennen zu lernen ich vor Begierde brannte.

— „Sie wollen das Handwerk begrüßen, Amalia?" entgegnete mein Vetter lächelnd, in-

dem er auf einige poetiſche Verſuche anſpielte, die durch Juſtinus Kerner, Varnhagen und deſſen Schweſter, Roſa Maria, theils zum Druck in's „Morgenblatt," theils in den von Kerner herausgegebenen poetiſchen Almanach, befördert worden waren. „Ich werde Sie zu ihm führen," fuhr mein Vetter fort, „und Sie ſollen einen ſeltſamen Mann kennen lernen. Hier, ſo klein der Ort iſt, ignorirt man ihn gänzlich und er wird faſt allein noch von dem edlen und gebildeten Grafen Conrad von Rantzau, Erbherrn der Grafſchaft Breitenburg, beachtet und geehrt. Dieſer, der Geſchmack an ihm findet, ladet ihn oft zu ſich ein, wenn er Geſellſchaft bei ſich ſieht, und läßt ihn in ſeiner Equipage nach Breitenburg hinausholen, wo auch er ſich ſehr zu gefallen ſcheint."

Schon nach wenigen Tagen wurde mein Wunſch erfüllt, J. G. Müller kennen zu lernen, der in einem dunklen häßlichen Nebengäßchen der Stadt und in einem überaus verfallenen Häuschen wohnte.

Wir wurden von einem hübſchen, noch jungen Mädchen, der jüngſten Tochter Müllers, in ein links am Eingange des Flurs belegenes, ſehr düſteres Zimmer geführt, das ſichtbar zugleich das

Bibliothek- und Entree-Zimmer vorſtellte. Die Wände waren mit Repoſitorien beſetzt, worin eine große Menge ſchlecht erhaltener Bücher in zum Theil ſehr alten Einbänden, und unter ihnen viele Folianten, ſtanden. Dicker Staub, der auf dieſen Büchern lagerte, bewies zur Genüge, daß ihr Beſitzer ſie jetzt ſelten oder gar nicht mehr benutzte. Ich muſterte da mir das Nichterſcheinen Müllers Zeit dazu ließ, die Titel dieſer Werke, und ſah, daß ſie größtentheils aus ältern Romanen und Dichtern beſtanden; von den Neuern befand ſich auch nicht ein einziges Buch darunter.

Bald ließen ſich ſcharrende Tritte auf dem Vorplatze vernehmen, die Thür öffnete ſich, und herein trat der Beſitzer des Hauſes, ein Mann von ſteifer, faſt militairiſcher Haltung, mit wohlfriſirtem und gepudertem Haar, das hinten in einem dünnen, langen und ſehr ſteifen Zopfe endete. Er war in einen, bis zum Halſe feſt zugeknöpften hellgrauen Oberrock gekleidet und hatte ſehr blankgeputzte, bis zum Knie hinaufgehende Stiefel an den Füßen. Die Figur war überaus hager, ja, man hätte ſagen dürfen, mumienartig eingetrocknet, und eben ſo das Geſicht, das eine frappante Aehnlichkeit mit den Portraits hatte, die man von Voltaire hat. Der Mund war ein-

gesunken, da ihm alle Zähne fehlten, die Lippen schmal und gekniffen, die Mundwinkel etwas in die Höhe gezogen, die Nase gewöhnlich, die Stirn aber hoch und lichtvoll; buschige, schneeweiße Augenbraunen beschatteten ein Paar graue, tiefliegende und blitzende Augen, aus denen zugleich Geist und Schalkhaftigkeit hervorsahen.

Müller schien älter, als er wirklich war, denn 1744 geboren, konnte er damals — es war im Jahr 1810 — nicht älter, als 66 Jahr sein; allein er hatte das Ansehen eines Mannes, der in den Siebzigen steht, wenn man seine grade Haltung ausnimmt, die ihn jünger erscheinen liess.

Sein Gruß war der eines Mannes von Welt und Bildung, und das Gespräch, von meinem Vetter eingeleitet, bald zwischen uns im Gange. Er erkundigte sich mit scheinbarem Interesse nach den neuesten literarischen Erscheinungen, lächelte aber sarkastisch, wenn ich, damals ganz von den Schlegeln, von La Motte-Fouqué, Novalis u. s. w. erfüllt, die Schriften derselben mit der Begeisterung lobte, die der Jugend so eigenthümlich ist, und sein Gesicht verklärte sich erst wieder, als ich ihm zugleich sagte, daß ich seine eigenen Schriften nicht nur sämmtlich gelesen, sondern mich daran erquickt und erfreut habe.

— „So?“ sagte er mit einem selbstgefälligen Lächeln; „so? ich bin also noch nicht gänzlich vergessen, und die jüngere Generation gedenkt meiner doch noch? Das freut mich! das freut mich aufrichtig! Es ist ein so trauriges Gefühl, sich selbst zu überleben, sich gänzlich vergessen zu sehen in dem, was man mit Lust und Liebe schaffte. So? der alte Johann Gottwerth Müller wird also doch noch gelesen? (er rieb sich vergnügt die vertrockneten Hände.) Es gelingt den Herren Schlegel und Consorten also doch nicht, ihn gänzlich aus der Literatur zu verdrängen? Diese Herren, die sich die neue Schule, die romantische, wenn ich nicht irre, nennen, haben ein gewaltiges Strohfeuer angezündet und hüllen damit alle Köpfe in stinkenden Qualm ein; allein es wird bald verlöschen und man wird wieder frei aufathmen, wieder zur Besinnung kommen, und dann auf sie sehen, wie sie jetzt auf die ältern Schriftsteller zu sehen wagen, mit Hohn und Nichtachtung! Sie sind noch so jung,“ wandte er sich an mich, „Sie werden das noch erleben, und dann denken Sie an die Prophezeihung des alten Müllers, der dann vielleicht nicht mehr ist!“

Seine Augen blitzten, indem er Dieses und Aehnliches sprach und seine Züge verzogen sich fast

krampfhaft, so daß sie einen höchst unangenehmen Ausdruck, ich möchte fast sagen, einen erschreckenden, bekamen, denn Leidenschaft, welcher Art sie auch sein möge, nimmt sich in einem alten Gesichte sehr unangenehm aus.

Ich war also schön nach Hause gebracht worden mit meiner Vorliebe und Begeisterung für die „neue Schule" und hatte, jung und schüchtern wie ich noch war, nicht den Muth, meine Lieblinge gegen diesen alten zornigen Mann zu vertheidigen, so große Neigung ich auch dazu in mir verspürte, und so weh es mir auch that, das verlästern zu hören, was ich so hoch hielt.

— „Aber die Schlegelsche Uebersetzung des Shakespeare werden Sie doch gelten lassen?" fragte ich schüchtern, um doch Etwas zu sagen, als er endlich schwieg.

— „Der wäre besser gänzlich unübersetzt geblieben," versetzte er; „und dann haben wir ja die gute Uebersetzung von Eschenburg, wenn wir einmal nicht ohne diesen englischen „Hanswurst-Komödienschreiber" leben konnten. Ich, für meinen Theil, kann an diesen Absurditäten keinen Geschmak finden, und wenn ich mich einmal dazu verleiten lasse, eine Shakespearesche Komödie oder Tragödie zu lesen, so ist es mir

immer, als ob ich alle darin auftretenden Personen auf Stelzen gehen sähe. Da ist mir der Kotzebue tausendmal lieber; der hat die Menschen studirt, bei dem kann man noch warm und kalt werden; allein Der soll ja nun auch nichts mehr gelten, der bewirft die neue Clique s. v. mit Koth; aber er wird noch leben, wenn sie schon längst alle vergessen sind, verlassen Sie sich darauf, und wenn Sie mir glauben und von einem alten erfahrenen Manne einen guten Rath annehmen wollen, so stopfen Sie sich den Kopf nicht mit diesem modernen Plunder voll, der Ihr Urtheil nur verwirren und Ihren Geschmack nur verderben kann."

Dieses Gespräch fing an, mich zu ärgern, und ich suchte ihm durch die Frage eine andere Wendung zu geben, ob er selbst noch schriebe? und was?

— „Wohl!" versetzte er, sichtbar erfreut darüber, daß ich wieder auf ihn selbst zurückkam, „wohl schreibe ich noch, und zwar „die Familie Bentheim" (ich glaube, daß dies der Titel des Buchs war, kann mich aber nicht dafür verbürgen, daß der Name richtig ist), und dieses Werk wird, so Gott will, mein bestes werden. Ich hatte noch einige Charaktere im Hintergrunde,

so noch einige Bekannte, denen ich ein Denkmal setzen wollte, wie in meinen frühern Werken; so noch einige kleine Schulden abzutragen (er lächelte boshaft), und die sollen darin berichtigt werden, wenn Gott mir Kraft und Zeit verleiht, die letzte Feile an mein Werk zu legen, das nur noch dieser bedarf."

— „Nur mich bringen Sie nicht mit hinein, Sie böser Mann," unterbrach ihn mein Vetter lächelnd; „Sie wissen, was ich Ihnen versprochen habe, wenn Sie mich mit der Ehre verschonen, in Ihren Büchern eine Stelle zu spielen, eine Ehre, nach der ich nicht das geringste Verlangen trage, nachdem Sie dem armen Doctor C., Ihrem Nebenbuhler bei der schönen Generalin von ***, so arg mitgespielt, und ihn endlich gar auf einen Schinder-Karren gesetzt haben, um seinen Geiz zu bezeichnen, der ihm, dem Todtmüden, nicht erlaubte, sich einer andern Equipage auf seinem Berufswege zu bedienen."

— „Sie werden aber doch zugestehen müssen, lieber Herr H., daß der Doctor C., den Sie zu meinem Nebenbuhler zu machen belieben, die groteskeste Figur von der Welt, und so wohl würdig war, von mir portraitirt und damit der Nachwelt überliefert zu werden?" versetzte Müller;

„Sie aber sind ein lieber, ein ganz charmanter Mann" —

— „Und Ihr künftiger Biograph, wie ich Ihnen versprochen habe," unterbrach ihn mein Vetter nochmals.

— „Ganz recht, und darum Friede zwischen uns, mein werther Herr H.," versetzte Müller, ihm die Hand reichend. „Aber wo blieben wir doch stehen?" wandte er sich an mich. „Ganz recht, bei meiner „Familie Bentheim!" Ich denke, das Buch soll selbst jetzt noch Aufsehn erregen, und so arbeite und feile ich unaufhörlich daran, zumal da es wohl meine letzte Gabe an das Publicum sein wird."

— „Man sagt," nahm ich wieder das Wort, „daß Sie in dem „Siegfried von Lindenberg" einen Edelmann in der hiesigen Gegend geschildert haben sollen? Ist dem wirklich so?"

— „Ganz recht, die böse Welt behauptet — ich aber thue das nicht — daß der Baron von M** auf H. mir zum Portrait meines Siegfrieds gedient haben soll," versetzte er schalkhaft lächelnd. „Wollen Sie aber das Original zu einer andern Schilderung von mir in den „Papieren des braunen Mannes" kennen lernen, so haben Sie nicht weit zu gehen, denn er wohnt

hier und ist für Jedermann zugänglich, da er Besitzer einer Leihbibliothek ist. Ich kann Sie leider nicht bei ihm einführen, denn mich haßt er tödtlich, und Sie werden keinen einzigen Band meiner Schriften in seiner Bibliothek finden; ja, er geräth in Wuth, wenn man ihn nach denselben befragt, und nennt sie Schofel-Waare."

Ich erkundigte mich nach dem Namen dieses Mannes, der Brüning hieß, und werde auch diesem Originale später hin einen kleinen Artikel weihen.

Wir endeten jetzt unsere Visite, nachdem mein Vetter Müller auf den nächsten Sonntag eingeladen und dieser die Einladung freundlich angenommen hatte.

— „Nun, wie gefällt Ihnen der Mann mit seinem Hasse gegen Alles, was Sie verehren und bewundern?" fragte mich mein Vetter auf dem Rückwege; „Sie haben sich wohl recht an ihm geärgert?"

— „Durchaus nicht, ich ärgere mich nie über die Meinungen und Ansichten Anderer, wenn man sie mir nicht mit Gewalt aufdringen will, und ich begreife sogar die Vorliebe dieses alten Mannes für alles Alte," versetzte ich; „theilt er dies doch

mit allen Greisen. Auch wir werden alt werden und es dann vielleicht nicht besser machen."

— „Sonntag sollen Sie ihn erst in seinem vollen Glanze sehen," nahm mein Vetter wieder das Wort. „Wir werden Gesellschaft haben, und er wird sein Steckenpferd reiten, indem er hundert Anekdoten vorbringt, von denen er der Held gewesen sein will, und wovon auch nicht eine einzige wahr ist. Ich glaube, daß Müller der größte und frechste Lügner ist, den die Welt je gesehen hat, und will Ihnen nur einen Zug, zum Beweise meiner Behauptung, aus der neuesten Zeit erzählen. Müller, obschon arm, und seit Jahren schon ganz allein mit seiner Familie von der kleinen, ihm vom Könige ausgesetzten Pension lebend, prahlt doch gern groß, selbst vor Solchen, von denen er weiß, daß sie seine Lage genau kennen und von seiner Dürftigkeit hinreichend unterrichtet sind.

So traf es sich auch vor einiger Zeit, daß er sich an der Tafel des Grafen von Rantzau berühmte, im Besitze von zwanzig Paaren von Stiefeln zu sein, die ein renommirter Schuster in Hamburg ihm aus Dankbarkeit für den Genuß, den seine Schriften ihm gewährt, gemacht haben sollte.

Kurze Zeit darauf traf es sich, daß der Graf unerwartet Besuch aus der Fremde bekam, und von diesem der Wunsch geäußert wurde, die Bekanntschaft des alten Müllers zu machen.

— „Nichts ist leichter als das," versetzte der Graf; „er besucht mich oft und gern; ich sende ihm meine Equipage, wie ich in ähnlichen Fällen schon oft gethan, und er kommt sicher."

Gesagt, gethan! Die Equipage fuhr, zum nicht geringen Entzücken des alten Müllers, vor das unscheinbare Haus desselben und der sie begleitende Jäger des Grafen trat mit seiner Einladung in das Zimmer des Dichters.

— „Geschwind, Christine, meinen besten grauen Rock!" rief Müller der eintretenden Tochter zu; „und die Puderschachtel, die schwarze Weste, hörst Du? Der Herr Graf wünschen meine Gegenwart im Schlosse, und die Equipage hält, wie Du gesehen haben wirst, vor der Thür."

— „Aber, lieber Vater," stammelte die Tochter verlegen, und hielt dann plötzlich inne.

— „Nun?" fragte er aufgebracht; „werde ich etwa meinen Rock, meine Weste, meine Puderschachtel nicht bekommen können?"

— „Freilich, lieber Vater — aber" ....

— „Was soll dieses Aber? Willst du mich

ganz unwirrsch damit machen? Heraus mit der Sprache, wenn ich nicht im Ernste böse werden soll!"

— „Nun denn, Sie haben keine Stiefel," platzte die auf's Aeußerste gebrachte Tochter, die durch die Anwesenheit des Jägers bisher zurückgehalten worden war, endlich heraus; „Sie wissen, daß ich sie zum Schuster habe schicken müssen, und sie werden noch nicht fertig sein. In Pantoffeln können Sie aber doch unmöglich zum Grafen fahren?"

— „Ei der Blitz! daran habe ich nicht gedacht!" rief Müller erbleichend. „Schick aber doch hin zum Schuster, vielleicht sind sie fertig, und ich kann doch mit fahren."

Die Tochter lief selbst hin, kehrte aber mit dem traurigen Bescheide zurück, daß die Stiefel eben in Arbeit genommen und vor dem Abend nicht zu liefern wären.

— „Melden Sie, lieber Freund," wandte sich unser Dichter an den sich herzlich an dieser Scene belustigenden Jäger, „Sr. Excellenz, daß ich wegen Unpäßlichkeit leider heute nicht die Ehre haben kann. Von den Stiefeln aber sagen Sie nichts," flüsterte er ihm zu, indem er ihm zutraulich die Hand drückte und eine etwas verle-

gene Miene machte. Der Jäger plauderte aber doch, und die Geſchichte beluſtigte den Grafen nicht wenig.

Ich laſſe die Wahrheit oder Unwahrheit dieſer Geſchichte dahin geſtellt ſein; ſo viel aber iſt gewiß, daß nie ein Menſch das Talent der Aufſchneiderei in einem höhern Grade beſaß, als der alte Müller. Er war unerſchöpflich an Anekdoten und Geſchichten, und war von allen, ſelbſt von den bekannteſten, der Held, und wenn man es wagte, ihn auf dieſe oder jene Unwahrſcheinlichkeit aufmerkſam zu machen, ſo wurde er nicht nur aufgebracht, ſondern ſogar grob und ausfallend. Ueberdies verlangte er, daß man ihm zuhören ſollte, wie man dem Prediger auf der Kanzel zuhört, ohne Unterbrechung, ohne Widerſpruch; kurz, er war kein angenehmer Geſellſchafter und wurde deshalb auch nicht geſucht, außer bei dem Grafen, bei dem er ſich freilich beſcheidener geben mochte, oder der Gefallen an ſeiner Aufſchneiderei fand und ſich dadurch zu beluſtigen ſuchte.

Was das Werk anbetrifft, das er noch unter Händen haben wollte, ſo verſicherte mein Vetter, daß er ſeit zehn Jahren immer Daſſelbe darüber ſage, und noch keine Zeile davon geſchrieben habe,

obgleich er vorgab, es bis auf die Feile vollendet zu haben.

Sein Charakter wurde in Itzehoe nicht geschätzt und man schrieb ihm eine große Malice zu. Gewiß ist es, daß er weder Freund noch Feind schonte, wenn es ihm in den Sinn kam, sein Buch durch Aufstellung piquanter Situationen und auffallender Persönlichkeiten interessant zu machen, und er verstand so zu schildern, daß man gleich mit Fingern auf den von ihm Getroffenen wies. Namentlich hat er den Doctor C., einen sonst geachteten Mann, der aber sein bevorzugter Nebenbuhler bei einer schönen Frau war, mit einer unverzeihlichen Bosheit behandelt.

Bekanntlich ist J. G. Müller seit einigen Jahren im hohen Alter in Itzehoe gestorben.

VII.

Die

Unbekannte im grünen Häuschen.

Die
Unbekannte im grünen Häuschen.

Das Nachstehende enthält eine Erinnerung aus meiner früheſten Jugend, die, wie ich glaube, belebend und meine Phantaſie auf eine angenehme Art befruchtend, durch mein ganzes Leben gegangen und dadurch bedeutend für mich geworden iſt.

Nie hat wohl zwiſchen einem Vater und ſeinem Kinde, ſo groß auch Eltern- und Kindes-Liebe ſein mag, eine größere, innigere Liebe, ja, ich möchte ſagen, Sympathie, exiſtirt, als zwiſchen dem meinigen und mir, auch war unſere innere und äußere Aehnlichkeit ſehr groß. Dieſelben Neigungen, dieſelbe Gemüthsſtimmung, derſelbe rege Trieb, uns zu unterrichten; dieſelbe, faſt ſchwärmeriſche Liebe für die Natur, zeichneten uns aus, und ſo kannte ich keine größere Glückſeligkeit,

als ſtets in der Nähe dieſes geliebten Vaters zu ſein, von dem ich nie, obgleich er ſehr ernſt war, ein hartes Wort erhalten zu haben erinnere, und der allen meinen kleinen Wünſchen auf die liebevollſte Weiſe entgegenkam.

Ich ſaß ſtill neben ihm, wenn er las oder ſchrieb; ſah ihm zu, wenn er malte, lauſchte mit unbeſchreiblichem Entzücken ſeinem Geſange am Clavier oder an der Harfe zu, die er beide meiſterhaft ſpielte, und begleitete ihn ſogar, wenn er ſeine Kranken beſuchte, denn ſelbſt dann, beſonders wenn er zu Wagen weite Touren zu machen hatte, mochte er ſich nicht von mir trennen.

Mein Schmerz grenzte daher an Verzweiflung, und flößte meiner Mutter ſo faſt Furcht für mein Leben ein, als mir dieſer geliebte Vater durch den Tod, ach, allzufrüh! entriſſen wurde. Mit meinem Namen auf den erbleichenden Lippen, mit den Worten: „Werde gut!“ war er geſtorben; meine Hand hielt er feſt in der ſeinigen gepreßt, als dieſe, vom unerbittlichen Tode berührt, erſtarrte; ſein brechendes Auge war auf mich gerichtet und ſeine noch freie Hand ſuchte mein Haupt, um ſie zum letzten Male ſegnend darauf zu legen.

Ich weiß es in der That nicht, wie dieſer Tod

des über Alles Geliebten meine ſchwache Organiſation nicht auch zerſtörte, wie ich in einer Welt fortbeſtehen konnte, in der Er nicht mehr war, in der Seine ſanfte Stimme nicht mehr meinen Namen rief, in der Sein Auge nicht mehr auf mich blicken ſollte. Auch erinnere ich noch deutlich, daß ich, die bereits zu beten verſtand, Gott inbrünſtig auf meinen Knieen bat, mir auch den Tod zu geben, damit ich auf immer wieder mit dem Vater vereint würde.

Dieſes Gebet wurde nicht erhört; die ſchwarzen Männer, auf die man in der Jugend mit ſolchem Entſetzen blickt, vielleicht weil wir in der früheſten Kindheit von unſern Ammen und Wärterinnen mit ihrem Kommen bei unſern kleinen Unarten bedroht werden, kamen und trugen den ſchon vorher vom Tiſchler zugemachten Sarg aus dem Hauſe, und ich folgte ihnen in einiger Entfernung zum ſtillen, reizend auf einem Hügel belegenen Friedhofe nach. Der Entſchluß lag dunkel in meiner Seele, mit in das offene Grab hinabzuſpringen und mich mit dem Vater zugleich begraben zu laſſen; weshalb ich ihn nicht ausführte, weiß ich nicht, denn auf dem Wege zum Kirchhofe war ich feſt davon überzeugt worden,

daß ich ohne meinen Vater nicht fortleben könne und auch sterben müsse.

Es war ein heller, goldener Sommertag, an dem die mir so verhaßten „schwarzen Männer" den Sarg aus dem Hause und an der schattigen Allee von Roß-Kastanien hin, zum Kirchhofe trugen. In jedem Baume sang ein Vogel zwischen Blüthen, um jede Blume summten Käfer und Bienen, gaukelten Schmetterlinge und zierliche Libellen; o, es war einer jener schönen Tage, wie ich sie sonst an der Seite des geliebten Vaters so selig genossen hatte, wenn er, in Flur und Wald mit mir umherstreifend, nicht müde wurde, meine kindischen Fragen zu beantworten und weit davon entfernt, unwillig darüber zu werden, daß ich Alles wissen wollte, sich vielmehr über meine Wißbegierde freute. Es war eben ein solcher Tag, an dem man ihn zu Grabe trug, als die gewesen waren, an denen wir in den Garten hinausgingen, und mein Vater, vorsichtig und mit leisem Finger die stachlichten Zweige der Dornen-Hecke auseinander biegend, mir ein Nest mit jungen Vögeln zeigte, das er kurz zuvor entdeckt hatte, und vor dem ich vor Freude zitternd und vor Furcht, die armen kleinen Vögel zu erschrecken, kaum athmend stand!

Der Zug war endlich unter feierlichem Schweigen oben auf dem Hügel angekommen, auf dem der Friedhof lag; das Grab, das mein Theuerſtes verſchlingen ſollte, ſtand weit offen; ein Gebet wurde geſprochen, dann befeſtigte man die Seile an dem Sarge, ließ dieſen in die Tiefe hinab, und warf die erſte Schaufel Erde auf den Sarg, der dumpf und hohl erklang und aus dem mir die Stimme des Vaters zuletzt entgegen zu tönen ſchien. Ich hörte, ich ſah das Alles, und das mit trockenem Auge, denn ich war völlig erſtarrt, und meine Thränen begannen erſt zu fließen, als einige Umſtehende von den Tugenden und der Geſchicklichkeit meines Vaters zu reden begannen, denn er ſtand nicht nur als Arzt in dem beſten Rufe, ſondern beſaß auch als Menſch die Achtung und Liebe Aller.

Mein lautes Schluchzen machte die den jetzt vollendeten Grabhügel Umſtehenden erſt auf meine Gegenwart aufmerkſam, und die Worte: „Das arme Kind! wie früh hat es doch ſeinen guten Vater verlieren müſſen!“ drangen wie Dolchſtiche in mein Herz, das jeden Augenblick zu brechen drohte. Man führte mich faſt mit Gewalt von dem unglückſeligen Orte fort und meiner troſtloſen Mutter zu, die, ſelbſt in Schmerz verſunken,

meine Abwesenheit nicht bemerkt hatte und sehr erschrocken über den Zustand war, in dem man mich ihr wieder brachte.

Indeß vermochte ich nicht im Hause zu bleiben; es zog mich wieder fort zu dem Grabe, wo es mir wohler war, als sonst wo, und diese Besuche setzte ich auch in den folgenden Tagen und Wochen fort.

Um zu dem Friedhofe zu gelangen, auf dem mein Vater den ewigen Schlaf schlief, mußte man durch einen engen, auf beiden Seiten von breiten Dornen-Hecken eingefaßten Hohlweg gehen, an dessen äußerstem Ende, dicht am Fuße des Hügels, ein kleines grünes Häuschen lag, dessen Fenster durch gleichfalls grüne Jalousien dicht verkleidet waren, so daß man nicht in's Innere des Hauses blicken konnte, nicht einmal auf den Flur, dessen Fenster gleichfalls so verkleidet waren.

So oft ich nun auch an diesem Häuschen vorbeigegangen war, so hatte ich doch nie die Thür desselben sich öffnen gesehen, nie den Ton einer menschlichen Stimme, nie ein Geräusch darin vernommen, das auf irgend eine menschliche Beschäftigung hätte hindeuten können; nur einmal vernahm ich die feine gellende Stimme eines

kleinen Hundes darin, der mich, als ich vorüberging, hinter der verſchloſſenen Thür anklaffte.

Ich hatte eine geheime Scheu vor dem Hauſe, ſo freundlich auch ſein Aeußeres, und ſo ſehr mir auch die lebhafte grüne Farbe gefiel, womit es angeſtrichen war, und ſo eilte ich immer mit ſchnellern Schritten daran vorüber, wenn ich durch den Hohlweg ging, um zu dem Friedhofe zu gelangen, worauf mein Vater ruhte. Nicht nur die Todtenſtille in dem Hauſe, ſondern auch die Erzählungen, die ich von Andern über die Bewohner deſſelben gehört hatte, ängſtigten mich; man ſagte nämlich, es werde von einer „tollen (wahnſinnigen) Perſon“ und einer alten Aufwärterin bewohnt, die häßlich wie eine Hexe wäre, und der man es nicht vergeben konnte, daß ſie alle neugierigen Fragen über ihre Gebieterin unbeantwortet ließ, ja, wenn man mit Unverſchämtheit in ſie drang, ſogar grob wurde und die Zudringlichen tüchtig abwies. Gegen Abend nämlich kam dieſe alte Dienerin jedesmal in das Städtchen, um alle für den folgenden Tag nöthigen Einkäufe zu beſorgen, die ſie dann in einem großen Korbe nach Hauſe ſchleppte. Ihre Gebieterin hatte aber nie Jemand in dem Städtchen geſehen, und ſo erklärten Einige ſie für menſchenſcheu, An-

dere gar für toll oder verrückt, und es waren eine Menge Fabeln über sie im Umlaufe, wie es unter den obwaltenden Umständen nicht anders sein konnte: das Geheimnißvolle ist ja die Mutter der Fabel.

Briefe und Zuschriften bekam die Fremde in dem grünen Häuschen gar nicht, und so wußte man ihren Namen nicht einmal; nur von Zeit zu Zeit begab sich die Alte, wie man erzählte, auf mehre Tage auf die Reise, wo sie dann vermuthlich Briefschaften und Gelder an einem andern Orte für ihre Gebieterin in Empfang nahm; auch hatte die Alte das Häuschen am Fuße des Hügels gemiethet, es einrichten und vermalen lassen und den Miethzins auf ein Jahr vorausbezahlt, worauf sie wieder fortging und wahrscheinlich bei Nacht, oder doch spät am Abende, mit ihrer Gebieterin zurückkehrte, die von ihr, wenn sie ja von derselben sprach: „das Fräulein" genannt wurde.

Als ich, früh an einem Morgen, bald nach dem Tode meines Vaters, wieder an dem geheimnißvollen grünen Häuschen vorüberging, öffnete sich, zu meinem nicht geringen Erschrecken, plötzlich die Thür desselben und eine hohe weibliche Gestalt, ganz in Weiß gekleidet, zeigte sich mir. Das

Geſicht dieſer Perſon war farblos, wie ihr Kleid, das Haar ſehr dunkel und glatt geſcheitelt, die Augen aber von einem ſehr lebhaften Blau und dabei mild und freundlich.

— „Armes Kind," ſagte die Fremde mit ſanftem, mitleidigem Tone, „biſt du noch immer ſo traurig? Wen haben ſie Dir denn begraben?"

— „Meinen Vater, meinen lieben Vater!" ſchluchzte ich, in einen Strom von Thränen ausbrechend. „O, er wär ſo gut gegen mich, und nun kann ich ihn nicht mehr ſehen, nicht mehr ſprechen!" Thränen verhinderten mich daran, fortzufahren, und ich ſetzte mich auf der Schwelle des Hauſes nieder, um ihnen freien Lauf zu laſſen; denn meine Scheu vor der Fremden und dem geheimnißvollen Häuschen war verſchwunden, ſeit ich die erſtere geſehen und den Ton ihrer milden, zum Herzen ſprechenden Stimme vernommen hatte.

— „Ich dachte mir es wohl," ſagte ſie, mich voll Mitleid anblickend, „daß man Dir eine ſehr theure Perſon begraben habe, als ich Dich ſo alle Tage in Deiner ſchwarzen Trauerkleidung zum Kirchhofe gehen und dort auf einem Grabe ſitzen ſah. Komm herein, armes Kind, ich will Dir Blumen für das Grab Deines guten Vaters geben; in meinem Garten blühen viele Blumen."

Es war nicht Neugierde, die mich trieb, dieſer Einladung Folge zu leiſten, ſondern bereits herzliches Wohlwollen, das ich für eine Perſon fühlte, die mir ſo viele Theilnahme zeigte und überdies ein ſo liebes Geſicht hatte, in das man eben ſo gern blickte, wie in den milden Mondenſchein. Ich erhob mich alſo auf dieſe freundliche Aufforderung, trat in das Häuschen, aus dem mir ein ſtarker Roſen- und Reſeda-Duft entgegen kam, und folgte meiner neuen Bekannten in den Garten, der von allen Seiten von dicken und hohen Dornen-Hecken eingeſchloſſen war und ſich den Hügel hinanzog, auf dem der Kirchhof lag.

Er enthielt nur Blumen und Sträucher, und eine ſolche Menge von rothen und weißen Roſen, die eben in der ſchönſten Blüthe ſtanden, daß ich wie bezaubert davon war. Meine Führerin aber bückte ſich bald bei dieſem, bald bei jenem Strauche und pflückte mir ein Roſen-Bouquet, wie ich es nie ſchöner geſehen habe.

— „Da, armes Kind," ſagte ſie, mir mit ihrer ſanften, ſchneeweißen Hand das Haupt ſtreichelnd, „da haſt Du Roſen; ſtreue die auf das Grab Deines guten Vaters, und wenn Du morgen wieder kommen und mehr haben willſt, ſo klopfe nur an die Hausthür, und ſie ſoll Dir ge-

öffnet werden. Aber ſprich nicht davon, daß Du mich beſucht haſt, denn es möchten dann auch Andere kommen und Einlaß bei mir begehren, ich aber will mit ihnen nichts zu thun haben. Dich habe ich lieb gewonnen, weil ich Dich, ſo jung noch, ſchon ſo traurig ſah, und ſo treu am Grabe Deines Vaters."

Sie nahm mich bei dieſen Worten bei der Hand, führte mich in das Haus und öffnete mir dort die Hausthür, die ſich gleich wieder hinter mir verſchloß, nachdem ſie mir beim Scheiden noch einen liebevollen Blick zugeworfen hatte.

Ich war, trotz meiner großen Jugend, doch ſchon wie bezaubert von dieſer Begegnung und meine Thränen floſſen an dieſem Tage minder ſchmerzlich am Grabe meines Vaters, auf das ich alle die mir geſchenkten Roſen ſtreute. Meine neue Bekannte kam mir ganz wie eine von den wohlthätigen Feen vor, von denen die an Mährchen und Sagen ſo reiche alte Wärterin mir in meiner Kindheit ſo viel erzählt hatte, wenn wir in meiner Heimath am gelben Meeresſtrande ſaßen und das Geräuſch der Wogen, das hohle Brauſen des Meeres dieſe Erzählungen ſo grauenhaft-ſchön accompagnirte. Dieſe Eindrücke, welche ich in der früheſten Kindheit, beim erſten Erwachen

meines Geiſtes und Herzens empfing, ſie ſind es wohl geweſen, die das geringe Talent in mir erweckten, deſſen Ausübung jetzt die Quelle meiner höchſten Freuden und Genüſſe iſt; ſie waren es auch wohl, die Anna's Erſcheinen — ich will ſie ſchon jetzt bei dem Namen nennen, den ich ihr ſpäterhin geben durfte — ſo wohlthätig auf mich einwirken ließen, und mir dieſe gleich ſo bedeutungsvoll machten.

Es wird dem Leſer kaum glaublich vorkommen, und doch iſt dem ſo, daß ich, wieder zu Hauſe angelangt, weder meiner Mutter, noch den Geſchwiſtern, noch überhaupt irgend Jemanden, etwas von dem Erlebten ſagte, ſondern es ſtill für mich behielt, obgleich es mich unausgeſetzt beſchäftigte, ſogar Nachts im Traume. Ich redete überhaupt als Kind, und ſelbſt in ſpätern Jahren, aus Blödigkeit wenig und war ſehr ernſt und ſchweigſam für mein Alter. So fiel es Keinem auf, daß ich auch im Laufe dieſes Tages ſtill und träumeriſch war, meinen „Kinderfreund" von Weiße, in dem ich ſo gern las, ergriff, und damit in den Garten hinabging, aber nicht um zu leſen, ſondern um an die neue Bekanntſchaft zu denken, die zu erneuern ich vor Begierde brannte.

Kaum war ich am folgenden Tage aufgestanden, so ging es schon wieder fort, zum Friedhofe hin; als ich aber mit fast hörbar klopfendem Herzen vor dem grünen Häuschen stand, und schon anpochen wollte, da fiel es mir schwer auf die Seele, daß ein so schnell wiederholter Besuch mir doch wohl als Unverschämtheit und Zudringlichkeit gedeutet werden könne, und mit gesenktem Haupte schritt ich langsam vorüber.

So erging es mir mehre Tage, an denen ich eine große, mir selbst bereitete Qual auszustehen hatte; denn die uns vom Schicksal versagten Wünsche quälen uns lange nicht so stark, als die, welche wir uns aus Rücksichten gegen die Schicklichkeit oder aus ähnlichen Gründen selbst versagen. Wir brauchten nur einen Schritt zu thun, um sie zu erreichen, haben aber nicht den Muth dazu, und eben das ist es, was diese Versagungen wohl für uns zu so tantalischen macht.

Endlich faßte ich den nöthigen Muth und pochte an die Thür des grünen Häuschens, erst leise, dann lauter, und zu meiner namenlosen Freude öffnete sie sich mir; es war aber nicht die Gebieterin des Hauses, sondern die alte Dienerin, welche mich einließ.

— „So, Kindchen, Du bist es?" sagte die

Alte mit möglichſt freundlichem Tone, indem ſie zugleich das ſchneeweiße Spitzhündchen zu beſchwichtigen ſuchte, das mich anbellte. „Das Fräulein hat ſchon früher Deinen Beſuch erwartet, warum biſt Du denn nicht gekommen?“ fuhr ſie fort, den ungeſtümen Bläſſer, zur beſſern Beſchwichtigung, auf den Arm nehmend; „wir fürchteten ſchon, daß Du krank geworden wäreſt.“

Sie ſchloß jetzt ſorgfältig wieder das Haus hinter mir zu und führte mich dann in ein kleines, in den Garten hinausgehendes Zimmer, das nicht mit grünen Jalouſien behangen war, ſondern in das die Sonne ihre hellen Strahlen warf, und in dem Anna auf einem von Rohr geflochtenen, mit hellblauen Polſtern belegten Ruhebette mit einem Buche in der Hand lag.

Nie hat ein Zimmer, nie haben die Prunk-Gemächer der Paläſte einen Eindruck auf mich gemacht, wie dieſes Gemach. Kein Winkelchen deſſelben war dunkel — es empfing ſein Licht von zwei Seiten — und vor den Fenſtern blühten eine Unzahl von Blumen in ſehr ſchönen Töpfen, die vom feinſten Porcellan mit einer köſtlichen Malerei waren. Von der Decke, in der Mitte des Zimmers, hing ein Vogel-Käfig herab, aus dem ein goldgelbes Kanarien-Männchen ſeine

ſchmetternde Stimme erſchallen ließ. In einem mit Glasthüren verſehenen Wandſchranke ſtanden viele Bücher in koſtbaren Einbänden, die alle gleich gebunden waren, und ein zweiter Glasſchrank enthielt eine Menge von zierlich geordneten Muſcheln Seeſternen, Korallen u. ſ. w., die beſonders meine Aufmerkſamkeit auf ſich zogen. Am Fußboden ſtand ein Käfig von Meſſing-Draht geflochten, worin ſich ein grün und rother Papagei in ſeinem Ringe wiegte.

Ich war wie bezaubert und geblendet, und ſtand lange ſtumm an der Schwelle, um alle dieſe Herrlichkeiten zu betrachten und den Duft der Blumen einzuathmen, der mich faſt betäubte. Das Mobiliar dieſes Zimmers war reicher, glänzender und ſchöner, als ich es bisher geſehen; beſonders gefielen mir die blankgebohnten Stühle mit ihren Polſtern von himmelblauem Plüſche, denn ſolche Pracht war mir noch nicht vorgekommen.

Anna erhob ſich von den Polſtern ihres Ruhebetts, als ſie mich eintreten ſah, und mein Verweilen an der Schwelle für Schüchternheit haltend, lud ſie mich freundlich ein, näher zu kommen.

— „So biſt Du endlich wieder da, um Dir Blumen zu holen?“ fragte ſie, zu mir tretend und meine Hand ergreifend, die in der ihrigen zitterte.

— „O, nein," versetzte ich, ermuthigt durch ihr liebevolles Benehmen, „o, nein, nicht um die Blumen bin ich gekommen" — Ich stockte hier, und sie verstand mich.

— „Du scheinst ein gutes Kind zu sein," sagte sie mit jenem sanften Lächeln, das selbst das häßlichste Gesicht zu verschönen vermag, auf dem ihrigen aber wahrhaft bezaubernd war; „und ich hoffe, daß wir bald gute Freunde sein werden. Komm, setze Dich zu mir, hier auf dieses Bänkchen" — sie schob ein gepolstertes Fußbänkchen an das Ruhebett — „und erzähle mir was, erzähle mir von Deinem guten Vater, den Du so sehr beweinst. Ich werde mich niederlegen, denn ich habe etwas Kopfschmerz, und Dir zuhören; hernach sollst Du auch wieder Blumen haben für das Grab Deines Vaters, den Du nicht vergessen mußt, denn man muß nie Die vergessen, die man geliebt hat."

Ich folgte ihrer Einladung und saß auf dem Bänkchen neben ihr, und zwar so, daß ich ihr in das liebe, milde Gesicht sehen konnte, das mich auf eine wahrhaft zauberhafte Weise anzog.

Sie schien nicht mehr jung zu sein, wenigstens kam es mir so vor; allein Kinder täuschen sich leicht über das Alter erwachsener Personen

und halten sie oft für älter, als sie wirklich sind, und so weiß ich ihr Alter auch nicht einmal ohngefähr anzugeben, vermuthe aber, daß sie hoch in den Dreißigen gewesen sein wird; allein dies that ihrer Schönheit, wenigstens in meinen Augen, keinen Abbruch. Sie hatte eine schneeweiße, fast durchsichtige Haut, durch die nicht die mindeste Röthe, außer an den Lippen, hindurchschimmerte, und so sanfte blaue Augen, wie ich sie nie wieder gesehen; es blickten zugleich bezaubernde Milde und eine rührende Schwermuth aus denselben hervor. Besonders schön — und vornehm, möchte ich sagen — waren auch ihre Hände, die für ihre große Figur überaus klein und von einer blendenden Weiße waren; ich hätte Alles darum gegeben, sie nur Einmal kussen zu dürfen.

Durch ihre Fragen an mich kam bald ein Gespräch zwischen uns zu Stande; ich mußte ihr von meinem Vater, von der Mutter und den Geschwistern erzählen, von allen meinen kleinen Leiden und Freuden, von meiner heimathlichen Insel, an die ich mich so gern erinnerte, kurz, von allen den Dingen, die mir interessant waren, und sie hörte mir mit Aufmerksamkeit zu. Dann brachte die Alte, welche von Zeit zu Zeit in das Zimmer kam, auf ihren Wink ein Körbchen mit Erdbee-

ren, und ich mußte mich daran erquicken, worauf Anna selbst mir Blumen in ihrem Garten schnitt und mich wieder aus der Hausthür ließ, die sich auch jetzt sogleich hinter mir schloß. Mir war, als ich so draußen und durch das Schloß von Anna jetzt getrennt vor der Thür stand, ganz so zu Sinne, wie es dem ersten Menschen-Paare sein mochte, als der Engel mit dem feurigen Schwerte es aus dem Paradiese vertrieb; doch war ich nicht ganz so trostlos, indem ich Anna hatte versprechen müssen, bald, wenn ich wollte und könnte, schon den folgenden Tag, wieder zu kommen.

Ich blieb nicht aus; es verging bald kein Tag mehr, an dem ich meine neue Freundin nicht besuchte, und die Stunden, die ich bei ihr verbrachte, waren so selige, daß ich noch jetzt mit Entzücken, ja, mit Rührung, daran zurück denke. Ich durfte mit dem Papagei spielen; der kleine Spitz war mein guter Freund geworden; ich durfte den Schrank mit den schönen bunten Muscheln, diesen Blumen des Meeres, aufschließen und mich am Betrachten derselben vergnügen; sie in die Hand zu nehmen und die Ordnung zu zerstören, in der sie aufgestellt, oder vielmehr gelegt waren, hatte Anna mir verboten, und ich übertrat dieses Verbot niemals, da ich um keinen Preis etwas ge-

than haben würde, was ihr unangenehm geweſen wäre. Sie hatte dieſe Sammlung, wie ſie mir einſt erzählte, von ihrem „guten Vater" geerbt, und hielt ſie ſo ſehr werth; dies war mir genug, ſie auch werth zu halten. Dann durfte ich auch im Garten ſpielen und nach Schmetterlingen und Libellen haſchen, wobei ſie mir, in einer Laube ſitzend, die im höchſten Theile des Gartens und hart am Kirchhofe lag, mit ſichtbarer Freude zuſah. Von dieſer Laube aus hatte ſie mich wahrſcheinlich zuerſt am Grabe meines Vaters erblickt, denn wenn man die Zweige derſelben auseinander bog, konnte man auf das Grab ſehen, obgleich der Garten außer durch die Hecke auch noch durch eine hölzerne Umzäunung eingefaßt war.

Anna erinnerte mich oft, und ſichtlich vorſätzlich, an meinen Vater, und ſchien nicht zu wollen, daß ich, nach Weiſe anderer Kinder, ſeiner bald vergeſſen ſolle; mein Schmerz um ſeinen Verluſt, meine ſo regelmäßig fortgeſetzten Wallfahrten zu ſeinem Grabe, hatten mich ihr wohl eben intereſſant gemacht und den Wunſch in ihr erweckt, mich näher kennen zu lernen. So erinnere ich, daß ſie einſt, als ich die Blumen auf einer Bank hatte liegen laſſen, welche ſie mir für das Grab des Vaters gepflückt, und im Begriffe ſtand, ohne ſie fortzugehen,

im ſtrengen und verweiſendem Tone zu mir ſagte:

— „Wie, Amalia, Du vergiſſeſt die Blumen für das Grab Deines Vaters? Solltest Du ihn ſelbſt auch ſchon vergeſſen haben?“

Dieſer Vorwurf traf mich wie ein Donnerſchlag und ſtürzte mich in eine ſolche Betrübniß, daß ſie alle Mühe von der Welt hatte, mich wieder zu tröſten und aufzurichten.

Doch nicht immer ſpielte und ergötzte ich mich blos bei Anna; dieſe fand bald auch ein Vergnügen darin, mich zu unterrichten. Leſen konnte ich bereits ſeit meiner allerfrüheſten Jugend, wo ich es, ich weiß ſelbſt nicht wie, gelernt; auch mit dem Schreiben hatte ich, trotz meiner ſechs Jahre, bei dem Vater ſchon den Anfang gemacht, und auf dieſem Grunde konnte meine Freundin alſo leicht fortbauen. Es wurden Landcharten von ihr zur Hand genommen und ſie zeigte mir erſt die Welttheile, die Hauptmeere ꝛc., dann die einzelnen Länder darauf, und mein glückliches Gedächtniß ließ mich das leicht behalten. Dann erzählte ſie mir aus der Weltgeſchichte, ohne aber ſyſtematiſch dabei zu verfahren; nie aber hörte ich Mährchen und Fabeln von ihr, wie ich ſie früher ſo gern gehört hatte, wie ſie denn überhaupt ſehr

ernſt und faſt feierlich in ihrem Weſen war. Nie habe ich ſie lächeln geſehen, nie aber auch eine Klage von ihren Lippen vernommen, ſelbſt dann nicht, wenn ſie krank war, was ſich häufig zutrug; ſie ſtellte in der That das Bild der leidenden Geduld dar und blieb ſich immer gleich.

Es konnte nicht fehlen, daß, trotz meiner ſtrengen Verſchwiegenheit, meine Beſuche bei Anna doch endlich an den Tag kommen mußten. Meine Mutter, die mich „nachgerade für ein großes Mädchen" erklärte — ich war ſieben Jahr alt — wollte mein „Herumſchwärmen" nicht mehr dulden, ich wurde zur Schule geſchickt und bekam überdies einen Strickſtrumpf in den Zwiſchenzeiten in die Hand, auf dem ich eine gewiſſe Anzahl Runden ſtricken mußte; wo ſollte ich da Zeit zu meinen beiden theuren Beſuchen hernehmen, wenn ich mich der guten Mutter nicht entdeckte? Bevor ich dies jedoch that, fragte ich Anna um Erlaubniß und erhielt ſie, da auch ihr jetzt meine Gegenwart ein eben ſo großes Bedürfniß geworden war, wie mir die ihrige.

Man kann ſich das Erſtaunen, ja, ich möchte faſt ſagen, den Schrecken meiner Mutter denken, als ſie von mir vernahm, daß ich ſeit längerer Zeit, ein täglicher Gaſt in dem grünen Häuschen

und bei dem verrufenen, für verrückt erklärten Fräulein geweſen ſei; allein ſie beruhigte ſich bald wieder, als ich ihr Alles erzählt und ihr Anna's Liebenswürdigkeit und ſanftes Weſen mit den lebhafteſten, begeiſtertſten Farben geſchildert hatte, und ſo erhielt ich Erlaubniß, die unerläßlichen „Runden" bei Anna ſtricken zu dürfen; ich habe meiner Mutter nie für irgend Etwas ſo lebhaft gedankt, als für dieſe mir bewilligte Gunſt.

Doch ſollte dieſes ſchöne, erfreuliche Verhältniß, das einen hellen Sonnenſchein auf mein durch den Tod eines angebeteten Vaters verdüſtertes Leben geworfen hatte, nicht länger, als bis zum nächſten Frühjahre dauern. Auf den Rath und die Einladung einer Jugendfreundin, entſchloß ſich meine Mutter, unſern bisherigen Wohnort mit einem andern zu vertauſchen, und ich erfuhr dies erſt wenige Tage vor unſerer Abreiſe zu unſerm neuen Beſtimmungs-Orte. Wie vermöchte ich es wohl, meinen Schmerz über die Trennung zugleich von dem Grabe meines Vaters, und, um wahr zu ſein, den noch brennendern über die von Anna zu beſchreiben? Ich war wie vernichtet, ich war ganz wieder einem ungeſtümen Schmerze hingegeben, wie beim Tode meines Vaters, und auch auf Anna wirkte die ihr mitgetheilte Nachricht von unſerer

bevorſtehenden Trennung ſichtbar niederſchmetternd. Erſt wurde ſie ganz ſtill und noch bleicher als zuvor; dann brach ſie in einen Strom von Thränen aus — ich ſah ſie zuerſt im Leben weinen und dieſer Anblick wirkte wahrhaft vernichtend auf mich — und ſagte die Worte wie vor ſich hin:

— „Der Himmel iſt unerbittlich! — Er raubt mir Alles! Alles! — Ich hätte es vorausſehen ſollen, daß es ſo kommen würde! Weshalb mußte ich denn noch mein Herz an dieſes Kind hängen? — Ich hätte einſam bleiben, allein, ohne Liebe meinen traurigen Weg fortſetzen ſollen; der Himmel will es einmal ſo!“.....

Sie ſank bei dieſen Worten zuſammen; dann erhob ſie ſich, nahm mich, noch immer weinend, an die Hand, führte mich zur Hausthür, küßte mich — ſie hatte dies nie zuvor gethan — öffnete die Thür ſelbſt und ließ mich mit den Worten hinaus:

— „Komm nicht wieder, Amalia!“

Ich kam wieder, aber erſt nach zwölf Jahren, und klopfte an das kleine grüne Haus; aber Keiner öffnete mir; ich rief unter Thränen den Namen Anna, Keiner antwortete mir! Wie ſonſt, waren die grünen Jalouſien auch jetzt herabgelaſſen; aber Anna ſtand nicht mehr im Zimmer da-

hinter, und saß mir, von mir nicht gesehen, entgegen. Ich befragte ein altes Mütterchen, das am Stabe den Hügel hinauf wankte, nach der frühern Bewohnerin dieses Hauses, und sie erzählte mir, daß das „verrückte Fräulein" schon vor Jahren gestorben und auf dem Kirchhofe begraben worden sei; die bis dahin treu bei ihr ausharrende Alte sei aber gleich nach ihrem Begräbnisse fortgegangen und man habe nichts weiter von ihr gehört. Das Haus könne von dem Besitzer desselben aus dem Grunde nicht wieder vermiethet werden, weil das „tolle Fräulein" entsetzlich darin spüken solle.

Welche Wonne wurde es für mich gewesen sein, dieses Haus, an das sich eine so theure Jugend-Erinnerung für mich knüpfte, nur wieder betreten, ja, nur eine Nacht darin zubringen zu dürfen, um, wenn auch nicht Anna selbst, doch ihren theuren Schatten wenigstens wieder zu sehen, denn ich glaubte zu jener Zeit fest an Geister-Erscheinungen, und hätte mich vor dieser nicht im mindesten gefürchtet. Ich bemühte mich wirklich um den Schlüssel zu dem grünen Häuschen; allein der Besitzer desselben war verreis't und man wußte ihn nicht zu finden.

Dann forschte ich nach Anna's Grabe, als ich

dem meines theuren Vaters den ihm gebührenden Tribut der Thränen dargebracht hatte; allein man wußte es mir nicht zu zeigen: kein Kreuz, kein Denkstein schmückte es, und welchen Namen hätte man auf letztern auch setzen sollen, da die Alte, nachdem ihre theure Gebieterin gestorben, weder durch Bitten noch Drohungen zu bewegen gewesen war, den Namen derselben zu nennen. So stand sie in den Begräbnißlisten als Unbekannte verzeichnet.

Keiner gedachte ihrer mehr an dem Orte, wo sie gelebt und, wie ich annehmen darf, gelitten hatte; Keiner redete mit Achtung und Liebe von einem Herzen, das beider gewiß so würdig, und, wie ihr Verhältniß zu mir bewies, der letztern selbst da noch so bedürftig war, als sie schon mit der Welt und dem Leben sich auf ewig entzweit zu haben gewähnt hatte.

Es wähne aber Keiner, mit der Liebe auf immer fertig zu sein: sie ist eine Auferstehungs-Blume, die, nachdem sie schon alle ihre Blüthen und Blätter an die rauhen Herbst-Stürme des Lebens verloren, stets neu wieder aus dem Boden aufkeimt. So war es auch meiner Anna ergangen. Sie hatte noch einmal geliebt, hatte es mit der ganzen Kraft ihres Herzens gethan, nach-

dem bereits alle ihre Blüthen und Blätter von den Herbst-Stürmen des Lebens in die Lüfte gestreut worden waren.

Doch schenkte sie diese ihre letzte Liebe keiner Undankbaren. Treu habe ich ihr Bild und Andenken in meiner Seele, treu die Liebe für sie in meinem Herzen bewahrt, und setze in dieser kleinen Darstellung eine prunklose Blume auf ihr einsames Grab.

Schon früher, schon damals, als ich zuerst meine Schwingen prüfte, war es mir Bedürfniß, mich über diese so bedeutende Erscheinung, die in mein Jugend-Leben trat, auszusprechen, und ich versuchte, das Bild der Theuren in einem Romane, meinem ersten, zu entwerfen. Er fand, als Jugend-Arbeit und in der Ausführung gänzlich mißlungen, keinen Verleger; doch selbst jetzt noch blicke ich die vergilbte Rolle, worin dieser Roman enthalten ist, nicht ohne eine große innere Bewegung an, da er mir eine längst versunkene Zeit und eine so theure Erscheinung allemal so lebhaft wieder vor die Seele führt.

Ende des ersten Theils.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Erinnerungen

aus

meinem Leben,

in kleinen Bildern

von

Amalia Schoppe,
geb. Weise.

Zweiter Theil.

Verlag [illegible] merich.

KOEN. BIBL.
DER
UNIVERS.
HALLE.

Inhalt des zweiten Theils:

		Seite
I.	Madame Hettermann	1
II.	Die Marquise von Pütiny	25
III.	Der alte Leihbibliothekar	73
IV.	Eine seltsame Situation	95
V.	Noch eine Ahnung	119
VI.	Die Familie des Don Manuel de Colibrados in der Wirklichkeit	131
VII.	Clementine	153
VIII.	Die seltsamste Liebes-Geschichte	265

I.

Madame Holtermann.

Madame Hollermann.

Ich kann nicht bestimmen, ob dies ihr wirklicher Name oder nur ein angenommener war; denn diese Person hatte sich zum Theil in ein so mystisches Dunkel gehüllt und war überhaupt so seltsam, daß man auch von ihr erwarten konnte, sie habe sich mit einem fremden Namen genannt.

Ich war zwölf Jahr alt, als mein guter Stiefvater sie mir als meine künftige Musiklehrerin vorstellte, und der Eindruck, den sie durch ihre äußere Erscheinung auf mich machte, hätte mir fast die schöne Kunst verleidet, zu deren Priesterin sie sich geweiht hatte.

Man denke sich eine kleine, ziemlich dicke Frau mit einem Gesichte, auf das alle Leidenschaften ihr Siegel gedrückt zu haben schienen, und deren

Züge dadurch so verwirrt geworden waren, daß man kaum eine Physiognomie herauszulesen vermochte. Zahllose Runzeln, die sich bereits überall eingenistelt hatten, ließen auf ein vorgerücktes Alter schließen; dem widersprachen aber die äußerst lebhaften, funkelnden und schönen Augen, die aber dadurch einen ganz eigenen Ausdruck erhielten, daß sie fast blind waren und irre und unstät im Kopfe umherrollten, ohne einen Gegenstand gehörig fixiren zu können. Der Mund war völlig zahnlos und der häßlichste, breiteste und unangenehmste, den ich je gesehen habe. Ganz wunderbar machten sich auch die lebhaften, aber eckigen Bewegungen dieser schon alten und, wie gesagt, etwas corpulenten Person und das, durch ihre außerordentliche Kurzsichtigkeit herbeigeführte, Zutappen und Zufahren auf Dinge, die sie ergreifen wollte. Fast noch unangenehmer, als alles Dieses, wirkte aber ihre Stimme auf mich, die ich für äußere Eindrücke sehr empfänglich und gegen unangenehme über die Maßen empfindlich war, eine Unart, die ich leider beibehalten habe. Diese Stimme, wie soll ich sie beschreiben? Ich habe viele laute, gellende, spitzige gehört, aber nie wieder eine wie diese: sie war zugleich schrillend, pfeifend, keuchend und hatte doch dabei eine Kraft

und Helligkeit, daß sie einen ganzen großen Saal ausfüllte.

Um das phantastische Bild vollständig zu machen, war diese Frau zugleich nachlässig und überaus schmuzig gekleidet, aber doch auch wieder seltsam aufgeputzt — man hat in Nord-Deutschland das sehr passende Wort: aufgeflirrt dafür —. Ihr sehr verblichener und zerdrückter Hut war mit chiffonnirten Bändern, Blumen und Federn beladen, denen man es ansah, daß sie auf dem Trödel gekauft und für ihre jetzige Besitzerin nie neu gewesen waren. Das Kleid sollte weiß sein, hatte aber, um mich eines Ausdrucks von Quevedo zu bedienen, jetzt eine „heilige Farbe," d. h. gar keine mehr oder vielmehr, es war eine Musterkarte aller Farben; ganz seltsam nahm sich dabei eine halbe Schleppe — man trug damals in Gesellschaften noch Schleppkleider — aus, mit der ihre arme Besitzerin durchaus nicht zu bleiben wußte, indem sie zu kurz war, um sie aufnehmen zu können, und so ihr unaufhörlich zwischen die Füße kam, was sie in tausend Verlegenheiten versetzte und ihrem Gange etwas Stolperndes und Unsicheres gab. Eine große Schlitze an der Seite, die weit von einander klaffte, zeigte bei jeder Bewegung eine ungeheure, stark gefüllte Tasche von

sehr buntem Kattun; dieses portative Magazin war unerläßlich für die gute Dame, die nicht nur stark schnupfte, sondern auch unaufhörlich Confect aus dieser Tasche naschte. Ueber die Fußbekleidung mag ich nicht reden; sie war der Art, daß sie wahrhaft Ekel einflößte, und dies konnte kaum anders bei einer Person sein, die sich im höchsten Grade vernachlässigte und dabei Stunde für Stunde durch den unermeßlichen Schmuz Hamburgs waten mußte, um ihrem Berufe nachzugehen.

— „Deine künftige Lehrerin, meine Tochter," sagte mein Vater, sie mir vorstellend, und sich zu ihr wendend: „Ich hoffe, Madame, daß sie bei Ihnen profitiren wird, denn sie hat Lust zur Musik und scheint Anlage dazu zu haben." Dann ging er und ließ uns Beide allein, um den Unterricht zu beginnen, bei dem ich eine traurige Figur gespielt haben mag, denn ich war so verwirrt über diese seltsame Erscheinung, so abgestoßen von ihr, so sehr mit ihrer auffallenden Persönlichkeit beschäftigt, daß ich nicht Acht auf das geben konnte, was sie mir sagte, und gern die Musik auf immer aufgegeben haben würde, um nur nicht vier Stunden in der Woche in dieser unangenehmen Nähe sein zu müssen.

Bald wußte sie jedoch meinen Ehrgeiz anzu-

regen, wie ſie denn überhaupt eine äußerſt kluge, ſcharfſichtige Perſon war, und ich machte einige Fortſchritte, machte dieſe dann bald ſo ſchnell, daß ſie die größten Hoffnungen hegte, eine bedeutende Muſikerin aus mir zu machen; daß dieſe nie in Erfüllung gegangen ſind, daran iſt vielleicht allein ihre mir ſtets ſo widrig bleibende Perſönlichkeit Schuld, vor der ich mich, bei aller Achtung, die ich ihr übrigens weihen mußte, dermaßen fürchtete — dies iſt das rechte Wort — daß ich bei ihr that, was ich nie bei einem andern Lehrer gethan habe: ich verbarg mich vor ihr, ich ſuchte, ſo viel als irgend möglich, die Unterrichts-Stunden zu ſchwänzen; ich war in's Feld hinausgelaufen oder in eine hohe, dichtbelaubte Linde hinaufgeklettert, wo mich Keiner ſuchte, wenn die Unterrichts-Stunde heran kam, und ließ mich, mit vor Angſt bebendem Herzen, überall ſuchen und rufen, ohne meine Gegenwart kund zu geben; ja, ich erinnere ſogar, daß ich einmal hinter einen Koffer kroch, als mir, da es Winter war und wir uns in der Stadt aufhielten, kein anderer Verſteck übrig blieb. Meine arme Stiefſchweſter Marianne, ein Muſter von Geduld und Güte, mußte dann die beiden Stunden nehmen und that es willig aus Liebe zu mir.

Nicht beschreiben kann ich, was ich empfand, wenn ich nur ihre Stimme hörte, namentlich wenn sie sang, denn auch Sing-Unterricht empfingen wir von ihr; ihre Töne gingen mir gleichsam durch Mark und Bein und erschütterten mir dermaßen die Nerven, daß ich mich krank davon fühlte.

Trotz dem war diese Frau nicht nur eine sehr brave, sondern auch äußerst geniale Person. Sie liebte nicht nur ihre Kunst mit Leidenschaft, sondern verstand sie auch aus dem Grunde und spielte fast alle Instrumente mit großer Fertigkeit, selbst Flöte und Violine, womit sie ihre Schüler accompagnirte und die sie, ohne sich zu geniren, unter dem Arme über die Gassen trug, was sich denn bei ihrer phantastischen Kleidung seltsam genug machte.

Da sie an mir Talent zur Musik entdeckt zu haben glaubte, hatte sie es sich einmal in den Sinn gesetzt, eine große Virtuosin aus mir, allen von mir selbst ausgehenden Hindernissen zum Trotze, zu machen, und so bat und beschwor sie mich nicht nur oft unter Thränen, doch mehr Fleiß und Liebe auf die von ihr vergötterte Kunst zu verwenden, sondern sie war auch uneigennützig genug, mir die durch meine Schuld verloren ge-

gangenen Stunden zu erſetzen, wofür ſie nie eine Vergütung annehmen wollte. Oft trat ſie ganz unerwartet zu uns ein, fuhr, ſo wie ſie mich erblickte, auf mich los, ergriff mich beim Arm oder bei der Hand und rief gleichſam mit triumphirendem Tone:

— „Da hab' ich Dich, Wichtchen! Nun komm an's Fortepiano — wir wollen nachholen, was neulich verſäumt worden."

Man kann ſich mein Erſchrecken denken; allein all mein Sträuben half zu nichts, ich mußte ſpielen, mußte eine ganze Stunde, und drüber, dieſe mir ſo verhaßte Nähe dulden, mußte meine Lieblingslieder von dieſer mir ſo furchtbaren Stimme ſingen hören und ſie mir dadurch auf immer verleiden laſſen.

So wie ich reifer und vernünftiger wurde, änderte ſich jedoch dieſes Verhältniß gänzlich, und ich bekam eine ſolche Achtung vor meiner Lehrerin, daß es mir nicht mehr möglich war, ſie zu betrüben, denn das that ich, wenn ich nicht fleißig und aufmerkſam beim Unterrichte war. Ich entdeckte nämlich nach und nach die außerordentlichſten Kenntniſſe, ja, außer ihrem großen muſicaliſchen Talente, auch noch andere an ihr, und dies flößte mir Achtung gegen ſie ein. Sie ſprach

und ſchrieb nicht nur faſt alle lebenden Sprachen, ſondern verſtand ſogar Latein und Griechiſch; ſie las viel und kannte die Literatur mehrer Sprachen durch und durch, und ſchämte ſich in ihrem Alter nicht, noch Unterricht zu nehmen. Sie hatte einen ſcharfen Verſtand und verband mit demſelben einen brillanten Witz, der, da ihr Gemüth oft verbittert war, oft verwundete, ſo daß man ſie zugleich achten, bewundern und fürchten mußte. Ihre Sprache war gebildet, ihr Urtheil meiſt ſehr richtig; ſie ſtreckte die geiſtigen Fühlhörner gleichſam nach allen Seiten aus und Nichts entging ihr, ſelbſt dann nicht, wenn man ſie mit ganz andern Dingen beſchäftigt glaubte.

Es fand ſich bald eine Gelegenheit, wo ich ſie unter vier Augen in ihrem eigenen Hauſe ſah, und hier war es, wo ich ſie näher kennen lernte. Sie ſchlug mir nämlich vor, die engliſchen Dichter mit mir zu leſen und mich überhaupt in dieſer Sprache weiter zu bringen, als dies bei einem ſehr mittelmäßigen Lehrer geſchehen konnte, den mein Stiefvater aus Mitleid nicht verabſchieden wollte, weil er ein armer Teufel war und einſt beſſere Tage geſehen hatte, und ich nahm mit Dank dieſen Vorſchlag der trefflichen Frau an.

Ich hatte ſie noch nie zuvor in ihrer Woh-

nung beſucht und war ſo einigermaßen neugierig darauf, da ich ſie mir toll und bunt genug vorſtellte. Allein alle meine Erwartungen ſollten weit übertroffen werden, denn in ſo viele unordentliche Wirthſchaften ich auch in meinem Leben habe blicken müſſen; ſo iſt mir doch nie wieder eine ähnliche vorgekommen. Ich glaube, daß ich dem Widerwillen — ich möchte ihn faſt Abſcheu nennen — den das Zimmer meiner Lehrerin mir durch ſeine chaotiſche Verwirrung einflößte, die Pedanterie in Hinſicht der Ordnung zu verdanken habe, die man mir Schuld giebt. Man denke ſich ein nicht eben großes, nur ſchwach erhelltes Zimmer, deſſen Wände mit Kleidungsſtücken, wie die einer Trödelbude, behangen waren; unter dieſen befanden ſich recht hübſch gearbeitete Paſtell-Gemälde, wovon aber die meiſten ſchief hingen und einige ſogar ſich aus dem Rahmen gelöſ't hatten und ſo halb aus demſelben hervorſchoſſen; man denke ſich ein halbes Dutzend ſchlecht erhaltener Stühle mit ſchmuzigen Ueberzügen, wovon kein einziger frei war, weil auf dieſem ein chiffonnirter Hut, auf jenem ein Paar ſchmuziger Strümpfe, auf einem dritten ein Unterrock u. ſ. w. lagen; man denke ſich ein ganz neues, ſehr elegantes Fortepiano, auf dem nicht nur Noten in Menge,

ſondern auch alle zum täglichen Gebrauche nöthigen Dinge aufgehäuft waren, und endlich einen großen Tiſch, auf dem Reſte von Brot, ſchmuzige Kaffee-Taſſen, Friſirkämme, Seife zum Waſchen, Papier, Tinte, Federn, Roſtrale zum Notenſchreiben, Speiſe-Reſte u. ſ. w. u. ſ. w. bunt durch einander lagen, ſo daß erſt ein Plätzchen darauf frei gemacht werden mußte, wenn man ſich ſeiner bedienen wollte. In einer Ecke lehnte eine ſchöne Harfe, die aber einem abſcheulichen Hute zum Halter dienen mußte; nicht beſſer ſah es in einem Bücher-Repoſitorium aus, das eine Menge zerleſener, ſchlecht erhaltener Bücher enthielt, wovon ein Theil aufgeſchlagen war, ein anderer Theil mit umgekehrten oder gar nach hinten gekehrten Titeln ſtand. Der Staub und Schmuz eines Jahrhunderts ſchien in dieſem wahrhaft abſcheulichen Zimmer aufgehäuft zu ſein, und die Luft darin war feucht, dick und übelriechend, was von einer Menge Vögeln herrühren mochte, die in finſtern Käſigen am Boden oder vor den Fenſter ſtanden.

Man beſchuldige mich bei der Schilderung dieſes Zimmers nicht der Uebertreibung, denn nie könnte ich die Farben ſtark genug auftragen, um es nur ſo darzuſtellen, wie es wirklich war; das

geniale Bild, welches Hogarth „Finis mundi“ genannt hat, und worauf Alles durch einander ſtürzt, Alles fällt, zerreißt, verbrennt, zerbricht, giebt eine ungefähre Idee von demſelben, auch habe ich es in der Folge nie anſehen können, ohne an das Gemach meiner armen alten Freundin lebhaft erinnert zu werden.

Um dem Ganzen die Krone aufzuſetzen, hatte ſie auch noch eine große Menge von Lebensmitteln aller Art, von Confitüren, Früchten, Backwerk, Speiſe-Reſten, Auſter-Schaalen, Krebſen u. ſ. w. um ſich aufgehäuft, denn ſie war, wie ſchon angedeutet worden, überaus genäſchig und aß faſt beſtändig. Erblickte ſie nun auf ihren häufigen Wanderungen irgend eine Leckerei, die ihr zuſagte, ſo kaufte ſie ſie ein und trug ſie in ihre Höhle, wo ſie nicht ſelten verdarb, weil ſie nicht im Stande war, Alles zu genießen, was ſie angeſchafft hatte.

Ich kann den Eindruck nicht beſchreiben, den der Anblick dieſes Zimmers auf mich machte; er war ſo ſtark, daß ich im Begriff ſtand, wieder umzukehren, um es nie wieder zu betreten; allein meine Lehrerin hatte mich ſchon erblickt und ich hätte nicht mehr zurücktreten können, ohne ſie zu beleidigen.

— „Nun, Wichtchen," — dies war ihr Zärtlichkeits-Wort — „da sind Sie?" sagte sie freundlich und war zugleich bemüht, einen Stuhl zu räumen, um ihn mir anbieten zu können. „Jetzt frisch an's Werk! Ich habe uns schon etwas ausgesucht und wir wollen tüchtig studiren. Zuvor aber will ich Sie tractiren; Sie müssen freilich fürlieb nehmen und sind ein besseres Frühstück gewohnt, als ich Ihnen bieten kann; allein der gute Wille gilt auch etwas bei Ihnen, ich weiß das!" und damit war sie beschäftigt, eine Ecke des Tisches aufzuräumen und aus dem Ofen-Kasten eine Flasche süßen Wein und eine Menge Naschwerk hervorzuholen, das theils auf sehr unsaubern Tellern lag, theils sich noch in Papier-Tüten befand.

Man kann sich meine Verlegenheit, ja, meine Angst denken, in dieser Umgebung etwas genießen, Speisen zu mir nehmen zu sollen, die sie, wie ich wußte, in ihrer großen Tasche herbeigeschleppt hatte; ich wäre vor Ekel gestorben, wenn ich auch nur einen Bissen davon hätte nehmen müssen, und wie schwer war es, sie abzuweisen, ohne sie bitter zu kränken! Dennoch blieb mir keine Wahl; ich hätte den Tod diesem mir zugedachten Frühstück unbedingt vorgezogen, und so

mußte ſie, zu ihrem großen Verdruſſe, ſich allein damit abfinden. Ich glaube, daß ſie die Urſache errathen hat, die mich ſo ſtandhaft ſein ließ, denn ſie ſchien etwas piquirt zu ſein und ſetzte mich in der Folge nie wieder in eine ſolche Verlegenheit.

Beſſer mundete mir die geiſtige Speiſe, die ſie mir verſetzte: ihr Unterricht war wirklich vorzüglich und ich lernte in dieſer einen Stunde mehr, als in einem Monat bei meinem Lehrer. Dann machten wir etwas Muſik, durchmuſterten ihren Bücher-Schatz und beſahen ihre Malereien, die ſie in einer großen Mappe verwahrt hatte und die zum Theil ganz ausgezeichnet waren.

Das Portrait eines ſehr alten Mannes mit bedeutenden, überaus ernſten Geſichtszügen fiel mir auf.

— „Ihr Vater vielleicht?“ fragte ich, es in die Hand nehmend und mit Aufmerkſamkeit betrachtend.

— „Nein, mein verſtorbener Gatte,“ verſetzte ſie; „das Bild des Mannes, dem ich zugleich das Glück und das Unglück meines Lebens zu verdanken habe. Ohne ihn wäre ich nicht, was ich bin, ich wäre vielleicht gar nichts; ich verdanke ihm meine ganze Bildung.“

Sie ſagte mir damals nichts weiter über die

sen Gegenstand, erzählte mir aber späterhin, als wir einander näher traten, einen Theil ihrer Lebensgeschichte, freilich mit Verschweigung aller Namen und ohne den Ort zu nennen, in dem sie geboren war.

Sie war die Tochter reicher und vornehmer Eltern gewesen und ihr Vater hatte einen hohen Posten im Staate bekleidet. Früh schon zeigte sich eine außerordentliche Neigung für die Kunst an ihr, die sie in spätern Jahren mit so großer Leidenschaft betrieb, und sie war es gewesen, die sie ihrem nachherigen Gatten zugeführt hatte, der, damals schon fast ein alter Mann, ihr Musiklehrer gewesen und eben so begeistert für seine schöne Kunst, wie seine jugendliche Schülerin war.

Am Clavier, unter den Harmonien, die sie durch seine Töne hervorriefen, hatte sich die ihrer Seelen kund gethan, und trotz der großen Verschiedenheit ihres Alters, hatten sie die lebhafteste Leidenschaft für einander gefaßt.

Holtermann — so nannte sie ihren nachherigen Gatten, ich vermuthe, daß dies nicht sein rechter Name war, weil sie alle andern Namen so sorgfältig verschwieg — war aber nicht nur ein ausgezeichneter Musiker, sondern ein durch und durch gebildeter und sogar gelehrter Mann, und

ſo mußte er ihr, die ſchon früh eine eigenthümliche Richtung des Geiſtes kund gegeben hatte und vor ungeſtillter Wißbegierde brannte, doppelt bedeutend werden.

Sie hegte, von dem Augenblick an, wo ihre Seelen ſich erkennen lernten, keinen lebhaftern Wunſch, als ſich auf immer mit ihm zu verbinden; allein demſelben ſtanden faſt unüberwindliche Hinderniſſe im Wege, da ihre Eltern ganz andere Pläne mit ihr hatten, als ſie einem armen Muſiklehrer zur Gattin zu geben, der noch überdies als eine Art von Genie im ſchlechteſten Rufe in der nur auf Stand und Vermögen ſehenden großen Welt ſtand. Zu Anfang dachte zwar Keiner an die Möglichkeit, daß ſich ein junges, reiches und vornehmes Mädchen in einen Mann hätte verlieben können, der alt, arm und ohne Anſehen, dabei nicht einmal einnehmend von Geſtalt und Weſen war, und ſo hatte das Liebes-Pärchen gutes Spiel; allein bald wurde man durch die leidenſchaftliche Heftigkeit der Geliebten, mit der ſie die Ankunft ihres Lehrers erwartete, und durch die ſich über die Gebühr ausdehnenden Unterrichtsſtunden doch aufmerkſam, man belauſchte ſie, und der Lehrer erhielt auf der Stelle ſeinen Abſchied.

Indeß gehörte Magdalene — dieſen Verna-

men führte meine alte Freundin — nicht zu Denen, die sich durch Hindernisse abschrecken lassen, und weit davon entfernt, ihrer Liebe zu entsagen, war sie nur darauf bedacht, sich unauflöslich mit dem Geliebten ihres Herzens zu verbinden, ohne den sie nicht mehr leben konnte, und als daher ihre Eltern sie zu einer andern, ihnen besser anstehenden Verbindung zwingen wollten, schlug sie Holtermann vor, sie zu entführen, was er nach einigem Zögern that.

Ob die Liebenden gleich nach ihrer Flucht nach Hamburg kamen oder sich erst noch an andern Orten aufhielten, habe ich nicht in Erfahrung gebracht; auch nicht, ob es ihnen gelang, den Bund ihrer Herzen wirklich durch die Ehe heiligen zu lassen; kurz, sie lebten mit einander und waren glücklich, bis sich Noth und bittrer Mangel bei ihnen einstellten und zwar in Folge einer Krankheit, die Holtermann mehre Jahre an das Lager fesselte und ihn unfähig machte, seine Kunst auszuüben.

Jetzt war es an ihr, Frucht von dem von ihrem Gatten Erlernten zu ziehen; sie bemühte sich um Unterricht und war so glücklich, in Hamburg einen vielvermögenden Gönner zu finden, der sie in guten Häusern als Lehrerin empfahl, und so war ihre äußere Existenz bald wieder genügend festgestellt.

Sie erzählte mir, daß ſie ſchöne, glückſelige Tage an der Seite eines noch immer angebeteten Gatten verlebt habe, der ſie nicht nur auf Händen getragen, ſondern es ſich auch unaufhörlich zum Geſchäft gemacht habe, ihren Geiſt auszubilden und ihre Kenntniſſe zu vermehren. Ihm allein verdankte ſie — und noch jetzt mit großer Rührung — Alles, was ſie war, und ſein Tod, der nach einer Reihe von Jahren in Folge ſeiner Krankheit erfolgte, verſetzte ſie in eine wahrhafte Verzweiflung.

Sie ſtand von da an allein in der Welt da; ihre Eltern, die ihr nie hatten vergeben wollen und ſie in ihrem Zorne enterbt hatten, waren indeß geſtorben; ihren Geſchwiſtern, die reich und angeſehen in der Welt daſtanden, war ſie entfremdet worden, und ihr Stolz erlaubte ihr nicht, um die Gunſt derſelben zu betteln; ſo verblieb ſie in den Verhältniſſen, worin ſie beim Tode ihres Gatten geweſen war, und war jetzt alt und grau in denſelben geworden. Von ihrem verſtorbenen Gatten ſprach ſie nur mit Ehrfurcht und Bewunderung, auch ſagte ſie mir, daß ſie nie den Schritt bereut habe, durch den ſie ſich ihm ganz zu Eigen gegeben hatte; nur daß ihre Eltern geſtorben waren, ohne ſich mit ihr verſöhnt zu haben, ſchien ſie tief zu ſchmerzen

und dies ist wahrscheinlich eine Wunde geblieben, die bis zu Ende ihres eigenen Lebens offen stand und blutete; sonst hat sie nie etwas bereut.

Ob sie von jeher so unordentlich war, wie jetzt, weiß ich nicht, da ich sie natürlich nicht darnach befragen konnte; doch steht es zu vermuthen, da sie sonst in dieser Hinsicht nicht so weit gesunken sein würde. Ihre, neben dem Schmuze, der sie umgab, höchst lächerliche Putzsucht erklärte sich mir aber aus ihrem Geständnisse, daß sie früher ein sehr eitles, putzsüchtiges Mädchen gewesen sei, und ohne die Bekanntschaft mit ihrem nachherigen Gatten gewiß die flachste, erbärmlichste Närrin von der Welt geworden sein würde. Davon war ihr, trotz der andern Richtung, die ihr Geist durch den bedeutenden Mann gewonnen hatte, der ihr im entscheidenden Augenblick entgegen trat, noch etwas ankleben geblieben, und so stellten sich die seltsamsten Contraste in ihrer Person dar: Verachtung alles Schicklichen und zugleich lächerliche Putzsucht.

In ihren äußeren Verhältnissen erging es ihr jetzt sehr wohl; sie gab in einigen angesehenen Häusern Unterricht und dieser wurde ihr sehr gut honorirt; sie gebrauchte aber auch nach Verhältniß viel, da sie so überaus genäschig und lecker war.

Meine Verheirathung, und späterhin meine

Entfernung von Hamburg während der Kriegszeiten, trennten mich auf viele Jahre von ihr; als ich endlich zurückkehrte, erkundigte ich mich sogleich, aber lange vergeblich nach ihr, denn sie war wie verschollen. Endlich fiel mir ein alter Instrumentenmacher ein, mit dem sie früher viel verkehrt hatte, weil sie die von ihm gemachten Instrumente besonders schätzte, und hier war ich glücklicher in meinen Nachforschungen nach meiner alten Freundin.

Sie hatte sich mit dem kleinen Reste ihrer Ersparnisse in das Marien-Magdalenen-Kloster eingekauft, gab aber keinen Unterricht mehr, weil sie völlig blind geworden und überdies auch noch gelähmt war. Ich eilte sogleich zu ihr und wurde von einer der andern Schwestern in ihre kleine Zelle geführt, wo sie, ganz gegen ihre Gewohnheit, aber auch ohne ihr Zuthun, auf einem sehr reinlichen Lager lag und sich von der warmen Morgen-Sonne beschienen ließ, als ich zu ihr eintrat.

— „Guten Morgen, Madame Holtermann!“ rief ich, ganz wie sonst, wenn sie kam, um mir Unterricht zu geben, und faßte zugleich nach ihrer Hand, die auf der Decke lag.

— „Mein Gott, welche Stimme, und welche Erinnerungen!“ antwortete die arme Blinde, indem sie sich mit der einen freien Hand über die

Stirn fuhr. „Wem gehört dieſe Stimme, die mir ſo bekannt, ſo befreundet klingt?“ fuhr ſie fort, indem ſie die erloſchenen Blicke nach der Gegend wandte, von woher ſie gekommen war.

—„Erkennen Sie denn Ihres Malchens, Ihres Wichtchens Stimme nicht mehr?“ fragte ich, nur mit Mühe meine Rührung bekämpfend, denn welche Erinnerungen tauchten nicht auch in meiner Seele beim Anblick dieſer Frau auf, die ich in den ſchönſten Tagen meiner Jugend gekannt hatte!

— „Malchen! Wichtchen! Liebchen!“ rief ſie jetzt, und verſuchte es in ihrer freudigen Ueberraſchung, ſich aufzurichten, ſank aber, durch ihre Lähmung daran verhindert, wieder zurück. —„Nun was ſagen Sie, daß Sie mich hier ſehen, und in einem ſolchen Zuſtande?“ fuhr ſie fort. „Eine Andere würde vielleicht darin verzweifeln, ich aber bin die Alte geblieben, obgleich ich nicht mehr gehen und ſehen kann; kann ich doch denken, und o, welch ein Glück iſt das nicht! Die Langeweile kenne ich nicht, und nur daß ich, wegen der häßlichen Lähmung, nicht mehr an's Fortepiano kommen kann, ſchmerzt mich zuweilen. Sie wollten mir das Inſtrument auch verkaufen, wie ſie es bei vielen andern Sachen gethan haben, von denen ſie ſagten, daß ſie mir jetzt unnütz wären; allein

das habe ich mir verbeten. Es kommt zuweilen doch der Eine oder der Andere, der mir die Seele durch Spielen erquickt, und Sie, Sie werden mir auch etwas vorspielen, Wichtchen! damit ich höre, ob meine Hoffnungen in Hinsicht Ihrer in Erfüllung gingen; nicht wahr, Sie werden spielen?"

Sie drückte mir bei diesen Worten zärtlich die Hand; sie war ganz glücklich und so resignirt, wie ich nie einen Menschen gesehen habe; ja, ihre sarkastische Laune hatte sich nicht einmal auf diesem Schmerzenslager verloren; sie spottete über sich selbst, über ihre Hinfälligkeit und, mit leiserer Stimme, über ihre Mitschwestern, deren zum Theil bedeutend große Bornirtheit sie ergötzte. Kurz, sie war geistig noch ganz die Alte, ihr Geist ergoß sich noch wie früher in tausend Strahlen und ihr Muth war ungebeugt.

Ich mußte ihr beim Abschiede versprechen, noch öfter wieder zu kommen und that es gern; ich hatte mich, bevor ich sie gesehen und gesprochen, vor diesem Wiedersehen gefürchtet; allein jetzt fühlte ich mich wieder ganz behaglich bei ihr, da ich sie ganz anders fand, als ich erwartet hatte.

So blieb sie bis zu ihrem Ende; keine Klage kam über ihre Lippen, kein Zeichen der Ungeduld wurde an ihr bemerkt: sie fand in ihrem reichen

Geiſte Erſatz für Alles, was das Schickſal ihr geraubt hatte, auch wiederholte ſie mir oft, daß ſie die häßliche Plage der Langeweile gar nicht kenne. Rührend war auch ihre Dankbarkeit für jede kleine Güte, die man ihr erzeigte, rührender noch ihre Freude über den warmen Sonnenſchein, der ſie von Zeit zu Zeit beſchien; ſie hatte ihr Bett dicht an das Fenſter bringen laſſen, um ſeiner genießen zu können, und erquickte ſich ſo an jedem Strahl, den die milde Sonne ihr ſandte.

Einſt kam ich wieder in das Marien-Magdalenen-Kloſter, um meine alte Freundin zu beſuchen, allein ich fand ihre Zelle leer: ſie hatten ſie in eine andere, noch engere getragen, und man war eben damit beſchäftigt, ihre frühere für eine neue Bewohnerin in Stand zu ſetzen.

Man erzählte mir, ſie habe ihren Tod voraus gewußt, aber trotz dem bis zum letzten Augenblick ihre frühere Heiterkeit nicht verloren. „Nun ſollt Ihr bald Euren Willen haben und das ſchöne Fortepiano verkaufen dürfen", waren faſt ihre letzten Worte geweſen; „ich aber werde mich ja jetzt bald am Sphären-Klange und dem Geſange der Engel erlaben!"

Möge ihr dieſe Hoffnung erfüllt worden ſein!

II.

Die Marquiſe von Pütiny.

Die Marquise von Pütiny.

Es war ein alter hagerer und steifer Herr, mit wohlfrisirtem Haar und spitzigem Zöpfchen, der im Jahr 1804 mit einer jungen, verschleierten Dame in das Paß-Büreau seiner Vaterstadt Hamburg trat und, seinen Bürgerbrief vorzeigend, für seine Begleiterin einen Paß nach Frankreich verlangte.

Da das Signalement aufgenommen werden mußte, bat ein junger, bei der Kanzlei angestellter Mann die Dame, ihren Schleier gütigst zurückschlagen zu wollen, was sie mit unübertrefflicher Grazie that. Dem jungen Manne wäre es vielleicht besser gewesen, wenn sie es nie gethan hätte, denn er stand, seines Amtes vergessend, wie bezaubert und festgebannt vor diesem himmlisch-schönen Gesichte, das sich ihm jetzt zeigte, und er schien mit einem solchen Pflicht-Eifer sein Ge-

ſchäft betreiben zu wollen, daß man weit eher einen Maler in ihm hätte vermuthen können, der der Leinewand die reizenden Züge anvertrauen wollte, denn einen das Signalement aufnehmenden Beamten des Paß-Büreaus.

— „Nun, mein Herr?“ fragte endlich der alte Begleiter der Dame den entzückten Beamten, und in dieſem „Nun?“ lag deutlich die Frage: „Wollen Sie denn nicht endlich beginnen?“ Die Dame aber war ſichtbar verlegen, ſchlug die Augen nieder und erröthete.

Der junge Mann erwachte bei der Frage meines Stiefvaters — denn dieſer war der Begleiter der Dame — wie aus einem entzückenden Traume, ſchob für Beide einen Stuhl hin, ſetzte ſich der Dame gegenüber an ſeinen Schreibtiſch und begann mit ſichtbar zitternder Hand den verlangten Paß auszuſchreiben, der, wie nachfolgt, ausfiel:

Name und Stand: — Frau Marquiſe von Pütiny.

Alter: — Zwanzig Jahre.

Kommt von: — F. in Holſtein.

Reiſ't nach: — M. im ſüdlichen Frankreich.

Geſtalt: — Groß und ſchlank.

Haar: — Kaſtanienbraun und gelockt.

Stirn: — Hoch und frei.

Naſe: — Klein und fein geſchnitten.

Augen: — Dunkelblau und groß.
Mund: — Klein.
Kinn: — Rund mit einem Grübchen.
Wangen: — Sanft gerundet.
Gesichtsfarbe: — Blühend, der Teint sehr weiß.
Gesichtsform: — Ein schönes Oval.
Besondere Kennzeichen: — Außerordentliche Schönheit. — u. s. w.

Der junge Mann überlas noch einmal, was er geschrieben hatte, verglich damit das Original und reichte dann der Dame den Paß mit zitternder Hand und einem tiefen Seufzer dar, damit auch sie ihn mit ihrer Namensschrift versehe, worauf er ihn besiegelte und ihrem alten Begleiter einhändigte.

— „Was habe ich zu bezahlen?" fragte der alte Kaufmann, in seine Tasche greifend und einige Geldstücke aus derselben hervornehmend.

— „O nichts, gar nichts!" stammelte der junge Mann.

— „Nichts? Sie scherzen, mein Herr!"

— „Ich bin für meine Mühe belohnt genug," erwiederte der junge Kanzellist mit einem ausdrucksvollen Blick auf die Marquise. „Kommen Sie oft so wieder, Herr B., und ich fertige Ihnen einen solchen Paß jedesmal gratis aus."

— „Ja so!" versetzte der alte Kaufmann lachend, jetzt erst in seiner großen Zerstreutheit die

Pointe faſſend; „ja ſo, Herr ***, Sie wollen den Galanten ſpielen? Hier aber iſt Geld, machen Sie ſich für Ihre Mühe bezahlt, wir haben Eile.“

Der junge Mann nahm aber nichts und mein Stiefvater mußte ſein Geld wirklich wieder einſtecken. Zu Hauſe mit ſeiner ſchönen Begleiterin angekommen, erzählte er meiner Mutter, deren Freundin die Marquiſe war, das gehabte Abentheuer mit Lachen, und ergötzte ſich noch lange an der Galanterie des jungen Beamten.

So ſah die Marquiſe von Pütiny aus, die ſeit einigen Tagen unſere Hausgenoſſin war und ſich darauf vorbereitete, nach Frankreich, zu ihrem ſie dort erwartenden Gemahl zu gehen.

Wir Kinder betrachteten dieſe Frau, ihrer wirklich außerordentlichen Schönheit wegen, mit einer Art von Ehrfurcht, und nie ſind wir ſtiller geweſen, nie geſpannter, nie aufmerkſamer auf jedes Wort, das bei Tiſche geſprochen wurde, als an den Tagen, wo die Marquiſe unſere Hausgenoſſin war; ja, ich glaube, meine Stiefgeſchwiſter beneideten mich einigermaßen darum, daß ſie gegen mich, die ich die rechte Tochter ihrer Freundin und ihr überdies von früher her ſchon bekannt war, ſich zutraulicher und zärtlicher bezeigte, als gegen die andern, ihr im Grunde durchaus fremden Kinder.

Das ganze Haus war gleichsam in einer Art von Bezauberung, die sich sogar auf die Dienerschaft erstreckte: so groß ist die Gewalt der Schönheit.

Endlich war der Tag der Abreise da, und wir Kinder empfanden einen wirklichen Schmerz, als sie uns mit ihrer süßen, melodischen Stimme ein Lebewohl zurief und beim Abschiede zu meiner in Thränen zerfließenden Mutter sagte: — „Werde ich glücklich in Frankreich und in meinen neuen Verhältnissen sein, so sollst Du bald von mir hören; sonst nicht.“

Wir hörten nie wieder etwas von ihr! —

Wohl hatte sie Ursache, sich vor der Zukunft zu fürchten, obgleich sie jetzt das Ziel ihrer Wünsche erreicht zu haben schien, indem sie endlich sich mit dem Manne unauflöslich verbunden sah, dem ihr Herz in glühender Liebe ergeben war. Sie, die Bürgerliche von Geburt, die geschiedene Frau, sollte jetzt das Mitglied einer der vornehmsten, adel- und rangstolzesten Familien des südlichen Frankreichs werden, das Mitglied einer jener Familien, die ihr Vaterland, ihren Stand, ihre Reichthümer, ihr zahllosen Besitzungen der Anhänglichkeit für die unglückliche Familie ihres Königs aufgeopfert hatten, und eine der ersten gewe-

ſen war, die beim Ausbruch der Revolution auswanderten. Wie würde man ſie in dieſer Familie aufnehmen? Wie würde ſie, die durch und durch eine Deutſche war, ſich in Frankreich gefallen? Dies waren die Fragen, die ſie ſich vorzulegen hatte, und die ſie mit Recht beunruhigten. Vielleicht lagen im Hintergrunde ihrer Seele noch andere, die ſie mit noch bängern Beſorgniſſen erfüllten, und die ſie ſich ſelbſt vorzulegen nicht einmal wagte: Würde der Mann, dem ſie ſich rückſichtslos hingegeben, dem ſie Alles, ihre Pflicht, die Ruhe ihres Gewiſſens, Ehre, Ruf und guten Namen aufgeopfert, würde er dieſe Opfer zu würdigen wiſſen und ſie jetzt dafür durch ſeine Liebe und Treue belohnen? Sie hatte ihm nichts mehr zu geben, da ihre Liebe ihm bereits Alles gewährt hatte: er war der Vater ihrer zwei im Ehebruch erzeugten Kinder!

Die frühern Schickſale dieſer außerordentlichen Frau erfuhr ich in ſpäterer Zeit aus dem Munde meiner Mutter und theile ſie nachſtehend mit, ohne fürchten zu müſſen, eine Indiscretion dadurch zu begehen, da ſie zu ihrer Zeit landeskundig waren und allgemein beſprochen wurden.

— Amalia, ſo hieß dieſe ſchöne Frau, war die Tochter eines Beamten in Holſtein, der von

einer wenig einträglichen Stelle eine zahlreiche Familie zu ernähren hatte. Er war ein überaus ſtrenger und herriſcher Mann, vor dem Alles im Hauſe zitterte, einer von den Männern, an deren Seite man bleiche, verlebte, abgehärmte und vor der Zeit verblühte Gattinnen erblickt, während ſie ſtolz und gebieteriſch einhergehen; er war einer von den Vätern, denen ſich die Kinder am Morgen mit niedergeſenkten Blicken und hoch klopfendem Herzen nahen, um den Handkuß zu wagen und den Morgengruß zu ſprechen; einer von den Vätern, die es für Sünde und Unrecht halten, auch nur die kleinſte Regung von Zärtlichkeit gegen die von ihnen Erzeugten blicken zu laſſen, und deren Ja man nie ein Nein entgegen zu ſetzen wagt.

Auch war Alles bedrückt und verſtimmt in dem Hauſe, in dem Amalia, die ſchönſte und friſcheſte Blume deſſelben, aufwuchs. Die Dienerſchaft ſchritt ſo leiſe darin umher, als ob es einen Todten im Hauſe gäbe; die arme, immer bleicher und magerer werdende Mutter der Kinder athmete erſt frei auf, wenn ihr Gatte Abends in den Clubb ging, um ſeine gewohnte Partie zu machen, von der ſie ihn aber jedesmal mit Zittern zurückkommen hörte; denn war er nicht glück-

lich im Spiel gewesen, so konnte es ihm Keiner recht machen. Die armen, verschüchterten Kinder wählten sicher immer die entlegensten Plätze im Garten zu ihren Spielen, damit der, zum Unglück für sie im Hause arbeitende Vater es ja nicht höre, wenn sie einmal lachten oder mit einander schäkerten.

Endlich erlag die arme Gattin ihrem Grame; der Kummer, ihr Schicksal an das eines solchen Mannes gekettet zu sehen, hatte wie ein Wurm an ihrem Herzen genagt und es endlich unter namenlosen Qualen gebrochen. Das Loos der armen verwaiseten Kinder war von nun an noch trauriger, indem sie durch den Tod ihrer guten, sanften, so herzlich von ihnen geliebten Mutter nicht nur ihre letzte Stütze verloren, sondern der Vater jetzt auch noch finsterer und herrischer, noch verstimmter als zuvor schon war. Vielleicht hatte er seine Gattin, trotz seines unfreundlichen Betragens gegen sie, doch geliebt; vielleicht aber auch machte er sich geheime Vorwürfe in Hinsicht ihrer; genug, es war jetzt mit diesem Manne gar kein Auskommen mehr, und die armen Kinder hatten keine andern glücklichen Stunden, als die, welche sie in der Schule zubrachten, wohin sie daher auch gern gingen.

Amalia, war das älteste dieser Kinder und verrieth schon früh, daß sie schön, vielleicht noch schöner nie ihre Mutter gewesen war, werden würde, und nicht nur durch diese äußern Vorzüge, sondern auch durch ihr sanftes, gutes Herz, durch ihre jugendliche Heiterkeit, die sie sich trotz der unglückseligen Verhältnisse, in denen sie aufgewachsen war, zu erhalten gewußt hatte, und durch ihren Verstand nahm sie Alles für sich ein, was sich ihr nahete.

Der beschränkten Vermögens-Umstände ihres Vaters wegen wurde wenig Gesellschaft im Hause gesehen; nur einmal im Jahre gab es eine große Schmauserei, wozu sich eine Commission einfand, die die Cassen der Hebungs-Beamten zu untersuchen hatte; dieser zu Ehren wurde allemal ein Fest veranstaltet, bei dem Alles erschien, was Anspruch auf Auszeichnung im Städtchen machen durfte.

Es war nicht lange nach dem Tode der Mutter, als Amalia, die damals eben ihr sechszehntes Jahr angetreten hatte und in der vollen Blüthe ihrer Schönheit stand, die Honneurs bei einem solchen Feste machen mußte.

Es konnte nicht fehlen, daß eine solche Schön-

heit, ein solcher Jugendreiz auffallen mußte; auch machte man ihrem Vater von allen Seiten Complimente über den Besitz einer solchen Tochter; Keiner aber that dies mit mehr Feuer und Begeisterung, als der siebenzig Jahr alte, unermeßlich reiche Herr von S., ein Mann, der außer seinem großen Vermögen auch noch eine sehr einträgliche und ehrenvolle Stelle besaß. Er schien seine Blicke nicht von Amalien abwenden zu können; er drängte sich, so oft es nur anging, an sie, um ihr Artigkeiten zuzuflüstern; er sah mit der lebhaftesten Unruhe auf seine beiden, gleichfalls anwesenden Söhne, Adam und Christian, deren Blicke und Benehmen nur zu deutlich verriethen, daß das bezaubernde Mädchen auch auf sie einen lebhaften Eindruck gemacht habe, und nach Tische, wo sich Alles in den Garten hinabbegab, nahm er Amaliens Vater allein und unterhielt sich eine ganze Weile mit demselben in einem abgelegenen Bosquet.

Als er wieder zur Gesellschaft zurückkehrte, strahlte sein Blick vor Freude, und er wagte es, der ihm den Kaffee präsentirenden Amalia verstohlen die Hand zu drücken. Diese sah ihn mit großen Augen und fast erschrocken über eine solche Zudringlichkeit an, wobei sie lebhaft erröthete; er

aber lächelte geheimnißvoll und nannte ſie „ſein ſüßes Kind.“

Dieſes geckenhafte Betragen des Greiſes machte den unangenehmſten, ja, den widrigſten Eindruck auf das junge Mädchen, das von dieſem Augenblick an gefliſſentlich vermied, in die Nähe des Herrn von S. zu kommen; dieſer aber ließ ſich keineswegs dadurch abſchrecken, ſondern ſetzte ſeine Bewerbungen um ihre Gunſt mit der größten Beharrlichkeit fort, ſo daß ſie von Herzen froh war, als die Geſellſchaft ſich endlich trennte.

Am andern Morgen, als ſie dem Vater den Kaffee bereitete, welches Geſchäft ihr ſeit dem Tode ihrer Mutter zugefallen war, ſagte ihr Vater, von der Zeitung aufſehend, in der er bisher eifrig geleſen hatte, plötzlich zu ihr:

— „Du wirſt Dich verheirathen, Amalia.“

— „Ich?“ ſtammelte die Erſchrockene.

— „Ja, Du,“ verſetzte der Vater mit Nachdruck, und nachdem er einige große Dampfwolken aus ſeiner Pfeife gezogen hatte, fügte er mit dem ruhigſten Tone von der Welt hinzu: „Du wirſt Herrn von S. heirathen.“

— „Herrn von S.?“ fragte Amalia wieder, und erröthete lebhaft, denn ſie glaubte, daß es vielleicht Adam von S. wäre, der ſich um ihre

Hand durch seinen Vater hätte bewerben lassen, und dieser junge, nicht eben häßliche Mann hatte ihr durchaus nicht mißfallen. „Welchen von den beiden Brüdern meinen Sie, lieber Vater?“ fügte sie nach einer kleinen Pause schüchtern hinzu.

— „Keinen von Beiden,“ versetzte der Vater, indem er das hingelegte Zeitungs-Blatt wieder aufnahm und die Augen darauf heftete; „Du wirst den Vater dieser beiden jungen Leute heirathen. Er hat sich gestern bei mir um Deine Hand beworben und ich sie ihm zugesagt; ich hoffe, daß Du das Glück zu schätzen wissen wirst, das Dir durch diese Verbindung zu Theil wird.“

Man kann sich denken, was Amalia empfand, als sie diese Worte aus einem Munde vernahm, der nie Widerspruch duldete; sie war einer Ohnmacht nahe und zerfloß in Thränen.

— „Nun, was ist Dir?“ fragte ihr Vater, durch ihr Schluchzen von seiner Lectüre abgezogen, mit strengem Tone. „Die Partie ist Dir wohl am Ende nicht recht, und Du hättest vielleicht lieber einen von den jungen Fäntchen gehabt, die Dich seit einiger Zeit umschwärmen, wie ich mit großem Mißvergnügen bemerkt habe; aber daraus kann nichts werden, und Herr von S., mein alter Freund, ein Mann, der in der

allgemeinſten Achtung ſteht und der überdies reich wie Krösus iſt, wird Dein Gemahl. Ich habe ihm das zugeſagt, und es bleibt dabei."

Die unglückliche Amalia antwortete ihm nicht weiter; ſie trug den Tod im Herzen und wankte auf ihr einſames Kämmerchen hinauf, um ihren Thränen freien Lauf zu laſſen und Gott um Rettung anzuflehen; denn von Menſchen konnte ſie dieſe ja nicht erwarten. Hier war es, wo ſich endlich der Entſchluß aus ihrer Seele losrang, dem Vater mit Feſtigkeit erklären zu wollen, daß ſie nie den Herrn von S. heirathen und lieber den Tod, als dieſen wählen würde.

Sie erſchien bei Tiſche nicht, ſondern blieb, obgleich ihr Vater ſie mehre Male durch die andern Kinder rufen ließ, auf ihrem Zimmer; ſie hoffte, daß er durch ihre Widerſetzlichkeit in Zorn gerathen und ſelbſt kommen würde, und das eben wollte ſie, um ſich gegen ihn zu erklären.

Sie hatte ſich in dieſer Vorausſetzung nicht getäuſcht; er kam wirklich gleich nach Tiſche mit zornglühendem Antlitze zu ihr und ſtellte ſie wegen ihrer Widerſetzlichkeit zu Rede.

— „Mein Vater," ſagte ſie, ihm flehend ihre Hände entgegenſtreckend, „haben Sie Erbarmen mit meinem Zuſtande! Wie hätte ich, deren

Herz von der furchtbarsten Angst, von dem namenlosesten Schmerze bedrückt ist, wohl im Kreise meiner Geschwister erscheinen können?"

— „Du bist ein albernes Ding und scheinst mir schon Romane gelesen zu haben," versetzte der Vater höhnisch; „aber kurz und gut, ich will Dein Gewinsel nicht länger anhören und Du wirst den Herrn von S. in vierzehn Tagen heirathen."

— „Ich werde ihn nicht heirathen," sagte Amalia, durch diese Härte auf's Aeußerste gebracht, mit festem Tone; „ich will tausendmal lieber sterben, als die Gattin dieses alten Gecken werden, der mir in tiefster Seele zuwider ist."

— „Du willst ihn nicht heirathen und wagst mir zu trotzen, mir, Deinem Vater?!" rief dieser aus, und die allen seinen Hausgenossen so furchtbare Röthe des Zorns flammte auf seinem Antlitze empor. Dann hielt er plötzlich inne und schien sich mit Gewalt zu bekämpfen; er machte mehre Gänge durch das kleine Gemach und blieb endlich vor der vergehenden Tochter stehen, zu der er mit leiser, bebender und gänzlich veränderter Stimme sagte:

— „Du wirst den Herrn von S. doch heirathen, Amalia; Du wirst eine gute Tochter und

Schweſter ſein und die Deinen nicht durch Deine Hartnäckigkeit in's Unglück ſtürzen wollen! Wiſſe denn, daß ich ein ruinirter, ein auf ewig beſchimpfter Mann bin, daß wir Alle an den Bettelſtab gerathen, wenn Herr von S. nicht Dein Gatte wird. Du weißt, daß die Unterſuchungs-Commiſſion bereits hier iſt; morgen wird Gaſſen-Viſitation ſein, und die meinige iſt nicht in Ordnung. Herr von S. iſt reich, ſehr reich; er iſt in Dich verliebt und würde Dich um einen weit theurern Preis erkaufen, als die tauſend Thaler ſind, die an meiner Gaſſe fehlen. Sobald er Dein Jawort haben wird, entdecke ich mich ihm, und wir ſind gerettet, wie ich mit Gewißheit weiß. Jetzt, meine Tochter, wirſt Du nicht mehr ſagen, daß Herr von S. nicht Dein Gatte werden ſoll; ich kenne Dein Herz und vertraue ihm."

Mit dieſen Worten verließ er ſie.

In welchem Zuſtande die Unglückliche zurückblieb, läßt ſich leicht ermeſſen. Bis zum Abende blieb ſie allein, dann rief man ſie hinunter; Herr von S. war da, er wiederholte ſeine Bewerbung um ihre Hand und das unglückliche getäuſchte Schlachtopfer ſprach ihr Ja aus.

Das Vorgeben ihres Vaters war, wie die Folge auswies, ein unwahres geweſen: ſeine

Casse befand sich in der besten Ordnung und er hatte, um Amalien zur Einwilligung zu der sehnlichst von ihm gewünschten Heirath zu bewegen, diese niedrige Lüge ersonnen, weil er sonst fürchten mußte, bei seinem Kinde einen unüberwindlichen Widerstand zu finden.

Herr von S., der sich am Ziele seiner Wünsche sah, bot Alles auf, sich seiner Verlobten gefällig zu erweisen; er ließ die reichsten Geschenke aus dem unfernen Hamburg für sie kommen; er richtete sein Haus zum Empfange seiner neuen Gattin auf's Prächtigste ein; er bot alle Künste der Toilette auf, um sich selbst so viel als möglich zu verjüngen, und betrieb die Anstalten zur Hochzeit mit um so größerer Eilfertigkeit, da er fürchten mußte, daß seine Verlobte noch ihr Wort zurücknehmen und er so um den so heißersehnten Besitz des schönen Mädchens kommen könne; denn daß Amalia ihm nur erzwungen ihr Jawort gegeben hatte, darüber konnte ihm kein Zweifel mehr bleiben, wenn er sie ansah: verwelkte sie doch seit dem Verlobungstage, wie eine von einem giftigen Wurme angenagte Rose!

Endlich kam der furchtbare Tag heran, an dem das unglückliche Mädchen sein furchtbares Opfer vollbringen sollte. Man putzte Amalien

auf's Schönste, man steckte ihr Diamanten in das reichgelockte Haar und vor den Busen; man schmückte sie mit Kränzen, Bändern und Schleifen und sie, die halb todt war, ließ Alles mit sich geschehen.

Bald stand der Priester vor dem ungleichen Paare, und erst als er das auf ewig bindende Ja von ihren Lippen forderte, erwachte Amalia aus der Betäubung, von der sie bis dahin befangen gewesen war: sie konnte es nicht aussprechen, dieses verhängnißvolle Ja; ihre Lippen versagten ihr den Dienst dazu, und sie sprach es nicht!

Sei es nun, daß der sie trauende Geistliche es trotz dem von ihren Lippen vernommen zu haben glaubte; sei es, daß er, durch Herrn von S. gewonnen, sich stellte, als habe er es sie aussprechen hören; kurz, er segnete den neuen Bund ein, als wäre Alles in der gehörigen Ordnung gewesen, und die unglückliche Amalia wagte keinen lauten Widerspruch, vermuthlich, weil ihr Vater ihr gegenüber stand und seinen strengen Blick fest auf sie gerichtet hatte.

Glückwünschende umringten jetzt die Neuvermählten; allein Amaliens Kraft reichte nicht weiter: sie wurde ohnmächtig und man mußte sie

aus dem Saale in die für sie bereiteten Gemächer tragen, wohin ein Arzt aus der Gesellschaft ihr folgte.

Keinem in der Gesellschaft war es ein Geheimniß mehr, was in dem Herzen der armen Amalia vorging, und Jeder weihte ihr sein innigstes Mitleid; auch war die Verstimmung allgemein und sichtbar, und die Gesellschaft ging früh auseinander, da die Neuvermählte nicht wieder erschien. Herr von S. hatte, von Besorgniß getrieben, zu seiner kranken Gattin in's Zimmer gehen wollen, der Arzt es ihm aber, aus Rücksicht auf ihre Schwäche, verboten.

So herrschten Trauer und Unruhe in einem Hause, wo die größte Freude hätte herrschen sollen. Doch Amalia war an dem verhängnißvollen Tage nicht die einzige Unglückliche in demselben: die beiden Söhne des Herrn von S. hatten die heftigste Zuneigung für ihre Stiefmutter gefaßt, schon an dem Tage, wo sie die reizende Amalia im Hause ihres Vaters bei dem Festmahle sahen, und wurden seitdem von geheimer Gluth verzehrt.

Auch die reizlose, bereits dreißig Jahr alte Tochter des Herrn von S. war nichts weniger als erfreut über die neue Vermählung ihres Vaters, die ihr den häuslichen Scepter entriß und

ihn in die Hände einer Andern gab, und ſie, die gewohnt war, über ihren Vater eine faſt unumſchränkte Herrſchaft auszuüben, hatte es ſich nicht nur erlaubt, demſelben Vorſtellungen über dieſe unpaſſende Partie zu machen, ſondern ihn ſogar mit Vorwürfen überhäuft, als er, der von ſeiner Leidenſchaft wie verblendet war, den erſtern kein Gehör geben wollte.

Für Charlotte war alſo das, was ſich gleich nach der Trauung zugetragen hatte, gleichſam ein Triumph, und ſie verſchonte ihren alten, durch Amaliens Krankheit zu Boden geſchmetterten Vater nicht mit ihren bittern oder beißenden Bemerkungen, die er, gebeugt wie er war, mit Ergebung hinnahm.

Am folgenden Tage war Amalia ſo weit wieder hergeſtellt, daß ſie zu Mittag bei Tiſche im Kreiſe ihrer neuen Familie erſcheinen konnte. Sie war bleich wie der Tod, aber ſelbſt jetzt noch hinreißend ſchön; der Vater und die beiden Söhne betrachteten ſie mit glühenden Blicken, während Charlotte die Mürriſche ſpielte und ſich nicht entſchließen konnte, die Gattin ihres Vaters mit dem Namen Mutter zu begrüßen. Dies mußte ihr auch ſchwer fallen, da ſie füglich

ſelbſt die Mutter der unglücklichen Amalia, vermöge ihres Alters, hätte ſein können.

Dieſe ſprach wenig über Tiſche und antwortete nur auf die an ſie gerichteten Fragen. Ein hoher Ernſt ruhte auf ihrem vor Kurzem noch ſo blühenden, jugendlichen und heitern Geſichte, und ſie ſchien plötzlich um viele Jahre älter geworden zu ſein.

Am Nachmittage kam ihr Vater mit ihren Geſchwiſtern, um den Neuvermählten die üblichen Glückswünſche darzubringen; Amalia, an die er ſich auch wandte, nachdem er ſeinen Schwiegerſohn begrüßt hatte, ſah ihn mit einem Blicke an, der bewirkte, daß er den ſeinigen zu Boden ſchlug; Vorwürfe aber machte ſie ihm nicht, ſelbſt da nicht, als er durch Zufall einige Augenblicke allein mit ihr blieb. Er entfernte ſich bald wieder.

Es iſt mir nie klar geworden, ob es der Arzt war, der Amalia in ſeine Behandlung nahm, als ſie gleich nach der Trauung ohnmächtig wurde, welcher, aus Mitleid mit dem armen jungen Schlachtopfer, ihr angab, wie ſie ſich zu verhalten habe, um das unglückſelige Band noch wieder lösbar zu machen, das ſie jetzt umſchlang, oder ob die Idee aus ihr ſelbſt und aus ihrer unüberwindlichen Abneigung gegen von S. her-

vorging; genug, dieſer wurde nie ihr Gatte im wahren Sinn des Wortes, welche Mittel er auch aufbot, ihre Standhaftigkeit zu beſiegen, und eben dieſer Umſtand war es, auf dem ihr Anwalt fußte, als es ſpäterhin zu einer Scheidungs-Klage zwiſchen den beiden Ehegatten kam.

Charlotte, welche ſich vor der Herrſchaft der neuen Mutter ſo ſehr gefürchtet hatte, ſah dieſe Furcht bald beſeitigt, denn Amalia bat ſie gleich vom erſten Tage an, die Zügel des häuslichen Regimentes nach wie vor führen zu wollen, indem ſie ſich noch zu jung und unerfahren fühle, einem ſo großen, glänzenden Hauswesen vorſtehen zu können, und dies begründete gleich ein beſſeres Verhältniß zwiſchen Beiden. Charlotte, ſo ſehr ſie auch zu Anfang gegen ihre junge Stiefmutter eingenommen geweſen war, konnte doch der Liebenswürdigkeit derſelben nicht widerſtehen, und es bildete ſich bald eine Art von ſchweſterlichem Verhältniß zwiſchen Beiden, das, wenn auch von keiner Seite innig, doch ganz erträglich war.

Der alte von S. bemühte ſich indeß mit ſeinen beiden Söhnen um die Wette, die Gunſt der gegen alle Drei gleich ſpröden Amalia zu gewinnen; die Eiferſucht, welche Jeder gegen den Andern an den Tag legte, führte oft die ſeltſamſten

Scenen herbei, und verwirrte bald dermaßen die Wirthschaft, daß man hätte glauben können, sich in einem Tollhause zu befinden.

Die Eifersucht des Vaters drang auf die Entfernung der beiden Söhne, von diesen aber wollte Keiner weichen, nicht, weil man den Vater als Nebenbuhler fürchtete, sondern ein Bruder den andern, dem er gutes Spiel zu machen glaubte, wenn er sich entfernte. Jeder hoffte, diese unglückselige Ehe früher oder später gelöst und dann sich zu Ansprüchen auf den Besitz der Heißgeliebten berechtigt zu sehen; Jeder drang in die Stiefmutter, sich der Gewalt eines Mannes zu entziehen, den sie nicht lieben könne, dessen Gattin sie nur dem Namen nach sei und dem sie nur gezwungen ihre Hand gereicht habe, und bot ihr für diesen Fall seine thätige Hülfe, seinen Schutz an.

Der Blick in eine Familie, in der alle Bande der Natur zerrissen, alle Verhältnisse durch Leidenschaft verkehrt worden waren, kann nicht gut thun; daher enthalte ich mich der Schilderung der einzelnen empörenden Scenen, die aus dieser Verwirrung hervorgingen.

Nur Amalia erhielt sich inmitten dieses Gräuels rein; nur sie wußte bestimmt, was sie wollte;

nur auf sie blickte Alles mit Liebe und Achtung, was sich sonst anfeindete. Weit über ihre Jahre hinaus, zeigte sie sich verständig, bedacht und tactvoll und wußte Alles um sich her, wenigstens ihr gegenüber, in den Schranken des Anstands zu erhalten.

Doch sollte auch sie in den verderblichen Strudel der sinnverwirrenden Leidenschaft hinabgezogen werden und ihre Allmacht über ein junges Herz kennen lernen.

Ihre Jugend fiel in die Zeit, wo Europa, und namentlich Deutschland, von den aus ihrem Vaterlande durch die Revolution theils vertriebenen, theils freiwillig auswandernden Franzosen überschwemmt wurde, und auch die Stadt, in der Amalia lebte, blieb von diesen Flüchtlingen nicht verschont. Unter ihnen nahm ein noch junger, ritterlicher und schöner Mann, der Marquis von Pütiny, die allgemeine Aufmerksamkeit und Theilnahme um so mehr in Anspruch, da er mit einer schönen Gestalt anmuthiges Wesen und die feinste Gesittigung verband. Man beeiferte sich von allen Seiten, dem liebenswürdigen Fremdlinge zuvorzukommen und ihn über sein unglückliches Schicksal, über die erlittenen großen Verluste zu trösten; man suchte aus allen

Winkeln seines Gedächtnisses sein weniges Französisch zusammen, um ihn zu unterhalten, der kein Wort Deutsch verstand, und bald wurde keine Gesellschaft mehr gegeben, zu der er nicht eingeladen worden wäre.

Lange hatte sich Amalia gesträubt, sich den geselligen Vergnügungen hinzugeben; zu sehr mit sich selbst und ihrem Grame beschäftigt; es sich zu sehr bewußt, daß sie der Gegenstand einer allgemeinen Neugierde und ihre häuslichen Verhältnisse der des lieblosen Spottes und Geklätsches wären, hatte sie sich in die Einsamkeit zurückgezogen, in der es ihr noch am wohlsten war, und wo sie wenigstens ungestört über die geknickte Blüthe ihrer Jugend weinen konnte.

Allein bald machten die sich immer mehr verwirrenden Verhältnisse in ihrem Hause ihr den Aufenthalt in demselben zur Hölle; bald war sie in der Stille ihres Gemachs nicht mehr gegen die Zudringlichkeit der sie mit ihrer verbrecherischen oder unstatthaften Liebe Verfolgenden gesichert, und sie floh wieder hinaus in die Welt, wo man die Schranken des äußern Anstandes doch gegen sie zu beobachten gezwungen war, und wo sie wenigstens auf Augenblicke frei aufathmen konnte.

Man nahm sie, die Allen interessant und von Vielen bedauert war, mit offenen Armen wieder auf und es wurden ihr von allen Seiten die Huldigungen dargebracht, auf die sie sowohl wegen ihrer geistigen, als körperlichen Vorzüge Anspruch zu machen berechtigt war. In den neuen Lebenskreisen, die sich ihr hier eröffneten, war es, wo ihr der Marquis zuerst begegnete und ihr durch sein ächt ritterliches Wesen, durch die sanfte Schwermuth, die ihn trotz seiner Jugend umfloß, interessant wurde. Zu ihrem Erstaunen fand sie ihre Stieftochter Charlotte auf eine gewisse Weise vertraut mit diesem jungen Manne; dies kam daher, daß Charlotte die Einzige in der Stadt war, die ganz geläufig Französisch sprach, so daß sie sich in dieser Sprache eben so gut, wie in ihrer Muttersprache unterhalten konnte. Ihr Vater hatte sie gleich nach dem Tode seiner ersten Gattin in eine von zwei alten Französinnen errichtete Pensions-Anstalt gethan, und sie in dieser die fremde Sprache sich ganz zu eigen gemacht.

Charlotte, die an Huldigungen, ihr von Männern dargebracht, wenig gewöhnt war, fand sich überaus durch die Aufmerksamkeiten geschmeichelt, die ihr von einem allgemein gefeierten und noch dazu von einem so jungen und schönen Manne,

dargebracht wurden. Der Marquis kam in den Gesellschaften, die sie gemeinschaftlich besuchten, sogleich auf sie zu, so wie er sie nur erblickt hatte; er nahm gern seinen Platz neben ihr und führte sie fast immer zu Tische, und sie hielt die ihrem Sprachtalente von ihm dargebrachten Huldigungen nach Art eiteler, sich selbst überschätzender Personen, für ihr persönlich dargebrachte, obgleich ein Blick in ihren Spiegel sie davon hätte überzeugen können, daß sie nicht dazu geschaffen war, einem jungen, schönen und gefeierten Manne zu gefallen.

In der Stadt beurtheilte man die Sache anders und glaubte, daß der junge Fremdling, der im Vaterlande durch die Gewalt der Umstände sein ganzes Vermögen eingebüßt hatte, darauf bedacht sei, sich ein solches in der Fremde durch eine reiche Heirath wieder zu verschaffen; denn Charlotte, deren Mutter sehr reich gewesen war, befand sich seit der von ihrem Vater eingegangenen zweiten ehelichen Verbindung im Besitze eines bedeutenden Vermögens, da Herr von S. mit seinen Kindern erster Ehe hatte abtheilen müssen, wie die Gesetze des Landes es wollten.

Mochte Charlotte nun selbst den Glauben hegen, daß der Marquis ernstliche Absichten auf

ſie habe oder ſie ſich nur durch die ihr augenblicklich dargebrachten Huldigungen geſchmeichelt und gehoben fühlen, ohne an die Zukunft zu denken; genug, ſie fand an dem jungen Fremdlinge ſo viel Geſchmack, daß ſie nicht abließ, bis ihr Vater ihn auch zu ſich einlud, und der Marquis blieb nicht aus.

Schon hatte er Amalia geſehen; ſchon hatten ihre faſt wunderbaren Reize einen tiefen Eindruck auf ſein leicht erregliches Gemüth gemacht; ſchon war ſie der Gegenſtand ſeiner Träume, ſeiner Wünſche und — Hoffnungen; denn nicht entgangen war es ſeinem Scharfblick, daß auch ſie ihn nicht mit der Gleichgültigkeit anſah, womit ſie andere Männer betrachtete; ſchon hatte er ſie lebhaft erröthen ſehen, als ſein Blick zufällig dem ihrigen begegnete.

Ueberdies ſchienen ihre Verhältniſſe, von denen er durch die Geſchwätzigkeit der Bewohner des Städtchens hinlänglich unterrichtet war, ſeine aufkeimende Neigung nur allzuſehr zu begünſtigen. Eine junge, ſchöne Gattin an der Seite eines alten, abgelebten Gatten wird von jungen Männern ſtets als eine leichte Eroberung betrachtet, und ſo zweifelte von Pütiny auch nicht daran, daß er über Amalien den Sieg davon tra-

gen würde, wenn es ihm nur gelänge, sie öfter als bisher zu sehen, und dazu eröffnete sich ihm jetzt durch Charlottens Entgegenkommen die günstigste Aussicht. Freilich mußte er, um seine Wünsche nicht scheitern zu sehen, große Klugheit, Vorsicht und Feinheit aufwenden; allein er war sich aller dieser Vorzüge bewußt, er war ein Mann, der sich äußerlich durchaus zu beherrschen verstand, und überdies lange in der großen Welt gelebt hatte, und so begann er das mißliche Spiel mit fröhlichem Muthe, mit dem einem Franzosen so eigenthümlichen Selbstvertrauen.

Schwer, sehr schwer war aber die Aufgabe, die er sich gesetzt hatte; denn der Hort, den er heben wollte, wurde nicht nur von einem Fassner bewacht, sondern sogar von dreien, und überdies hatte er Charlottens Eigenliebe zu schonen.

Amalia kannte die Liebe und ihre Gefahren noch nicht, als sie den Marquis kennen lernte; zwar war ihr jetziger Stiefsohn Adam, ein hübscher, stattlicher Mann, ihr zu Anfang ihrer Bekanntschaft nicht eben widerwärtig gewesen und sie würde ihm vielleicht gern ihre Hand am Altare gereicht und wahrscheinlich eine glückliche Ehe mit ihm geführt haben; allein dieser flüchtige

Eindruck war längſt wieder verwiſcht worden, eben weil er durchaus nur oberflächlich geweſen war, und jetzt konnte ſie gar nur mit Abſcheu und Widerwillen auf einen Mann ſehen, der ſeine verbrecheriſchen Wünſche zu der Gattin ſeines Vaters erhob, deſſen rückſichtsloſe Leidenſchaft alle Schranken niederiß und den Gegenſtand derſelben dem öffentlichen Tadel oder doch der öffentlichen Mißdeutung bloß ſtellte.

So war Amaliens Herz völlig frei, als von Pütinn, der erſte bedeutende Mann, der ihr entgegentrat, ſich ihr in der Abſicht näherte, es den Schlag der Liebe ſchlagen zu lehren. An's Unglaubliche aber ſtreifte Charlottens Verblendung, die nicht bemerkte, daß ihre Stiefmutter der einzige Magnet war, der den Marquis in's Haus zog; nicht bemerkte, daß dieſer nur noch Augen für Amalia hatte und gleichſam von ihren Blicken nur noch lebte. Weil er mehr mit Charlotten plauderte und mehr mit ihr plaudern konnte, weil ſie der franzöſiſchen Sprache mächtiger war, als ihre Stiefmutter, glaubte ſie ſich von dem ſchönen Fremden bevorzugt, und es kam ihr keinen Augenblick in den Sinn, daß ſie an jener eine ſo gefährliche Nebenbuhlerin habe. Man kann ſich vorſtellen, daß der feine Franzoſe alles, was

in seinen Kräften stand, aufbot, um sie in ihrem Wahne zu bestärken.

Ein Umstand sollte ihre Sicherheit noch vermehren: Amalia, die die Gefahr zu ahnen anfing, von der sie durch den Marquis bedroht war, bat sie, die Besuche desselben einzuschränken und sie nach und nach, ohne daß es Aufsehen erregte, ganz aufhören zu lassen.

— „Und weshalb denn das?" fragte Charlotte verwundert. „Ist der Marquis nicht ein Mann, den man überall gern sieht und durch dessen Umgang sich Jeder geehrt fühlt?"

— „Ich gebe das gern zu, liebe Charlotte — aber" . . .

— „Nun?" fragte diese verwundert, und sah ihre Stiefmutter mit großen Augen an.

— „Ihr Ruf, liebe Charlotte, der meinige . . ." versetzte Amalia, und senkte erröthend das Auge zu Boden.

— „O, Sie, liebe Mutter," rief Charlotte mit einem unangenehmen, verzerrten Lachen, „Sie sind in der ganzen Stadt für eine zweite Lucretia bekannt, und Ihr Ruf kann daher unter den Besuchen des Marquis nicht leiden; und was mich anbetrifft, so sein Sie außer aller Sorge. Es

wäre ja eben auch kein Unglück, wenn der Marquis"..... sie ſtockte hier und erröthete etwas.

— „Freilich wäre es kein Unglück, wenn der Marquis ſich um Ihre Hand bewürbe, liebe Charlotte," ſagte die Mutter nach einer Pauſe mit einer Stimme, die ſo bewegt war, daß ſie leicht zur Verrätherin ihres Innern hätte werden können, was aber von Charlotten nicht bemerkt wurde; „allein wir kennen dieſen jungen Mann noch ſo wenig, und wer kann uns dafür einſtehen, daß er nicht nur ſein Spiel mit — uns wollte ſie ſagen, beſann ſich aber ſchnell und fügte nach einer kleinen Pauſe hinzu —: mit Ihnen treibt und ſich auf Koſten Ihres Rufes, vielleicht Ihres Herzens und Ihrer Ruhe, amüſirt? Sie werden ſelbſt eingeſtehen müſſen, daß ſeine Beſuche faſt zu häufig werden und ſo leicht Stoff zum Stadt-Geſpräch geben könnten."

— „Daran werde ich mich auch kehren!" rief Charlotte piquirt, und das Geſpräch hatte hier ein Ende, weil die Mutter es nicht weiter fortſetzen wollte.

Amalia hatte ſich jetzt, wie ſie meinte, mit ihrem Gewiſſen abgefunden, indem ſie auf die Entfernung des Mannes gedrungen, der ihrer Ruhe, vielleicht gar ihrer Moral, gefährlich zu werden

drohte; dieſes Abfinden war aber ein jeſuitiſches, denn hätte ſie ſich ernſtlicher gefragt, ſo würde ſie ſich ſchon haben ſagen müſſen, daß ſie die Entfernung des ſchönen, ihr ſo gefährlichen Mannes keineswegs wünſche, ſondern nur mit dem größten Schmerz daran denken konnte. Indeß verlieh ihr dieſer Schein-Verſuch, eine Trennung zwiſchen ihr und dem Marquis herbeizuführen, eine verderbliche Beruhigung und Sicherheit, und ſie, die jetzt Alles gethan zu haben glaubte, was nur irgend in ihrer Macht ſtand, um ſich dem Verderben zu entreißen, gab ſich von nun an ohne weitern Kampf dem Schickſale anheim.

Bald geſtand der Marquis ihr ſeine Liebe; bald lag er zu ihren Füßen und beſchwor ſie, ihn durch ihre Strenge nicht auf immer unglücklich zu machen, und ach! bald las er in ihren thränenfeuchten Blicken das Geſtändniß ihrer Schwäche gegen ihn und einer Gegenliebe, die ihn auf den Flügeln des Entzückens in den Himmel trug! Keine Künſte der Verführung wurden von ihm geſpart, um Amalia in den Strudel des ſittlichen Verderbens hinabzuziehen; allein der Sieg wurde ihm ſchwerer gemacht, als er, nachdem er einmal ihrer Liebe gewiß war, geglaubt hatte: Amalia war durch ihre treffliche Mutter in den ſtrengſten Grund-

sätzen erzogen worden und besaß überdies eine große Geistes- und Selbstbeherrschungskraft: sie widerstand ihm, sie blieb besonnen und würdig inmitten der Berauschung, worin eine so gewaltige Leidenschaft sie versetzte, und der Marquis scheiterte in allen seinen Versuchen auf ihre Tugend.

Da begriff er, daß er es nicht mit einer gewöhnlichen Frau zu thun habe, und da seine Leidenschaft, eben durch den Widerstand, den ihm Amalia leistete, nur noch heftiger entflammt wurde, redete er ihr von der Möglichkeit einer festen, selbst vor der Welt untadelhaften Verbindung. Er zeigte ihr deutlich, daß er ihr Verhältniß zu ihrem jetzigen Gatten, der es nur dem Namen nach sei, genau kenne, und schlug ihr vor, sich durch die Flucht mit ihm daraus zu retten; das Uebrige werde dann ein guter Advocat thun, und ihrem Glücke nichts mehr hindernd im Wege stehen, nachdem sie gerichtlich von ihrem Gatten getrennt sein würde.

Dieser Vorschlag fand, wenn auch erst nach heftigen Kämpfen, Eingang bei ihr. Sie hatte die Trennung von von S. immer als das einzige Rettungsmittel für sich angesehen und die Möglichkeit einer solchen klug sich zu erhalten gewußt; was sollte sie jetzt daran verhindern, sie herbeizuführen,

da auch ihr Vater bereits gestorben war und sein Wille kein Hinderniß mehr abgeben konnte? Auch die Liebe für Pütiny hatte jetzt ein Wort darein zu reden: sie konnte, wenn ihre Wünsche und Hoffnungen in Hinsicht der Trennung von ihrem jetzigen Gatten in Erfüllung gingen, das Weib des Mannes werden, den sie über Alles liebte und von dem sie eben so geliebt wurde; sie konnte sich überdies durch die Flucht Verhältnissen entziehen, die mit jedem Tage drückender und widerlicher für sie wurden, und die auf die Länge doch nicht haltbar gewesen wären.

So ging sie auf die Vorschläge des Marquis ein, und dieser bereitete mit Klugheit und Vorsicht Alles zu ihrer Flucht vor, die an einem Tage und in einer Stunde ausgeführt wurden, wo von Pütiny, um allen Verdacht von sich abzulenken, zum Besuche in ihrem Hause und in dem eifrigsten Gespräch mit Charlotten begriffen war.

Während desselben, kurz vor dem Abend-Essen, entfernte sich Amalia aus dem Wohnzimmer, begab sich in das ihrige, packte ihre Pretiosen und einige wenige nothwendige Sachen zusammen, mit denen sie sich, von der Dunkelheit begünstigt, in den Garten hinab begab. Von diesem führte eine kleine Hinterpforte zu einem reizenden Landsee, an

deſſen Ufer, durch die Vorſorge des Marquis, eine leichte Barke befeſtigt war, die Amalia ſelbſt regieren konnte, weil ſie zu rudern verſtand.

Alles ging glücklich; ſie fand die Barke am Ufer, beſtieg ſie und ruderte glücklich zum jenſeitigen Ufer hinüber, wo ſie in dem Hauſe ihrer Amme, die an einen armen Fiſcher verheirathet war, eine ſichere Zufluchtsſtätte für die Nacht fand, denn dieſe Pflegerin ihrer Kindheit ſtand keinen Augenblick an, ihr auf ihre Bitten eine ſolche zu gewähren und ihr auch, für den Fall einer Nachſuchung, einen ſichern Verſteck anzuzeigen. Am nächſten Morgen wollte aber der Marquis ſie in aller Frühe daſelbſt abholen und ſie dann, mit zuvor ſchon beſtellten Poſtpferden, weiter führen.

Die Zeit des Nacht-Eſſens war indeß herangekommen; das Eſſen ſtand auf dem Tiſche und man begab ſich auf Amaliens Zimmer, um die Herrin des Hauſes einzuladen, Theil daran nehmen zu wollen; der damit beauftragte Diener kehrte aber nach wenigen Minuten mit der Nachricht in das Wohnzimmer zurück, daß die gnädige Frau nicht oben ſei.

— „So wird ſie in einem andern Zimmer ſein," verſetzte Adam auf dieſe Anzeige, und mit unwilligem Tone fügte er hinzu: „Weshalb hat

Er denn seine Herrin nicht ordentlich gesucht, Friedrich?

— „Gnädiger Herr, ich bin überall im ganzen Hause gewesen, wo ich die gnädige Frau nur vermuthen konnte," war die Antwort; „allein sie ist nicht da, sie ist sicher nicht da!" betheuerte er.

— „So wird sie vielleicht in den Garten hinabgegangen sein," sagte der Marquis, der mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit dieser Verhandlung zugehört und sich die größte Mühe gegeben hatte, die Deutsch Sprechenden zu verstehen.

— „Gewiß ist sie das!" betheuerte Charlotte, an die er seine Worte gerichtet hatte; „der Abend ist schön, sie wird noch ein wenig im Garten lustwandeln."

— „So will ich die Mutter dort aufsuchen," nahm Adam das Wort und verließ den Speise-Saal; ihm folgte der eifersüchtige Christian auf dem Fuße nach.

Beide durchschweiften den Garten nach allen Enden; Beide riefen laut den Namen der Mutter, allein keine Antwort wurde ihnen. Da hörte Adam, als er in die Nähe der zum See hinausführenden Pforte kam, daß diese, vom Nachtwinde bewegt, auf- und zuschlug, obgleich er sie selbst vor einigen Stunden, wie er zu thun gewohnt war, von in-

nen verriegelt hatte. Eine furchtbare Ahnung ergriff ſein Herz: wie wenn die unglückliche Amalia, die in der letzten Zeit ſo ungewöhnlich ſtill und nachdenkend geweſen war, ihrem Daſein ein Ende gemacht und den Tod in den Fluthen des Sees geſucht hätte? Er trat ſchaudernd zur offenen Pforte hinaus; Alles war ſtill und der Mond beſchien hell den Spiegel des Sees, deſſen leicht gekräuſelte Wellen, vom Nachtwinde ſanft aufgeregt, ſich plätſchernd an dem blumigen Ufer brachen. Er rief hier nochmals den Namen der Mutter, allein auch jetzt blieb Alles ſtill und er ohne Antwort.

Mit Gefühlen, die ſich nicht beſchreiben laſſen, kehrte er in den Eß-Saal zurück, wo er den Bruder ſchon fand, der eben Bericht über ſein vergebliches Nachforſchen abſtattete. Adam war blaß wie der Tod, als er wieder zu den Andern zurückkehrte, und ohne die Gegenwart des fremden Mannes zu beachten, rief er: „Sie iſt fort! Sie iſt nirgends zu finden!“

— „Fort!?“ rief der Alte, und ſeine Geſichtszüge verzerrten ſich krampfhaft. „Fort!?“ wiederholte er, „und wohin, Unglückskind, wohin?“

— „Was weiß ich es?“ verſetzte Adam, ſich

erschöpft auf einen Stuhl niederwerfend. „Vielleicht in den Tod," fügte er nach einer Pause mit dumpfer Stimme hinzu. „Haben wir sie doch genug gequält, wir Alle — und die zum See führende Pforte stand offen."

Der Alte erhob jetzt ein furchtbares Geschrei, griff nach der Klingel-Schnur und klingelte so lange, bis die ganze Dienerschaft des Hauses erschrocken herbeigerannt kam. Man erkundigte sich nach den Befehlen des Gebieters und erhielt Ordre, überall nachzusuchen, ob die Herrin des Hauses nirgends zu finden sei; man zündete Laternen an, man eilte in den Garten hinab, zum See hinaus, man rief Amaliens Namen überall; man brachte die ganze Nachbarschaft, am Ende die halbe Stadt, mit in Aufruhr, und der Marquis war einer der Eifrigsten beim Suchen und Rufen, so daß auch nicht der mindeste Verdacht auf ihn fiel. Alles war aber natürlich vergeblich, und der Gedanke an einen Selbstmord Amaliens faßte immer tiefer Wurzel in dem Herzen Aller. Mit dem ersten Strahl des Tages wurden eine Menge Böte auf dem See in Bewegung gesetzt, man warf Netze, Haken u. s. w. aus, um die Leiche aufzufischen, denn der vor Schmerz dem Wahnsinne nahe Alte wollte wenigstens die ent-

ſeelte Hülle Derjenigen haben, die er lebend nicht hatte beſitzen können. Man fand aber natürlich nichts.

Erſt mit Anbruch des Tags hatte der Marquis ſich von der troſtloſen Familie entfernt; zu welchem Ende, weiß man; allein er hatte ſich zu lange aufgehalten, es war hoch im Sommer und der Tag überraſchte ihn daher zu ſchnell; da auf dem See und am Ufer Alles in Bewegung war, konnte er, ohne geſehen zu werden, nicht zu Boot über denſelben ſetzen, und mußte daher den Tag über noch in F. aushalten; man kann ſich vorſtellen, in welcher Unruhe und unter welchen Gefühlen er ihn zubrachte.

Die Meinung, daß Amalia den Tod geſucht und gefunden habe, hatte ſich indeß im Hauſe des Herrn von S. geändert; Charlotte, die allein beſonnen geblieben war, hatte auf dem Zimmer ihrer Stiefmutter Nachforſchungen angeſtellt und dort die Entdeckung gemacht, daß ihr ganzer reicher Schmuck fehle, auch fand man alle Schlüſſel zu ihren Schränken, Commoden u. ſ. w. vor, ſo daß man Alles genau durchſuchen konnte.

So hatte ſie alſo doch die Flucht ergriffen; aber wohin und mit wem? Dies waren Fragen, die man ſich vergebens vorlegte.

Die Nachforschungen nahmen jetzt eine andere Richtung und der alte von S., der die schöne Flüchtige um jeden Preis wieder haben wollte, warf sich in seinen mit vier Pferden bespannten Wagen, um ihr nachzusetzen, während die beiden Söhne sich zu Pferde setzten, um die entflohene Mutter in andern Richtungen zu verfolgen.

Adam, der wußte, daß Amaliens Amme am jenseitigen Ufer des See's wohnte und mit ihrem ehemaligen Pflegling, durch Wohlthaten, die sie noch immer von demselben empfing, in fortwährender Verbindung stand, kam auf den Einfall, die Hütte der alten Fischer-Frau aufzusuchen, und zum großen Erschrecken derselben trat er gegen Abend in ihre Hütte.

Der Umstand, daß unfern derselben am Ufer des Sees eine sehr hübsche, offenbar dem armen Fischer nicht zugehörige Barke befestigt war, bestärkte ihn in dem Verdachte, daß seine Stiefmutter hier eine Zufluchtsstätte gesucht habe, und wenn er sie, nachdem eine ganze Nacht und der größte Theil des Tages verloren gegangen war, auch nicht mehr in der Hütte der Amme zu finden hoffen durfte, so glaubte er doch durch Versprechungen oder Drohungen die Mitwisser dahin

bringen zu können, daß ſie ihm die Richtung anzeigten, in der Amalia entflohen war.

Wie groß war aber ſein Erſtaunen und ſeine Ueberraſchung, als ſich, ſo wie er in der Dämmerung in die Hütte eintrat, ihm die Stiefmutter mit den franzöſiſch geſprochenen Worten entgegenſtürzte:

— „O mein Gott, wie lange haſt Du mich warten laſſen, und welche Angſt habe ich indeß ausgeſtanden!“

Die Arme hielt ihn für den Marquis und war ſo ſelbſt zur Verrätherin an ſich durch ihre Voreiligkeit geworden.

— „So? ich finde Sie alſo hier, liebe Mutter?“ antwortete ihr Adam mit ſpottendem Tone. „Wenn Sie indeß Angſt um den ausbleibenden Buhlen ausſtanden, den ich jetzt aus Ihrer franzöſiſchen Anrede errathe,“ fügte er mit vor Wuth bebender Stimme hinzu, „ſo war die unſrige um Sie nicht minder groß; wir glaubten, daß Sie ſich den Tod in den Fluthen gegeben hätten und haben Sie deshalb überall im See geſucht. Jetzt kommen Sie, damit ich Sie wieder nach Haus führe, und dem Skandal ein Ende gemacht werde, denn die ganze Stadt iſt auf Ihrer Fährte.“

Es iſt ein Wunder, daß dieſes unerwartete

Zuſammentreffen, dieſes Scheitern gleichſam im Hafen, Amalien nicht den Tod auf der Stelle gab. Einen Augenblick war ſie wie erſtarrt, wie vom Blitze gerührt; dann faßte ſie ſich wieder und Adam zu Füßen ſinkend, bat und beſchwor ſie ihn unter Thränen, ſie nicht unglücklich zu machen.

Er beſaß, obgleich er, von Leidenſchaft verblendet, bisher gegen ſie nicht recht gehandelt hatte, doch kein böſes, verderbtes Herz und war ſogar großmüthiger Regungen fähig; als er ſeine unglückliche Stiefmutter daher zu ſeinen Füßen liegen ſah; als ſie ihm mit der Beredtſamkeit, die die Verzweiflung eingiebt, ihre ganze grauſame Lage, alle die Qualen auseinander ſetzte, die ſie unverſchuldet erdulden müſſen, erweichte ſich ſein Gemüth, und er hob ſie auf, um ihr Troſt zuzuſprechen.

— „Ich habe Sie geliebt, Mutter," ſagte er unter Thränen, „und liebe Sie noch, wie ich nie ein Weib geliebt habe, noch je wieder lieben werde; ſo kann ich Sie nicht unglücklich machen, Sie nicht denſelben Schmerzen ausſetzen, die mich gefoltert haben, ſeit ich Sie zuerſt erblickte. Sie können noch wieder glücklich werden — Sie haben durch die Leiden, denen Ihre Jugend erlag,

das Recht erlangt, zum Erſatz dafür Glück und Freude vom Himmel verlangen zu dürfen — ſo ſollen Sie ſie erlangen, wenn es Gottes Wille iſt, und nicht ich will Ihnen hindernd in den Weg treten. Machen Sie, daß Sie von hier fort kommen, denn auch mein Bruder Chriſtian könnte auf den Einfall gerathen, Sie hier zu ſuchen. Mein Vater hat die Richtung nach *** eingeſchlagen, wohin er Sie geflüchtet glaubt, da Sie dort nahe Anverwandte beſitzen; Chriſtian ſucht Sie jetzt auf dem Wege von ** — vermeiden Sie alſo dieſe Beiden und reiſen Sie mit Gott, der Ihr Schutz und Schirm ſein wolle."

Er wandte ſich bei dieſen Worten von ihr ab, um ſeine Thränen vor ihr zu verbergen; ſie reichte ihm ſtumm vor Rührung ihre Hand, die er mit Heftigkeit küßte; dann entfernte er ſich langſam und ſie ſah ihn nicht wieder.

Nach einer Stunde langte Pütiny an, der bleich von Schrecken zu ihr eintrat, da ihm Adam am Ufer begegnet war, ohne ihn jedoch anzureden, obgleich er ihn geſehen und erkannt haben mußte. Amalia konnte ihn beruhigen, und Beide traten, da ihnen jetzt keine Poſtpferde mehr zu Gebote ſtanden, ſogleich ihre Flucht zu Fuße an.

Mit Anbruch des Morgens erreichten ſie die

nächste Station, ließen Postpferde und eine Postkutsche vor das Wirthshaus kommen, warfen sich hinein und fuhren nach N., wo sie Schutz und Hülfe bei Bekannten zu finden hoffen durften.

Hier angelangt, übergab Amalia sogleich ihre Angelegenheit einem geschickten Rechts-Anwalt und stellte sich zugleich auf seinen Rath unter den Schutz des Magistrats des Städtchens; denn das Land durfte man nicht verlassen, wenn der Scheidungs-Prozeß mit Erfolg geführt werden sollte.

Kaum hier eingerichtet — N. war damals auch unser Wohnort, und wir lernten in ihm Amalien kennen — erschien, zum nicht geringen Erschrecken dieser, von S., der ihre Spur verfolgt und sie endlich aufgefunden hatte. Nicht wie ein zürnender Ehemann, sondern wie ein Flehender erschien er vor ihr und versprach ihr nicht nur, alles Vorgefallene zu vergeben und zu vergessen, sondern sie, sofern sie nur zu ihm zurückkehren wolle, zu seiner Universal-Erbin einzusetzen.

Man kann sich vorstellen, daß Amalia unerbittlich blieb, und da sie ihr Schutzrecht und die bereits eingeleitete Klage auf Trennung geltend machte, blieb dem von Liebe verblendeten Greise nichts weiter übrig, als sich trostlos wieder zu entfernen.

Von nun an finden wir Amalia, der wir bisher nur unſer innigſtes Bedauern weihen konnten, ſchuldig: ſie gab ſich dem Geliebten ganz hin und wurde die Mutter zweier Kinder, die noch ſeinen Namen nicht führen durften, weil der Scheidungs-Prozeß noch nicht beendigt war; von S. ſuchte dieſen, immer noch in der Hoffnung, daß Amalia zu ihm zurückkehren würde, durch alle der Chicane zu Gebote ſtehende Mittel in die Länge zu ziehen, und ſo zog er ſich durch Jahre hin.

Es iſt unglaublich, wie weit die Leidenſchaft des bedauernswürdigen Greiſes für dieſe Frau ging: er überhäufte nicht nur Amalia ſelbſt mit den reichſten Geſchenken, die ſie natürlich nicht annahm, ſondern auch ihre Kinder; ja, er machte ſelbſt nach der Geburt derſelben noch Verſuche, ſeine Gattin zu ſich zurück zu führen und bot ihr zu dem Ende an, die beiden Kinder legitimiren und zu ſeinen Erben einſetzen zu wollen.

Der geſchickt eingeleitete und geführte Prozeß ging indeß ſeinen Gang fort und wurde zu dem gewünſchten Ende geführt: Amalia ſah ſich nach Verlauf einiger Jahre frei, und der Marquis gab ihr ſeine Hand am Altare, worauf er vorerſt allein

in ſein Vaterland zurückkehrte, wohin Napoleon ihm und den Seinen den Weg eröffnet hatte.

Wie zu Anfang dieſer Geſchichte erzählt worden, berief von Pütiny jetzt ſeine Gattin mit ſeinen beiden Kindern zu ſich, und wir haben über ihr ferneres Schickſal nichts weiter vernommen. Möge es, nach ſo vielen Stürmen ein glückliches geweſen ſein!

III.

Der alte Leihbibliothekar.

Der alte Leihbibliothekar.

Früher war noch nicht, wie jetzt, in kleinen Städten sogar für die Lectüre durch Leihbibliotheken gesorgt, und man mußte, um sich Bücher, Journale u. s. w. zu verschaffen, sie von den zunächst gelegenen großen Städten kommen lassen, was natürlich große Unbequemlichkeiten mit sich führte und überdies, der Transport-Kosten wegen, überaus kostspielig war.

In dieser Hinsicht war das Städtchen Itzehoe vor vielen andern sehr bevorzugt, indem es eine Leihbibliothek und einen Leihbibliothekar besaß; beide waren aber so eigenthümlicher Art, daß sie wohl einer kleinen Schilderung würdig sein dürften.

In einem engen, zum Felde direct hinausführenden Gäßchen der obengenannten Landstadt stand ein kleines, unansehnliches und durchaus verfallenes Häuschen mit kleinen niedern und so beschmuzten, so angelaufenen Fenstern, daß kein Blick in die Stube gestattet war. Dieses Haus war selbst während des Tages stets verschlossen und öffnete sich nur, wenn man anklopfte, worauf sich ein kleiner, sehr hagerer Mann mit dunklen, blitzenden, tiefliegenden Augen zeigte, der gewöhnlich die Brille auf der Stirn, statt auf der Nase, sitzen hatte, weil er sie nur zu den feinern Arbeiten seines Berufs — er war Buchbinder — gebrauchte, sonst aber überaus scharf sah.

Brüning, so hieß dieses, von J. G. Müller in den „Papieren des braunen Mannes" verewigte Original, öffnete dem Anklopfenden nur mit Vorsicht die Thür, fixirte ihn mit seinen kleinen, stechenden Augen sehr scharf und öffnete dann, oder verschloß, je nachdem ihm der Einlaß Begehrende gefiel oder mißfiel, seine Thür; letzteres that er allemal mit einigen derben Flüchen, die sich allmälig in ein Brummen verloren, bis Alles wieder todtenstill in dem Häuschen ward.

Die äußere Erscheinung dieses Mannes hatte etwas so Auffallendes, und sein Gesicht war zu-

gleich so klug, so geistreich und so boshaft, daß man seiner nicht leicht wieder vergaß; besonders stachen die kleinen schwarzen, von buschigen Brauen noch mehr verdüsterten Augen, die denen einer Schlange an List und Klugheit glichen, auffallend in dem magern, aschgrauen und reichlich mit Bart bewachsenen Gesichte hervor. Der Mund war zahnlos und so tief eingefallen, daß das sehr spitzige Kinn und die noch spitzigere Nase sich fast berührten; die Stirn war breit und hoch und der Scheitel fast kahl; nur hinten um den Kopf zog sich noch ein Kranz spärlicher, weiß und schwarz gemischter Haare. Die Gestalt war klein und mager und bereits sehr vom Alter gekrümmt; der Anzug der der Handwerker in kleinen Städten, nur war er auffallend schmuzig.

Dies war der Buchbinder und Leihbibliothekar des Städtchens Itzehoe, und zugleich für uns, die wir nach geistiger Nahrung schmachteten, ein überaus wichtiger Mann.

Um zu Brünings Schätzen zu gelangen, mußte man förmlich bei ihm eingeführt und gewissermaßen durch eine ihm bereits bekannte Person beglaubigt werden, denn sonst bekam man kein Buch von ihm, selbst nicht gegen das stärkste Pfand; auch durfte man nicht bei ihm abonniren

und bekam nie mehr als ein Buch zur Zeit; das erstere gestattete er nicht, weil er sich die Freiheit vorbehalten wollte, seinen Leser, sobald er ihm auf irgend eine Weise mißfiel, sogleich verabschieden zu können, und das that er ohne Barmherzigkeit; das letztere wurde vielleicht durch die nicht eben große Sammlung von Büchern bedingt, die er im Besitze hatte; auch ängstigte es ihn sehr, wenn er bedeutende Lücken in seinem Schatze erblickte, und es traf sich wohl einmal, daß er ihn selbst Denen auf eine Zeitlang verschloß, die sonst nach Belieben daraus schöpfen durften, blos deshalb, weil er nach seiner Meinung zu viel verliehen hatte und seinen Vorrath nicht noch mehr vermindert sehen wollte.

Denn seine Bücher waren seine Welt, sein Glück, das einzige Gut, auf das er Werth setzte, und er bewachte sie, obgleich sie größtentheils schon alt, schmuzig und sehr verlesen waren, wie man den köstlichsten Schatz bewachen würde. Sie mußten ihm Alles sein: Gattin, Kind, Freunde und Genossen, denn von allem Diesen besaß er nichts und hatte auch nie den Trieb in sich verspürt, sie sich anzueignen. Er lebte ganz allein in dem kleinen verfallenen Häuschen und betrieb selbst sein eigentliches Geschäft, die Buchbinderei,

ganz ohne Gehülfen, so daß man oft lange warten mußte, bevor man ein Buch, das man ihm zum Einbinden übergeben hatte, wieder bekam. Er hatte wenig körperliche Bedürfnisse, und ich sah ihn weder rauchen noch schnupfen, auch sollte er, wie die Nachbarn aussagten, sehr frugal leben, und im Sommer sah man oft mehre Tage seinen Schornstein nicht rauchen, so daß er dann von kalter Küche, Brot u. s. w. leben mußte.

Die Nachbarn hielten ihn deshalb für einen Geizhals, was er aber keineswegs war; denn wäre er das gewesen, so würde er, um Geld zu gewinnen, Jedem ohne Ausnahme Bücher gegeben haben, wenn er nur dafür bezahlte, und das that er nicht; alles, was er erwarb oder erübrigte, verwandte er zum Ankaufe neuer Bücher, und ein Werk mochte noch so theuer sein, so schaffte er es an, wenn es ihm gefiel, denn er las es jedesmal erst durch, bevor er es kaufte; aber er war auch durch Nichts dazu zu bewegen, ihm mißfällige oder Bücher von solchen Autoren anzuschaffen, die ihm nicht zusagten. So besaß er, wie J. G. Müller mir schon erzählt hatte, kein einziges seiner Werke in der Bibliothek, weil er Müller, aus einem Grunde, der mir nie klar geworden ist, bitter haßte, und erklärte die Werke

desselben, wenn man nach ihnen bei ihm fragte, für „Schofel-Waare."

Da meine Freundin, die Gräfin Elisabeth von B., bei ihm las, bat ich sie, mich bei Brüning einzuführen, was sie nach einigem Zögern that, denn seit einem komischen Vorfalle, der sich vor Kurzem zugetragen hatte, war Brüning sehr aufgebracht auf den gesammten Adel, namentlich aber auf die Stifts-Damen, geworden, und stand auf dem Punkte, gänzlich mit ihm zu brechen, d. h. ihm sein Haus und seine Bibliothek zu verschließen, und so fürchtete sie sich, sich bei ihm zu zeigen.

Die Sache war die:

Eine der Stifts-Damen, eine nahe Anverwandte meiner Freundin Elisabeth, hatte mit einem sehr jungen und schönen Manne bürgerlichen Standes, einem Arzte, ein Liebesverhältniß angeknüpft, obgleich dieser verheirathet war, und beging den Mißgriff, das Haus des alten Brüning dazu auszuersehen, zu einer bestimmten Stunde sich ein Rendez-vous mit ihrem Liebhaber zu geben, der niemals verfehlte, ihr auf dem Fuße nachzufolgen, so wie sie in dasselbe getreten war. Freilich stellten Beide sich, als ob sie sich nur zufällig träfen und als ob allein der Umtausch

der Bücher sie dahin führe — denn es war noch eine Eigenthümlichkeit Brünings, daß man in Person kommen und sich die Bücher abholen mußte, und er sie nie dienenden Personen anvertraute —; allein der alte pfiffige Mann roch trotz dem bald Lunte und wurde nur durch die Zuneigung, welche er gegen den jungen, sehr gelehrten, stets die besten Werke lesenden Arzt hegte, davon abgehalten, dem Pärchen das consilium abeundi zu geben.

Endlich machten die Beiden es ihm aber doch zu arg, indem sie sich nicht nur fast täglich in der Bibliothek trafen, sondern die Stifts-Dame auch ihrem Liebhaber die Stunde andeutete, wo er Abends oder Nachts ihre Thür offen finden würde. Dies machte sie so: sie schlug nämlich ein zur Hand liegendes Buch auf, setzte den Finger auf eine Seitenzahl desselben, und reichte es dann dem jungen Arzte mit den Worten dar:

— „Lesen Sie einmal, Herr Doctor, das ist eine sehr hübsche Stelle!"

Der Arzt merkte sich dann die Seitenzahl und richtete seine Besuche nach derselben ein.

Brüning hatte die Liebenden schon seit einiger Zeit mit verbissenem Ingrimme beobachtet; als er aber seiner Sache gewiß und fest davon überzeugt

zu ſein glaubte, daß man ſein ehrliches Haus auf ſolche Weiſe mißbrauchte, brach er los, überhäufte das Pärchen mit Vorwürfen und Schimpfreden und verbot demſelben den Eintritt in ſeine Wohnung und Bibliothek für immer, worauf es ſich, äußerſt beſchämt und noch auf die Gaſſe hinaus von ihm mit harten Worten verfolgt, entfernte. Die Sache machte natürlich Aufſehen bei den Nachbarn, beſonders da Brüning ſo aufgebracht war, daß er, in der offenen Thür gegen ſeine Gewohnheit ſtehen bleibend, Alles laut erzählte, was ihm begegnet war, und wurde ſo zum Stadt-Geſpräch.

Seit dieſer Zeit hatte der ſeltſame Alte, dem Dergleichen mit Bürgerlichen noch nie begegnet war, einen Widerwillen gegen den Adel gefaßt und war namentlich auf die Stifts-Damen äußerſt aufgebracht, weil Comteſſe L. zu dieſen gehörte.

— „Ich will ein blaues Auge daran wagen, Dich bei dem alten Cerberus einzuführen,“ ſagte Eliſabeth, nachdem ich ihr meine Bitte deshalb vorgetragen hatte; „allein ich kann nicht dafür einſtehen, daß er uns nicht Beide zur Thür hinausweiſt, denn er ſoll ſeit dem Vorfalle mit L. auf uns Alle ſehr ergrimmt ſein.“

Wir gingen trotz dem und ſtanden bald vor

der Thür des alten Brüning, der uns auf unser Klopfen nicht eben in der brillanteſten Laune öffnete, denn er hatte Rauch im Hauſe und wurde ſehr dadurch gequält; doch ließ er uns ohne Weiteres ein, und wir befanden uns nun in dem Tempel der Muſen, in dem Heiligthume des ſeltſamen alten Mannes.

Ein nicht eben großes Zimmer zur rechten Hand diente zugleich zur Bibliothek und zum Arbeitszimmer. Alle Wände deſſelben waren von unten bis oben mit Borten bekleidet, in denen die Bücher, ſorgfältig nach den verſchiedenen Fächern geordnet, ſtanden. Nur in der Mitte deſſelben war ein Raum frei geblieben, den ein großer, feſter Tiſch von Eichenholz ausfüllte, worauf Brüning ſeine Buchbinder-Arbeiten betrieb. Ein wahrhaft unermeßlicher Staub und Schmuz bedeckte Alles in dieſem überdies ſtark angeräucherten Zimmer, ſo daß ich mich vergebens nach einem Platze umſah, wohin ich Paraſol und Handſchuhe auf einen Augenblick legen könnte; doch wenn ich ſie nicht arg beſchmuzt ſehen wollte, mußte ich beides in der Hand behalten.

Eliſabeth begrüßte den wunderlichen Alten mit ihrer gewohnten Freundlichkeit und ſtellte mich ihm dann als eine neue Teilnehmerin ſeiner Bibliothek,

zugleich aber auch als eine Person vor, die bereits mit den Musen sich befreundet habe und gewiß in der Folge noch selbst viele Bücher schreiben werde.

Auf diese Empfehlung — denn das war sie für Brüning, der für Alles, was zur Literatur gehörte, eine Art von Respect hatte — betrachtete er mich mit seinen kleinen, durchdringenden Augen auf eine mich im höchsten Grade verlegen machende Weise, schob die Brille auf der Stirn einige Male hin und her, und fragte dann mit einer schnarrenden, höchst unangenehmen Stimme:

— „Welches Buch steht Ihnen zu Befehl?"

— „Ich ersuche Sie um einen Katalog," war meine Antwort, „um mir eins aussuchen zu können."

— „Ei was, Katalog! Katalog!" brummte er. „Ich habe keinen Katalog; ich bin selbst der Katalog meiner Bücher. Sagen Sie mir, was Sie wünschen, und wenn es zu Hause ist und ich es besitze, sollen Sie es haben."

Ich erinnerte mich nun, daß Elise von A. mir den „Alamontado" von Zschokke als ein sehr gutes Buch empfohlen hatte und bat es mir von ihm aus. Seine Gesichtszüge erheiterten

ſich ſichtbar, als ich es forderte, und er ging, um es mir zu holen.

— „Das iſt ein gutes Buch, ein ſehr gutes Buch," ſagte er, es mit zärtlichen Blicken betrachtend, nachdem er den dick darauf ruhenden Staub zum Theil abgeblaſen, zum Theil mit dem Aermel ſeiner ſehr ſchmuzigen wollenen Jacke abgewiſcht hatte, „und eben deshalb wird es wenig geleſen," fügte er mit einem Seitenblick auf Eliſabeth hinzu, deren Lectüre ihm wohl weniger gefallen mochte.

Ich zahlte ihm, was recht war, er trug meinen Namen und den Titel des von mir gelichenen Buches in ſein Regiſter ein, und wir ſchieden als Freunde von einander. Bemerken muß ich noch, daß keins ſeiner Bücher numerirt war, und daß alle einen ganz gleichen Einband von dunkelgrauem, marmorirtem Papier hatten, daß er aber trotz dem jedes Buch auf der Stelle zu finden wußte, obgleich ſeine Sammlung wohl an 4 bis 5000 Bände betrug. Er mußte ein ungeheures Gedächtniß und nebenbei viel Ordnungsſinn haben, denn jedes Buch erhielt, ſo wie es wieder zu Hauſe kam, ſeinen gehörigen Platz und nie brauchte er eins zu ſuchen. So wie man ein Buch von ihm forderte, wandte ſich ſein Blick

sogleich nach der Stelle um, wo es stehen mußte, und nie irrte er sich in Hinsicht derselben; auch wußte er ganz genau, ob eins zu Hause oder verliehen sei, ohne daß er nachzusehen brauchte. So konnte er mit Recht sagen, daß er selbst der Katalog seiner Bücher sei.

Ich kam von nun an oft zu ihm, und da ich unter Elisens Anleitung und Auswahl nur gute Bücher las, ihm überdies dann und wann ein Geschenk mit einem Buche machte, wurden wir bald die besten Freunde; ja, er hob mir sogar Bücher auf, wenn ich welche forderte, die eben nicht zu Hause waren, was ein Zeichen seiner höchsten Gunst war.

Er schien sich wirklich für mich zu interessiren und sparte sogar seinen guten Rath nicht gegen mich.

— „Hören Sie, liebes Kind," sagte er an einem Tage zutraulich zu mir, „Sie gefallen mir, weil Sie gute Bücher lesen, und, wie ich glaube, mit Nutzen; aber Eins mißfällt mir an Ihnen: weshalb gehen Sie so viel mit den infamen adlichen „Schaufkatten" (Schnaubkatzen) um? Ich sehe Sie so oft Arm in Arm damit an meinem Hause vorüber gehen, und ärgere mich jedesmal darüber. Glauben Sie mir, hinter

all den hochadlichen Dirnen iſt nichts dahinter, die Baroneſſe von A. nehme ich etwa aus; das kann Niemand beſſer wiſſen, als ich, bei dem ſie leſen, und Gott ſei geklagt, welches Zeug! Nicht Eine von ihnen hat noch je ein ernſtes, ordentliches Buch gefordert; es iſt mir ordentlich eine Pein, ſie zu bedienen, und ſeit dem Vorfall mit der Comteſſe L. bin ich ſchon oft auf dem Punkte geweſen, ſie alle zum Tempel hinaus zu weiſen. Das lieſt nichts, als Romane und abgeſchmackte Liebesgeſchichten; Das ſtopft ſich den Kopf voll von böſen Gedanken, die für den Stand gar nichts taugen, und da kommen denn ſolche ſaubre Verhältniſſe heraus, wie bei der Comteſſe L.; Gott wolle ihnen allen gelegentlich einen Mann geben, damit der Skandal aufhöre!"

So ſchalt er noch eine Weile fort, und hatte im Grunde nicht Unrecht. Zu meinem Erſtaunen war er, trotz ſeiner Abgeſchiedenheit von der Welt, ſo genau von der ſkandalöſen Chronik des Orts und der Umgegend unterrichtet, als hätte er mitten im Gewühl der dortigen großen Welt gelebt. Woher er das Alles hatte, habe ich nie in Erfahrung bringen können; vielleicht ſah er zuweilen einen alten Bekannten, der es ihm in einem trau-

lichen Plauderstündchen zubrachte, denn anders läßt sich die Sache nicht erklären.

— „Ich hätte," fuhr er in seiner ermahnenden und wohlgemeinten Rede gegen mich fort, „bald von Ihnen eine ganz unrichtige Idee bekommen, da Sie sich bei mir durch die Comtesse von B. einführen ließen, die übrigens noch eine der Bessern ist und auf deren Betragen der Leumund nichts zu sagen haben kann; allein für Sie taugt ein solcher Umgang doch nichts, und Sie thäten gut, sich fein zu den Bürgerlichen zu halten, zu denen Sie selbst gehören. Die hochnasigen Dinger, wenn sie sich auch eine Zeitlang mit Ihnen unterhalten, wollen Ihnen doch nichts, und wenn sie in ihrer adlichen Clique sind, sehen sie Sie doch über die Achsel an."

Er redete so noch eine Weile fort und gerieth immer mehr in Eifer. Bewundern mußte ich, wie genau er Jede kannte, und wie genau den Charakter einer Jeden zu bezeichnen wußte, und zwar allein nach den Büchern, die sie lasen. In seinem riesenhaften Gedächtnisse hatte er Alles aufgespeichert, was ihm seit so vielen Jahren vorgekommen war, und nichts davon hatte er vergessen.

Man kann sich vorstellen, daß ein Mann wie

Brüning nicht eben beliebt und ſogar gefürchtet in dem Städtchen war, und doch mußte man ihm kommen, da man nur durch ihn Lectüre erlangen konnte.

Sehr erwünſcht war es daher für Viele, als eine durchreiſende Schauſpieler-Truppe ein Stück aufführte, welches „Siegfried von Lindenberg“ hieß — ich glaube, es iſt zu jener Zeit auch an andern Orten gegeben worden — und worin ein Charakter vorkam, der mit dem des alten Brüning die größte Aehnlichkeit hatte. Um mehr Zuſchauer herbeizulocken, wie dies allemal durch ein zu erwartendes Skandal geſchieht, hatte der Schauſpieler, welcher den alten Brüning darzuſtellen hatte, ſich ganz genau eine Kleidung machen laſſen, wie dieſer ſie trug, wenn er Sonntags zur Kirche ging, was er regelmäßig und in einem höchſt auffallenden Anzuge that. Er trug dann nämlich einen Rock von milchweißem Tuche mit großen Stahlknöpfen und einem kurzen, breiten Schooße; eine ſcharlachrothe Weſte und eine kurze, ſehr knapp anliegende hellblaue Tuch-Hoſe zu geſtammten Strümpfen und zu Schuhen mit breiten ſilbernen Schnallen. Sein Haupt bedeckte er mit einer dicken Knoten-Perücke und trug den dreieckigen Hut, zur Scho

nung derſelben, unter dem Arm, während ſich die eine Hand mit einem dicken ſpaniſchen Rohr bewaffnet hatte; das ſo hoch war, daß der elfenbeinerne Knopf ihm faſt bis zur Naſe reichte.

Dieſes Coſtüme war ſo auffallend, daß es leicht nachgeahmt werden konnte, und von dem Schauſpieler auch wirklich in den kleinſten Theilen nachgeahmt wurde. Schon lange vorher, ehe das angegebene Stück aufgeführt werden ſollte, hieß es daher im Städtchen: man wird den alten Brüning auf's Theater bringen, und Jeder beeilte ſich, zu der erſten Darſtellung einen Platz zu ſuchen.

— „Wiſſen Sie wohl, Herr Brüning," ſagte einer ſeiner Leſer boshaft zu ihm, „daß man aus dem „Siegfried von Lindenberg" unſers Müller ein Stück gemacht hat und es auf das Theater bringen wird?"

— „Wenn es nicht beſſer iſt, als der Roman," verſetzte der Alte, „ſo wird nicht viel daran ſein."

— „Doch will alle Welt es ſehen," erwiederte der Andere.

— „So? ich glaube das wohl, denn das Schlechte findet immer den meiſten Zulauf."

— „Es iſt nicht das, ſondern es wird eine

Merkwürdigkeit darin vorkommen, und die zieht die Menge an."

— „Etwa ein Pagliazzo, der sich am Schlusse der Darstellung auf den Kopf stellt, die Beine in die Höhe streckt und ein Rad schlägt? So Etwas mögen die Leute hier!"

— „O nein, Herr Brüning, Sie sind sehr im Irrthume; man wird einen berühmten Mann unserer Stadt, man wird Sie in dem Stücke darstellen."

— „Vortrefflich! das muß ich sehen!" rief der Alte, ohne, wie der Andere gehofft hatte, böse zu werden, noch außer Fassung zu gerathen.

Der Tag der Darstellung kam heran; alle Plätze waren besetzt und das ziemlich geräumige Rathhaus, wo die Vorstellung statt fand, fast überfüllt. Da, als eben Aller Blicke sich auf den sich erhebenden Vorhang gerichtet hatten, trat unser Brüning, mit seiner sonntäglichen Kleidung angethan, in den Saal, drängte sich bis zum Orchester durch, stellte sich dorthin und stand, zu Aller Erstaunen mit auf dem Stockknopf gestützten Kinn in der vordersten Reihe da. Bald erschien seine Copie auf dem Theater, und zwar so naturgetreu in allen Theilen, selbst in Haltung und Stellung, so wie in der Maske nachgebildet, daß

man zweifelhaft werden konnte, welcher der wahre Brüning, ob der da oben auf den Brettern oder der da unten im Parterre es sei.

Ein donnernder Applaus begrüßte den Schauspieler gleich bei seinem ersten Auftreten, und als er, der sein Original unten erkannt hatte, ganz wie dieser das Kinn auf den Stockknopf stützte und zu Brüning eben so hinunter sah, wie dieser zu ihm hinauf, so wollten der Jubel und das Gelächter kein Ende nehmen.

Brüning ließ sich durch alles Dieses nicht einen Augenblick außer Contenance bringen, und schien sich eben so sehr zu ergötzen, als das übrige Publicum; auch hielt er bis zu Ende der Darstellung aus und entfernte sich dann langsam und gravitätisch.

— „Nun, Herr Brüning," redete ihn draußen einer der jungen Leute an, „wie hat Ihnen das Stück gefallen?"

— „Ganz gut, und der Schauspieler, der mich darstellte, hat seine Sachen so weit ganz gut gemacht:

„Wie er räuspert und wie er spuckt,
„Das hat er ihm freilich abgeguckt;
„aber!" . . . . .

Er verbeugte sich bei diesen Worten gegen den Frager und ging von dannen.

Da ich von Itzehoe bald wegkam, habe ich von dem alten Brüning nichts weiter gehört und weiß ſo nicht, ob er noch lebt, oder ſchon geſtorben iſt. Er gehörte aber gewiß zu den eigenthümlichſten und unerforſchlichſten Menſchen, die es je gegeben hat, und ein Urtheil über ſeinen Charakter und ſeine wahren Geſinnungen ſtand Keinem zu, weil beide durchaus nicht zu ergründen waren. Seine groſſe Grobheit iſt ſprichwörtlich in dem Städtchen geworden, wo er gelebt hat, und ſeine Originellität führte viele Neugierige ihm zu, die er aber oft, wenn er ihre Abſicht bemerkte, ihn ausforſchen zu wollen, derb genug abführte. Wir ſind, bis zu meiner Abreiſe, gute Freunde mit einander geblieben.

IV.

Eine ſeltſame Situation.

Eine seltsame Situation.

Ich habe oft in meinem Leben Ahnungen gehabt, die eingetroffen sind, und so muß man es mir schon nachsehen, daß ich noch daran glaube, trotz des aufgeklärten Jahrhunderts, in dem wir leben. Eine solche hatte ich auch einst, und sie kam so urplötzlich, so ohne alle äußere Veranlassung über mich, daß ich ihren Eingebungen auf der Stelle Folge leistete, was ich nie bereut habe, obgleich ich dadurch in eine der seltsamsten Situationen gerieth, in die ein junges Mädchen nur gerathen kann.

Es war im Sommer, etwa zu Anfang Augusts, und ich saß mit meiner lieben Stiefschwester Marianne unter dem Schatten der hohen Kastanien, die eine Zierde unsers überaus schönen

Gartens waren. Es war faſt zwölf Uhr und die Auguſt-Sonne brannte heiß; wir aber ſaßen ſröhlich plaudernd und nebenbei ſtickend unter dem ſchützenden Laubdache vor der Thür unſers Gartenhauſes und erfreuten uns der erfriſchenden Kühle.

Da mußte ich plötzlich und ohne die geringſte Anregung von außen einer Couſine gedenken, die ſonſt oft zu uns zu kommen pflegte, nun aber ſchon in längerer Zeit nicht bei uns geweſen war.

— „Mein Gott, was mag Louiſe L. machen?“ rief ich, den Faden des Geſprächs unterbrechend, plötzlich ſeltſam beängſtigt.

„Louiſe L.? wie kömmſt Du auf die?“ fragte die Schweſter verwundert.

— „Es iſt ſeltſam, ich mußte ihrer auf einmal gedenken,“ erwiederte ich, „und bei dem Gedanken wurde mir ſo wunderbar ums Herz, ſo ängſtlich, als ſei ihr irgend ein Unglück begegnet. Ich muß wiſſen, was ſie macht; auch iſt ſie ſo lange nicht hier geweſen.“

— „Du ſelbſt biſt eine ſeltſame Perſon mit Deinen Ahnungen und Deiner plötzlichen Liebe für Louiſe L., die ſonſt gar nicht Deine Paſſion iſt,“ erwiederte Marianne lachend. „Erinnre nur, wie Du neulich noch in die Dachrinne hin-

ausflüchtetest, um ihrem Besuche zu entgehen und einer Bitte, die sie, wie Du wußtest, an Dich hatte, und Du nicht gern gewähren wolltest, auszuweichen. Sie wird Dich trotz Deiner Flucht gesehen und sie übel genommen haben, wie sie denn überhaupt eben so empfindlich, als zudringlich ist, und deshalb so lange weggeblieben sein."

Meine Angst und Besorgniß um die Cousine hatte indeß dermaßen zugenommen, und ich war in meinem Innern so fest davon überzeugt, daß ihr in dem Augenblick irgend ein Unfall begegne, daß ich vom Stickrahmen aufsprang, mir Hut, Handschuhe und Umschlagetuch holte, und der erstaunten Marianne erklärte, ich müsse zu Louise L. gehen, um mich zu erkundigen, wie es um sie stehe. Vielleicht lag mir das kleine, gegen diese etwas zudringliche Verwandte begangene Unrecht auf dem Herzen; allein es konnte dies nicht allein sein, weil ich mit den Geschwistern schon mehre Male über meine Flucht vor ihr durch die Boden-Luke, in die zwischen unserm und dem Nachbar-Hause befindliche Dach-Rinne hinaus, gelacht hatte. Die Sache war nämlich die:

Louise L. hatte die Gewohnheit, Alles zu leihen, was ihr an Andern gefiel und brachte dann

entweder das Geliehene gar nicht oder, wenn es Kleider, Kleidungsstücke u. s. w. waren, es doch verdorben und beschmuzt wieder. Nun war sie da gewesen und hatte mich um eine Sache gebeten — ich weiß nicht mehr welche — die ich ihr nicht gern leihen wollte. Als ich einige Tage darauf im Hintergrunde auf dem Flur stand, öffnete sich plötzlich die Hausthür und zu meinem nicht geringen Erschrecken erblickte ich das wohlbekannte Gesicht meiner Cousine in derselben. Dies sehen, und die Flucht ergreifen, war Eins; doch auch sie mochte mich erblickt haben, denn schnell wie der Blitz war sie hinter mir drein. Es war in unserm Stadthause und dies eins von den hohen, fünfstöckigen Kaufmanns-Häusern, wie man sie vielleicht nur noch in Hamburg findet. Endlich befand ich mich auf dem Boden, und konnte nun nicht weiter; aber o Himmel, da höre ich die Tritte der mich Verfolgenden auch noch auf der Boden-Treppe; ich sehe mich mit Verzweiflung um: kein Versteck, kein Rettungs-Ort! Da fällt mein Blick auf die Boden-Luke, ich ziehe den Riegel zurück, ich öffne sie und springe in die Dachrinne hinaus, die Thür der Luke hinter mir zuschlagend. Hier horche ich mit laut klopfendem Herzen und höre, wie meine

Verfolgerin den Boden mehre Male auf und ab geht, wie sie mich sucht hinter Kisten und Kasten und endlich, da sie nicht auf den Einfall kömmt, mich in der Dachrinne zu suchen, mit den Worten wieder hinabsteigt:

— „Die muß hexen können! Ich sah sie doch vor mir auflaufen — wo mag sie geblieben sein?"

Dies war mein letztes Zusammentreffen mit Louise L. gewesen und diese hatte sich seitdem, wahrscheinlich dadurch piquirt, nicht wieder bei uns blicken lassen.

Man wird zugeben müssen, daß dieser letzte Auftritt mit meiner Cousine nicht dazu geeignet war, mir das Wiederzusammentreffen mit ihr erwünscht zu machen; ich fühlte, daß ich mich kindisch und ungeschickt betragen hatte und fürchtete mich überdies vor dem etwas schneidenden Witz von Louise L., die mir an Jahren überlegen war und viel Verstand hatte.

Trotz dem mußte ich diese von mir gefürchtete Person jetzt aufsuchen, obgleich die Sonne brennend heiß war, und Marianne mir tausend Vorstellungen über meinen „Unsinn," wie sie es nannte, machte, den weiten Weg zur Stadt — Louise wohnte in dieser und wir auf unserm Landhause — in der brennend heißen Mittags-Sonne machen

zu wollen. Ich widerſtand allen ihren vernünftigen Vorſtellungen und ging.

Auf dem Wege, den ich mit eilendem Fuße zurücklegte, will ich der freundlichen Leſerin etwas Näheres über Louiſe L. mittheilen.

Dieſe ſtammte von franzöſiſchen Eltern ab, die durch die Alles unter einander werfende Revolution nach Hamburg gekommen waren. Da man bei der eiligen Flucht nichts als das nackte Leben hatte retten können, mußte man, in Hamburg angelangt, darauf denken, es zu friſten, und der Vater machte ſich zum franzöſiſchen Sprachlehrer, während die Mutter eine kleine Schule errichtete, die aber, da es damals ſo viele in der Stadt gab, die auf gleiche Weiſe ihr Fortkommen ſuchten, nicht eben florirte.

Die Familie beſtand aus Vater, Mutter, Sohn und Tochter, wurde aber ſehr bald der Hälfte ihrer Mitglieder beraubt, indem Vater und Sohn kurz hinter einander ſtarben.

Nie hat man wohl ein reizenderes Geſicht geſehen, als das Louiſens. Sie hatte die ſchönſten, lebhafteſten ſchwarzen Augen, die man ſich nur denken kann; eine feine, ſchön geformte Naſe, einen reizenden Mund mit den allerköſtlichſten Zähnen, einen blühenden Teint und das bewundernswertheſte

dunkelbraune Haar; aber ach! alle diese Vorzüge wurden durch einen — Höcker verdunkelt: das arme Kind war so verwachsen, als man es nur sein kann. Doch erblickte man, seltsam genug, auf ihrem Gesichte keine Spur von der Difformität ihres übrigen Körpers, wie man es sonst bei Verwachsenen thut, deren mühseligeres Athmen den Nasen-Flügeln eine eigene Ausdehnung und Spannung gibt, so wie den übrigen Gesichtszügen einen ganz eigenthümlichen peinlichen Ausdruck.

Auch begegnete es Louisen mehre Male, daß junge Männer sich wirklich in sie verliebten, indem sie nur ihr schönes Gesicht sahen; denn eitel und gefallsüchtig wie sie war, suchte sie gern eine Ecke des Zimmers auf, in die sie sich setzte, und verdeckte obendrein ihren körperlichen Fehler durch ein sehr großes Umschlagetuch; sie zeigte sich dann als eine zwar kleine, aber überaus anmuthige Figur. So trug sich einst in unserm Hause eine überaus komische Scene zu. Ein junger Fremder von reicher und angesehener Familie, der an uns adressirt und in Folge dessen zu uns eingeladen worden war, erblickte die in ihre Ecke sich drückende Louise kaum, als sein vielleicht sehr empfängliches Herz auch schon in lichten Flammen auflohderte, und er war noch so jung, so wenig Herr seiner

ſelbſt, daß er dieſe plötzlich entſtandene Neigung offen zur Schau trug. Er wich nicht von Louiſen, die wiederum nicht aus ihrer Ecke wich; er ſagte ihr die ſchönſten Dinge und ſie, ſie ſchwamm in einem Meere von Wonne. Immer mehr verklärte ſich ihr Geſicht, je unumwundener der junge Fremde ſeine Huldigungen gegen ſie ausſprach; immer lebhafter wurde ihr von Natur ſchon ſo blühende Teint, immer feuriger das ſchwarze Auge; ſie war wirklich hinreißend ſchön.

Jetzt kam der kritiſche Augenblick: es ging zu Tiſche und unſer Aller Augen waren auf das Pärchen gerichtet, weil uns die Scene, deren Ende wir vorausſahen, ſchon lange beluſtigt hatte. Louiſe, der der junge Fremde natürlich den Arm bot, um ſie zur Tafel zu führen, erhob ſich und, trotz des ſorgfältig zuſammengehaltenen Umſchlagetuchs, kam ihr ausgewachſener Rücken zum Vorſchein. Wie wäre es mir wohl möglich, das Erſchrecken dieſes Mannes zu malen! Er erbleichte ſichtbar, er trat einen Schritt zurück, er war ſo außer aller Faſſung, daß er vergaß, ihr ſeinen Arm zu bieten; er ſtammelte, ich weiß nicht was, und erlangte erſt, als er die Blicke Aller auf ſich gerichtet ſah, ſo viele Beſinnung wieder, daß er ſie doch zu Tiſche führte. Er ſprach aber wenig

und aß noch weniger, auch entfernte er ſich bald nach dem Eſſen, um nie wieder einen Fuß zu uns zu ſetzen, obgleich mein Stiefvater ihn dringend zu ſich einlud, weil er ihm ſehr empfohlen war.

Wie alle Verwachſenen, war Louiſe überaus eitel, und ſo nahm ſie aus dieſer, ſie im Grunde tief verletzen müſſenden Scene nur die Roſen für ſich heraus und bekümmerte ſich nicht um die Dornen; ſie erkundigte ſich oft und mit dem lebhafteſten Intereſſe nach dem jungen Manne und zeigte deutlich das Verlangen, ihn wiederſehen zu wollen.

Ueberhaupt brannte in dieſem kleinen verwahrloſten Körper ein geheimes verderbliches Feuer; ſie war in Gegenwart von Männern, namentlich von jungen und ſchönen, ganz anders, weit lebhafter, witziger und aufgeregter, als wenn ſie blos von Frauen umgeben war, und erzählte uns jungen Mädchen gern im Vertrauen, welche Artigkeit ihr Dieſer oder Jener über die Reize geſagt habe, welche ſie wirklich ſchmückten; ſie ſpielte und ſang gern zärtliche Lieder und ließ ihren Witz brilliren, ſo oft Männer zugegen waren; kurz, ſie war kokett und glaubte gefallen zu können.

Schon lange, bevor ſich das zutrug, was ich

nachstehend mittheilen werde, hatte sie uns jungen Mädchen oft von einem französischen Vetter erzählt, der, obschon er verheirathet war, ihr den Hof machte, und, wie sie sagte, keinen sehnlichern Wunsch hegte, als wieder von seiner jungen Gattin getrennt zu werden, um sie heirathen zu können; auch zeigte sie uns kleine Geschenke, die sie von ihm bekommen haben wollte, und äußerte dabei eine Leidenschaft für diesen jungen Mann, die uns zu sehr erschreckte, um uns belustigen zu können. Wir machten ihr, obschon wir viel jünger waren, die lebhaftesten Vorstellungen über diese eben so unglückliche, als ungeziemende Neigung und baten sie, den Umgang mit diesem gefährlichen Vetter gänzlich aufzugeben und ihn weder in seinem Hause mehr zu besuchen, noch seine Besuche in dem ihrigen zu dulden, welches letztere um so unschicklicher war, da sie seit Kurzem auch ihre Mutter verloren hatte, und so ganz allein in der Welt dastand.

Sie versprach uns das unter einem Strome von Thränen, und unter der Versicherung, daß sie die unglücklichste Person von der Welt sei, indem der Gegenstand ihrer heißen Liebe nimmermehr der Ihrige werden könne; kurz, der allerschönste Roman war da; auch schwor sie uns, daß

ihr Vetter sie eben so heiß liebe, wie sie ihn, und daß seine Verheirathung das einzige Hinderniß einer Verbindung zwischen ihnen wäre.

So standen die Sachen, als jene zu Eingang beschriebene seltsame Ahnung mich zu Louisen trieb.

Ich langte, in Schweiß gebadet, in ihrer Wohnung an, die in einem entlegenen Theile der Stadt und in einer engen sehr häßlichen Gasse belegen war. Sie hatte sich ein Stübchen bei Handwerksleuten, ganz oben im Hause, gemiethet und lebte mit ihren Wirthsleuten, wie wir aus ihren Erzählungen wußten, nicht eben im besten Frieden, auch hatte sie die Wohnung zum Herbste gekündigt.

— „Ist Mamsell Louise zu Hause?" fragte ich beim Eintritt den Schuhmacher-Meister, der mit einem Burschen im Wohnzimmer saß und emsig sein Geschäft betrieb.

— „Ich weiß es nicht, doch glaube ich es," war seine Antwort, die er mir mit mürrischem Tone gab; „Sie müssen auf ihrem Zimmer nachsehen," fügte er hinzu: „wir bekümmern uns nicht um sie."

Es blieb mir also nichts übrig, als die drei engen und dunklen Treppen, die zu Louisens Stübchen führten, hinaufzusteigen und, oben an-

gelangt, an ihre Thür zu klopfen; es erfolgte aber keine Einladung, einzutreten. Ich klopfte ſtärker und glaubte jetzt einen ächzenden Laut zu vernehmen, der mich durchſchauerte, ſo daß ich ſchnell die Thür aufriß. Das Zimmer war leer; allein aus dem an der Wand ſtehenden Bette, deſſen dunkelgrüne Vorhänge feſt zugezogen waren, ertönte nochmals das Wimmern, das mich vorhin ſchon mit Angſt erfüllt hatte; ich eilte an's Bett, riß die Vorhänge deſſelben weit auseinander und erblickte jetzt Louiſe in einem wahrhaft furchtbaren Zuſtande.

Ihre ſonſt ſo ſchönen, regelmäßigen Züge waren auf das ſchrecklichſte entſtellt; Todtenbläſſe bedeckte ihr Geſicht, auf dem der Schweiß in großen Tropfen perlte; ihr Haar hing aufgelöſt und verwirrt um das Haupt und die großen dunklen Augen waren, wie aus ihren Höhlen herausgetrieben, ſtarr auf mich gerichtet.

— „Louiſe!“ rief ich, von einem Entſetzen bei dieſem Anblick ergriffen, das zu ſchildern ich vergebens verſuchen würde, „Louiſe, was iſt Ihnen?“

Sie antwortete mir nicht, ſondern ſtarrte mich mit einem Blick an, in dem die furchtbarſte Seelen-Angſt ſich abſpiegelte; dann wollte ſie reden,

vermochte aber nur zu lallen. Jetzt wurde sie von den schrecklichsten Convulsionen ergriffen, die sie im Bette hin und her warfen; kurz, sie befand sich in einem Zustande, der mich jeden Augenblick ihren Tod erwarten ließ.

Ich begriff, daß ich Hülfe herbeirufen müßte und eilte zu den Wirthsleuten hinunter, um diese zu bitten, sofort einen Arzt zu besorgen, allein ich traf den Mann nur allein mehr an, die Frau war, wie er mir sagte, auf den Jahrmarkt gegangen und den Burschen hatte er mit einem Paar geflickter Schuhe fortgeschickt, er selbst könne aber unter diesen Umständen das Haus nicht verlassen, das dann ganz allein stehen würde. Er meinte auch, die Krankheit werde wohl nicht so viel zu sagen haben; die Demoiselle K. sei alle Augenblick unpäßlich, und es gehe allemal so wieder vorüber.

— „Ich sage Ihnen aber, daß sie stirbt!“ rief ich zugleich in der tödtlichsten Angst und empört über die rohe Gleichgültigkeit des Mannes.

Er aber lachte laut auf, und meinte: so leicht stürbe es sich nicht, doch versprach er, nachdem ich ihn nochmals flehentlich darum gebeten hatte, zu einem Arzte schicken zu wollen, so wie sein Bursche von dem Wege zurückgekehrt sein würde.

Ich begab mich jetzt wieder hinauf und fand die unglückliche Louise noch in demselben schrecklichen Zustande. Sie schien mich nicht zu kennen, wenigstens that sie durch kein Zeichen kund, daß sie mich erkenne. Furchtbar war der Anblick, den sie darbot, wenn die Convulsionen sie ergriffen, aus denen sie, wenn sie nachließen, in eine Art von Erstarrung verfiel, die glauben ließ, daß sie schon todt wäre. Ich suchte nach etwas Riechwasser, um sie damit zu besprengen, fand aber nichts, und mußte zum kalten Wasser meine Zuflucht nehmen, um sie aus der Ohnmacht zu erwecken, in der sie lag. Sie erwachte endlich wieder daraus und griff nun, einen Schmerzensschrei ausstoßend, nach ihrem Leibe; ich fühlte mit der Hand nach der von ihr bezeichneten Stelle und entdeckte dort einen großen, harten Klumpen, den ich, in meiner Unwissenheit, für ein großes Geschwür hielt.

In dem Augenblick öffnete sich die Thür und ein junger Mann zeigte sich in derselben; in der Verwirrung und Angst, in der ich war, hielt ich ihn für den herbeigerufenen Arzt und redete ihn als solchen an, indem ich ihn um schleunige Hülfe für die arme Louise bat.

— „Mein Gott, ist sie krank?“ rief der junge

Mann, in dem ich jetzt einen französischen Vetter Louisens, aber nicht den, welchen sie liebte, erkannte. Sie hatte diesen, der B. hieß, einmal zu uns gebracht, wir ihn aber seitdem nicht wieder gesehen.

— „Ich fürchte, daß sie stirbt," flüsterte ich ihm zu; „sehen Sie sie nur einmal an!"

Der junge Mann trat jetzt an das Bett, fuhr aber gleich erschrocken wieder von demselben zurück.

— „Sie werden Recht haben," sagte er, und die Thränen traten ihm in die Augen, denn er war sehr gefühlvoll und liebte seine arme Cousine von Herzen.

— „Wollen Sie nicht unsern Arzt holen?" fragte ich ihn, ihm die Wohnung desselben genau beschreibend. „Er ist geschickt und menschenfreundlich, und wird sogleich kommen, wenn Sie ihn nur zu Hause antreffen," fügte ich hinzu.

B. eilte, so schnell er konnte und war bald wieder da; er hatte zwar den Arzt nicht zu Hause angetroffen, man hatte ihm aber gesagt, daß man seine Rückkehr jeden Augenblick erwarte und er dann sogleich kommen würde.

Indeß waren wir beiden jungen Leute mit der Kranken allein, und Gott weiß, welche Angst wir ausstanden! Louisens Zustand wurde immer schreck-

licher, die Convulsionen immer häufiger; wir hielten sie, wir rieben sie, wir nahmen sie wechselsweise in unsre Arme, und trockneten ihr den Todesschweiß von der Stirn, der in großen Tropfen darauf perlte. Wir dachten in unserer Herzensangst nicht an uns selbst, nicht einmal an die Schicklichkeit, und ich forderte N. auf, einmal zu fühlen, welches große Geschwür die unglückliche Louise an ihrem Leibe trage.

— „Das wird es sein," sagte der junge Mann, der achtzehn Jahr alt und gewiß noch ganz so unschuldig war, wie ich, die ich funfzehn alt war; „es wird bersten wollen," fügte er hinzu, „und das sie in diesen schrecklichen Zustand versetzen. Wenn der Arzt nur käme! Wir armen Kinder, was sollen wir wohl beginnen?"

Er brach bei diesen Worten in Thränen aus, und auch die meinigen flossen.

Indeß schien auf einen Augenblick ein Nachlaß der Krankheit einzutreten; Louise richtete die Augen auf uns, ließ sie von mir zu ihrem Vetter und von diesem wieder zu mir hinüberschweifen, dann seufzte sie tief auf und wandte ihr Gesicht, das sich mit Thränen bedeckte, von uns ab.

— „Louise, erkennen Sie mich?" riefen der Vetter und ich fast zu gleicher Zeit. „Wie ist

Ihnen, Couſine?" fragte B. — „Womit können wir Ihnen helfen?" ich.

— „Eine Hebamme! Eine Hebamme!" ſtöhnte die Unglückliche und verdeckte ihr Geſicht mit beiden Händen.

Wir ſtanden wie verſteinert lange da, und begriffen Beide in unſerer Unſchuld nicht, was ſie damit ſagen wollte.

— „Was ſagte ſie?" fragte der Vetter endlich.

— „Eine Hebamme! um Gotteswillen eine Hebamme!" rief Louiſe, die ſeine Frage gehört haben mochte, mit der letzten Anſtrengung ihrer Kräfte. „Eine Hebamme, wenn ich nicht ſterben ſoll!"

Der junge Mann, welcher noch nicht ganz fertig Deutſch konnte, verſtand die Bedeutung des Worts nicht; ich mußte es ihm daher in's Franzöſiſche überſetzen.

— „Ah!" ſagte er, mit einem komiſchen Ausdruck im Geſichte, „c'est drôle! Une sage-femme! Wo werde ich eine ſolche finden?"

— „Fragen Sie den Hauswirth," antwortete ich ihm; „er wird Ihnen ſchon die Wohnung einer Hebamme bezeichnen, und rufen Sie ſie ſogleich her."

Er ging; ſein franzöſiſches Naturell machte

ſich aber, trotz der eben ausgeſtandenen großen Angſt wieder geltend, und ein Lächeln zeigte ſich auf ſeinem eben noch von Thränen überſchwemmten Geſichte.

— „Une sage-femme!“ wiederholte er nochmals mit einem poſſirlichen Ausdruck, und ſprang die Stufen hinunter, um die benöthigten Erkundigungen einzuziehen und die Wehmutter herbeizuholen.

Ich blieb indeß mit der Kranken allein, die noch immer mit dem Geſichte gegen die Wand lag und keinen Laut weiter von ſich gab. Doch bald kehrten die furchtbaren Convulſionen und ſtärker noch, als zuvor, zurück; die Leidende ſtieß ein mit Schreien vermiſchtes Aechzen aus; ſie wand ſich wie ein Wurm, ſie riß ſich das Haar aus; ſie wollte aus dem Bette aufſtehen, ſank aber wieder kraftlos zurück; dann zeigte ſich ein eigener, mir ach! nur zu wohl bekannter Ausdruck in ihren Geſichtszügen; ich hatte vor Kurzem eine Schweſter, die einzige, die mir noch geblieben war, ſterben ſehen, und wußte ſo, daß es der Tod war, der ſein Siegel auf dieſes ſich immer mehr verlängernde Antlitz drückte.

— „Louiſe!“ rief ich, von Entſetzen überwältigt, „Louiſe, Sie ſterben!“ Ich hatte ſie in

meine Arme genommen und ihr mit Todesschweiß bedecktes Haupt ruhte an meiner Brust; ihr Auge drehte sich in seiner Höhle um, die Nasen-Flügel sanken ein, die Unterkinnlade sank herab — die Brust athmete noch einmal tief und schwer; eine Pause erfolgte zwischen diesem Athemzuge und einem zweiten schwächeren; dann zog sie den Athem nicht mehr an sich, sondern blies ihn nur in kurzen Zügen von sich — dann stockte plötzlich Alles und ich sah schaudernd in ihr gebrochenes Auge! —

Ich hielt sie noch in meinen Armen, als der Arzt eintrat; er war der Erste, welcher kam, und einen Blick auf die unglückliche Louise werfend, sagte er:

„Ich kam zu spät: es ist Alles aus!"

Er untersuchte dann Puls und Herzschlag; sie war wirklich todt.

Bald darauf erschien der Vetter auch in Begleitung der Hebamme; man entfernte uns jungen Leute aus dem Zimmer und untersuchte die Leiche genau.

Das Resultat dieser Untersuchung, das ich erst in spätern Jahren, als ich selbst schon Gattin und Mutter war, von dem Arzte erfuhr, war, daß Louise wirklich vor allen Dingen der Heb-

amme bedürftig gewesen war und ein Kind unter ihrem Herzen getragen hatte, die Frucht ihrer Liebe zu dem verheiratheten Vetter. Ihr unglücklicher Wuchs war ein unüberwindliches Hinderniß der Geburt dieses Kindes gewesen, das indeß doch vielleicht durch Hülfe der Kunst hätte geboren werden können, „durch den Kaiserschnitt," wie der Arzt mir sagte. Die bei einem gefallenen Mädchen so natürliche Scham hatte sie aber daran verhindert, zeitig genug Hulfe zu suchen, und da man sich in ihrem Hause nicht um sie bekümmerte, da durch Zufall Keiner zu ihr gekommen war, hatte sie vielleicht schon lange in dem furchtbaren Zustande gelegen, in dem ich sie fand, als jene seltsame Ahnung mich zu ihr trieb, damit die Unglückliche doch nicht ganz verlassen sterbe.

— „Wie siehst Du aus!" rief mir Marianne zu, die lange vergebens mit dem Mittags-Essen auf mich gewartet hatte — die Eltern waren aus — als ich endlich gegen Abend mit todtenbleichem Gesichte zu ihr zurückkehrte; „und wo bist Du denn so lange geblieben?"

— „Bei Louisen," versetzte ich, mich ermattet auf einen Stuhl niederwerfend.

— „Und sie hat Dich wegen Deiner neulichen

Flucht vor ihr tüchtig ausgezankt, nicht wahr? Das wollteſt Du Dir ja eben holen, und warſt nicht davon abzubringen!" zürnte ſie; als ſie aber meine Thränen fließen und mich in dem aufgeregteſten Zuſtande ſah, wurde ſie ernſtlich beunruhigt, denn ſie liebte mich mit der ganzen Kraft ihrer ſchönen, feurigen Seele.

Ich hatte ſie, die ſehr kränklich und ſchwach war, zu ſchonen und durfte ihr ſo das Vorgefallene erſt nach und nach mittheilen; wie es ſie erſchreckte, und welchen Reſpect ſie von nun an vor meinen Ahnungen bekam, kann man ſich denken.

Dem jungen B. begegnete ich ſpäterhin noch mehre Male auf der Gaſſe, und jedes von uns erröthete lebhaft beim Andenken an die ſeltſame Situation, in der wir uns einander gegenüber am Sterbebette der unglücklichen Louiſe befunden hatten; doch redete Keines das Andere je wieder an.

V.

Noch eine Ahnung.

Noch eine Ahnung.

Ich habe vorstehend schon angedeutet, daß zwischen meiner Stiefschwester Marianne und mir die innigste Liebe bestand; diese ging so weit, daß wir uns weit mehr liebten, als jede von uns ihre rechte Schwester liebte, denn als unsre Eltern sich verheiratheten, brachte Jedes zwei Töchter zu, wovon meine Mutter bald meine jüngere rechte Schwester durch den Tod verlor, so daß ich gänzlich ohne rechte Geschwister blieb.

Marianne war aber auch das sanfteste, beste und liebevollste Wesen, das ich je gekannt habe; sie besaß außerdem Talente und viel Geist; aber die Natur hatte sie verwahrlost und ihr nicht nur einen mißgestalteten, sondern auch einen siechen Körper gegeben. In der frühesten Kindheit hatte man sie einmal fast verbluten lassen, indem man ihr Blutigel legte und dann nicht gehörig darauf sah, daß das Blut gestillt wurde; so fand

man sie, dem Tode nahe, am andern Morgen in der Wiege. Durch diesen Umstand hatte sie eine große Schwäche behalten und ihr Leben war bis dahin fast nur durch die Kunst der Aerzte gefristet worden.

Vielleicht trug diese körperliche Schwäche etwas dazu bei, sie so engelssanft und geduldig zu machen, wie sie wirklich war, denn nie habe ich ein Wesen gekannt, das in dieser Hinsicht mit ihr zu vergleichen gewesen wäre.

Nie können aber zwei Kinder einander unähnlicher, sowohl was das Körperliche, als das Geistige anbetrifft, gewesen sein, als wir Beide es waren, und trotz dem liebten wir uns fast mit Leidenschaft. Ich war gesund und kräftig durch und durch; meine Glieder, früh geübt, waren geschmeidig, wie die einer Katze; ich saß am liebsten in den höchsten Wipfeln der Bäume und sang dort mit den Vögeln um die Wette; ich war wild, ausgelassen, heftig, ich ergriff Alles mit Leidenschaft, und haßte und liebte eben so, und Marianne war von Allem das Gegentheil.

Was war es also, das mich so innig mit Mariannen, dem sanften, liebevollen Wesen verband, das nicht einmal die Natur, sondern nur der Zufall mir zur Schwester gegeben hatte? Es war

das gleiche, liebebedürftige Herz, das uns zu einander zog, das uns damals noch selbst unklare Gefühl, daß wir einander ergänzten. Marianne bedurfte in ihrer großen Schwäche und Hinfälligkeit so oft meiner physischen Kraft und Gewandtheit, als ich ihrer schönen geistigen Vorzüge bedurfte, ihrer sanften Leitung bei meinem ungestümen Geiste und Charakter, ja, ihres Fürworts selbst, wenn ich dumme, verwegene oder unüberlegte Streiche gemacht hatte, und nie fehlte es ihr bei den Eltern an Entschuldigungen für mich, oft schonte man auch meiner, nur um sie nicht zu betrüben. Dann hatte ich ihr durch meine physische Kraft und meine Geistesgegenwart auch einst das Leben gerettet, und so etwas bindet. Sie gerieth, als wir zusammen zu einer Stunde gingen und um eine Gassen-Ecke bogen, zwischen die Pferde eines uns entgegenkommenden Wagens, ich aber ergriff sie mit einer Kraft, die mir nur die Angst des Augenblicks verleihen konnte, und zog sie zurück, als sie bereits zur Erde gefallen und in Gefahr war, von den Rädern des Wagens zermalmt zu werden. Das konnte sie mir nie wieder vergessen, so gering auch im Grunde mein Verdienst bei der Sache war.

Die Verhältnisse im Hause meines Stiefvaters

hatten sich indeß so gestaltet, daß ich, die ich mich gesund und kräftig fühlte, auch wohl unterrichtet war, nicht länger in demselben bleiben konnte, ohne einem Manne zur Last zu fallen, der schon so viel für mich gethan hatte, indem er Tausende an meinen Unterricht verwendete. Mein Stiefvater hatte durch die Zeit-Umstände sein einst so großes Vermögen eingebüßt, und ich wollte ihm nicht länger zur Last sein, weshalb ich mir eine Stelle als Erzieherin suchte und sie in einem Provinzial-Städtchen fand.

Marianne, die kränker und schwächer denn je war, blieb zurück. Ihren Schmerz über die Trennung von mir wage ich nicht zu beschreiben. „Ich kann Dich nicht lassen," rief sie, mich immer wieder umschlingend, als schon der Wagen vor der Thür stand, die mich meinem neuen Bestimmungsorte zuführen sollte, „mir ist immer, als sollte ich Dich nicht wieder sehen!"

Ich riß mich endlich von ihr los und sie warf mir einen letzten Blick in den Wagen nach, in dem ihre ganze liebevolle Seele lag — ach! es war der letzte, den ich von ihr empfing! Nie wieder sollte dieses schöne, seelenvolle Auge auf mich blicken, nie sollte ich den sanften Ton der Stimme wieder hören, die mich so oft zum Guten ermahnt hatte,

die mir ſo liebevoll zuredete, wenn die Heftigkeit meines Charakters mich zu Unbeſonnenheiten hinreißen wollte!

Ein Jahr war indeß ſeit unſerer Trennung verfloſſen, und noch waren Mariannens trübe Ahnungen nicht in Erfüllung gegangen. Sie ſchrieb mir oft und viel und klagte nie über ihre Geſundheit. Da blieben auf einmal ihre Briefe aus, und ſtatt derſelben erhielt ich einen von der Mutter, die mir ſchrieb, daß Marianne bedenklich erkrankt ſei und der Arzt für ihr Leben fürchtete. Dieſe Nachricht verſetzte mich in Verzweiflung und ich würde auf der Stelle nach Hamburg zurückgekehrt ſein, wenn mir meine Pflichten dies erlaubt hätten. Der Zufall wollte nämlich, daß die beiden Leute, deren einzige Tochter ich erzog, eine kleine Reiſe machten, als ich dieſen Brief empfing, und mir ſo nicht nur die Sorgfalt für das mir anvertraute Kind oblag, ſondern zugleich auch die für das ſehr große Hausweſen, das man mir übergeben hatte.

Groß war daher meine Freude und Beruhigung, als mir der nächſte Poſttag — es war an einem Freitage — einen Brief von Mariannens eigener Hand brachte. Er enthielt zwar nur einige wenige Zeilen, die ſie noch im Bett geſchrieben

hatte, aber sie gaben mir die feste Zusicherung, daß es weit besser um sie stehe, und sie zu genesen hoffe.

Dieser süßen Hoffnung gab auch ich mich hin. So kam der nächste Dienstag heran. Es war am 20. März und die Sonne schien schon hell und warm von einem hohen, tiefblauen Himmel herab; sie erhellte mit ihren goldenen Strahlen auf eine anmuthige Weise den Arbeitstisch, neben dem ich mit meiner Elevin saß. Da schlug die im Zimmer befindliche Uhr elf; Minna, so hieß das liebe Kind, legte das Schreibzeug bei Seite und nahm aus dem Bücherschranke die „Minona" von Glatz hervor, weil um 11 Uhr unsre Lesestunde, nach der Tabelle, anging. Sie schlug eine Geschichte darin auf und begann zu lesen; sie war sehr traurig und es kam nicht nur eine Sterbescene, sondern auch das Lied darin vor:

„Auferstehn, ja auferstehn
„Wirst du
„Mein Staub nach kurzer Ruh." u. s. w.

Kaum hatte Minna dieses Lied zu lesen begonnen, als ich mich von einer Traurigkeit ergriffen fühlte, die ich nicht zu beschreiben wage. Es war mir, als wäre die ganze Welt auf meine Brust

gesunken, und krampfhaft zog sich mir das Herz in derselben zusammen.

— „Ich weiß nicht, wie mir ist," sagte ich aufstehend zu dem Kinde, das mich mit Erstaunen ansah; mit diesen Worten ging ich in meine Kammer, setzte mich auf eine Fußbank und lehnte das Haupt auf einen Stuhl; unaufhaltsam flossen meine Thränen.

Hier blieb ich bis es zwölf schlug; dann fühlte ich mich etwas erleichtert, aber noch nicht im Stande, den Unterricht fortzusetzen, weshalb ich Minna verschlug, bis zur Mittagszeit einen Spaziergang mit mir zu machen, wozu das Wetter einlud und wovon ich Erheiterung für mein seltsam beklemmtes Herz hoffte.

Wir traten die Wanderung an; das Wetter war herrlich, die Luft so rein, so frisch, so erquickend; die Lerchen wirbelten von den bereits grünen Saat-Feldern empor; hie und da zeigten sich schon Pflänzchen, die fröhlich empor schossen, um den nahenden Frühling zu bekränzen; die Sonne war so warm, so golden; kurz, es war einer jener schönen, ahnungsvollen Tage, die man so liebend und so gern in der Erinnerung bewahrt; aber auf meine, sonst für alles Dieses so empfängliche Seele machte dies keinen Eindruck und sie

blieb bedrückt und verſtimmt, wie zuvor; ja ſelbſt das fröhliche Geplauder des Kindes, das ich ſonſt ſo gern hörte, beläſtigte mich, indem es mich in meinen finſtern Träumen ſtörte.

So war es zwei Uhr geworden und wir mußten zum Mittags-Eſſen zurückkehren. Kaum war ich in das Haus getreten, ſo kam mir Madame S., die Mutter meines Zöglings, mit der Nachricht entgegen, daß ein Bote zu Pferde für mich aus Hamburg da ſei und mir einen Brief abzugeben habe. Ein heftiges Zittern ergriff mich bei dieſer Anzeige und ich fühlte mich einer Ohnmacht nahe.

Meine Befürchtungen waren nur zu ſehr begründet: Marianne lag, als der von meinem Stiefvater mit einem Boten geſandte Brief abging, im Todeskampfe, und man meldete mir, daß ſie, die ihren Tod wiſſe, nicht ſterben könne, bevor ſie mich noch einmal geſehen habe. Nach einer Stunde ſaß ich im Wagen, und früh am andern Morgen, mit dem erſten Strahl des Tages, erblickte ich das elterliche Haus.

Ich kam zu ſpät — ſie war nicht mehr! Vergebens hatte ſie ihre rechte Schweſter, die an ihrem Sterbebette ſaß, aufgefordert, ihr meinen Namen zuzurufen, wenn ſie „einſchlafen“ wolle,

damit ſie noch ſo lange am Leben bleibe, bis ſie mich geſehen und geſprochen, denn ſie habe gehört, daß Sterbende auf dieſe Weiſe das ſchon entſchwindende Daſein noch auf eine Weile feſthalten könnten. Die Schweſter hatte dieſem Befehle Folge geleiſtet und ſie mehre Male aufgerufen, wenn ſie die todtmüden Augen ſchließen wollte; dann hatte ſie geſagt:

— „Du haſt Recht — ich kann noch nicht ſterben, ich muß Sie ja noch erſt ſehen, Ihr ein ewiges Lebewohl ſagen!“

So war es bis zum Dienſtag Morgen elf Uhr geblieben; dann ſagte ſie:

— „Jetzt kann ich nicht mehr — ich bin zu müde! Grüße Sie tauſend Mal und ſage Ihr, wie ich Sie geliebt habe, bis in den Tod! — Und nun lies mir das ſchöne Lied vom „Auferſtehen“ — dabei will ich einſchlafen.“

Man hatte dies gethan — und unter dieſem Liede, und in eben der Stunde von 11 bis 12, war ſie hinübergeſchlummert!

Das nachſtehende Sonnet bezeichnet ſowohl dieſes Ereigniß, als meine damaligen Gefühle; ich dichtete es neben ihrer theuren Leiche:

Als ich Sie ſchon geſtorben fand.

Als Dir erſchien die bittre Todesſtunde,
Da riefſt Du mir, die ich Dir ferne weilte,
So ſehnend, daß mein Herz ſich ſpaltend theilte,
Und ſchon mir Ahnung ſchlug die blut'ge Wunde.
Mit welchem finſtern Geiſt war Tod im Bunde!
Ich hört' ihn nicht, ſo angſterfüllt ich eilte,
Den Liebesſegen, den Dein Mund ertheilte,
Und Fremde gaben mir davon nur Kunde.
Nur die erſtarrten Lippen konnt' ich küſſen,
Mein Herz erleichtern nur mit Thränengüſſen,
Die ach! auf Deine unbeſeelte Hülle floſſen!
Feſt blieb Dein theures Auge zugeſchloſſen.
Bald hätt' ich ſo beim Tod' Mitleid erreget,
Daß er zu Dir mich in den Sarg geleget.

Wie wollen nun Die, welche die Ahnungen verſpotten, es ſich erklären, daß eben das Lied, in eben der Stunde von mir gehört, in der Sie es ſich ſterbend vorleſen ließ, einen ſo ſchrecklichen Eindruck auf mich machte, die ich von dem mir bevorſtehenden ſchmerzlichen Verluſte nichts wußte?

VI.

Die Familie

des

Don Ramudo de Colibrados

in der Wirklichkeit.

Die Familie
des
Don Ranudo de Colibrados
in der Wirklichkeit.

Der Graf von A..... gehörte durch Geburt und Reichthum zu den erſten Familien des Landes. Er war der einzige Sohn eines ſo reichen Vaters, daß man dieſen, um ihn von andern ſeines Standes und Namens zu unterſcheiden, nur den „reichen von A.“ nannte.

Kaum majorenn geworden, ererbte der junge Graf durch den Tod ſeiner beiden Eltern die vier Millionen Thaler, in deren Beſitz dieſe geweſen waren, und zugleich die ſchönſten fruchtbarſten Güter in **. Mit dieſem außerordentlichen Vermögen verband der Graf auch noch die Vorzüge einer

ſehr ſchönen Geſtalt; er war einer der ſchönſten, ſtattlichſten Männer, die mein Auge je erblickt hat, obgleich er damals, als ich ihn kennen lernte, keineswegs mehr jung, ſondern ſchon der Vater von ſieben Söhnen und einer Tochter war, und der älteſte dieſer Söhne ſich bereits im Jünglings-Alter befand.

Allein das Schickſal vertheilt ſeine Gaben gleichmäßig und ſo hatte die Natur dem Grafen alle geiſtigen Eigenſchaften eben ſo karg zugemeſſen, als das Glück mit ſeinen Gaben verſchwenderiſch gegen ihn geweſen war: er war unbeſchreiblich bornirt, er war es in einem Grade, der wirklich in Erſtaunen ſetzte, und wir ausgelaſſenen jungen Mädchen nannten ihn deshalb unter uns nie anders, als le Comte de boeuf; auch hatte er wirklich in ſeinen Augen einen eigenthümlichen Ausdruck, der an den Stier lebhaft erinnerte.

Ein ſo groſſes Vermögen im Beſitze eines ſolchen Mannes, der noch obendrein ſchlecht erzogen und genußſüchtig war, konnte zu nichts Gutem führen, und, es klingt faſt unglaublich, iſt aber dennoch wahr, Graf A. verſtand die Kunſt, es bis auf ein geringes Fideicommiß, an das er nicht kommen konnte, gänzlich durchzubringen. Den

größten Theil davon ſoll er in Bädern im Spiele verloren haben.

Er ſah ſich alſo nach Verlauf dieſer Friſt auf dem Trockenen und ſeine ſogenannten Freunde riethen ihm, ſeine Finanzen durch eine gute, d. h. reiche, Heirath einigermaßen wieder herzuſtellen. Er befolgte dieſen Rath und bewarb ſich nach der Reihe um alle reichen und ebenbürtigen Fräulein des Landes, erhielt aber überall einen Korb, bis das von der Natur im höchſten Grade ſtiefmütterlich behandelte Fräulein von **, das zum Aequivalent für die ihm fehlenden Reize ein ſchönes Vermögen im Beſitze hatte, endlich ſeinen Bewerbungen Gehör ſchenkte und ihm ſeine Hand am Altare reichte. Die neue Gräfin hatte nicht nur ein überaus häßliches und abſchreckendes Geſicht, ſondern auch einen verwahrloſten Körper, welcher letztere aber nicht verhinderte, daß ſie Mutter von acht geſunden, ſchönen Kindern wurde, die aber leider ſämmtlich die unausſprechliche Dummheit ihres Vaters geerbt hatten.

Das erheirathete Vermögen hielt, wie man ſich vorſtellen kann, auch nicht lange vor, und wenige Jahre reichten hin, die Familie auf das geringe Fideicommiß und die ſchmale Officiers-Gage des Grafen zu reduciren; zudem waren ſchon wieder

so viele Schulden gemacht worden, daß, wenn der Zahlungs-Termin herankam, schon Alles gleich von den Gläubigern in Anspruch genommen wurde, und so die größte Armuth im Hause herrschte.

Der Graf wohnte gewöhnlich in der Garnison und ließ seine Gemahlin und Kinder in *** zurück, wo diese, trotz ihres hohen Standes, in einer Dürftigkeit lebten, wovon man keinen Begriff hatte. Der König erbarmte sich der drei ältesten Junker und nahm sie in die Cadetten-Schule auf, wo sie auf seine Kosten erzogen und unterhalten wurden; allein es blieben noch vier Junker und eine kleine Comtesse nach, die ganz dieselbe Figur in dem Städtchen spielten, wie Herzog Bogislaf der Große (XI.) von Pommern, von dem es in der Sage heißt:

„„Sprich, wer ist der Bursch, der dort sich mit dem Schusterjungen rauft?
„„Potz! wie fegt er sich zur Wehre, höre, wie er stöhnt und schnauft!
„„Durch die Kleider steckt der Ellenbogen, durch den Schuh der Zeh;
„„Das ist wohl ein rechter Bube und armer Eltern Weh?““
„Also fragt der Bauer Lange, auf dem Markt zu Rügenwald,
„Seinen Wirth, derweil den Sattel er ab vom Gaule schnallt;

„Und der Wirth verſetzet ſeufzend: „„Das iſt Herzog Bogislaf,
„„Um ihn kümmern weder Eltern, weder Ritter ſich noch Pfaff;
„„Alſo läuft er mit ſeinem Bruder täglich die Stadt hindurch,
„„Balgt ſich, iſt, wo er 'was findet, und kommt ſelten auf die Burg.““ u. ſ. w.

So ſah man auch dieſe jungen Grafen in dem widrigſten, zerriſſenſten Anzuge durch die Stadt laufen, ſich mit allen Gaſſenbuben balgen und an allen Tiſchen fürlieb nehmen, wo man für ſie deckte. Durch ihre große Ungezogenheit und Flegelhaftigkeit, durch den unter ſolchen Verhältniſſen noch weit unerträglichern Hochmuth, den ſie, auf ihre Geburt pochend, an den Tag legten, hatten ſie ſich alle beſſern Häuſer verſchloſſen und mußten ſo, um den ſtets leeren Magen zu füllen, zu den niedern Ständen ihre Zuflucht nehmen, wo ſie ſich nicht ſelten ungeladen mit zu Tiſche ſetzten und noch öfter von demſelben fortgewieſen wurden, wenn man eben nicht in der Laune war, dieſe ungeladenen Gäſte zu füttern.

Wie Herzog Bogislaf ſeinen Bauer Lange fand, ſo fanden auch dieſe Junker endlich einen großmüthigen Freund und Ernährer. Ein benachbarter Prediger, der ein Mann ganz nach dem

Willen Gottes war, und früher mit den Großeltern der armen Junker in Verbindung gestanden, vielleicht gar Gutes von ihnen empfangen hatte, nahm sie alle vier zu sich, und ernährte und kleidete sie nicht blos anständig, sondern suchte ihnen auch einige Kenntnisse beizubringen.

Dieses letztere war aber ein vergebliches Bemühen, denn nicht nur wollten diese Junker, die sich bereits dem Jünglings-Alter näherten und noch nicht lesen konnten, vom Unterrichte nichts wissen, sondern sie waren auch sämmtlich so bornirt, so verwildert, daß sie nichts lernen konnten, was dem guten Manne Kummer genug machte.

Der Graf besuchte seine vier Söhne zuweilen, wenn er aus seiner Garnison nach *** kam, und die großen Wohlthaten des edelmüthigen Pfarrers hinnehmend, als müßte es nur so sein, oder als bezahle er ein großes Kostgeld für seine Söhne, sprach er einst die merkwürdigen Worte zu dem armen Manne, den er im Schweiße seines Angesichtes bemüht antraf, seinen Kindern die ersten Elemente des Wissens beizubringen:

— „Mein lieber Herr Pastor, was sollen meine Söhne mit dem Kram? Lehren Sie ihnen lieber gut würfeln, denn wenn ich einmal todt bin, so müssen alle Sieben um das Fideicommiß

würfeln, und wer die höchſte Zahl trifft, der geht damit davon."

Dieſe ruchloſen Eltern ſahen ſich alſo glücklich von ihren Söhnen durch die Großmuth Anderer befreit; es blieb ihnen aber noch eine Tochter, Comteſſe Charlotte, ein feines, hübſches Mädchen von damals zwölf Jahren, übrig, das aber, wenn gleich geſitteter und feiner in ſeinem Betragen, nicht minder verwahrloſt als ſeine Brüder war, und in ſeinem zwölften Jahre noch nicht einen einzigen Buchſtaben kannte.

Man machte dem Grafen deshalb Vorſtellungen; das Fräulein war, wozu ſeine Geburt es berechtigte, im Kloſter eingeſchrieben und ſollte dereinſt Stifts-Dame werden, und um das werden zu können, mußte es wenigſtens einigermaßen in der edlen Kunſt des Leſens und Schreibens unterrichtet ſein.

Groß war daher die Noth und Verlegenheit des gräflichen Paares; denn wenn ſich gleich in dem Städtchen ein mitleidiger Schullehrer gefunden hätte, der den Unterricht der jungen Comteſſe ohne Ausſicht auf Honorar übernommen; ſo wußte man doch allgemein, daß es zu den Unmöglichkeiten gehören würde, dem armen Kinde auch nur die erſten Elemente des Wiſſens beizubringen,

und so wollte Keiner sich damit befassen, leeres Stroh zu dreschen.

In dieser Verlegenheit erinnerten sich der Herr Graf und die Frau Gräfin meiner, und beschlossen gemeinschaftlich, meine Güte in Anspruch zu nehmen. Man wußte, daß ich ein armes, aber liebes und höchst begabtes Kind, die Tochter einer Wittwe, in meinen Mußestunden unterrichte, und an diesem Unterricht eine große Freude durch die glänzenden Fortschritte meiner Schülerin habe, und beschloß, mir eine zweite der Art durch das Ansinnen zu bereiten, auch Comtesse Lotte noch unter meine Flügel zu nehmen.

An einem Tage erhielt ich daher ganz unerwartet einen Besuch von dem Herrn Grafen, der, wie er sehr artig sagte, mir seine besondere Hochachtung dadurch beweisen und mich dringend einladen wollte, doch seiner Gemahlin, die durch seine häufigen Abwesenheiten sehr isolirt sei, von Zeit zu Zeit meine Gegenwart zu schenken.

Ich war über diesen Besuch des, trotz seiner jetzigen Armuth, nicht wenig hochmüthigen Mannes um so mehr überrascht, da ich ihn nur einmal in einer Gesellschaft, und seine Gemahlin nur erst einige Male bei Freunden gesehen hatte, und war, die ökonomischen Umstände dieses Paa-

res kennend, wenig dazu geneigt, es durch meinen Beſuch in Koſten zu ſetzen. Indeß beſtand der Graf ſo nachdrücklich darauf, daß ich endlich gezwungen zuſagen mußte.

Kaum hatte er ſich entfernt, ſo eilte ich zu meiner heitern Freundin E., um ihr das Vorgefallene mitzutheilen.

— „O, da müſſen wir hin!“ rief ſie lachend aus. „Ich begleite Dich, denn den Spaß laſſe ich mir nicht nehmen. Du ſollſt die köſtlichſte Wirthſchaft von der Welt kennen lernen; auf wann haſt Du denn zuſagen müſſen?“

— „Auf morgen, zum Frühſtück,“ verſetzte ich kleinmüthig.

— „Gut! Da wollen wir aber erſt zu Hauſe eſſen, und Du frühſtückſt bei mir; dort möchten wir nichts bekommen.“

— „Nichts bekommen, wenn man mich förmlich eingeladen hat?“ fragte ich lachend.

— „Wenn Bäcker, Krämer u. ſ. w. keinen Credit geben wollen, bekommen wir ſicher nichts,“ verſetzte E.; „aber einen Spaß werden wir haben, und ich freue mich königlich darauf.“

Die Sache war auch ganz nach dem Sinne E — s, die kein anderes Geſchäft auf der Welt hatte, als ſich auf die luſtigſte Weiſe zu unter-

halten, und die dieses mit eben dem Eifer betrieb, womit andre, minder glückliche Frauen die Obliegenheiten ihres Hausstandes erfüllen. Wer sie um einen guten Spaß brachte, der beraubte sie gleichsam, und sie vergab es ihm nur schwer.

Am andern Morgen, als ich kaum aufgestanden war, sandte E. schon ihre Kammerfrau zu mir, um mich an die vorhabende Visite bei ihrem Standesgenossen, dem Grafen von A., erinnern zu lassen, damit wir diese ja nicht versäumten, und ihr zu Liebe ging ich wirklich hin, denn sonst würde ich es nicht gethan haben.

Der gräfliche Palast lag in einem Seitengäßchen der Stadt und zeichnete sich vor allen ihn umgebenden Häusern sowohl durch sein schmuziges Ansehen und seine Verfallenheit, als durch die Menge von zerbrochenen Scheiben aus, die man daran wahrnahm. Er gehörte dem edlen Paare nicht zu eigen, sondern sie wohnten nur aus Gnade darin: ein gutmüthiger, wohlhabender Bürger, dem das Haus gehörte, ließ es darin wohnen, obgleich er seit allen den Jahren, die es darin gelebt hatte, nicht einen Heller Miethzins bekommen. Es war früher gewiß einmal hübsch gewesen, jetzt aber vom Zahn der Zeit dermaßen benagt, daß es mit dem Einsturz

drohte, da der Besitzer nicht auch noch die Reparatur-Kosten daran wenden wollte, ohne die geringsten Revenüen von seinem Eigenthume zu ziehen.

— „Da sind wir!“ sagte E., die am Hause herabhängende Klingelschnur anziehend, und tüchtig lautend. „Wir müssen uns schon bemerkbar machen,“ fügte sie flüsternd hinzu, „denn man öffnet, der vielen und oft ungestümen Gläubiger wegen, nicht gern.“

Es dauerte auch wirklich eine ganze Weile und bedurfte noch eines zweiten, weit stärkern Klingelzugs, bevor sich oben am Fenster etwas zeigte — denn die Vorsicht wurde immer angewandt, erst von einer der obern Etagen auf die Gasse hinabzusehen, bevor man öffnete — und wir erblickten das holde Antlitz der Frau Gräfin von A., das, von einem schmuzigen, buntgewirkten Tuche turbanartig umwunden, nicht eben den reizendsten Anblick gewährte, durch eine der großen zerbrochenen Fensterscheiben.

Indeß waren wir, obgleich man uns erkannt haben mußte, weit davon entfernt, schon dem Ziele unserer Wünsche nahe zu sein, vielmehr fuhr das gräfliche Haupt mit dem Ausdruck des Entsetzens im Gesichte, von der Oeffnung zurück

und wir wurden noch immer nicht eingelassen. Wahrscheinlich hatte der Herr Graf seiner Ehehälfte also entweder gar nichts von der durch ihn an mich ergangenen Einladung gesagt, oder man hatte auch angenommen, daß ich derselben nicht Folge leisten würde, und so sich auf Nichts vorbereitet; E — s Muthwille zog ihnen aber einen Strich durch die Rechnung, und da waren wir!

Endlich erschien der Herr Graf, der indeß seine Uniform übergeworfen, aber nicht Zeit gehabt hatte, auch den untern Theil seiner Bekleidung zu verändern, an der Hausthür und öffnete uns mit einer etwas verlegenen Miene, die wahrscheinlich durch sein Unterparlament hervorgerufen wurde, denn dieses war von einer fast unanständigen Beschaffenheit.

— „Mein Gott, meine Gnädigen!“ rief er mit scheinbarem Erstaunen, so wie er die Thür aufgeriegelt hatte — das Schloß daran war seit lange verdorben — „Sie sind es? Sie hat man warten lassen? Treten Sie ein, und verzeihen Sie, daß Sie mich so en négligé finden; ich war im Garten beschäftigt; die Raupen zehren mir fast alles Laub an meinen schönen Fruchtbäumen auf, und ich war darauf aus, ihnen den Krieg zu erklären. Sehen Sie, wie ich mich da-

bei zugerichtet habe; ich ſchäme mich faſt, ſo vor Ihnen zu erſcheinen! Aber treten Sie ein! treten Sie ein, und erlauben, daß ich meine Gemahlin von Ihrem angenehmen Beſuch benachrichtige; ſie wird gleich hier und wie ich, über Ihre Gegenwart entzückt ſein."

Mit dieſen Worten complimentirte er uns in ein linker Hand belegenes, ſehr großes Zimmer hinein, und entfernte ſich eilig, um ſeine halb angefangene Toilette zu vollenden. Ich hatte jetzt Zeit, mich in dieſer gräflichen Wohnung umzuſehen; ſie übertraf alle meine Erwartungen von der Miſere, die ich zu finden geglaubt hatte. Da war kein einziger Stuhl, der ein ganzes Polſter aufweiſen konnte, kein Tiſch, der nicht ruinirt geweſen wäre; der Fußboden war ſelbſt an mehren Stellen aus ſeinen Fugen gewichen und die halb ihrer Farbe beraubten Bretter ſtanden in die Höhe, weil der Nagel fehlte, ſie wieder anzuheften. An den Wänden hingen einige Familien-Portraits in ehemals vergoldet geweſenen, jetzt aber durch Fliegen-Schmutz unkenntlich gewordenen Rähmen; es waren ſtolze Männer und Frauen im reichſten, koſtbarſten Anzuge, die Männer mit Stern und Ordensband, die Frauen mit Perlen und Edelſteinen bedeckt; alle hielten das

Haupt ſtolz empor und die Naſe hoch, denn die Familie des Grafen hatte ſich von jeher durch Adelſtolz ausgezeichnet, und ſchienen gleichſam mit Hohn auf uns herabzublicken.

Der Contraſt zwiſchen dieſer alterthümlichen Pracht und Hoheit in Bildern und dem Elende in der Wirklichkeit war wirklich ſchneidend, und gab mir ein ſchmerzliches Gefühl, während die ſchalkhafte E — ſich ſichtbar daran ergötzte; denn von Sentimentalität hatte ſie nicht das Geringſte an ſich.

— „Wo ſetzen wir uns nur?“ flüſterte ſie mir zu, nachdem ſie alle Stühle der Reihe nach durchmuſtert hatte. „Laß uns das vorher ſorgſam überlegen, denn wenn wir uns ſo niederlaſſen, müſſen wir fürchten, unſere guten Kleider zu verderben.“

Dem war wirklich ſo, und ſie übertrieb nicht; dieſe weißlackirten, mit abgeſcheuerten Gold-Leiſten eingefaßten Stühle und Armſeſſel waren wirklich mit ſolchen ſchmuzigen und zerriſſenen, einſt hochroth geweſenen dammaſtenen Polſtern belegt, daß man ſich nicht ohne Furcht darauf niederlaſſen konnte, mit einem argen Flecken im Kleide wieder davon aufzuſtehen; endlich aber muſterten wir doch zwei aus, die uns ſolche Gefahr nicht zu

drohen schienen, E .... schob sie dicht neben einander und wir setzten uns darauf.

Der Herr Graf war der Erste, der sich uns wieder zeigte, und zwar in der vollen Pracht und Herrlichkeit seiner Uniform, die jetzt vollständig war.

— „Verzeihen Sie, meine Gnädigen" — er kannte keine andere Anrede und gehörte überhaupt zu den stereotypen Menschen, die nur in eingelernten Redensarten sprechen — „verzeihen Sie, daß ich Sie habe warten lassen. Es herrscht aber heute eine kleine Confusion im Hause: die bessern Zimmer werden gemalt, tapeziert u. s. w., weshalb ich Sie habe in dieses kaum logeable führen müssen, und unsern Domestiken haben wir Erlaubniß zum Ausgehen gegeben. Es ist heute Jahrmarkt in M. — da kann man denn nicht wegbleiben; da muß man denn hin, wie diese Leute meinen; und meine Gemahlin ist zu nachsichtig, allzunachsichtig, wie Sie vielleicht wissen werden, sie kann keine Bitte abschlagen, und so sind wir denn heute zum Unglück auf meinen Kerl reducirt" — der „Kerl" war ein Soldat des Regiments, bei dem er stand, und zugleich sein Diener und Factotum —; „Sie werden aber nachsichtig sein, meine Gnädigen,

und meine Gemahlin wird sogleich auch erscheinen, um so angenehme Gäste zu begrüßen."

Die Frau Gräfin ließen aber lange, lange auf sich warten, wahrscheinlich, weil der Toilette erst durch die Nähnadel nachgeholfen werden mußte, und das Gespräch würde zwischen uns und dem insipiden Grafen sicher gänzlich eingeschlafen sein, wenn die muntre C. ihm nicht durch ihren unversiegbaren Witz stets neue Nahrung gegeben hätte. Endlich, endlich ging denn auch die „angenehme Wirthin des Hauses" in voller Glorie auf; das schmuzige Tuch war von ihrem Haupte verbannt und eine seltsam aufgeputzte Mütze nahm seine Stelle ein; der übrige Anzug stand mit derselben in schönster Harmonie.

— „Nun, meine Gnädigen, ein kleines Frühstück," nahm der Graf verlegen wieder das Wort; „was befehlen Sie? — Sie werden für die gehörige Bewirthung unserer lieben Gäste sorgen, ma chère," wandte er sich an seine Gemahlin, die ihn mit einem Blick ansah, worin sich die höchste Seelen-Angst abspiegelte.

— „Sie werden nur frugal bewirthet werden, meine Gnädigen," wandte er sich wieder an uns, „des Ihnen schon angedeuteten Umstands

wegen; aber Sie werden Nachsicht uben, nicht wahr, das werden Sie?"

Ich saß wie auf der Folter und hätte, die Angst der armen Frau berücksichtigend, gern Alles verbeten; allein E. war unerbittlich, und so antwortete sie:

— „Ganz gewiß, Herr Graf, und wir bitten recht sehr, ja nicht zu viele Umstände zu machen."

— „Ich machte gern die allergrößten mit Ihnen, meine Gnädigen," nahm der Graf wieder das Wort; „aber die Möglichkeit es zu thun, wenn die Domestiken auf dem Jahrmarkt umherschwärmen, und man keinen andern Diener hat, als so einen Kerl, der zwar sein Crercitium ganz gut, allein von der Aufwartung nichts versteht." Er ging mit diesen Worten aus der Thür und wir sahen ihn nicht wieder.

Daß kein Frühstück erschien, versteht sich wohl von selbst; ich saß wie auf Nadeln, da ich die Angst der armen Frau sah, deren Blicke sich unabläßlich auf die Thür wandten, als solle von dort ihr irgend ein Heil, eine Rettung kommen; vielleicht hoffte sie, daß ihr Gemahl, der diese artige Suppe durch seine Einladung eingebrockt hatte, durch seinen „Kerl" doch noch irgend etwas, das einem

Frühstück ähnlich sähe, auftreiben würde; allein diese Hoffnung ging nicht in Erfüllung.

Endlich war selbst E. unsre Stellung, der armen, gequälten Frau gegenüber, nicht mehr haltbar, und wir brachen, zu meiner großen Herzensfreude und Erleichterung, auf.

— „Nun, habe ich es Dir nicht gesagt?" fragte E., als wir dieses unglückselige Haus hinter uns hatten, mit Lachen; „und thaten wir nicht gut, vorher zu frühstücken? Wissen aber möchte ich, was der Graf von Dir will, denn um Deiner schönen Augen willen ist er sicher nicht allein zu dir gekommen."

Schon nach wenigen Tagen löste sich das Räthsel auf. Der Graf machte mir einen zweiten Besuch — von dem, welchen wir bei ihm gemacht hatten, war gar nicht die Rede zwischen uns — und schlug mir vor, den Unterricht seiner Comtesse Tochter zu übernehmen.

— „Denn sehen Sie, meine Liebe" — das „Gnädige" fiel jetzt weg, da er mich allein, eine Bürgerliche, vor sich hatte — sagte er mit dem Tone der höchsten Suffisance, „ich könnte meine Tochter in irgend eine Pensions-Anstalt geben, man hat deren recht gute; allein Sie, sagt man mir, Sie sollen eine so unvergleichliche Methode

des Unterrichts, eine ganz ſuperbe Methode haben, und ich, ich werde nicht undankbar ſein, gewiß, das werde ich nicht!“

Von Mitleid mit ſeinem armen Kinde bewegt, verſprach ich ihm, was er wunſchte, und er ſchied ſehr froh von mir. Bald fand ſich Comteſſe Lotte bei mir zum Unterrichte ein, den ich, trotz ihrer zwölf Jahre, mit der Fibel beginnen mußte; allein es war völlig unmöglich, ihr je mehr als die Buchſtaben beizubringen, und wenn ſie dieſe noch jetzt kennen ſollte, ſo iſt das mein Verdienſt und die Frucht meiner unſäglichen Mühe und Anſtrengungen. Sie blieb aber, nachdem ſie die verhängnißvollen Vier und zwanzig inne hatte, ganz weg, was mir eine nicht geringe Erleichterung gewährte.

Daß ich keinen zweiten Frühſtücks-Beſuch im Hauſe dieſes Don Ramudo II. machte, verſteht ſich wohl von ſelbſt; ich hatte Angſt genug bei dem erſten ausgeſtanden, auch ſah ich den Herrn Grafen nicht wieder, der bald darauf in ſeine Garniſon zurückkehrte.

Späterhin kam ich einige Male mit der armen Gräfin zuſammen, die bei einer mir befreundeten Familie Zutritt hatte, in der man ſie aus Mitleid duldete. Sie ſpielte gern und ſehr gut

Karte, bezahlte aber nie, wenn sie verlor, und strich den Gewinn jedesmal mit dem sichtbarsten Vergnügen ein.

Ich sehe sie noch in ihrem dünnen, verschossenen Anzuge, dem aber einiger Flitterstaat nicht fehlte, wenn sie mitten im Winter und bei vielleicht 16 Grad Kälte, mit einem winzigen Umschlagetuche und ohne Mantel, ohne Oberrock, durch die Gassen ging, die Hände erstarrt und das häßliche Gesicht blau gefroren vor Kälte.

— „Das arme Dier!“ pflegte E. in ihrem fränkischen Dialekt dann wohl mitleidig zu sagen; „das arme Marschir-Lieselchen, wie gern schenkte ich ihr 'nen warmen Mantel!“

Sie that das wirklich, und zwar auf eine so hübsche, zarte Weise — denn sie war im Grunde gut — daß die Beschenkte nie erfuhr, von wem ihr das Heil gekommen war.

Der Comte de Boeuf ist todt — die arme Comtesse ruht unter der Erde, und die sieben Junker haben an der Trommel um das kleine Fideicommiß gelooſt, das einen von ihnen nur vor dem gänzlichen Verhungern bewahrt, nachdem ihr Vater einst vier Millionen besessen und todtgeschlagen hatte.

VII.

Clementine.

Clementine.

Wir pflegten Clementine im Scherze den weiblichen Jean-Jacques zu nennen, und in der That paßte dieſe Benennung in vielen Dingen auf ſie.

Sie wurde unter glücklichen Umſtänden geboren und war das erſte Kind junger, ſchöner, geſunder Eltern, die ſich aus Liebe geheirathet hatten. Dieſem Umſtande verdankte ſie vielleicht den kräftigen, ſich früh entwickelnden Körper und den friſchen, muthigen Geiſt, die ihr eigenthümlich waren. Noch bevor ſie das erſte Lebensjahr zurückgelegt hatte, lief ſie davon und zwar mit ſolcher Sicherheit, daß die Mutter ſie an einem Tage verlor, indem ſie unbemerkt die Gaſſe hinunter lief und von Fremden, die eben gelandet waren, auf dem Arm der über ihr Verſchwinden

im höchsten Grade erschrockenen Mutter wieder zugebracht wurde; man hatte sie am Landungsplatze am Ufer hin- und herlaufend gefunden und, da man von dem Meere Gefahr für ein noch so junges Kind fürchtete, sie mit in's Städtchen genommen, wo man hoffen durfte, sie den Eltern wieder zuführen zu können. Mit einem Jahre sprach sie auch, und von ihrem zweiten an erinnerte sie sich deutlich aller ihr vorkommenden Personen und aller ihrer kleinen Begegnisse.

Der Vater war ein sehr gelehrter, trefflicher, durch und durch gebildeter Mann, und dabei genial im höchsten Grade. Auch sein Geist war früh erwacht und zur Reife gediehen, denn mit 19 Jahren konnte er bereits zu Jena promoviren und mit 21 Jahren, da er eine Anstellung als Arzt erhalten hatte, seine Geliebte als Gattin in sein Haus führen. Er war nicht nur ein ganz ausgezeichneter Arzt, sondern auch Dichter, Maler und Musiker, und leistete in den genannten schönen Künsten das Ausgezeichnete.

Clementine war sein erstes Kind und er liebte sie daher mit einer außerordentlichen Zärtlichkeit, so daß er sich kaum auf Stunden von ihr zu trennen vermochte; auch war sie bei ihm, wo ihr früh erwachender Geist beständig Nahrung fand,

lieber, als bei der guten, sanften Mutter, die bald andere Kinder bekam und sich mit diesen, die, jünger und hülfsbedürftiger, mehr ihre Mutterserge in Anspruch nahmen, mehr beschäftigte, als mit der früh kräftigen, gesunden und gewissermaßen selbstständigen Clementine, die der Abgott des Vaters war und blieb. Nur das bedauerte er zuweilen, daß sie kein Sohn sei.

Eine große, schöne Natur umgab sie bei ihrer Geburt; das unermeßliche Meer war ihre Wiege und schon früh begriff sie seine Wunder und Herrlichkeiten; schon früh lauschte sie mit selbst noch unbegriffenem Entzücken auf das Wogengebrause, auf den Donner der sich an den Felsenblöcken des Ufers brechenden Wellen, und kannte kein größeres Glück, als mit dem Vater im schwankenden Kahne weit in die See hinauszufahren und Gefahren zu trotzen, die sie bereits begriff, die sie aber mit Wonne durchschauderten.

Eine andere Freude wurde ihr durch eine alte Kinderfrau, ihre Wärterin, die bereits ihre Mutter auf ihren Armen getragen hatte, bereitet; diese besaß einen wahren Schatz an schönen Sagen und Mährchen und verstand sie auf das Anmuthigste vorzutragen. Das sonst sehr wilde und ungestüme Kind war gewiß ganz ruhig, wenn es

am Meeresstrande zu den Füßen der alten Katharina saß und diese ihr in ihrer einfachen, aber hübschen Manier vom fliegenden Holländer, von den Seefrauen, die tief unter den Wassern in Palästen von grünem Smaragd wohnten, von den Nixen und kleinen Kobolden die allerseltsamsten Sachen erzählte. Voll von sehnsuchtigem Verlangen ließ sie dann oft die Blicke über die bewegte, blaue Fläche des Meeres hingleiten und wünschte nichts mehr, als daß sich einmal der Arm oder das Haupt einer solchen schönen Meerfei aus dem Wellenschaume erheben möchte, und sie glaubte fest daran, daß dies möglich sei, wie sie überhaupt an alle Wunder der ihr erzählten Sagen und Mährchen glaubte. In spätern Jahren erinnerte sie noch recht gut, daß sie oft an einem kleinen Erd-Hügel saß, von dem die alte Katharina ihr eine hübsche Sage von kleinen Gnomen erzählt hatte, die darin hausen sollten, und mit leiser Stimme rief: „Kommt doch kleine artige Männchen, ich möchte euch so gern auch einmal sehen!" und wie sie jeden Augenblick erwartete, daß sich das von ihr gewünschte Wunder begeben würde.

Die Sage von den kleinen „Erdmännchen" — so nannte die erzählende Alte die Gnomen —

in dieſem Hügel war für Clementine um ſo bedeutungsvoller, da ſie auf ihre eigene Familie Bezug haben ſollte, und ſo hörte ſie ſie vor allen andern immer am liebſten erzählen.

Clementine's Ur-Großmutter, eine eben ſo fromme als kräftige Frau, ſo hieß es in der Sage, war früh Wittwe geworden und mit einem Häuflein Kindern bei unzureichendem Vermögen zurückgeblieben. Da hieß es denn, ſich durchzuſchlagen und das that die gute Urgroßmutter wacker. Im Sommer war ſie allemal mit der Sonne auf und Abends die Letzte zu Bette; ſie beſchämte alle Mägde durch ihre raſtloſe Thätigkeit, und ihr großes Hausweſen ging durch ihr Bemühen wie am Schnürchen.

Oft, wenn ſie Morgens die Erſte im Hauſe auf war, und an den Heerd ging, um für die lieben, noch ſchlummernden Kinder die Morgen-Suppe zu kochen, fand ſie, zu ihrer großen Verwunderung, ein blankes Goldſtück von unbekanntem Gepräge in der Aſche, und zwar immer, wenn ſie recht in Noth und Sorge war und weder aus noch ein mit ihren Ausgaben wußte. Sie, als eine ſo fromme Frau, glaubte an Wunder, und ſo nahm ſie getroſt die in der Aſche gefundenen Goldſtücke an, die ſie als eine Gabe

Gottes betrachtete, der ſich ihrer Noth erbarmt und ſie ihr vom Himmel herunter gereicht habe.

Bald aber ſollte ſie ſich enttäuſcht ſehen. Einſt, als ſie um Mitternacht noch, weil am Tage nicht Zeit dazu geweſen war, als Alles im Hauſe bereits lange ſchlief, den Boden beim Schein einer Leuchte kehrte, und eben wieder in recht ſchweren Sorgen war, weil ſie einen Termin in den nächſten Tagen bezahlen ſollte, kam es ihr vor, als ob der durch den Beſen aufgewühlte Staub auf eine wunderbare Weiſe glänze und flimmere, und endlich vernahm ſie ſogar Metall-Klang, ſo daß ſie ſich niederbückte, um zu ſehen, was es mit dieſem wunderbaren Weſen für eine Bewandtniß habe. Wie groß war ihre Ueberraſchung und ihre Freude, als ſie fand, daß ſtatt des Staubes lauter blinkende Goldſtücke, von demſelben Gepräge, wie die, welche ſie von Zeit zu Zeit Morgens in der Aſche gefunden hatte, vor ihrem Beſen lagen! Sie bückte ſich nieder, um eins davon aufzuheben, hörte aber in demſelben Augenblick ihren Namen von einer feinen, wispernden Stimme rufen.

Trotz ihres Muths, erſchrack ſie doch über dieſen unerwarteten Ruf, denn es war Mitternacht und ſie glaubte ganz allein auf dem Boden zu

ſein. Als ſie ſich aber einigermaßen wieder gefaßt hatte, ſchlug ſie ein Kreuz, ſagte ein kurzes Gebet her, und blickte dann in Gottes Namen um ſich. Da ſah ſie, ganz in der Nähe der auf den Fußboden geſtellten Horn-Laterne, ein Männchen ſtehen, das, wie die alte Katharina ſich ausdrückte, „nur drei Käſe hoch war," aber einen dicken, häßlichen Kopf mit ſtruppigem Haar hatte; gekleidet war es ganz in Grau.

— „Um Gott, was willſt denn Du hier? und woher kommſt Du?" fragte die Urgroßmutter und ſchlug drei Kreuze, um, wenn es ein unſauberer Geiſt wäre, ihn durch dieſes heilige Zeichen zu vertreiben. Allein das Männchen entwich nicht, ſondern antwortete ihr vielmehr mit ſeiner feinen, wispernden Stimme:

— „Habe keine Furcht vor mir, Emerentia, Du treue Mutter und fleißige Hausfrau! Ich bin Dein Freund ſchon ſeit lange, und die blanken Goldſtücke, die Du von Zeit zu Zeit in der Aſche fandeſt, ſie waren von mir; ich belohnte damit Deinen Fleiß, denn fleißige Leute liebe ich. Nun höre aber, was mich in dieſer Stunde dazu treibt, Dich aufzuſuchen und mich Dir in Perſon zu zeigen, und erfülle die Bitte, die ich an Dich ergehen laſſen will. Wir ſind

ein unterirdiſches Völkchen, und man nennt uns, wie Dir bekannt ſein wird, auf dieſer Inſel die Erdmännchen. Wir bilden, wie Ihr hier eben, einen ordentlichen Staat und haben einen König und eine Königin, die tief da unten in einem goldenen Palaſte wohnen, denn wir beſitzen und bewachen alle Metalle der Erde, und wenn wir ihm nicht wohl wollen, findet der rüſtige Bergmann nimmer das Gold und Silber, nach dem Ihr hier eben ein ſo großes Verlangen tragt. Nun aber ſind wir in gar großer Noth und Betrübniß: unſere ſchöne Königin liegt ſchon ſeit dieſem Morgen in Kindes-Nöthen und kann ihres Kindleins nicht geneſen; daher bin ich gekommen, Dich, die Du eine ſo kluge, als verſtändige Frau biſt und ſelbſt viele liebe Kinder geboren haſt, zu bitten, unſerer armen Königin Dich annehmen und ihr die Dienſte einer Hebamme leiſten zu wollen. Die Belohnung ſoll nicht ausbleiben, und nicht nur das viele blanke Gold, das hier vor Deinem Beſen liegt, ſoll Dein ſein, ſondern Du ſollſt von da unten auch noch ſo viel mit herauf nehmen dürfen, als Du zu tragen vermagſt, und Dir und den Deinen ſoll es fortan nimmer an Reichthümern fehlen."

Dieſe Ausſicht war lockend, mehr aber noch

wurde die fromme Urgroßmutter durch das Mitleid mit der armen, ihres Kindleins nicht genesen könnenden Königin getrieben, der Bitte des Erdmännchens Folge zu leisten. Sie wendete daher die, des Staubes wegen auf der verkehrten Seite umgebundene Schürze um, brachte die Mütze und das Busentuch in Ordnung, und sagte dann:

— „So führe mich mit Gott, ich bin bereit, Dir zu folgen!"

Das Männchen that darob sehr froh, ergriff die Hornlaterne und schritt die Treppe hinunter, aus dem Hause hinaus, bis zum unfernen Meeresstrande hin, wo sich ein mäßiger Hügel erhob; hier angelangt, blieb es stehen und sah sich nach der Urgroßmutter um, ob sie ihm auch wirklich gefolgt sei; sie stand dicht hinter ihm.

Jetzt blies er das Licht in der Laterne aus, ging drei Mal rund um den Hügel und sagte einen Zauberspruch her, den leider die Urgroßmutter nicht behalten hat, weil er in einer ihr fremden Sprache gesprochen wurde, worauf sich alsobald der Hügel auseinander spaltete, und man bequem in die Tiefe hinabblicken konnte, in der es von vielen kleinen Männlein, die ganz so beschaffen waren, wie der Führer der Urgroßmut-

ter, „krimmelte und wimmelte.“ Auf einem Bette von gediegenem Golde lag aber eine ſchöne kleine Frau, mit bleichem, leidenden Antlitze, die eine goldene, mit Diamanten und andern Edelſteinen beſetzte Krone auf dem Haupte hatte. O wie herrlich war der Blick da hinab in die Tiefe, und wie blitzte und flimmerte es von allen Seiten von Edelſteinen und Gold und Silber; die Urgroßmutter war einen Augenblick wie verblendet davon!

— „Jetzt faß mein Gewand an,“ ſagte das Männlein, ihr bisheriger Führer, „und fürchte Dich nicht, wenn es auch etwas jäh hinabgeht; Du ſollſt ohne Schaden da unten anlangen; iſt mir Dein Leben doch eben ſo wichtig, als es Dir iſt!“

In dem Augenblick erhoben ſich Tauſende von pipſenden und wiſpernden Stimmen da unten, die riefen:

— „Der Pfeifer kommt! Der Pfeifer kommt! Jetzt wird unſere Königin glücklich eines Kindleins geneſen!“ und damit warfen ſie ſich, wie raſend vor Freude, vor einem häßlichen Götzenbilde nieder, das einen menſchlichen Körper, aber ein thieriſches Antlitz hatte, und dankten ihm für das nahende Glück.

— „Nun, wiſt Du anfaſſen, gute Frau?“ fragte ihr Führer, indem er ihr den Zipfel ſeines grauen Mantels darbot.

— „Halt, guter Freund, noch nicht!“ verſetzte die Urgroßmutter, die jetzt ihre volle Beſonnenheit wieder erhalten hatte. „Erſt ſag' mir, iſt die häßliche Fratze da unten, vor der Deine Brüder niederknien, die Gottheit, die Ihr anbetet, und wißt Ihr nichts von dem einigen wahren Gott und ſeinem Sohn, Jeſus Chriſtus?“

— „Wir haben unſern Gott für uns allein, und der iſt es, den Du da unten ſiehſt,“ verſetzte das Männlein etwas verdrießlich über die Zögerung der guten Frau. „Unſer Gott,“ fuhr er fort, „iſt wohl ſo gut wie der Deine, und wir beten ihn und noch eine Menge anderer Götter, denen wir goldene Throne und Altäre errichtet haben, eben ſo feurig an, wie Du Deinen Gott anbeteſt.“

— „So ſeid ihr ja Heiden, und ich mag um alle die Schätze, die ich da unten ſehe, nichts mit Euch gemein haben,“ verſetzte die fromme Frau, und trat entſchloſſen von der Oeffnung zurück.

Vergebens bat und beſchwor ſie das Männchen, doch mit ihm zu kommen, um der kreiſenden

Königin beizustehen; vergebens bot er ihr so viel Gold und Edelsteine, als sie nur begehren würde, und endlich gar alles Glück und Gedeihen der Welt an, sie blieb unerbittlich.

— „Nun denn," rief das Männchen im höchsten Zorne, „so sollst weder Du noch sollen die Deinen, bis auf die letzten Geschlechter, je Reichthümer besitzen, noch ein zufälliges Glück haben, sondern Alles, was Ihr je habt, das sollt Ihr im Schweiße Eures Angesichts erwerben; dies sei die Strafe Deines Eigensinnes!"

— „Dem sei so in Gottes Namen!" versetzte die fromme Frau, schlug ein Kreuz und stieg von dannen. Sie kehrte wieder an ihre Arbeit auf den Boden zurück, fand aber kein Gold mehr dort, sondern nur Staub und Unrath.

Der Fluch des kleinen Erdmännchens, wenn es übrigens einer war, hat sich an Clementinens Vorfahren und an ihr selbst bis auf diesen Tag bewährt: Glücksgüter sind ihnen nie zugefallen, wohl aber haben sie Segen von ihrem Fleiße und ihren Anstrengungen gesehen.

Dieses Mährchen, das die alte Katharina so gern und so oft dem ihr sorgsam zuhörenden Kinde erzählte, und dessen Inhalt dasselbe, so

jung es auch noch war, vollkommen begriff, hat vielleicht den erſten Grund zu der ungewöhnlichen Thätigkeit Clementinens gelegt, die eine Perſon geworden iſt, die ſich immer beſchäftigen muß, ſei es auf die eine oder auf die andere Art.

So ſchön, ſo anregend, ſo heilſam für Geiſt und Körper zugleich, ſo die jugendliche Phantaſie befruchtend, floſſen Clementinens erſte Lebenstage dahin. Es konnte wohl kaum ein glücklicheres Kind geben, und gewiß nie ein geliebteres, als ſie war. Auf alle Weiſe durfte ſie ſich regen und bewegen, und wie es ihr vergönnt war, ohne Furcht wegen eines zerriſſenen oder beſchmuzten Kleides die kleinen Glieder im Springen und Klettern zu üben, ſo durfte ſie auch frei die geiſtigen Fühlhörner ausſtrecken und jede Frage wurde ihr mit Liebe von dem herrlichen Vater beantwortet, immer war dieſer bemüht, ſie zu belehren, zu erfreuen.

Auch war ihr leibliches, wie ihr geiſtiges Gedeihen außerordentlich; alle ihre Kräfte wurden gleichmäßig geübt; ſie durfte auf den Baum ſo hoch hinaufklettern, als ſie es vermochte; ſie übte, unter der Aufſicht des Vaters ſich im Schwimmen im Meere; ſie machte an ſeiner

Hand weite Wege, ohne müde zu werden; sie konnte den stärksten Frost vertragen und die brennendste Sonnenhitze; sie war nie krank, nie verstimmt: sie war ein glückliches Kind!

Mit dem dritten Jahre konnte sie lesen, und überraschte den Vater damit, der, als ein zu verständiger Mann, es vermieden hatte, sie zu früh zu einer so angestrengten geistigen Thätigkeit anzuhalten. Sie sah die alte, von ihr sehr geliebte Katharina oft im Gesangbuche oder der Bibel lesen und verlangte daher von ihr, daß sie es ihr lehren solle. Die gute Alte zeigte ihr die Buchstaben in dem etwas groß gedruckten Gesangbuche; sie begriff sie schnell, lernte dann einzelne Sylben und endlich ganze Wörter lesen, ohne Fibel, ohne förmlichen Lehrapparat.

Sie bat nun den Vater um ein Buch — er hatte deren viele — .

— „Was willst Du mit einem Buche? Du kannst ja nicht lesen, Clementine," antwortete er ihr lächelnd.

— „O, doch! ich kann wohl lesen!"

Er gab ihr ungläubig ein Buch hin, und sie las.

Auf eben die Weise lernte sie, noch vor dem sechsten Jahre, auch das Schreiben. Erst malte

ſie die Buchſtaben im Sande nach, die der Vater auf ihren häufigen Spaziergängen mit ſeinem Spazierſtöckchen darin geſchrieben; dann eignete ſie ſich ein Stück von einer Schiefer-Tafel an und ſchrieb darauf; endlich erhielt ſie Papier und Federn, was ſie ſehr glücklich machte. Auch mit dem Zeichnen machte ſie aus eigenem Antriebe den Anfang und zeigte die glücklichſten Anlagen, die in der Folge ſorgfältig ausgebildet wurden, ſo daß ſie etwas darin leiſtete. Nur Eins konnte ſie, trotz des beſten Willens und des glücklichſten Gedächtniſſes, nie begreifen: das Rechnen, und dies iſt für die ganze Folgezeit ihres Lebens ſo geblieben. Die Zahlen waren ihr verhaßt, ſie ſtarrten ſie gleichſam mit geiſterhaften Augen an, wenn ſie ſo in Reihe und Glied aufgeſtellt wurden, und unmöglich war es ihr, ihre Aufmerkſamkeit darauf zu richten; ſie mußte immer an etwas Anderes denken, wenn ſie Zahlen vor ſich hatte und hat es, obgleich ſie ſpäterhin viel, wenigſtens für eine Frau, und mit Luſt lernte, doch nie dahin bringen können, nur die vier Species gehörig zu erlernen. Dagegen war ſie, ſeltſam genug, eine fertige Kopfrechnerin; ich glaube aber, daß ſie ganz anders rechnete, als alle andern Menſchen; wenigſtens vermochte ſie nie Rechenſchaft

darüber zu geben, auf welche Art und Weiſe ſie dieſe oder jene ſchwere Aufgabe in ihrem Kopfe gelöſet habe; Methode war alſo nicht darin.

Das glückſelige Leben auf ihrer Geburts-Inſel ſollte nur zu bald unterbrochen werden. Der Vater, ein Arzt von großem Rufe, wurde nach einer andern Stelle auf dem Feſtlande verſetzt, und reiſte zuerſt dahin allein ab, um ſich einzurichten; die Familie ſollte dann ſpäterhin ihm nachfolgen und blieb ſo lange im großelterlichen Hauſe.

Clementine war faſt außer ſich vor Schmerz über dieſe Trennung, und da es der erſte war, den ſie im Leben hatte, wirkte er um ſo heftiger auf ſie.

Seit der Vater fern war, ſchränkte man ſie auch mehr ein; die Mutter war nicht ganz ſo nachſichtig, wie der Vater es geweſen war, und ein Fleck oder ein Loch im Kleide zog ihr Vorwürfe und Verweiſe zu; ſie durfte nicht mehr allein am Meeresſtrande wandeln und ſich die kleine Schürze voll Muſcheln und bunter Steine ſuchen; man ſetzte ihr einen Hut auf, damit die Sonne ſie nicht gar zu braun brenne; man ſchalt ſie, wenn ſie mit bloßen Füßen auf den Kieſeln des kleinen, hinter dem großelterlichen Hauſe ſich befindenden Bachs umherlief; man zog ihr feinere Strümpfe

und enge Schuhe an, und ſagte ihr, daß es ſich für ein Mädchen nicht ſchicke, auf die Bäume zu klettern oder wohl gar einen Ritt zu Pferde zu machen, indem ſie vor einem ihrer Onkel aufſaß; kurz, ſie ſollte ein gefittetes Mädchen werden, und das gefiel ihr durchaus nicht.

Endlich ſchlug die von Clementinen ſo heiß erſehnte Stunde der Wiedervereinigung mit dem geliebten Vater; aber ach! wie ſollte dieſe getrübt werden! Der Vater hatte bei einer Schlittſchuh-Partie auf dem Eiſe einen unglücklichen Fall gethan und konnte ſich von demſelben nicht wieder erholen. Der einſt ſo kräftige und ſchöne Mann mußte ſich jetzt zum Gehen eines ſtarken Stocks bedienen, und war überhaupt ſo verändert in ſeiner äußern Erſcheinung, daß es ſelbſt Clementinen, trotz ihrer großen Jugend, ſchmerzlich auffiel. Das Wiederſehen Beider war unendlich rührend und der Vater vergoß viele Thränen dabei. Vielleicht mochte ihm damals ſchon ahnen, daß eine noch weit ſchmerzlichere Trennung, als die eben beſtandene, von ſeinem Lieblinge ihm bevorſtehe, und er deshalb ſo gerührt, ſo tief ergriffen ſein.

Auch ſein Gemüth hatte ſich, wahrſcheinlich in Folge der körperlichen Leiden, denen er erlag, gänzlich umgewandelt; er war jetzt weder mürriſch

noch verſtimmt; allein er war im höchſten Grade melancholiſch, und wenn noch einmal ein Lächeln ſeinen ſchön geformten Mund umſpielte, ſo war es nur ein ſchmerzliches.

In dieſer Stimmung konnte er Clementinens weniger denn je entbehren, und ſo mußte dieſe Tag und Nacht um ihn ſein, ja ihn ſogar auf ſeinen Fahrten auf's Land begleiten; er ſchien ſie, die er nicht lange mehr lieben ſollte, jetzt doppelt lieben zu wollen.

So oft es ihm nur ſeine Zeit und ſeine Geſundheit erlaubten, ging er mit ihr in's Freie hinaus, wo es Beiden, als innig mit der Natur verbundenen Weſen, am wohlſten war. Hier machte er Clementine auf Blumen und Kräuter aufmerkſam und nannte ihr ihren Namen, die ſie in dem glücklichſten aller Gedächtniſſe treu behielt; hier belauſchte er mit ihr in tiefer Waldes-Einſamkeit die jungen Vögel im Neſte, was ihre junge Seele allemal mit Entzücken erfüllte; hier ruhte er mit ihr am Stamme tauſendjähriger Eichen und machte ſie auf die kleine Welt der Mooſe aufmerkſam, auf die wunderbare Form der Blüthen und Saamen dieſer Kryptogamen; hier horchte er mit ihr entzückt auf den Geſang der Vögel, auf das Jubeln der von den Saatfeldern empor

wirbelnden Lerchen; hier betrachtete er mit ihr den mit Goldſtaub bedeckten Käfer oder das Würmchen, das zwiſchen den Halmen der Gräſer dahinkroch; hier entzückte das Rauſchen und Murmeln der Bäche Beider Ohr; hier endlich war es, wo die ganze Poeſie ſeiner Seele in die ſeines Kindes überfloß!

Dieſes Leben in Flur und Wald verband ſie auf's Engſte und für die ganze Folgezeit, ſowohl mit der Natur, als mit der Poeſie. Früh lernte ſie die Dinge aus einem andern, denn aus einem gewöhnlichen Geſichtspunkte anſehen; früh ging ihrem Herzen jene Morgenröthe poetiſcher Gefühle und Anſichten auf, die ihr ganzes Leben erhellen, es zu einem erhöhteren Daſein machen ſollte. Nie hat ſie in der Folge die Natur mit gleichgültigen Blicken betrachten können, und für ihre Seele, wie für jene, war der Frühling allemal ein Auferſtehungs-Feſt, und jedem weihete ihr Herz eine Hymne.

Solche Eindrücke der früheſten Jugend ſind unauslöſchlich, und die Richtung, welche Seele und Gemüth auf ſolche Weiſe in den erſten Tagen des geiſtigen Erwachens empfangen haben, kann in der Folge nicht mehr verändert werden, mögen Schickſale und Verhältniſſe ſich auch noch

so sehr verändern. Clementine erfuhr dies an sich selbst; sie bewahrte in den seltsamsten und schwierigsten, ja, in den allerprosaischesten Verhältnissen des Lebens die Poesie des Gemüths, die theils ein Erbtheil von ihrem Vater, theils durch den steten Verkehr mit ihm auf sie übergegangen war, und wenn sie gleich als Dichterin nicht Bedeutendes producirt hat; so hat sie doch unter allen Umständen stets poetisch gefühlt, oft gar, zu ihrem großen äußern Nachtheile, so gehandelt.

Der Tod dieses besten und begabtesten der Väter, der im neun und zwanzigsten Jahre seines Alters an den Folgen jenes unglückseligen Falles auf dem Eise starb, war für Clementinens zart besaitete Seele ein wahrhaft furchtbares Ereigniß, und nichts vermochte sie über diesen Verlust zu trösten. Ich begreife noch nicht, daß es ihr nicht eben so erging, wie einem andern Kinde aus ihrer Verwandtschaft, einem lieblichen Knaben von sechs Jahren, der aus Gram über den Tod eines eben so geliebten Vaters starb, so daß man ihn, der bis dahin eben so schön, als kräftig und gesund gewesen war, vierzehn Tage später auch begraben mußte. Die Aerzte wußten der Krankheit, die ihn dahin gerafft hatte, keinen andern Namen als den des Grames zu geben.

Clementinens Natur mußte ſtärker ſein: ſie überlebte dieſen Verluſt, aber ohne ihn je vergeſſen zu können.

Mit ihm änderte ſich auch Alles für ſie: die Schmerzen, Plagen und Beſchwerden des Lebens, die der Vater ihr bis dahin fern zu halten gewußt hatte, kamen von nun an über ſie. Sie ſollte genau ſo ſein, wie andere Kinder ſind, die man gewöhnlich geſittete nennt, und doch war Alles anders an ihr und in ihr, als an dieſen. Sie ſollte anhaltend fleißig werden, und wäre es gern geweſen, aber auf ihre Weiſe; ſie wurde in eine Schule geſchickt und ſollte hier zwiſchen andern Kindern in der dumpfen, übelriechenden Schul-Stube etwas lernen. Das konnte ſie nicht, die gewohnt war, in der freien Natur unter Blumen-Duft und Vögel-Geſang zu lernen; ſo lernte ſie zurück; ſo klagten die Lehrer, zum Erſtaunen der Mutter, über ſie, und es wurde erſt beſſer, als man ihr auf ihre Bitten geſtattete, in der kleinen Laube des Schul-Gartens lernen und ſich üben zu dürfen.

Endlich raubte man ihr auch noch das Letzte: das Grab des Vaters, indem man den bisherigen Wohnort, der überaus reizend und maleriſch belegen war, gegen einen andern vertauſchte, deſſen

krumme, enge Gäßchen und reizlosen Umgebungen dem Kinde äußerst mißfielen.

Umstände, die nicht zu beseitigen waren, forderten indeß dringend dieses Opfer. Die Mutter mußte seit dem Tode ihres Gatten, der ihr drei Kinder im zartesten Alter und kein Vermögen hinterlassen hatte, für den Unterhalt der Familie durch ihren Fleiß sorgen, und konnte das besser in dem zweiten Städtchen thun, wo mehr Wohlhabenheit herrschte und sie ihre Fähigkeiten also besser geltend machen konnte.

Uebrigens blieb Clementine jetzt nicht lange mehr bei der Mutter. Ein sehr reiches und vornehmes Ehepaar, das keine Kinder hatte, gewann das Kind bald so lieb, daß man es erst täglich zur Aufheiterung der Dame herüberholte und sich endlich ganz von der Mutter erbat.

In diesem Hause, in dem Alles auf dem großen Fuße war, gefiel Clementine sich bald sehr, und um so mehr, da sie gewohnt war, Liebe mit Liebe zu vergelten. Wie es oft bei kinderlosen Eheleuten ergeht, so attachirte man sich bald so sehr an Clementine, daß sie gleichsam die wichtigste Rolle im Hause spielte, und man alle ihre Wünsche fast blindlings erfüllte. Herr von St. — so hieß der Herr des Hauses — brachte von sei-

nen Reisen das kostbarste Spielzeug für seinen Liebling mit; die zahlreiche Dienerschaft beeiferte sich um die Wette, Clementinen zu gefallen und Frau von St. war verstimmt, wenn diese nur die Stirn runzelte.

An eine Erziehung war unter solchen Umständen und bei der Schwäche, die Clementinens Pflegeeltern für ihr Adoptivkind hatten, nicht zu denken; allein Liebe verzieht wohl, aber verdirbt nicht, und so blieb auch dieses Kind, obschon es äußerlich verwilderte, unverderben. Es lernte die häßliche Lüge nicht kennen, weil es für kleine Vergehungen nicht gestraft wurde; es lernte die Falschheit nicht kennen, weil Alles um ihr her aufrichtig war, und es liebte mit der ganzen Kraft seiner Seele, weil es eben so geliebt wurde.

Indeß wurde Clementine doch unter diesen Verhältnissen ein sehr ausgelassenes Kind, das that, was es wollte. So malte sie einst eine schöne Landschaft in Wasserfarben, die ihr Pflegevater, der überaus geschickt im Malen war, angefangen und fast vollendet hatte, heimlich fertig, und verdarb sie und überraschte nicht wenig durch ihre schöne Arbeit; so pflanzte sie an einem Morgen mit der größten Geschäftigkeit seine kostbare Aurikel-Flur, die viel Geld gekostet hatte, aus

den Töpfen in ihren eigenen kleinen Garten und holte dann den Herrn von St. im Triumphe herbei, damit er sehe, wie schön sich das mache; so lud sie einmal nicht nur eine Menge Kinder von der Nachbarschaft, sondern auch alle Bettelkinder, deren sie nur habhaft werden konnte, zu sich ein, um ihnen einmal einen so guten Tag zu machen, wie sie ihn immer hatte, und ihre Tante — so mußte sie Frau von St. nennen — mußte dieser noblen Gesellschaft, wohl oder übel, ein Festin geben; so fiel sie mehre Male in den hinter dem Garten vorbeifließenden Fluß; so kroch sie, wenn es ihr allein in ihrem Bettchen nicht gefiel, ohne anzufragen, in das der Frau von St., und war nicht wieder daraus zu vertreiben; allein ihr Herz blieb bei allem diesen gut und völlig unverderben, und um keinen Preis hätte sie irgend Jemanden betrüben mögen.

Als eine Eigenthümlichkeit Clementinens muß noch angeführt werden, daß diese weder je mit gekauftem Spielzeug, noch mit Puppen, wie andere Kinder, spielte, sondern sich stets auf irgend eine Art beschäftigte, selbst in ihren Spielen. Sie säete, pflanzte und begoß; sie machte Schlingen, um Vögel darin zu fangen; sie fischte mit einer krummgebogenen Nadel, die sie auf diese Weise

vermittelſt eines Zwirnfadens zur Angel gemacht hatte, in dem Fluſſe hinter dem Garten; ſie konnte Stunden lang im Graſe liegen und ein Würmchen, einen kleinen Käfer, eine Schnecke in allen ihren Bewegungen betrachten, oder ſie ſah den Wolken nach und baute ſich aus ihren oft ſeltſamen Formen Paläſte für die Feen und Zauberer auf, womit ihre lebhafte, ſtets rege Phantaſie die Luft bevölkerte. Dann ſah ſie wieder lange in den Kelch einer Blume hinab, und zerlegte dieſe endlich, um den innern Bau derſelben, die Ineinanderfügung der Blätter, die Menge der Staubfäden u. ſ. w. zu erforſchen. Oft verſuchte ſie Körbe von Binſen oder ſchlanken Weiden-Zweigen zu flechten oder von dünnen Stäben Käfige für Vögel zu machen, oder ſie flocht artige Kränze, band ſehr hübſche Blumen-Sträuße, womit ſie Die beſchenkte, welche ſie lieb hatte. Im Winter ſchrieb, zeichnete, las und ſchnitzte ſie, ſowohl aus Holz, als aus Papier und wußte manche artige Dinge herzuſtellen. Alle dieſe Uebungen hatte ſie früher mit dem Vater getrieben, der ihr nie eigentliches Spielzeug gab, ſondern ſie immer zu beſchäftigen wußte, ſelbſt wenn ſie ſpielte. Dagegen liebte ſie körperliche Uebungen ſehr, und war in allen den Spielen, die Gewandtheit und Ge-

ſchicklichkeit erfordern, als im Laufen, Springen, Klettern, im Haſchen des Balls, im Federball-Spiel weit vor allen andern Kindern ihres Alters voraus; ja, ſie verſchmähte es ſogar nicht, im Ringen ihre Kraft und Geſchicklichkeit zu zeigen und hätte es für ſchimpflich gehalten, über eine bei ſolchen Uebungen empfangene Verletzung, die freilich nicht immer ausbleiben konnte, zu weinen oder ſich nur zu beklagen.

Da Herr von St. Militair war und eine ſchöne Waffen-Sammlung beſaß, griff ſie bald, aber freilich unter ſeiner Aufſicht, zu gefährlicheren Spielen: ſie verlangte, wie ihr Pflegevater, zu ſchießen, und da man ihr nichts abſchlagen konnte, wurde ihr ein Piſtole geladen und in die Hand gegeben. Als ſie einſt damit ſchoß, wurde von dem Diener des Herrn von St. entweder die Piſtole mit einer andern, ſchon geladenen verwechſelt, oder bei der Ladung der ihrigen irgend ein Fehler begangen, kurz, ſie zerſprang ihr in der Hand und verletzte ihr mehre Finger ſo gefährlich, daß man fürchtete, ſie abnehmen zu müſſen, was aber glücklicherweiſe nicht zu geſchehen brauchte.

Dieſer Unfall, der der Mutter Clementinens nicht verborgen bleiben konnte, ſo wie einige andere, die durch die Ungebundenheit derſelben her-

beigeführt worden waren, machten jene für das Leben ihres Kindes besorgt. Für die Erziehung Clementinens war sie es schon längst gewesen und mit dem Unterricht, den diese empfing, noch weit mehr, weil er sich fast auf Null reducirte, indem „das Kind" — so bezeichnete man Clementine im Hause — zur Schule ging, wenn es eben wollte und aus derselben wegblieb, wenn es keine Lust hatte, hinzugehen.

Auf ihre Vorstellungen deshalb waren immer die schönsten Versprechungen erfolgt, aber es blieb trotz dem beim Alten, und so sah die Mutter sich endlich genöthigt, eine durchgreifende Maßregel anzuwenden, wozu sich ihr gerade in diesem Augenblick die beste Gelegenheit darbot. Sie kündete daher den bisherigen Pflegeltern Clementinens an, daß sie entschlossen sei, diese ihnen wegzunehmen und sie nach Hamburg zu schicken, wo ein entfernter Verwandter, ein Franzose von Geburt, sich des Kindes anzunehmen und für seinen Unterricht und seine Erziehung zu sorgen erboten hatte. Zwar war dieser Mann, L. mit Namen, unverheirathet, allein er war bereits alt und die einzige Schwester der Mutter, Minette, stand seinem Hauswesen vor, so daß man nicht fürchten

durfte, es werde Clementinen an gehöriger Pflege und Aufsicht fehlen.

Groß war der Schrecken, den dieser ganz unerwartet ausgesprochene Beschluß bei Clementinens Pflegeeltern erregte, und man bot Alles auf: Bitten und erneuerte Versprechungen, die Mutter zu einem andern zu bewegen; allein diese glaubte es nicht verantworten zu können, solcher Bitte nachzugeben, und so wurde Clementine zur Abreise nach Hamburg ausgerüstet. Da dieser Entschluß unabänderlich gefaßt war, ließ Herr von St. es sich nicht nehmen, seinen Liebling selbst nach Hamburg hinzubringen: war dies doch der letzte Liebesdienst, den er seiner Clementine leisten konnte!

Es war in den traurigen November-Tagen, wo der Schmerz dieser Trennung über das Kind kam, das so erschrocken, so gebeugt, ja so zerschmettert von dem von ihm ungeahnet herbeigeeilten Unheil war, daß es sich wie ein willenloses Schlachtopfer hinführen ließ, wohin man wollte, und erst aus seiner Betäubung erwachte, als es den ungemessenen Schmerz seiner geliebten Pflegemutter über die bevorstehende Trennung sah.

Der Wagen, welcher Clementinen dem Glück und den frohen Tagen ihrer Kindheit entführen und sie namenlosem Elende zuführen sollte, rollte

indeß unaufhaltſam dahin. Schon am folgenden Tage langte man in der großen Weltſtadt an, und das arme Schlachtopfer wurde ſeinen Peinigern überliefert.

In dem Augenblick, wo das geſchah, erwachte Clementinens Energie wieder, und ſie ſah ſich nach Rettung um; ſie glaubte dieſe gefunden zu haben, indem ſie ſich heimlich aus dem Hauſe ihrer Verwandten fortſchlich, in den unſern deſſelben haltenden Wagen ihres Pflegevaters kroch und ſich unter den großen Mänteln verbarg, die zum Schutze gegen die rauhe Jahreszeit mitgenommen worden waren. In ihrer kindiſchen Unbedachtſamkeit und Unüberlegtheit wähnte ſie, man werde ſie im Hauſe des Onkels nicht vermiſſen, Herr von St. werde in den Wagen ſteigen, der Kutſcher Johann den Pferden die Peitſche geben, und fort werde es gehen, zurück zu dem Orte, wo ſie ſo glücklich geweſen war.

Allein es kam natürlich anders: man vermißte ſie bald, ſuchte ſie erſt im Garten, nachdem man ſie im Hauſe vergeblich geſucht hatte, und endlich, wahrſcheinlich auf einen Wink des Kutſchers, der ſeinen Gebieter in der lebhafteſten Unruhe wegen des Verſchwindens des Kindes ſah, im Wagen, wo man ſie mit Angſtſchweiß bedeckt unter

den Mänteln fand. Herr von St., obſchon ein ſehr kräftiger Mann, war von dieſem Auftritte ſo ergriffen, daß er ſchweigend das geliebte Kind an ſein Herz preßte und augenblicklich davon fuhr, nachdem er der Tante und dem Onkel deſſelben zugerufen hatte:

— „Gehen Sie gut mit ihr um!“

Clementine blieb in einem Zuſtande zurück, der keine Beſchreibung zuläßt. Alles war ihr in ihrem neuen Aufenthalte gleich auf den erſten Blick verhaßt geworden: die Menſchen, denen ſie jetzt anheim gegeben war, und das dunkle, enge Haus, mit den ſchlecht möblirten dumpfen Zimmern. Die Wohnung ihrer Pflegeeltern war nicht nur ſehr hübſch und geräumig, ſondern auch prachtvoll möblirt und ſonnenhell; im Winter wurden mehre große, durch einander gehende Zimmer geheizt und ſo fehlte es Clementinen nie an Raum zu ihren Spielen, nie an Wärme und Licht, und e, welche liebe, freundliche Geſichter lächelten ihr in dieſen ſchönen, reich geſchmückten Räumen nicht ſtets entgegen!

Hier war Alles anders: Armuth und Unordnung ſahen aus allen Winkeln hervor, und obgleich die Tante noch immer ſchön, wiewohl nicht mehr ganz jung war, ſo gefiel Clementinen

doch weder ihr Geſicht, noch ihr Weſen; es lag etwas Lauerndes in dem Blick dieſer blauen Augen Minettens, und das flößte Clementinen einen Widerwillen gegen dieſelbe ein, über den ſie ſich zwar noch keine Rechenſchaft abzulegen vermochte, der aber unüberwindlich für ſie war, und in der Folge gerechtfertigt wurde.

Faſt noch widerwärtiger und abſchreckender war der Onkel L. für ſie, mit ſeiner Phyſiognomie Ludwigs des Elften von Frankreich, dem er frappant ähnlich ſah; mit ſeinem aufgedunſenen Branntweins-Geſicht, ſeinen aus dem Kopfe hervorſtehenden großen, ſchwarzen Augen, deren Blick etwas Ungewiſſes, Unſtätes hatte; ſeinen dicken, genußſüchtigen Lippen und ſeiner ſchlechten, gebeugten Haltung, die ihr um ſo mehr auffiel, da ſowohl ihr Vater ein großer, ſchöner Mann von der edelſten und impoſanteſten Haltung, als auch Herr von St. dies geweſen war, welcher letztere, ein Norweger von Geburt, einer der ſchönſten Männer war, die ſie je erblickte; letzterer war, wie ſchon angedeutet worden, Militair und hatte als ſolcher den edelſten Anſtand.

— „Eh bien, mein Kind," redete ſie der neue Onkel mit einer widerlich ſchnarrenden Stimme an, als ſie traurig und verlaſſen am

Fenster stand und unter heißen Thränen dem dahinrollenden Wagen nachsah; „eh bien, wir sind traurig, daß wir nicht wieder mit zurück können? Fi donc, wer wollte sich wohl so anstellen und gleich eine schlechte Meinung von sich beibringen? Du sollst es hier auch schon gut haben, wenn Du hübsch artig bist, und thust, was ich haben will; allein gehorsam mußt Du sein, wenn wir Freunde bleiben wollen! Und wie steht es um den Unterricht? Wir werden wohl noch ein kleines unwissendes Thier sein? Wir kommen aus einer kleinen Stadt, wo selbst die Erwachsenen nicht eben viel zu wissen pflegen. Kannst Du schon einige französische Vocabeln hersagen?"

— „Nein!" antwortete Clementine kurz und wandte sich ab, um ihre Thränen vor dem ihr verhaßten Manne zu verbergen.

— „Ich glaube, daß wir da einen kleinen Abgrund von Unwissenheit erhalten haben," wandte sich L. an Minette, die, mit einer Handarbeit beschäftigt, sich noch gar nicht um ihre kleine Nichte bekümmert hatte. „Ma foi!" fuhr er fort, als ihm diese nicht antwortete, „ich weiß nicht, was die Mutter gedacht hat, als sie uns schrieb, die Kleine wisse für ihr Alter viel und habe gute Anlagen. Noch gar keinen Anfang mit dem

Franzöſiſchen gemacht, und wir ſind faſt acht Jahre alt?! Nicht wahr, ſo alt ſind wir ſchon?" wandte er ſich an Clementine, die, in ihrem Schmerz verſunken, kaum auf ſeine abgeſchmackten Reden hörte. „Nun, wir werden ſchon morgen den Anfang mit dem Franzöſiſchen machen, und bevor noch ein Vierteljahr vergangen ſein wird, werden wir es verſtehen und in einem halben Jahre ſprechen, denn ich capricire mich, daß wir es bald lernen ſollen, und wenn wir auch noch ſo bornirt wären. Was können wir denn ſonſt?"

— „Nichts!" ſagte Clementine, die in der That nicht wußte, daß ſie ſchon Mancherlei verſtände.

— „Le voilà! Siehſt Du, Minette, daß ich Recht hatte? Das iſt wie das liebe Vieh aufgewachſen; Das hat gar keine Erziehung gehabt; ma foi, es iſt eine Schande!"

Es zeigte ſich indeß bald, daß Clementine, trotz ihrer acht Jahre, ſchon mehr konnte und verſtand, als die dreißigjährige Tante, die wirklich ein wahrer Abgrund von Unwiſſenheit war, und nicht einmal gehörig leſen, viel weniger aber noch ſchreiben konnte, was ſie unaufhörlich von dem boshaften L. ſich vorwerfen laſſen mußte.

Ueberhaupt lebten dieſe beiden Menſchen in

einer beſtändigen Fehde mit einander und verbitterten ſich das Leben auf alle nur erdenkliche Weiſe. Minette warf L. ſeine Laſter vor, unter denen das des Trunkes oben an ſtand, und er verfolgte ſie mit dem bitterſten Spotte über ihre Unwiſſenheit, um ſich dafür zu rächen. Zwiſchen dieſen Beiden, in denen nicht ein Funke von Herzensgüte und Gemüth war, ſtand nun das arme Kind, verlaſſen, allein, von Allem abgetrennt, was es geliebt und verehrt hatte, da.

Bald war Clementine, das ſonſt ſo heitre, bewegte Kind, ſehr ſtill und ganz in ſich abgeſchloſſen geworden, denn mit ihrer Umgebung konnte ſie nichts zu thun haben, zwiſchen dieſer und ihr konnte ſich kein Band, welcher Art es auch ſein mochte, knüpfen, und ſo ſah ſie ſich gänzlich nur auf ſich ſelbſt und auf die Erinnerung an frühere, ſchönere Tage angewieſen.

Ja, ihr war von allen Freuden, die ihre ſchöne, glückſelige Jugend umringt hatten, nur noch die Erinnerung geblieben, und in ihr ſchwelgte ſie, ſo oft ſie konnte. Der Anzug, in dem ſie von ihrem Pflegevater nach Hamburg gebracht wurde, war, als unmodiſch und kleinſtädtiſch, von der putz- und modeſüchtigen Tante in einen Winkel geworfen worden; Clementine aber zog ihn heim-

lich von Zeit zu Zeit an und ſetzte ſich damit in einen Alcoven eines obern, unbewohnten Zimmers, wo ſie ſicher ſein konnte, daß man ſie nicht ſuchen würde. Die Thüren dieſes Alcovens feſt hinter ſich zuziehend, den mit einem rothen Bande geſchmückten Hut von ſchwarzem Caſtor auf dem Kopfe und in dem Oberrock von dunkelbraunem Kalmück, konnte ſie ſtundenlang ſitzen und in der Erinnerung an eine glückliche Vergangenheit ſchwelgen, bis man ihr, freilich ohne Vorſatz, auch dieſe letzte Freude raubte, indem man dieſen Anzug wegſchenkte.

Immer bedrängter, immer ſchwieriger wurde indeß ihre äußere Lage, denn nicht nur brachte das Laſter, dem der Oheim ergeben war, dieſen dahin, ſich brutal gegen das arme Kind zu betragen und es, oft ohne die geringſte Veranlaſſung zu züchtigen, Clementine zu ſchlagen, die nie geſchlagen, ja, kaum unfreundlich bis dahin angeſehen worden war, ſondern ihr Unglück hatte es auch gewollt, daß ihrem Peiniger der „Emil“ von Rouſſeau in die Hände fiel und dieſer ihm dermaßen zuſagte, daß er ſeinen Pflegling nach den in dieſem Buche aufgeſtellten Grundſätzen zu erziehen beſchloß, und dieſer alberne Plan wurde, mit einigen, für Clementine höchſt ſchmerzlichen Modificationen, in Ausführung gebracht, obgleich

ihr Geschlecht von dem des Rousseauschen Zöglings verschieden war.

Der Anfang wurde mit allen Arten von Abhärtungen und Entbehrungen gemacht; sie wurde in strengen Winter-Tagen mit bloßen Füßen in den Schnee hinausgeschickt und mußte stundenlang im Hofe verweilen; Hut, Handschuhe und warme Bekleidung wurden als Luxus verbannt; eine Pferdedecke, die auf der Erde ausgebreitet war, diente ihr zum Lager und eine zweite bedeckte sie, ohne ihr im Winter gehörigen Schutz gegen die Kälte zu gewähren; statt des erwarteten Mittagsmahls wurde ihr oft ein Fasten verordnet und Abends und Morgens ihr überdies die Nahrung so karg zugemessen, daß sie oft den grimmigsten Hunger fühlte. Doch nicht nur ihr Körper sollte abgehärtet, sondern auch ihr Geist sollte es werden. So sperrte ihr Peiniger sie oft bei einem heftigen Gewitter in einem am Ende des großen Gartens belegenen Lusthause — man wohnte in einer der Vorstädte Hamburgs — ein, weil sie sich einmal bei einem überaus heftigen Donnerschlag erschrocken gezeigt hatte. Ein ander Mal mußte sie jeden Abend spät und nachdem es völlig dunkel geworden war, durch den Garten und das am Ende desselben befindliche kleine Gehölz gehen, um eine mit Fleiß von dem Onkel im Lusthause gelassene Sache zu

holen, und dies geſchah, weil ſie an einem Abende ein Geſchrei erhoben hatte, indem ſie einen Kerl, wahrſcheinlich den Liebhaber der Dienſtmagd, über die Planke ſteigen ſah. Dies wurde ihr als Furcht ausgelegt, und Furcht durfte Emil II., obſchon nur ein ſchwaches Mädchen, nicht zeigen.

Wieder zu andern Zeiten wurde ſie, mit der großen ſilbernen Uhr des Onkels in der Taſche, allein zur Stadt, in dieſe große, volkbelebte, ihr völlig unbekannte Stadt, geſchickt, um irgend eine Beſtellung zu machen, und wehe ihr, wenn ſie ſich, aus Unkenntniß des Weges verirrt hatte und eine Minute nur ſpäter ausblieb, als ihr Peiniger hatte haben wollen! In dieſem Falle blieb die Züchtigung nie aus, die, um das Uebermaß ihrer Leiden zu vermehren, auf eine wahrhaft teufliſche und alles Gefühl ertödten müſſende Weiſe an ihr vollzogen wurde. Der Onkel ſah dann auf die ihm wieder zugeſtellte Uhr, deutete mit dem Finger auf die ihr zur Rückkehr beſtimmte Zeit, nahm den ſtarken Haſelſtock, den beſten Gehülfen ſeiner Erziehungs-Methode, aus dem Winkel, bot Clementinen mit franzöſiſcher Höflichkeit den Arm und führte ſie in das Gehölz hinab, wo er ſie ſo lange ſchlug, bis ſie — **nicht** mehr ſchrie und weinte. Sie gelangte endlich wirklich dahin, dieſe

unmenſchliche Behandlung zu ertragen, ohne einen Laut von ſich zu geben, noch eine Thräne zu vergießen.

Was den ihr ertheilten Unterricht anbetraf, ſo beſchränkte er ſich allein auf das Franzöſiſche, das ſie freilich bald genug, unterſtützt von einem wirklich außerordentlichen Gedächtniſſe, verſtehen und ſprechen lernte; daß ſie dieſe Sprache ganz ſo gut wie ihre Mutterſprache inne hatte, war die einzige Frucht dieſer vier Marter-Jahre, denn ſo lange mußte das arme Kind in dieſen wahrhaft entſetzlichen Verhältniſſen ausharren.

Indeß war das Maß ihrer Leiden noch nicht voll. Das Verhältniß zwiſchen der Tante Minette und dem Onkel L. war endlich ſo übel geworden, daß die erſtere ihm ihren Entſchluß ankündigte, ihn verlaſſen und ſich eine andere Zufluchtsſtätte ſuchen zu wollen, und dieſen führte ſie, nachdem Clementine etwa anderthalb Jahre da geweſen war, aus, ohne die Barmherzigkeit zu haben, für das Kind ihrer Schweſter, das ihrer Sorgfalt ſo gut anvertraut war, als der des Onkels, anderweitig zu ſorgen.

Sie reiſte ab, und Clementine, die nie Gutes von ihr empfangen, nie einen Beweis der Liebe von ihr erhalten, nie Schutz gegen die Brutalitä-

ten ihres Peinigers bei ihr gefunden hatte, sah sie mit trockenem Auge und ohne die Ahnung scheiden, daß von nun an ihr Loos noch entsetzlicher werden würde.

Eine Dienstmagd blieb als Verwalterin des Hauses zurück; wenn Clementine in spätern Jahren über das Verhältniß des Onkels zu dieser eben so rohen, als häßlichen und schmuzigen Person nachdachte, so mußte sie schließen, daß Unsittlichkeit die Basis desselben war; ihre Seele war aber damals zu rein, zu voll Unschuld, als daß ihr nur eine Ahnung davon hätte kommen können. Bald indeß wurde Anna — so hieß diese Person — des Zusammenlebens mit einem Trunkenbolde und der Armuth, die im Hause zu herrschen begann, auch überdrüssig, und verließ L. auch, nachdem sie die besten Sachen, unter dem Vorwande des ihr schuldigen und nicht zu erlangenden Lohnes, hatte fortschleppen lassen.

Zu Anfang wollte der Onkel eine andere dienende Person wieder zu sich in das Haus nehmen, bald aber besann er sich eines Bessern und sagte zu Clementinen:

— „Du bist schon groß und stark genug, um mir für die Nahrung, die ich Dir reiche, so wie für den Dir ertheilten Unterricht, einige Dienste zu leisten.

Ueberdies bin ich wenig zu Hause, und es wird gut sein, wenn Du früh für Dich selbst und Deine Bedürfnisse sorgen lernst; ich werde also kein Dienstmädchen wieder nehmen, und sehen, wie es mit Dir geht."

Clementinen war das in dem Augenblick ganz recht, denn sie begriff nicht, welche Lasten dadurch auf sie fallen würden, und sie freute sich, von der rohen Willkür der Anna, die sie mißhandelt hatte, befreit zu werden.

In dieser Zeit trug sich eine Scene zwischen ihr und dem Onkel zu, die, als den Charakter Clementinens bezeichnend, nicht übergangen werden darf.

Die Mutter mochte vielleicht Kunde von den Leiden erhalten haben, denen ihr armes Kind in diesen grausamen Verhältnissen erlag, und hatte deshalb einen Brief voll Klagen und Vorwürfen an L. geschrieben, vielleicht gar damit gedroht, Clementine zurücknehmen zu wollen. Dies lag aber nicht in dem Plane L — s, der jetzt Nutzen von seinem Zöglinge ziehen wollte.

An einem Tage, wo er besonders mild und freundlich gegen Clementine gewesen war, berief er diese zu sich, und sie zwischen seine Knie nehmend und ihre beiden Hände ergreifend, fragte er:

— „Nicht wahr, Clementine, wir haben einander recht lieb, und Du, als ein verſtändiges Kind, ſiehſt ein, daß ich, was ich Dir auch that, nur zu Deinem eigenen Beſten gethan habe?"

Clementine, der jede Lüge fremd war, verſtummte bei dieſer unerwarteten Anrede, und der Onkel fuhr fort:

— „Böſe, verläumderiſche Leute haben Deiner Mutter in den Kopf geſetzt, daß Du es nicht gut bei mir habeſt, daß ich zu ſtrenge gegen Dich ſei, Dich mißhandle, und noch viele eben ſo alberne, als unwahre Dinge; denn wie gut ich es mit Dir meine, das wiſſen wir Beide am beſten. Du wirſt mir alſo den Gefallen thun, Deiner Mutter zu ſchreiben, daß Du Dich vollkommen glücklich bei mir fühleſt, und ich hoffe, daß dem wirklich ſo iſt; nicht wahr, das wirſt Du thun, ſchon um Deine gute Mutter zu beruhigen, die nicht in der Lage iſt, ſelbſt für Dich ſorgen zu können, und jetzt durch den Gedanken gequält wird, daß es Dir nicht gut bei mir ergehe."

Clementine hatte während dieſer Rede des Onkels bereits ihre eiskalt gewordenen Hände aus den ſeinigen zurückgezogen und ſich einige Schritte von ihm entfernt; dann, als er, auf ihre Ant-

wort wartend, ſchwieg, ſagte ſie mit feſtem Tone: -

— „Nein, ich werde der Mutter nicht ſchreiben, daß ich hier glücklich bin!“

— „Und weshalb nicht?“ fragte der Onkel verwirrt.

— „Weil das eine Unwahrheit wäre.“

— „Du willſt mich aufbringen, Clementine,“ ſagte der Onkel plötzlich wieder den gewohnten ſtrengen Ton gegen ſie annehmend; „Du biſt eine Undankbare, die meine Güte, meine Wohlthaten verkennt!“

Clementine ſchwieg, denn ſie hatte dieſem Manne, der ihr jetzt doppelt verhaßt und verächtlich war, ſeit er ihr ſchmeichelte, um ſie zu einer Lüge zu bewegen, nichts mehr zu ſagen, und ihr Entſchluß, nicht ſchreiben, die Mutter durch keine Unwahrheit hintergehen zu wollen, war unerſchütterlich gefaßt.

Der Onkel ſtand auf und machte mit großen Schritten mehre Gänge durch das Zimmer, dann blieb er vor Clementinen ſtehen und ſagte mit noch ſchmeichleriſcherem Tone, als zu Anfang:

— „Nicht wahr, Du ſchreibſt doch, und was ich Dir dictiren werde?“

Clementine blieb ſtumm, wie zuvor, und dies

fachte ſeinen Zorn ſo mächtig an, daß er ſich in den furchtbarſten Drohungen gegen ſie ergoß; aber auch ſelbſt dieſe erſchütterten Clementinen nicht.

Imponirte dieſe Standhaftigkeit des Kindes dem böſen Manne, oder was war es ſonſt? genug, Clementine wurde nicht beſtraft und es war zwiſchen Beiden nicht mehr die Rede von dem Briefe.

Seit Clementine allein in dem Hauſe des Oheims war, führte ſie ein ſeltſames Leben. Morgens, nachdem der Onkel durch kleine Einkäufe, die aber oft aus Mangel an Geld gänzlich unterblieben, ſo daß das Kind ſich auf ein Stück Brot oder gar auf das Hungern reducirt ſah, für ihre Bedürfniſſe geſorgt hatte, verſchloß er das Haus und ſteckte den Schlüſſel zu ſich. Clementine war dann ganz allein, machte des Onkels Bett, bereitete ihr eigenes elendes Lager, kehrte die Stuben aus und ſetzte ſich dann mit einem großen wollenen Strumpfe für den Onkel, an dem ſie ein gewiſſes Stück ſtricken mußte, in den Garten, ſo oft es die Witterung nur irgend erlaubte. Hatte ſie ihre Zahl vollendet, ſo griff ſie zu einem von den drei Büchern, die ihr zu Gebote ſtanden, und die ſie immer und immer wieder las, obgleich ſie ſie bereits auswendig wußte. Das eine davon,

und ihr Liebling, war eine Auswahl von Bürgers Gedichten in Sedez-Format; das andere „die Zauberin Sidonia," ein Trauerspiel, und endlich eine Jugendschrift: „Leopold und Leopoldine oder die Kinder in der Räuberhöhle." Mit diesen Schätzen, die für sie alle andern der Welt aufwogen, war sie nie allein, fühlte sie ihre Verlassenheit, ihr Unglück, die Jugend-Verkümmerung nicht, denen das Schicksal sie unterworfen hatte.

Bürgers Gedichte hatte sie bereits im Hause ihrer Pflegeeltern, die eine auserwählte Bibliothek besaßen, kennen und lieben gelernt, und manche Stunde mit ihnen in der Hand allein im geräumigen Bibliothek-Zimmer gesessen, wo sie sie sich laut und oft unter sanft fließenden Thränen vorlas. Man kann sich vorstellen, wie groß ihre Freude war, als sie diese Sammlung unter einer Menge zum Theil französischer, zum Theil streng wissenschaftlicher Bücher wiederfand, und mit welchem geheimen Entzücken sie darin las.

Bürgers wohlklingende Verse sind ihr für die ganze Folgezeit ihres Lebens, selbst da noch, als ihr Geschmack sich gänzlich verändert hatte, werth und theuer geblieben. Vielleicht aus Dankbarkeit,

denn außer dem großen Genuß, den sie ihr gewährten, gaben sie ihr auch das erste Lied ein, das sie dichtete. Sie wurde, seltsam genug, zu diesem durch das dem Englischen des Pope nachgebildete Gedicht: „Heloise an Abálard" begeistert, indem sie eine Antwort darauf schrieb, nämlich: „Abálard an Heloise." Es wurde an einem schönen Sommer-Morgen, hinten in dem Lusthause, entworfen und in's Reine geschrieben, und es gefiel ihr selbst ganz außerordentlich. Nur einen Kummer hatte sie auch dabei: das Papier, auf dem sie es, in Ermangelung eines bessern, abschreiben mußte, war nicht ganz sauber und schon sehr vergilbt; sie hatte es aus einem alten, cassirten Rechnungsbuche des Onkels gerissen, das auf dem Boden lag. Wie groß würde ihre Freude gewesen sein, wenn sie es mit zierlicher Schrift auf schönem Papier hätte schreiben können! Was Form und Inhalt anbetrifft, so ist darüber nichts zu sagen, denn sie hat es späterhin mit vielen andern Erstlingsversuchen der Art den Flammen geopfert, als man sie mit ihren Poesien neckte.

Groß aber war damals, als sie es schuf, ihr Entzücken darüber und sich einer neuen Fähigkeit bewußt, war ihr die Einsamkeit keine Plage, keine Qual mehr. Alles nur aufzutreibende un-

beſchriebene Papier wurde von ihr benutzt, um darauf die Gefühle ihres Herzens, die Regungen ihrer Seele auszuſtrömen und zahlloſe Gedichte entſtanden nach und nach. In Proſa verſuchte ſie ſich in dieſer erſten Zeit nie: ſie verachtete ſie gleichſam und hielt nur den für einen Dichter, der Verſe machen konnte, wie ihr über Alles geliebter Bürger.

Noch ein anderer Sonnenſtrahl, außer dieſem, ſollte in dieſer Zeit ihr verdüſtertes Leben erhellen. Ihrer früheren Gewohnheit gemäß, kletterte ſie auch jetzt noch gern in die höchſten Bäume hinauf und ſaß dort im ſchlankſten Wipfel mit unausſprechlicher Freude, weil ſie von da die weiteſte Ausſicht und die häßliche Garten-Planke weit unter ſich hatte, welche ihr dieſe im Garten ſelbſt beengte. Als ſie nun einſt in einem nahe neben der Planke ſtehenden großen Birnbaum ſaß und ſtrickte, ſah ſie durch die Steige des Nachbar-Gartens zwei allerliebſte Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, Hand in Hand daher kommen. Das Nachbar-Haus hatte eine Zeitlang leer geſtanden und war erſt jetzt, es war um Himmelfahrt, wieder bezogen worden.

Die beiden Kinder plauderten unaufhörlich mit einander und freueten ſich über die Blumen, die

den Beeten des Gartens bereits zu entſproſſen anfingen, und Clementine ſah ihnen mit Vergnügen zu, wie ſie ſich bald bei einem Veilchen, bald bei einem geſprenkelten Margarethen-Blümchen niederbückten, um es zu betrachten und zu bewundern. Sie kamen endlich der Planke ganz nahe, und Clementine hörte, daß ſie Franzöſiſch mit einander ſprachen. Dieſe Sprache verſtand und redete auch ſie, und ſo rief ſie den beiden anmuthigen Kindern in derſelben aus dem Wipfel ihres Birnbaumes einen guten Tag zu. Die armen Kleinen waren faſt erſchrocken, als ſie eine Stimme gleichſam aus der Luft vernahmen, und dieſe gar in ihrer Mutterſprache ſie anredete; endlich entdeckten ſie aber den loſen Vogel im Baume und das Gelächter und die Freude waren groß.

Die angenehme Bekanntſchaft war gemacht und wurde zur beiderſeitigen Zufriedenheit von nun an fortgeſetzt. Die armen Kleinen, erſt kürzlich mit ihren Eltern aus Frankreich herübergekommen, verſtanden kein Wort Deutſch, und man kann ſich daher denken, wie groß ihr Vergnügen war, als ſie eine Geſpielin fanden, die in ihrer Sprache fertig mit ihnen reden konnte; nicht minder groß aber war das Clementinens, die bisher alles jugendlichen Umgangs entbehrend, plötzlich dieſem

Mangel abgeholfen ſah. Es wurden nun von der einen und der andern Seite Verſuche gemacht, die häßliche Scheidewand zu überſteigen; allein ſie war zu hoch und zu ſteil, und man mußte davon abſtehen, ſo leid es auch allen Dreien that, nicht auch noch mit einander ſpielen zu können.

Wie genügſam aber wird man nicht, wenn man Alles entbehrt hat! So war auch Clementine vollkommen glücklich, die beiden Kinder nur ſehen und aus ihrem lieben Birnbaum mit ihnen plaudern zu können.

Vielleicht war es auch das Mährchenhafte, das in Clementinens gegenwärtigem Verhältniſſe lag, welches es ihr erträglicher machte, als es ihr ſonſt geweſen ſein würde. Ihre Lage war in der That mit der der verwünſchten Prinzeſſinnen der Mährchen, die von einem böſen Zauberer gefangen und eng verwahrt gehalten wurden, zu vergleichen, und ihre lebhafte Phantaſie that das Uebrige, das Bild zu vervollſtändigen. Dieſe Zeit war vielleicht die productivſte ihres Lebens, wenn gleich außer den Gedichten nichts von ihr zu Papier gebracht wurde, ſchon aus dem einfachen Grunde, weil ſie keins hatte; denn das, was ſie von Zeit zu Zeit eroberte, mußte ſorgfältig zu den

Verſen aufgehoben werden, die ſie quälten, bis ſie ſie niedergeſchrieben hatte.

Dieſe Armuth an Papier war es vielleicht, die machte, daß ſie ſich von vorn herein übte, ihre Gedanken gleich ſo in ihrem Kopfe auszuarbeiten, daß ſie ſie völlig geordnet und ohne weiter der Correctur zu bedürfen, niederſchreiben konnte, was ſie ſelbſt, mit nur wenigen Ausnahmen, bei den Gedichten that, die ſie verfaßte. Als ſie in der Folge zahlloſe Bücher ſchrieb, konnte ſie nie an die Arbeit gehen, ohne zuvor das ganze Gebäude des vorhabenden Werkes in allen ſeinen Theilen im Umriſſe vollendet und Jedes an ſeine gehörige Stelle gewieſen zu haben. Dieſe Umriſſe wurden auf einſamen Spaziergängen, beim Nähen oder Stricken oder bei den Garten-Arbeiten, die ſie mit großer Luſt vollbrachte, gemacht, und manchmal wunderte ſich ihre Umgebung, ſie ſo ſtill und in ſich gekehrt, ſo „abweſend," wie man es nannte, gerade bei ſolchen Beſchäftigungen zu finden, bei denen man ſonſt gern plaudert. War ein Buch nun auf ſolche Weiſe in ihr entſtanden und fertig, ſo brachte ſie es mit unglaublicher Schnelligkeit zu Papier und hatte nie nöthig, eine Abſchrift zu machen; nur hie und da brachte ſie beim nochmaligen Ueberleſen kleine Correcturen an, die

aber nur in einzelnen, beſſeren und gewählteren Wörtern-beſtanden. Gewiß kam ihr außerordentliches Gedächtniß ihr dabei ſehr zu Hülfe; der erſte Anſtoß wurde ihr aber wohl durch den oben angeführten Papier-Mangel gegeben, der ſie damals oft drückte und quälte.

Sie ſah nämlich die Möglichkeit vor ſich, daß es ihr endlich ganz ausgehen würde, und wo dann mit dem bleiben, was ſie innerlich ſo ſehr erfüllte? woher dann Troſt und Freude in ihrer einſamen und verlaſſenen Lage nehmen? Gewiß hätte die Welt nichts daran verloren, wenn ihr aufkeimendes Talent auf ſolche Weiſe in ſeiner fernern Ausbildung gehemmt worden wäre, ſie ſelbſt aber Alles.

Nur wer ſich je in Clementinens Lage befand, wird im Stande ſein, zu begreifen, welch ein Schatz ein Stück Papier, ein noch ſo ſchmaler Streifen, für ſie war. Sorgfältig las ſie die von dem Onkel caſſirten und an die Erde geworfenen Papiere allemal auf, um vielleicht noch ein unbeſchriebenes Blättchen darunter zu finden, und wie groß war ihre Freude, wenn ſie es fand! Den Onkel aber um etwas zu bitten, war ihr aus zwei Gründen unmöglich: einmal, weil ſie ſich ſo zu ihm geſtellt hatte, daß ſie ihn nie um

Etwas bat, nicht einmal um Brot, obgleich der Elende es ihr oft selbſt daran fehlen ließ; und dann, weil ſie ihr Talent vor ihm geheim hielt, als wäre es eine Sünde. Er hatte ſie einmal in ihren tief innerlichſten Gefühlen unheilbar verletzt, indem er, ein Gotteslängner, ihre Religioſität verſpottete, und ſeitdem verſchloß ſich ihr Gemüth vor ihm, wie die Blätter der Mimosa pudica vor jeder fremden Berührung.

Groß war daher auch die Sorgfalt, mit der ſie ihre kleinen poetiſchen Verſuche vor ihm verbarg, und kaum war ein Winkel ihr verſteckt genug, um dieſen Schatz aufzunehmen; ich glaube, daß ſie tödtlich krank geworden wäre, wenn dieſer ihr Oger ihn je gefunden und auch damit ſeinen heilloſen Spott getrieben hätte, und das würde ſicher nicht unterblieben ſein.

Bemerken muß ich noch, daß der Onkel ſie ſchon ſeit längerer Zeit nicht mehr ſchlug, wozu der Umſtand Veranlaſſung gegeben haben mochte, daß er ſie einſt, als er ziemlich trunken war, ſo ſehr verletzte, daß faſt ein Wundarzt hätte herbeigeholt werden müſſen. Er erſchrack ſichtbar, als das unglückliche Kind unter ſeinem Streich, der den Kopf traf, zu Boden ſank, und ſeitdem verſchwand der Stock gänzlich; ja, er bemühte ſich

ſogar, Clementine dieſe Barbarei vergeſſen zu machen und kündete ihr ein großes Vergnügen an, das er ihr zu bereiten willens ſei. Dieſes beſtand darin, daß er ſie mit zur Stadt und in den — Raths-Weinkeller nahm, wo er ihr einen ſüßen Wein und mit Butter beſtrichene Zwiebacke gab. Es war das erſte Mal, daß ſie Wein genoß, und er wirkte daher höchſt unangenehm auf ſie, ſo daß ſie, in ihre Einſamkeit zurückgekehrt, nur mit Schauder daran denken konnte, je wieder von dieſem Getränke genießen zu müſſen, das ſie mit einem ſo unheimlichen Feuer erfüllt hatte. Auch weigerte ſie ſich in der Folge ſtandhaft, den Oheim wieder an einen Ort zu begleiten, wo es ihr in jeder Hinſicht ſo wenig gefallen hatte: der dunkle, dumpfe Keller mit ſeinen Wein-Ausdünſtungen, die Umgebung von ihr völlig unbekannten Männern, die entweder ſchweigend hinter großen Humpen mit Wein ſaßen oder wovon einige, die bereits zu viel genoſſen hatten, in eine höchſt widrige Luſtigkeit ausbrachen, machten einen ſo üblen Eindruck auf ſie, daß ſie um keinen Preis dahin zurückgekehrt ſein würde.

Auch mit der jedem weiblichen Weſen einigermaßen angeborenen Eitelkeit hatte Clementine auf

dieſem Wege zum Raths-Weinkeller den erſten Kampf im Leben zu beſtehen gehabt. Man kann ſich denken, wie es um ihre Kleidung ausſah, ſeit keine erwachſene Perſon ſie mehr überwachte, und ſo war dieſe nicht nur beſchmuzt und zerriſſen, ſondern ſie war auch dermaßen aus ihren Kleidern herausgewachſen, daß ſie ihr wenig über die Knie hinunter gingen. An einen Hut und an Handſchuhe — der Onkel nannte dieſe Dinge, gleich dem guten Grönland, überflüſſigen Luxus — war nun gar nicht zu denken, und ſo mochte die für ihr Alter ſehr groß gewachſene Clementine eine ſeltſame Rolle ſpielen, als ſie mitten im Winter in einem dünnen, ihr viel zu kurzen kattunen Fähnchen und ohne Hut und Handſchuh, ohne Oberrock noch Umſchlagetuch, durch die Gaſſen der großen Stadt ging; auch blieben wirklich einige höchſt elegant gekleidete Damen ſtehen, um dieſer auffallenden Erſcheinung nachzuſehen, was von dem armen, tief beſchämten Kinde nicht unbemerkt blieb.

Clementine's Lage wurde mit dem anbrechenden Winter überhaupt viel trauriger, denn nicht nur wurde ſie durch denſelben von ihren beiden lieben franzöſiſchen Kindern getrennt, die von den Eltern zu Hauſe gehalten wurden, um ſich

nicht zu erkälten — ſie waren aus dem ſüdlichen Frankreich und daher ſehr empfindlich gegen unſer rauhes Klima — ſondern mußte überdies ſelbſt noch des Troſtes entbehren, den ihr die Natur bis dahin gewährt hatte. Auch nicht einmal für Feuerung war gehörig geſorgt, denn wenn der Oheim auch dann und wann eine Kleinigkeit an Brenn-Material einkaufte, ſo reichte es doch bei weitem nicht hin, das kleine Stübchen beſtändig zu erwärmen, das jetzt die Welt Clementinens ſein mußte. Auch noch ein anderer Umſtand machte den Winter ſchrecklich für ſie: der Onkel, welcher immer tiefer in ſein Laſter hineinſank, befand ſich oft Abends in einem Zuſtande, der es ihm zur Unmöglichkeit machte, früh nach Hauſe zu kommen, und Clementine durfte ihr Lager nicht eher aufſuchen, als bis er da war; ſo harrte ſie denn oft bis tief in die Nacht hinein auf die Ankunft dieſes Unholds, und wenn er da war, mußte ſie vor ihm zittern, weil er gewöhnlich ganz berauſcht zurückkehrte.

Noch ſchrecklicher als alles Dieſes war es für ſie, daß L. ſeit einiger Zeit ein Betragen gegen ſie annahm, das dem ganz entgegengeſetzt war, welches er früher gegen ſie gezeigt hatte: er wurde zärtlich, rief ſie mit Schmeichelworten zu

ſich und ſagte ihr wohl gar in ſeinem trunkenen Muthe: er erziehe ſie, um einmal ſeine Frau zu werden, wobei er ihr zugleich erzählte, daß er ſich ſchon einmal ein junges Mädchen, das er Sophie nannte, zu dieſem Zwecke erzogen habe; als die groß geworden, ſei ſie aber mit einem andern Manne davongegangen; er hoffe jedoch von ihr, daß ſie ſeine Liebe und Sorgfalt anders belohnen werde, als jene treuloſe Sophie.

Man kann ſich denken, mit welchem Entſetzen, ja, mit welchem Abſcheu, Clementine ſolche Worte von den ihr ſo verhaßten Lippen vernahm; aber eben die Heftigkeit dieſer Empfindungen gaben ihr den Muth, ihrem Peiniger mit der größten Entſchiedenheit zu erklären, daß ſie weit lieber ſterben, als ſeine Frau werden würde. Er lächelte bei ſolcher Erklärung dann auf eine eigenthümliche, höchſt widerwärtige Weiſe und ließ, zu Clementinens großer Erleichterung, das Geſpräch fallen.

Auf ſolche Weiſe war Clementine elf und ein halbes Jahr alt geworden, in ihrem Innern aber durch die großen Leiden, denen ſie ausgeſetzt geweſen war, weit über dieſes Alter hinaus gereift. Ein wahrhaft furchtbarer Ernſt war über das einſt ſo heitre Kind gekommen, deſſen körperliche

Gesundheit endlich auch erlag. Schon lange hatte sich alle ihnen sonst eigenthümliche Frische von ihren Wangen verloren und der Körper, einst so stark, so kräftig, fing an, abzumagern; ein eigenthümlicher krankhafter Blick der dunklen Augen, die durch die grosse Magerkeit des Gesichts noch grösser, als zuvor schon geworden waren, verrieth nur zu deutlich, was sie litt.

In diesem Zustande traf sie die arme Mutter an, die nach Hamburg herübergekommen war, um bei zwei früh verwaisten Kindern, im Hause eines reichen Wittwers, Mutterstelle zu vertreten und überdies die Leitung des sehr grossen, brillanten Hauswesens zu übernehmen. Es war ihr erlaubt worden, eine ihrer Töchter mitzubringen, und so hatte sie die kleine Johanna — das dritte Kind war indeß gestorben — dazu auserwählt, weil sie mit dieser sonst nicht zu bleiben gewußt hätte.

Ein Strom von Thränen entfloß ihren Augen, als sie ihre arme Clementine in einem Zustande erblickte, der für deren Leben fürchten ließ und der ihr überdies deutlich sagte, was diese in der Zeit der Trennung von ihr gelitten hatte. L. selbst, so frech er sonst auch war, zeigte sich eini-

germaßen verlegen, als er die arme Mutter ſo vor Schmerz weinen und die Hände ringen ſah.

Wohin aber ſollte ſie mit ihrem Kinde, wenn ſie es ihm nahm? Sie war aller Mittel entblößt, um es anſtändig unterbringen zu können; nichts blieb ihr daher übrig, als auf eine beſſere Zukunft zu hoffen und zur Zeit ſo viel zur Erleichterung des Zuſtandes Clementinens zu thun, als in ihren Kräften ſtand. Das that ſie denn auch redlich, und ſo oft ſie nur konnte, beſuchte ſie die Tochter, zu der ſie zu jeder Stunde gelangen konnte, obgleich L. das Haus vorn noch immer verſchloß, wenn er ausging. Das Luſthaus hinten im Garten hatte nämlich zwei Thüren, wovon eine in den Garten, die andere in ein Nebengäßchen hinausging, und den Schlüſſel zu der letztern händigte ihr L. auf ihre Bitte ein.

Wie eine milde Fee erſchien ſie daher oft Clementinen, wenn dieſe — es war indeß wieder Sommer geworden — entweder im hohen, ſchwellenden Graſe lag und ſich den in ihrer Seele aufgehenden Gedanken und Bildern hingab, oder in ihrem geliebten Birnbaum ſaß, um ſich mit den franzöſiſchen Kindern zu unterhalten, die ſeit dem Eintritt der milderen Jahreszeit wieder im Garten ſpielen durften.

Nie kam die Mutter mit leeren Händen, immer hatte sie etwas ausgesonnen, Clementine entweder zu erfreuen oder zu erquicken, und so war die Erscheinung der Mutter immer eine wahrhaft himmlische für sie.

O, welch ein Entzücken war es auch für das liebebedürftige Herz des Kindes, geliebt zu werden und wieder lieben zu können! Wie waren es nicht blos die Gaben der Mutter, die ihm diese so theuer machten, sondern weit mehr noch die Zärtlichkeit, die diese ihm weihte, die Thräne des Schmerzes, die ihr Auge um dasselbe vergoß! Nie aber klagte Clementine, selbst da nicht, als L—s Lage, durch eigene Verschuldung, so wurde, daß er ihr nicht mehr das Allernothwendigste reichen konnte, und sie oft vom bittersten Hunger gequält wurde; allein die Mutter wußte trotz dem Alles, und so belud sie sich jedesmal, wenn sie kam, mit Lebensmitteln, um ihr armes, immer bleicher werdendes Kind vor dem Verhungern zu beschützen.

Gewiß war es die traurige Lage, worin Clementine sich befand, die die Mutter zu einem Schritte bewog, den jene ihr nie gedankt hat, ja, den sie ihr nie vergeben konnte: es war der, die

Hand des Mannes anzunehmen, bei dessen Kindern sie bisher Mutterstelle vertreten hatte.

Die Mutter Clementinens war noch jung und hübsch, als sie in das Haus des Herrn B., eines reichen, angesehenen und äußerst braven Mannes kam, der aber um zwanzig Jahre älter als sie, und dabei überaus häßlich war. Die arme, aber reizende Wittwe gefiel seinen Augen und er bot ihr Herz und Hand an, die sie, gewiß nur in Rücksicht auf Clementinens traurige Lage, annahm.

Clementine ahnete von diesem Verhältnisse nichts, als ihre Mutter ihr an einem Tage verkündete, sie werde sie nun auch zu sich in das Haus des Herrn B. nehmen, und sie solle von nun an gute Tage, wie ihre Schwester Johanna, haben; hätte sie es aber gekannt, so würde sie sie gewiß unter heißen Thränen beschworen haben, sie lieber zu lassen, wo sie war, denn ihr einen andern Vater zu geben, als den, der unter dem grünen Rasen-Hügel auf dem Kirchhofe zu **** schlummerte, und den sie noch immer so zärtlich liebte. Das mochte die Mutter vielleicht fürchten, und so verschwieg sie ihren neuen Brautstand sorgfältig vor Clementine.

An einem schönen Tage im August verließ Clementine endlich das Haus, in dem sie vier Jahre hindurch so unglücklich gewesen, das aber trotz dem für ihre innere Ausbildung so wichtig geworden war; denn ihr Charakter hatte sich unter dem beständigen Druck der Leiden auf eine höchst merkwürdige Weise ausgebildet und ihr Wesen war ernst und tief innerlich geworden. Von allem Aeußern abgezogen; fremd in der sie umgebenden großen und bewegten Welt; unbekannt mit tausend Bedürfnissen, die Andere hatten, mit einem völlig unaufgeklärten Verstande und einem tiefpoetischen Gemüthe, hätte sie zu jener Zeit für den aufmerksamen Beobachter eine eben so auffallende, als interessante Erscheinung sein müssen; auch ist sie, trotz aller Mühe, die man sich späterhin gab, sie für die große Welt und das gewöhnliche Leben zuzustutzen, in beiden stets ein Fremdling geblieben, und hat sich nicht gehörig in ihnen zurecht zu finden gelernt. Nie und unter keinen Umständen konnte das Aeußere je einen solchen Werth, ein solches Gewicht für sie erlangen, daß sie demselben das Innere aufgeopfert hätte; daher spricht die begabteste ihrer Freundinnen ihr, wenn auch nicht Geist und Verstand, doch jegliche Klugheit in allen Welt-

Sachen ab, und behauptet, ſie werde ewig darin ein Kind bleiben.

Wer auf einer Bahn ſchon ſo weit fortgeſchritten iſt, wie Clementine, für den iſt auch kaum eine andere Richtung mehr möglich. Für ſie hatte es ſo viele Jahre hindurch, und zwar die bedeutendſten für die Bildung des Menſchen, nur noch innere Freuden, innere Genüſſe gegeben, und Alles, was ihr von Außen kam, war nur feindlich und vernichtend auf ſie eingeſtürmt; ſo hatte ſie ſich alſo ihrer innern Welt, dem tief innerlichſten Leben gänzlich zuwenden müſſen, und blieb ihm aus Grundſatz zugewandt, nachdem ſie ſeine reinen, hohen Freuden einmal hatte kennen lernen. Es iſt noch jetzt eine Eigenthümlichkeit an ihr, daß ſie, ſo wie ſie beſonders lebhaft geiſtig angeregt wird, der leiblichen Bedürfniſſe gänzlich vergißt, ja, dieſe ſie ſogar anekeln, während ſie in dem entgegengeſetzten Zuſtande der leiblichen Speiſe ſo viel bedarf, wie Andere und, gelangweilt, ſogar viel davon zu ſich nimmt.

Aus dem Hauſe ihres Onkels fortgehend, dachte ſie nicht daran, irgend Etwas, das ihr angehörte, mitzunehmen, als ihre Poeſien und ein theures Andenken von ihrem geliebten ver-

ſtorbenen Vater. Dies letztere war ein ſilberner Kinder-Löffel, den er, der Alles konnte, für ſie gemacht und mit hübſchen darin gegrabenen Sinnſprüchen und Zeichnungen verziert hatte. Das waren alſo die einzigen Gegenſtände, auf die ſie Werth ſetzte, und mit dieſem Löffel in der Hand, ihre Papiere in ein Tüchelchen geknüpft, langte ſie im Hauſe des Herrn B. an.

Drei allerliebſte Kinder, wovon eins ihre Schweſter Johanna, die beiden andern die Töchter des Herrn B. waren, ſaßen auf der ſteinernen Bank vor dem Hauſe, als ſie in einem mehr als abentheuerlichen Aufzuge daſelbſt anlangte. Es fehlte ihr auch jetzt an Hut und Handſchuhen und das lange, in ſtarken Locken herabwallende Haar bildete ihre einzige Kopfbedeckung. Sie hatte ein Kleid von klarem Muſſelin, ein Geſchenk der Mutter, über einen Unterrock von braunem Tamies, wie er damals getragen wurde, gezogen, ohne in ihrer Unerfahrenheit in Hinſicht des Putzes daran zu denken, daß es ſich überaus ſchlecht und ſeltſam machte, unter einem ſo durchſichtigen Kleide einen dunklen Rock zu tragen; das Unglück hatte überdies gewollt, daß ſie, indem ſie von dem Birnbaum aus Abſchied von ihren lieben franzöſiſchen Kindern

nahm, ein groſses Loch recht mitten in das Kleid geriſſen hatte; dieſes hielt ſie nun auf dem Wege zwar ſo gut als möglich zu; als ſich ihr aber beim Eintritt in das B—ſche Haus ſo viele Hände freundlich entgegenſtreckten, muſste ſie auch die ihrigen hinreichen, und der groſse Schaden kam, zu ihrer nicht geringen Beſchämung, zum Vorſchein.

Die Kinder thaten gleich ſo gut und zutraulich gegen ſie, daſs ihr ordentlich himmliſch zu Muthe wurde; man führte ſie in die Spielzeug-Kammer, und als dieſe ſie wenig zu intereſſiren ſchien, auf den Boden, wo man in einer hell von der Sonne beſchienenen Kammer eine Menge der allerköſtlichſten Blumen in Töpfen erzog.

— „Die meinigen ſollen Dir mit zugehören," ſagte Marie, die älteſte Tochter des Herrn B., ein ſanftes, liebes Mädchen von gleichem Alter mit Clementinen, aber krank, leidend und überaus ſchwächlich, als ſie ſah, daſs dieſe ſich ſehr daran erfreute. Dieſe Güte rührte Clementine unendlich, und der Bund der Herzen, der nur mit Mariens Leben enden ſollte, war zwiſchen Beiden geſchloſſen.

Welche Menge von neuen Gegenſtänden und Eindrücken ſtürmten jetzt nicht auf Clementine

ein! Sie, die so lange an dem Nothwendigsten Mangel gelitten hatte, sah sich plötzlich inmitten des Reichthums und Wohllebens versetzt; sie, die schon darin Genuß gefunden hatte, nur auf flüchtige Augenblicke von dem Wipfel ihres Birnbaumes herab mit den beiden französischen Kindern zu plaudern, sah sich jetzt von drei lieben Kindern umringt, die ihr die Hände drückten, die sie zärtlich ansahen, die mit ihr spielen wollten und unaufhörlich mit ihr schwatzten; sie, die oft nicht gewußt hatte, womit sie ihre Blöße bedecken sollte, wenn sie das einzige noch einigermaßen erträgliche Kleid unter der Pumpe ausgewaschen und zum Trocknen im Garten über die Büsche gebreitet hatte, befand sich jetzt im Besitze neuer Kleider, eines Huts, mit einem schönen, breiten hellrothen Atlasbande, der ihr ganz besonders gefiel, und eines Ueberflusses der allerfeinsten Wäsche; denn so hatte es die unübertreffliche Güte des Herrn B. gewollt, der für alle diese Bedürfnisse mit der größten Liberalität gesorgt hatte; sie endlich, die vor Wissens-Durst fast verschmachtet war, sollte von den besten Lehrern der Stadt unterrichtet werden!

Dabei konnte es denn freilich an mancher Beschämung für das jetzt fast zwölfjährige Mädchen

nicht fehlen, denn in wie vielen Dingen, in denen selbst die jüngsten Kinder des Hauses für ihr Alter schon weit waren, war sie nicht völlig unwissend. Freilich war sie in vielen andern ihren Gespielinnen auch wieder voraus; allein die kamen ihr nicht zu Gute; so schrieb sie eine sehr schöne, schon völlig ausgebildete Handschrift, hatte aber von der Orthographie und Grammatik nicht den entferntesten Begriff, obgleich sie schon sehr viel geschrieben hatte; so sprach und verstand sie fertig das Französische, wußte aber keine einzige Regel; so konnte sie zwar Verse, aber nicht zwei Zeilen ordentlich zusammenhängender Prosa schreiben, und von der Musik, vom Tanzen, von der Erdbeschreibung, Geschichte, Naturgeschichte, Physik u. s. w. wußte sie nicht einmal, was sie zu bedeuten hatten; die Kinder des Herrn B. waren aber von frühester Kindheit an von den besten Lehrern der Stadt auf das Sorgfältigste unterrichtet worden, und beschämten sie so alle Augenblicke gegen ihren Willen durch die an sie gerichtete Fragen, auf die sie nicht zu antworten wußte.

Sie war ehrgeizig, und es galt also, fleißig zu sein und nachzuholen. Das erstere war sie wirklich, sie war es in diesen Jahren bis zu

einem Grade, daß man ihr Einhalt thun mußte, weil man Nachtheil für ihre Gesundheit davon fürchtete. Späterhin, wo sie sich die ersten Elemente des Wissens angeeignet hatte, ließ dieser Eifer nach; sie konnte sich zu sehr auf ihr außerordentliches Gedächtniß und ihre seltene Fassungs-Gabe verlassen, als daß sie nöthig gehabt hätte, sich besonders anzustrengen.

In diesen so glücklichen Verhältnissen wartete jedoch noch ein großer Kummer auf sie: die Verlobung der Mutter mit dem Herrn B., die man bis dahin aus Familien-Rücksichten noch geheim gehalten hatte, wurde öffentlich bekannt gemacht, und der Tag der Hochzeit festgestellt, zugleich forderte man von Clementinen, daß sie den ihr durchaus fremden Mann — sie sah Herrn B., der große Geschäfte hatte, nur sehr wenig und fast nie anders, als Mittags bei Tische — Vater nennen solle. Das war ihr durchaus unmöglich; das schien ihr eine Versündigung an dem Theuren zu sein, der sie so über Alles geliebt hatte, und sie zürnte in ihrem Herzen der Mutter, daß sie ihres ersten Gatten vergessen und sich einen zweiten geben konnte.

Vergebens wandte die Mutter Bitten und Vorstellungen an, um „ihren Eigensinn" —

ſo nannte ſie, was tief innerliches Gefühl war — zu beſiegen; vergebens bat Marie, die ſonſt Alles über ſie vermochte, ſie unter Thränen, doch ihren guten Vater auch Vater zu nennen: es war ihr nicht möglich, und das Wort erſtarb ihr auf den Lippen, ſo oft ſie es auch auszuſprechen verſuchte. Sie war dem Herrn B., der die Güte ſelbſt war, von Herzen gut; ſie hätte ihn um Alles nicht betrüben mögen, allein ihr Vater konnte er nicht ſein, ſie ihn ſo nicht nennen, und an dem Hochzeits-Tage ihrer Mutter war ſie in einem Zuſtande, der Krämpfe und Convulſionen für ſie befürchten ließ.

Sie hatte den Herrn B. die Mutter ſchon vorher mehre Male küſſen und umarmen ſehen, ganz wie ihr ſeliger Vater dieſe küßte und umarmte, und das, was ſie jetzt dabei empfand, grenzte nahe an Ekel und entfremdete ſie Beiden auf eine unbeſchreibliche Weiſe.

Was man vor der Vermählung nur von ihr erbeten hatte, forderte man nach derſelben, als Bitten nichts fruchten wollten, unter Drohungen von ihr; allein dieſe wurden eben ſo vergeblich angewandt, und Herr B. blieb immer Herr B. für ſie, obgleich der treffliche Mann ſich alle nur erdenkliche Mühe gab, ſie für ſich zu gewin-

nen. Sie hätte ihn vielleicht leidenschaftlich geliebt, wie seine Güte für sie und Alle, die mit ihm in Berührung kamen, es verdiente, wenn er nicht ihr Vater hätte sein wollen.

Diese Hartnäckigkeit, denn so nannte man es, erzeugte endlich doch einige Kälte zwischen dem Stiefvater und der Stieftochter, und der erstere wandte seine Neigung weit mehr der jüngern Schwester Clementinens, als dieser zu, und dies glich sich erst wieder aus, als Clementine Gattin und Mutter wurde und der würdige Greis ihre Söhne mit einer wahrhaft rührenden, ächt großväterlichen Zärtlichkeit liebte; da erst vermochte sie ihn aus voller Seele Vater zu nennen.

Das Verhältniß zwischen Clementinen und der ältesten, nur um elf Tage jüngern Tochter des Herrn B. war übrigens das schönste und rührendste von der Welt geworden, und nie haben sich rechte Geschwister zärtlicher geliebt, als diese Beiden, so verschieden sie auch an Leib und Seele waren. Marie war das edelmüthigste, sanfteste und neidloseste Geschöpf, und so beneidete sie es Clementinen keinen Augenblick, daß diese, an Geist und Körper wieder kräftig aufblühend, ihr von Vielen vorgezogen wurde,

ährend ſie, wie ein köſtlicher Edelſtein in ſeiner
ieſel-Hülle, allen ihren unendlichen Werth nur
n Innern tragend, faſt unbeachtet blieb. Hier-
s erwuchs aber auch für Clementine mancher
chmerz, namentlich auf Bällen, wo die unſchein-
re, kränkliche Marie eine ſehr traurige und ver-
ſſene Rolle ſpielte, während die rüſtige und im
anzen überaus geübte Schweſter von vielen die
önigin war. Clementine darf es ſich geſtehen,
ß ſie der Schweſter-Liebe manches Opfer ge-
acht und manchen Tanz verſagt hat, um nur
der ſonſt ganz verlaſſenen Marie ſitzen zu
nnen; und dieſe wußte das, und o, wie dankte
es ihr!

Von den Eltern, wovon der Vater faſt ganz
n ſeinen Geſchäften, die Mutter aber von einem
ßen und glänzenden Hausweſen in Anſpruch
nommen wurde, geſchah wenig für die Bildung
Kinder, wenn man den Unterricht abrechnet,
ihnen gegeben wurde, und der ausgezeichnet
r, und ſo waren ſie ſich in dieſer Hinſicht ſelbſt
rlaſſen. Eins erſetzte aber dem Andern, was
iden fehlte: in ihren Seelen lag der brennendſte
eb, ſich zu bilden und nebenbei eine hohe
geiſterung für Alles, was gut und ſchön war.
erſtarkte ſich Eins an dem Andern, ſo legte

man ſich unaufhörlich kleine Prüfungen auf; ſo ſchwor man mit Thränen in den Augen der Tugend ewige Treue zu: o, es war gewiß ein ſchönes Band, das dieſe beiden begeiſterten Kinder mit einander vereinte! Der erſte Antrieb zu allem Guten ging freilich immer von Marien aus; allein Clementinens feurige Seele war ganz dazu geſchaffen, dieſe Keime in ſich aufzunehmen und ſie zu zeitigen. Auch ſtanden die beiden Schweſtern in großer Achtung nicht nur bei ihren jugendlichen Bekannten, ſondern ſelbſt bei Erwachſenen, obgleich Clementine manche ſtörende, gegen das Gewöhnliche verſtoßende Eigenthümlichkeiten, die gewöhnlichen Menſchen wohl als Lächerlichkeiten erſcheinen mochten, an ſich hatte.

So verſchmähte ſie unter andern jede Art von Putz; ſo wollte ſie nie helle Farben und noch weniger bunte Kleider tragen und mußte einſt um ein ſolches, das die Mutter ihr mit Gewalt aufdringen wollte, mehre Tage Stuben-Arreſt erleiden, was ſie geduldig that; ſo kletterte ſie noch immer, obgleich ſie ſchon ein großes Mädchen war, in die höchſten Bäume; ſo ſagte ſie Jedem, was ſie von ihm dachte, gerade in's Angeſicht, und hielt dieſe zudringliche Wahrheitsliebe ſogar für Tugend; ſo corrigirte ſie ganz

alte Damen, wenn sie Sprachfehler machten, was nicht selten die peinlichsten Scenen für die Uebrigen herbeiführte; so half sie, die keinen Augenblick unthätig sein konnte und Alles thun und lernen wollte, dem Gärtner beim Graben und Pflanzen, dem Maler beim Malen, dem Maurer beim Mauern, dem Hausknechte beim Sägen und Holzhacken, und gewann zwar dadurch eine Menge von Fertigkeiten, die sie nachher fortwährend übte; aber sie hatte auch immer zerrissene oder befleckte Kleider und duldete weder das damals, wie jetzt unerläßliche Schnürleib, noch enge Kleider und Schuhe; kurz, sie setzte die arme Mutter nicht selten in Verzweiflung und zog sich ein Nasenrümpfen von den feinen Demoiselles zu, die sich um keinen Preis so beschäftigt und so beschmutzt haben würden. Hierin vermochte auch Marie nichts über sie; es war ihr einmal unmöglich, steif und eingeschnürt einherzugehen und unbeschäftigt zu sein, und so oft sie auch in dieser Hinsicht gute Vorsätze faßte, so kamen sie doch nie zur Ausführung.

Mit der Mutter, die so gern ein recht gesittetes Mädchen aus ihr gemacht hätte, fand daher ein beständiger Kampf statt, der noch dadurch vermehrt wurde, daß Clementine, die doch so viele

Kleider zerriß und verdarb, keine geflickte tragen wollte; „die wären bettelhaft," meinte sie, und wirklich vergab sie sie heimlich an Arme, wodurch manche Noth und Verlegenheit entstand. Auch die im Garten von ihr errichtete Turn-Anstalt, das Reiten auf dem Pferde des Herrn B., das Baden in dem nahen Teiche, erregten manche schwere Besorgnisse und führten viele unangenehme Auftritte herbei, da die Mutter einmal eine Tochter haben wollte, wie andere Töchter waren, und diese es, ihrer verschiedenartigen Natur und dem Gange ihres Schicksals und ihrer Bildung nach, nicht sein konnte.

Die arme Frau hatte, wie manche Henne, ein Enten-Ei ausgebrütet, und ging nun trostlos am Wasser auf und ab, worauf das Junge behaglich schwamm, während sie vor Angst verging.

Doch nicht blos der Körper Clementinens, sondern auch ihr Geist wurde in beständiger Bewegung und Uebung erhalten. Die besten Bücher wurden mit Entzücken gelesen und für Schiller geschwärmt, seine Trauerspiele unter süß fließenden Thränen, so wie seine Gedichte, auswendig gelernt. Dann kamen die Schlegel an die Reihe, La Motte Fouqué wurde bewundert und gleichsam verschlungen; mit Novalis, den man kaum

halb verstand, aber eben deshalb am meisten verehrte und bewunderte, wurde geschwärmt, und endlich gerieth man über den Shakespear, mit dem Clementinen eine neue Welt aufging, und den sie gleich zu würdigen wußte, obgleich ihre Umgebung zu wenig gebildet war, um sie auf den hohen Werth desselben aufmerksam machen zu können; sie las ihn zuerst in der Eschenburgschen Uebersetzung. Den Homer brachte ihr ein Lehrer zu, der ihr auch „das befreite Jerusalem" von Torquato Tasso empfahl, so wie die vortrefflichen Calderonschen Stücke, die sie denen des Shakespear fast an die Seite setzte.

Unter den Wissenschaften sprachen sie Geschichte, Naturgeschichte und Physik am meisten an, obgleich der Unterricht, der ihr darin ertheilt wurde, höchst mangelhaft war, was sie bald fühlte und so durch eigenes Studium nachhalf. Dies führte unter andern auch zum Lesen alter Chroniken, denen sie bald einen solchen Geschmack abgewann, daß sie alles Andere darüber vergaß; allein diese Lectüre, so nützlich sie ihr auch für das Studium der Geschichte war, hatte doch einen großen Nachtheil für sie, indem sie ihren Styl verdarb. Sie behielt nämlich in ihrem treuen Gedächtnisse alle die veralteten Ausdrücke aus den von ihr gelese-

nen Chroniken, und wollte sie nun selbst schreiben, so fielen sie ihr wieder ein; sie mußte dann modernere suchen, wodurch ihr Styl eine eigenthümliche Unbeholfenheit bekam, mit der sie lange zu kämpfen hatte.

Das Talent, welches sie für das Zeichnen zeigte, vermochte ihren an Güte unübertrefflichen Stiefvater, sie in eine damals im schönsten Flor stehende Maler-Akademie zu schicken, wo sie den trefflichsten Unterricht empfing und es bald so weit brachte, daß der der Anstalt vorstehende Professor W. meinte, es könne wohl eine gute Malerin aus ihr werden, und sich besonders mit ihr beschäftigte. Er unterrichtete sie nicht nur sehr sorgfältig, sondern gab ihr aus seiner Bibliothek auch Bücher mit, die sie bilden und für die Kunst begeistern konnten; unter diesen befanden sich „Franz Sternbalds Wanderungen" und „die Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders," die sie beide sehr anzogen.

Kurz, es strömte ihr Bildung und Belehrung von allen Seiten zu, und zwar vermöge des großen Hebels von Allem: des Geldes, das ihr Stiefvater für sie mit vollen Händen ausgab. Auf andere Weise vermochte man leider nichts für sie zu thun,

da beide Eltern zwar klug und welterfahren, aber durchaus nicht gebildet waren. Man nahm aber wahr, daß sie mit außerordentlicher Begierde lernte; man hörte von den Lehrern, daß sie Fähigkeiten besitze, und da man des Geldes nicht zu schonen brauchte, wurden bedeutende Summen an ihren Unterricht verwandt, und sie brauchte blos einen Wunsch in Hinsicht desselben zu äußern, um ihn auf der Stelle erfüllt und die besten Lehrer herbeigezogen zu sehen.

Da sie des Französischen schon vollkommen mächtig war, als sie in ihre neuen Verhältnisse trat, konnten die Lehrer sich nicht mehr mit Vocabeln u. s. w. bei ihr aufhalten; die Sprache wurde also blos theoretisch mit ihr durchgenommen und ein Theil der Stunde zum Lesen der Dichter verwandt. Voltaires „Henriade" machte den Anfang; dann nahm man die Stücke von Racine und Corneille durch; allein seltsam genug, fand sie an allen diesen, damals so gepriesenen und geehrten Dichtern keinen Geschmack; sie verglich sie mit dem von ihr angebeteten Shakspear und sie kamen ihr so ekelhaft gespreizt vor, daß sie sich bald wieder von ihnen abwandte. Indeß hatte auch diese Lectüre einen Nutzen für sie: sie bekam die Sprache so

inne, daß ſie ſelbſt Verſuche darin machen durfte, und zwar poetiſche; ein Gedicht an eine Roſe verſetzte ihren Lehrer, einen ehemaligen General-Advocaten, der durch die Revolution nach Deutſchland vertrieben worden war, in Ekſtaſe, und er fand nichts daran zu tadeln, als einige orthographiſche Schnitzer, die er mit wenigen Feder-Zügen verbeſſerte.

Trotz dem, daß ſo viel gelernt und ſelbſt geleiſtet wurde, darf ſich Clementine des eigentlichen Fleißes nicht berühmen, auch ſah man ſie nie ſo angeſtrengt und anhaltend arbeiten, wie die arme Marie, die Alles mitmachen mußte und bei ihrem unglücklichen ſiechen Körper und dem minder guten Gedächtniſſe die allerſchwerſten Kämpfe zu beſtehen hatte. Wie oft rief ſie mit halb erſtauntem, halb betrübtem Tone Clementinen, die das Buch zuſchlug oder den letzten Federſtrich machte, zu: „Biſt Du ſchon fertig?“ Und ſie war es, ſie konnte ſich wieder im Garten, unter den Blumen, im goldenen Sonnenſchein ergehen, während die arme Marie noch im trüben, dumpfen Zimmer ſaß und ſich mit ihren Aufgaben quälte. Das ſeltenſte Gedächtniß und eine gute Auffaſſungsgabe machten Clementinen zum Spiel, was für Andere Mühe und Arbeit war.

Dann kam ihr auch noch die, bis zum reiferen Alter beibehaltene Gewohnheit, früh mit der Sonne aufzustehen, zu statten; selbst im Winter vertrug ihr starker, abgehärteter Körper es, der Kälte Morgens zu trotzen, und sie war selbst dann die Erste im Hause auf. Vermittelst einiger am Abende zuvor zurechtgelegter Holzstücke und eines Feuerzeugs machte sie sich dann selbst Feuer im Ofen an, und hatte bereits einige Stunden in Ruhe und Gemüthlichkeit gearbeitet, wenn die Andern aus den Betten krochen. In diesen Stunden, die ihr im Winter die liebsten des Tages waren, verfaßte sie auch die Unzahl von Gedichten, Trauerspielen u. s. w., die jener Zeit ihr Dasein verdankten, und wovon auch nicht ein Blättchen übrig geblieben ist, weil sie sie einmal alle den Flammen aufopferte, nachdem man diesen sorgfältig bewahrt gehaltenen Schatz entdeckt, und sie damit geneckt hatte.

Das Auffallendste an ihr war gewiß immer die Productivität, die wirklich in's Unglaubliche ging; es wurde ihr Alles Stoff; ein ausgesprochenes Wort, eine wahrgenommene Situation wurden gleich zum Bilde mit fest gezeichneten Umrissen in ihr, und sie ruhte nicht eher, bis sie es in den gehörigen Rahmen gebracht hatte, was

mit unglaublicher Schnelle und Leichtigkeit geschah. Dieser Productivität, dieser Regsamkeit des Geistes verdankte sie es späterhin, daß sie in dem unglaublich kurzen Zeitraume von dreizehn Jahren 118 Bände schreiben und zum Druck befördern konnte und doch noch Zeit behielt, zu lesen und sich weiter auszubilden. Auch darf man wohl von ihr behaupten, daß sie immer arbeitete, selbst dann, wenn sie müßig zu gehen schien.

Clementine war noch nicht vierzehn Jahr alt, als sie den Mann kennen lernte, der auf ihr künftiges Schicksal den größten Einfluß haben sollte. Der Arzt des Hauses bat nämlich die überaus gastfreien Eltern Clementinens, einen jungen Mann, seinen Landsmann, bei ihnen einführen zu dürfen, der sich zum Behuf seiner Studien in Hamburg aufhielt und für den er einen guten Umgang in angesehenen und gebildeten Häusern wünschte, um seine Jugend vor den Gefahren zu beschützen, womit der Aufenthalt in einer so großen und verderbten Stadt ihn bedrohte; man kam mit der gewohnten Bereitwilligkeit seinen Wünschen nach, und Friedrich wurde eingeführt.

Er war ein junger, blühender, sehr hübscher Mensch von noch nicht achtzehn Jahren; allein er hatte, trotz seiner vortheilhaften Gestalt, etwas

ſo Linkiſches, Unbehelfenes und Schüchternes in ſeinem Weſen, daß die ſich zur Satyre etwas hinneigende und ſcharf beobachtende Clementine ſich nicht wenig über ihn beluſtigte und Freude daran fand, den armen jungen Mann durch ihren Muthwillen in manche peinliche Verlegenheit zu verſetzen, was dann die Geſchwiſter nicht wenig beluſtigte, ſo daß auch ſie willig ihr Scherflein dazu beitrugen, die Noth des Armen zu vermehren.

Der Zufall wollte indeſſen, daß Friedrich bei einem jener unausſprechlich langweiligen und geiſtloſen Geſellſchaften, die blos dem Magen zu Ehren gegeben wurden, und die leider nicht ſelten im Hauſe waren, Clementinens Tiſch-Nachbar wurde. Sie faß, da ſie die unglückſeligſte Langeweile fühlte und die Lächerlichkeiten der anweſenden Baſen und Vettern ſchon längſt für ihren Muthwillen ausgebeutet hatte, ſchweigend und ſichtbar verſtimmt an der Seite des jungen Mannes, der lange ſtumm wie ſie war, aber endlich doch allen ſeinen Muth zuſammen nahm und die Frage an ſeine Tiſch-Nachbarin wagte:

— „Sind Sie krank, Mademoiſelle Clementine? Sie ſcheinen nicht aufgelegt zu ſein?“

— „Ich bin gelangweilt,“ verſetzte ſie, „und wollte, daß dieſe ewig lange Sitzung ihr Ende

erreichte und ich auf mein Zimmer gehen könnte, wo ein gutes Buch mich für das entschädigen würde, was ich hier auszustehen habe."

— „Sie lesen also gern?"

Clementine sah ihn bei dieser Frage, die ihr seltsam vorkam, verwundert an, und antwortete dann nach einer kleinen Pause:

— „Sehr gern!"

— „So darf ich Ihnen vielleicht auch einmal ein gutes Buch mitbringen?"

— „Wenn Sie die Güte haben wollen, ja!"

— „Vielleicht wäre es aber ein zu ernsthaftes für Sie?"

— „Weshalb meinen Sie das? Ich lese lieber ernsthafte Bücher, als andere."

— „So? das freut mich!"

Die Unterhaltung hatte hier ein Ende, weil die Tafel endlich aufgehoben wurde.

Schon nach wenigen Tagen kam aber Friedrich wieder und brachte das versprochene Buch. Es war der Novalis.

— „Das kenne ich längst," sagte Clementine, es ihm zurückgebend, „und es ist sehr schön."

Der junge Mann hatte mit seiner Wahl brilliren, vielleicht gar Clementinen damit imponiren wollen, und sah sich jetzt in dieser Erwartung ge-

täuſcht; allein von dieſem Augenblick an geſtaltete ſich das Verhältniß zwiſchen den beiden jungen Leuten ganz anders, wie bisher, und ſie konnten ſich auf die angenehmſte Weiſe mit einander unterhalten. Friedrich, der beabſichtigte, Theologie zu ſtudiren, brachte das nächſte Mal Schleiermachers „Monologe“ mit und Clementine, für die eine ſolche Lectüre in dem Augenblick gerade das innigſte Bedürfniß war, las ſie mit der größten Aufmerkſamkeit.

Wie es gewiß Vielen ergeht, die zu denken gewohnt ſind, ſo erging es auch ihr in dieſer Periode ihres Lebens: ſie war über die religiöſen Lehrſätze mit ſich in die größte Uneinigkeit und Unklarheit gerathen. Sie erhielt Religions-Unterricht von einem trefflichen, aber auch ſtreng orthodoxen Manne; aber während ihr Herz die ſanften Lehren des Chriſtenthums willig in ſich aufnahm, lehnte ſich ihr Verſtand gegen das Dogma auf, und ohne dieſes, ſo ſagte ihr Lehrer, gäbe es kein Heil für die Seele.

Der Kampf, der dadurch in ihrem Innern entſtand — denn auch ſie wollte ja ſo gern ſelig werden! — war wahrhaft furchtbar, und ſie hatte ihn ganz allein mit ſich zu beſtehen, ſie wagte es nicht einmal, der ſtreng rechtgläubigen und in

dieſem Glauben ſo glücklichen Maria ihre Noth zu geſtehen, ſondern verſchließ ſie wie eine Sünde, wie einen ſchimpflichen Schaden an ihrer Seele, ſtreng in ſich, und eben dieſes brachte ſie einem verzweiflungsvollen Zuſtande nahe. Sie, die nicht glauben konnte, was, wie ſie wähnte, und wie man ihr unaufhörlich ſagte, ſie glauben mußte, um nicht der ewigen Verdammniß anheim zu fallen, verzweifelte ſo ſehr an ſich ſelbſt, daß ſie nur noch mit Haß und Abſcheu auf ſich ſah und ſich gänzlich verloren gab. Wie oft hat ſie nicht auf ächt kindiſche Weiſe Gott um ihr künftiges Schickſal befragt, indem ſie nämlich einen Ball oder ihr zuſammengerolltes Taſchentuch in einen Baum ſchleuderte, und ſich dabei ſagte: bleibt es hangen, ſo kannſt du, trotz deines Unglaubens, durch die ewige Gnade doch noch ſelig werden; fällt es aber zu Boden, ſo biſt du auf ewig verdammt; man kann ſich denken, wie ungenügend dieſer Orakel-Spruch ausfiel, denn der Ball fiel zur Erde zurück und das Taſchentuch blieb in den Zweigen hangen, weshalb ſie denn auch der erſtern Art zu fragen bald gänzlich entſagte.

Seltſam genug, trieb es ſie gerade in dieſer Zeit, die katholiſche Kirche oft zu beſuchen, was ſie verſtohlen und ohne Vorwiſſen irgend Jemandes

that. Sie konnte dies thun, wenn sie von der Maler-Akademie kam, wo die Einrichtung getroffen war, daß Diejenigen, welche Lust hatten, länger zu arbeiten, sich nicht an die eigentlichen Lehrstunden zu binden brauchten und länger da bleiben konnten; es fiel daher nicht auf, wenn sie eine Stunde oder anderthalb später nach Hause kam, und da der katholische Gottesdienst mit dieser Zeit zu ihrer Freude zusammentraf, besuchte sie ihn fast regelmäßig.

Der Anblick so vieler wahrhaft gläubigen Menschen beruhigte sie fühlbar, indem sie dadurch die Ueberzeugung gewann, daß sie auch wohl noch wieder blind glauben und somit selig durch die ewige Barmherzigkeit werden würde. Zu gleicher Zeit machte der katholische Gottesdienst auf ihre Phantasie den lebhaftesten und angenehmsten Eindruck, und zuletzt kam sie dahin, zu glauben, daß er allein im Stande sein würde, alle ihre Zweifel zu lösen und sie wieder glücklich zu machen, was sie schon lange nicht mehr gewesen war. Wirklich begab sie sich an einem Tage mit dem festen Entschlusse nach dem Hause des katholischen Geistlichen, das sie glücklich ausgefersicht hatte, ihn zu bitten, sie zu unterrichten und in den Schooß der allein selig machenden Kirche aufzu-

nehmen. Als sie aber vor dem Hause anlangte, hielten mädchenhafte Schüchternheit und allerlei Bedenklichkeiten, die in ihr aufstiegen, sie davon ab, in dasselbe zu treten, und mit diesen kämpfend, ging sie wohl eine halbe Stunde lang vor dem Hause auf und ab, bis ein Bekannter ihr begegnete und sie, um sich vor diesem nicht zu verrathen, den Rückweg nach dem eigenen Hause mit ihm antrat. Diese Begegnung hielt sie für den Wink des Himmels, nicht katholisch werden zu sollen, und im Innern war sie wohl froh darüber, da sich immer Etwas in ihr gegen diesen Entschluß gesträubt hatte.

Die verlorene Seelen-Ruhe fand sie endlich durch den biblischen Spruch wieder: „Jeder wird seines Glaubens selig;" so durfte sie also hoffen, es auch durch den ihrigen zu werden, und das hofft sie noch jetzt.

Von alle dem, was in dem Herzen und Geiste ihres Kindes vorging, hatten die sonst so sorgsamen und liebevollen Eltern nicht die entfernteste Ahnung. Man sorgte für den Unterricht, für eine gesittete Aufführung, für eine schöne Haltung des Körpers, für die Beobachtung alles Schicklichen mit der löblichsten Sorgfalt und Treue; allein das Wesentliche, das Innere des Kindes,

ſo Bedeutendes auch in demſelben verging, blieb gänzlich unbeachtet und unüberwacht; auch fehlte es dazu, wie ſchon geſagt, an geiſtigen Mitteln.

Die Bläſſe und Niedergeſchlagenheit, die man während dieſer für Clementine ſo verhängnißvollen Zeit an ihr wahrnahm, wurde auf rein körperliche Urſachen zurückgeführt, und als, vermuthlich in Folge der großen Seelen-Leiden, denen ſie erlag, ein Nervenfieber zum Ausbruch kam, das ihr Leben auf das Ernſtlichſte bedrohte, hieß es, dieſes habe ihr ſchon lange in den Gliedern geſteckt, und deshalb ſei ſie ſo hinfällig und traurig in der letzten Zeit geweſen.

Von dieſer Krankheit wieder hergeſtellt, erhielt ſie die erſte Ahnung davon, daß Friedrich ſie liebe. Marie, die man, ihrer eigenen Kränklichkeit und der Furcht der Anſteckung wegen, faſt mit Gewalt davon hatte zurückhalten müſſen, die treue Pflegerin der Schweſter während dieſer Krankheit zu ſein, erzählte ihr nämlich, daß dieſer junge Mann nicht nur alle Tage gekommen ſei, ſich nach dem Befinden Clementinens zu erkundigen, ſondern daß er vorzugsweiſe ſie aufgeſucht habe, in der Hoffnung, genauere Auskunft von ihr zu erhalten, die er dann mit Aengſtlichkeit entgegen genommen habe; ja, als er ſie an einem Tage,

es war der vierzehnte der Krankheit, in Thränen gefunden, weil die Aerzte an der Rettung Clementinens faſt verzweifelt waren, habe er mit ihr vereint geweint und im höchſten Schmerze die Hände gerungen, auch dringend von ihr gefordert, daß ſie ihn zu der Sterbenden führe, damit er ſie nur noch einmal ſähe, was ſie aber nicht gewagt habe, da es ihr ſo ſtreng verboten geweſen wäre, das Krankenzimmer zu betreten.

Dieſe Erzählung gab Clementinen ernſtlich zu denken, und der junge Mann erhielt dadurch eine Wichtigkeit für ſie, die er nie zuvor gehabt hatte; dieſe wurde noch dadurch vermehrt, daß Friedrich ſich von jener Zeit an keine Mühe mehr gab, die ihn lange ſchon in's Geheim verzehrende Leidenſchaft für Clementine vor den Blicken der Andern zu verbergen, und es ſo dieſer nicht an Neckereien von Seiten der übrigen Geſchwiſter fehlen konnte.

Friedrich kam jetzt alle Tage; er brachte die beſten Bücher mit, er las Clementinen ſeine Ausarbeitungen vor, und erklärte, als dieſe bei einer Veranlaſſung halb im Scherze einmal geäußert hatte: ſie würde nie einen Prediger heirathen, daß er umſatteln und Jura ſtudiren wolle.

Aus allem dieſen ließ ſich die Liebe nicht verkennen, die er für Clementine im Herzen trug,

und die ihr lange kein Geheimniß mehr war, obgleich sich Friedrich noch nie gegen sie darüber erklärt hatte.

Liebte sie ihn wieder? — Ich glaube diese Frage, sobald sie auf's Gewissen gethan wird, verneinen zu müssen, und die Folge wird zeigen, daß sie sich über die Art der Theilnahme, die sie ihm weihte, zu ihrem unaussprechlichen Unglück, selbst täuschte, und er, der ganz Gluth, ganz Leidenschaft war, ihr in der Heftigkeit seiner Gefühle weit mehr Mitleid, denn wahre Neigung einflößte. Zu diesem Mitleid gesellte sich späterhin auch noch die Furcht: ja sie fürchtete diesen jungen Mann, dessen nahe an Wahnsinn grenzende Leidenschaft ihn sogar dazu bewog, einen Selbstmord zu versuchen, als er bei einer Gelegenheit einen Andern bevorzugt glaubte und sich so allen Qualen der Eifersucht preis gegeben sah. Er nahm eine starke Dosis Opium; der Hausarzt von Clementinens Eltern, sein Beschützer, wurde von seinen Hausgenossen herbeigerufen, und wandte die zweckmäßigsten Mittel zu seiner Rettung an, nachdem er sein unglückseliges Geheimniß, so wie die Veranlassung desselben, von ihm erpreßt hatte.

Friedrich genas, behielt aber noch lange eine Schwäche und Hinfälligkeit, die nur dazu die-

nen konnte, ihn in den Augen Clementinens interessanter denn je zu machen, da sie wußte, was die Veranlassung dazu war.

Ihre Eltern, durch den Hausarzt von der Leidenschaft des jungen Mannes unterrichtet, der es für seine Pflicht gehalten hatte, ihnen diese Mittheilung zu machen, weil er es gewesen war, der Friedrich in die Familie eingeführt, würden mit Ernst und Nachdruck auf die Entfernung des letztern gedrungen haben, wenn diese nicht ohnehin schon nahe bevorstehend gewesen wäre, indem Friedrich seine Vorstudien am Gymnasium beendet hatte und zur Universität abgehen sollte. Viel weniger war es der Umstand, daß der junge Mann wenig eigene Mittel besaß und noch einen langen Weg vor sich hatte, ehe er der Geliebten seines Herzens seine Hand anbieten durfte, als die große Leidenschaftlichkeit desselben, die die Eltern zu dem Wunsche bewegte, eine Verbindung zwischen ihm und Clementinen zu hintertreiben. Allein es war schon zu spät und die Würfel waren bereits gefallen.

Die Eltern Clementinens, Rücksicht auf den eigenthümlichen Gang der Bildung und die ungewöhnliche Richtung ihres Geistes nehmend, hatten überdies seltsame Beschlüsse in Hinsicht ihrer ge-

faßt, und es ſollte etwas Beſonderes aus ihr werden.

Die Zeitumſtände hatten einen ſehr gelehrten Mann, einen berühmten Profeſſor der Phyſiologie, der ein naher Anverwandter der Mutter war, in das Haus geführt, und dieſer ſetzte ſeine Studien dort fort. Es konnte nicht fehlen, daß die nach Wiſſen dürſtende Clementine ſich nicht an ihn anſchloß, zumal da ſie eine beſondere Vorliebe für die von ihm betriebenen Wiſſenſchaften hatte. Ihre Kunſtfertigkeit im Zeichnen, beſonders die, nach der Natur aufnehmen zu können, und die gleichſam nur zum Scherze von ihr betriebene Künſtelei, mit der Krähenfeder und mit Tuſche kleine Stücke auf Art des Kupferſtichs zu radiren, machte dem gelehrten Manne die junge Couſine intereſſant, und es dauerte nicht lange, ſo entwarf ſie ihm für ſeine Hefte durch Hülfe des Mikroſkops die artigſten Blätter.

Dabei lernte ſie viel, beſonders da er aus Dankbarkeit ſich herabließ, ſie in manchen Dingen zu unterrichten, die Frauen ſonſt nicht lernen, und ſo wurde ihre Vorliebe für ſeine ſchöne Wiſſenſchaft faſt zur Leidenſchaft und ſie brachte jeden freien Augenblick im Zimmer des Onkels zu.

Sich darauf ſtützend, wie überhaupt auf die

Lernbegierde und Lernfähigkeit Clementinens, kam der Stiefvater zuerſt auf den Einfall, dieſe ſolle ſtudiren, und zwar Medicin, vorzüglich aber Accouchement, um für die Frauen eine neue Bahn zu brechen und den Männern einen Theil der mediciniſchen Praxis zu entreißen, der, wie er glaubte, ſich ſchicklicher in den Händen von Frauen befinden würde. Es fehlte bei dieſem abentheuerlichen Plane nicht an den zur Ausführung gehörigen Geldmitteln, noch fand man bei Clementinen ſelbſt ein Hinderniß, und ſo wurde er, durch Anwerbung der erforderlichen Lehrer, ſogleich in's Werk geſetzt. Clementinens Unterricht wurde jetzt von dem der andern Kinder getrennt und erhielt eine ſtreng wiſſenſchaftliche Richtung.

Da, als Alles recht ſchön im Gange war, erwachte plötzlich, ihr ſelbſt unbewußt wie und auf welche Veranlaſſung, ein unüberwindlicher Widerwille gegen die neue Beſtimmung in ihr, und ſie erklärte den erſtaunten Eltern mit der ihr eigenthümlichen Offenheit und Feſtigkeit, ſie wolle die neu betretene Bahn nicht weiter fortſetzen, weil ſie auf ihr dahin gelangen werde, ein Zwitterweſen, das nicht Mann noch Weib ſei, zu werden; und dabei blieb es, trotz aller Gegenvorſtellungen.

In die Zeit, wo Clementine noch mit den El-

tern über ihre künftige Bestimmung völlig einverstanden war, fiel, als diesen unwillkommene Episode, Friedrichs Liebe, und sie wurde mit Recht als störend betrachtet, obgleich sie es in der That nicht war, da Clementine die Flammen nicht theilte, die den jungen Mann für sie verzehrten.

Dieser ging endlich zur Universität ab, ohne daß es ihm vorher vergönnt gewesen wäre, sich gegen Clementine zu erklären; denn von dem Selbstmords-Versuche Friedrichs an bewachte man diese mit großer Sorgfalt und ließ die jungen Leute keinen Augenblick allein.

Kaum war jedoch Friedrich an seinem neuen Bestimmungs-Orte, auf der Universität H., angelangt, so schrieb er an Clementine, und sein Brief athmete solche Gluth, daß diese davor erschrack: er forderte ihre Gegenliebe oder den Tod — ! Sie wußte, daß er Wort halten würde; seine Liebe, seine Verzweiflung rührten sie; die Furcht, zur Mörderin an einem Manne zu werden, der ihr die Erstlinge seines Herzens weihte, Alles, Alles trug dazu bei, sie zu verwirren, und sich über sich selbst täuschen zu lassen. So log sie sich in eine Liebe hinein, die nicht in ihrem Herzen war — so wurde sie die Verlobte Friedrichs, und zwar ohne Wissen der Eltern, die selbst von diesem Brief-

wechsel keine Ahnung hatten, da er durch die Hände eines Dritten ging. Nur Marie war, und zwar unter Angst und Zittern, die Vertraute dieses Verhältnisses.

Der Zustand im elterlichen Hause veränderte sich in dieser Zeit auf eine traurige Weise: ein Schiff mit reicher Ladung, das unversichert war, wurde von den Wellen verschlungen; andere Unfälle, denen der Kaufmann so leicht unterworfen ist, kamen hinzu, und B. mußte sein Vermögen oder vielmehr den Rest desselben seinen Gläubigern cediren, ohne jedoch bankerott zu machen. Die Sorge, die Noth traten jetzt plötzlich in ein Haus, in dem bisher der Ueberfluß geherrscht hatte; man sah mit trübem Auge in die Zukunft; die kriegerischen Zeiten ließen die Hoffnung auf baldige Wiederherstellung der frühern Verhältnisse nicht zu, und Alles erschien im trübsten Lichte.

Clementine verlor bei allem Diesen die Fassung nicht; ihr Herz hing wenig oder gar nicht am Wohlleben und die Genüsse, welche der bloße Reichthum gewährt, waren nie welche für sie gewesen; übrigens hatte sie ja auch entbehren gelernt. Rührend für sie war überdies auch noch die Freude, ja, der Jubel, mit dem Friedrich die Nachricht von dem Verluste des Vermögens der Familie

aufnahm, und er drang jetzt mit Ernſt darauf, daß den Eltern ihre Verbindung erklärt werde, jetzt, wo man nicht mehr ſagen könne, er habe ſich aus niedern Rückſichten um die Hand eines reichen, angeſehenen Mädchens beworben, und als Clementine, trotz ſeiner Aufforderung, mit der von ihm gewünſchten Erklärung zögerte, ſchrieb er ſelbſt an die Eltern derſelben und verlangte ihre Einwilligung zu dem gewünſchten Bunde.

Dieſer Schritt, in einem ſolchen Zeitpunkte, gewann ihm Achtung und Zuneigung, gewann ihm, wenn auch immer noch nicht die Liebe, doch die ungemeſſene Dankbarkeit Clementinens.

Dieſe, die als das Unheil im Hauſe ausbrach, etwas über funfzehn Jahr alt war, war zu ſtolz, einem Manne noch ferner zur Laſt ſein zu wollen, der jetzt mit der eigenen Exiſtenz zu kämpfen hatte und den ſie nicht einmal mit dem Vater-Namen hatte begrüßen können. Für ihre einzige noch übrig gebliebene rechte Schweſter, Johanna, hatte der Tod geſorgt, der ſie in der Blüthe der Jugend dahingerafft, für ſich ſelbſt ſorgte Clementine, indem ſie, ohne die Eltern zuvor davon zu benachrichtigen, ſich um die Stelle als Erzieherin in einem ſehr reichen Hauſe bewarb, wo man ſie, trotz ihrer großen Jugend, mit Vertrauen aufnahm.

Erſt als Alles abgeſchloſſen und verabredet war, zeigte ſie den beſtürzten Eltern an, daß ſie ſie verlaſſen und von nun an für ſich ſelbſt ſorgen würde, und dieſen Entſchluß führte ſie, trotz aller Gegenrede, mit Feſtigkeit aus.

Es wurde in ihren neuen Verhältniſſen viel von ihr gefordert, und ſie konnte Manches leiſten; allein was ſie leiſten konnte, war ihr noch immer nicht genug, und ſo bemühte ſie ſich in den von ihren Geſchäften freien Stunden, ja ſelbſt während der Nacht, ſo unabläſſig um Kenntniſſe, daß ihre ſonſt ſo ſtarke Geſundheit darunter zu leiden anfing und der Arzt des Hauſes, der zufällig Rahels geiſtreicher Freund, der Doctor D. Veit war, der auch der ihrige ward, mit Nachdruck darauf drang, daß ſie ihren Eifer mäßigen und ihre Studien einſchränken ſollte; zu gleicher Zeit verordnete er ihr das ſtrengſte Regime, verbot ihr gänzlich den Tanz, den ſie ſehr liebte, und das Tragen eines Schnürleibchens, was überflüſſig war, da ſie nie eins hatte tragen wollen, zum großen Kummer ihrer Mutter. Ein ſo ſtrenges Verhalten war um ſo nothwendiger, da ſie außerordentlich wuchs und überdies ſchon mehre Male heftiges Blutſpeien gehabt hatte, was auf eine Anlage zur Schwindſucht hinzudeuten ſchien; vor

dieſer blieb ſie wohl auch nur durch das ſtrenge Verhalten nach den Vorſchriften ihres ärztlichen Freundes, ſo wie durch ihren überaus glücklichen Wuchs bewahrt; ſie war, obſchon hoch und ſchlank gewachſen, doch breit von Bruſt und ſtark von Muskeln.

In dieſen neuen Verhältniſſen war es, wo Clementine eine Bekanntſchaft machte, von der ſie nicht nur den größten Gewinn für ihr Herz, ſondern auch für den fernern Gang ihrer Bildung ziehen ſollte.

In einem Hauſe, das dem nahe verwandt war, in dem ſie die Stelle einer Erzieherin zweier hoffnungsvollen Töchter bekleidete, lebte Roſa Maria, die Schweſter Varnhagens von Enſe, gleichfalls als Erzieherin. In einem dritten Hauſe, dem der Großeltern der von Beiden erzogenen Kinder, kam Freitags Abends die ganze Familie zuſammen und beide Erzieherinnen fanden ſich daſelbſt mit ein. Schon bevor Clementine Roſa Maria ſah, hatte man ihr viel von dieſer erzählt und ſie auf den überlegenen Geiſt derſelben aufmerkſam gemacht, den man zwar anerkannte, von dem man ſich aber doch gedrückt fühlte, namentlich in dem Hauſe, worin Clementine lebte. Sie war daher ſehr begierig, die neue Bekanntſchaft zu machen und empfing gleich den angenehmſten

Eindruck von deren anmuthigen Persönlichkeit, konnte aber doch eine geheime Furcht vor der Ueberlegenheit dieser Fremden nicht in sich unterdrücken und wagte so nicht, ihr nahe zu treten, obgleich sie innerlich vor Begierde brannte, es zu thun.

Ein Zufall brachte beide Frauen näher, und es wurde ein Bund geschlossen, der Beiden nicht nur viele schöne, erhebende Stunden geben, sondern für das ganze Leben Dauer gewinnen sollte.

In der Familie, worin Clementine lebte, und wo man ihr übrigens die ihr zukommende Achtung nicht versagte, ja, wo man sie sogar liebte, hielt man sie für poetisch überspannt und für unklar in ihren Ansichten über Leben und Welt, kurz, von dem Gewöhnlichen im Handeln und in der Gesinnung abweichend, und darin mochte man sich nicht irren. Nun werden ächt prosaische und gewöhnliche Menschen durch solche allemal genirt, die das Leben aus einem höhern Gesichtspunkte betrachten und ihren Handlungen einen, aus der Poesie ihres Gemüths hervorgehenden ungewöhnlichen Anstrich geben, und das war auch hier der Fall. Man erlaubte sich, wiewohl mit großer Mäßigung und mit dem Anscheine wohlwollender Theilnahme, kleine Spöttereien über die poetischere Richtung,

die Clementinens Geiſt genommen hatte, und prophezeihte ihr, „auch ſie werde vom Leben mit der Naſe noch recht auf die Preſſa geſtoßen werden," wenn ſich erſt das erſte Feuer ihrer jugendlichen Begeiſterung gelegt haben und ſie den wahren, reellen Werth der Dinge erkennen lernen würde, eine Prophezeihung, die nicht in Erfüllung gegangen iſt, da Clementine noch zur Stunde viele Dinge aus einem ganz andern Geſichtspunkt betrachtet, als viele Andere, und über den Werth derſelben ganz anders denkt.

In Folge einer kleinen Neckerei der oben angeführten Art, die ſich Madame D., die Mutter der von Clementinen erzogenen Kinder, über Tiſche gegen dieſe erlaubte, erhob ſich Roſa Maria und vertheidigte mit eben ſo viel Geſchick als Lebhaftigkeit das arme, tief beſchämte und vor Blödigkeit verſtummte Kind, das es jetzt zuerſt wagte, einen dankbaren Blick auf ihre freundliche Vertheidigerin zu werfen. Dadurch kam man ſich näher, und da man ſich oft ſah, entſtand eine Freundſchaft, trotz der Verſchiedenheit des Alters zwiſchen Beiden — Roſa Maria war um neun Jahre älter, als Clementine — die von Seiten der letztern faſt den Charakter der Leidenſchaftlichkeit annahm, ohne jedoch der Freundſchaft, die ſie

für ein sanftes, himmlisch-gutes Wesen, Caroline, schon seit Jahren hegte, Eintrag zu thun.

Mit dem ihr eigenthümlichen schnellen und sichern Blick übersah Rosa Maria, wo es ihrer neuen Freundin fehlte, und suchte dem durch die sanfte Erziehung der Liebe, die sie ihr angedeihen ließ, abzuhelfen. Sie war ruhig und besonnen weit über ihre Jahre hinaus, während es in Clementinen stürmte und gährte; da mußte denn oft ein Dämpfer aufgesetzt werden, damit der brausende Most das Gefäß nicht gar sprengte; denn in Clementinen waren Sturm und Drang so heftig, daß sie Gefahr drohten, selbst für ihr Leben.

Nie hätte der Himmel ihr also eine zugleich würdigere und passendere Freundin geben können, als die von Herzen und Gemüth warme, zugleich aber auch so ernste und besonnene Rosa Maria, und wie oft hat sie ihm unter Thränen für das Geschenk einer solchen Freundin gedankt!

Durch Rosa Maria wurde Clementine auch mit deren Bruder, Karl August Varnhagen, so wie mit manchen andern bedeutenden Jünglingen bekannt, die jetzt zu trefflichen und berühmten Männern herangereift sind; darunter sind besonders Justinus Kerner, Chamisso und D. Assing zu nennen, welche letztere der Gatte

Rosa Maria's geworden und noch jetzt Clementinen ein über Alles theurer Freund ist.

Justinus Kerner war damals ein langer, schmaler, bleicher Jüngling, der ein großes Leid mit sich herum trug und schon dadurch Clementinen hätte interessant werden müssen, wenn sie sich nicht auch von seinem Geiste und Talente, von seinem sanften, liebevollen Wesen auf's Lebhafteste angezogen gefühlt hätte. Das Verhältniß zwischen ihm und den Freundinnen wurde so innig, daß sie sich Du und Schwester und Bruder nannten, ein lieber Gebrauch, der zwischen ihnen noch nicht abgekommen ist.

Varnhagen hatte zu jener Zeit einen kleinen Anflug von Satyre, eine Art von Muthwillen, die ihn einigermaßen gefürchtet machten; er war sich bereits seiner großen geistigen Ueberlegenheit bewußt, und übte sie gern aus; das merkwürdige, von ihm und gleichgesinnten Freunden herausgegebene Buch: „Karls Versuche und Hindernisse," legt von der damaligen Stimmung und Richtung seines Geistes ein genügendes Zeugniß ab. Späterhin hat sich Alles in ihm in den edelsten Ernst umgewandelt.

Adalbert von Chamisso war eine schöne, ächt ritterliche Erscheinung, die eben sowohl im-

ponirte, als durch das sanfteste, edelste und liebevollste Gemüth zur Liebe zwang. Trotz seines bedeutenden Geistes hatte er einen wahrhaften Kindessinn, eine Seelen-Güte und Seelen-Unschuld, wie man sie wohl selten mehr findet; auch liebte man ihn schwärmerisch, was man jetzt wohl gestehen darf, da das Haar bereits an zu grauen fängt.

Diese bedeutenden Männer zogen natürlich andere, die ihnen ähnlich waren, in den Kreis, und so bildete sich nach und nach ein Dichter-Verein, der sich vorzüglich an die beiden Schlegel anschloß, und den man späterhin wohl die romantische Schule nannte. Alle diese Jünglinge, Männer und Jungfrauen waren productiv und es entstanden die artigsten Sachen, die bereits auf künftige große Bedeutendheit schließen ließen, und zu Hoffnungen berechtigten, die in Erfüllung gegangen sind.

Da Alle einen gemeinschaftlichen Kampf gegen die damals in der schrecklichsten Prosa untergegangene Welt zu bestehen hatten, schloß man sich fest an einander an und Einer stand immer für Alle, Alle für Einen; man liebte, man hob, man trug, man beförderte einander; man ließ auch nicht das kleinste poetische Blümchen unbeachtet am Wege stehen

und flecht Alles in den ſchönen, farbigen Kranz, den man zu winden bemüht war, um die abgeſtandene Proſa der damaligen Zeit damit zu verdecken.

So entſtanden Sammlungen wie der „poetiſche Almanach" und der „Dichterwald," in denen die Gleichſtrebenden und Gleichgeſinnten freundlich zuſammen traten, und wo man ſelbſt dem kaum ſich zeigenden Talente willig ein Plätzchen einräumte, um ihm Muth zu verleihen, ſich frei zu entfalten. In beiden erſchienen auch kleine, in der Form noch ſehr mangelhafte Gedichte von Clementinen, die ihr, wie die, welche durch die Freunde in das Tübinger „Morgenblatt" befördert wurden, eine unendliche, und eine weit größere Freude gewährten, als alle die zahlloſen Bände zuſammen, die ſie nachher, von einer faſt quälenden Productivität getrieben, ſchrieb und ins Publicum ſchickte.

Man kann ſich vorſtellen, welchen Einfluß das nähere oder entferntere Zuſammenleben mit Menſchen von ſolcher Bedeutſamkeit auf Clementinens Bildung haben mußte, und wie begierig ſie Alles ergriff, was ihr von dieſen dargeboten wurde. Bis dahin hatte ſie gleichſam nach geiſtiger Nahrung ſchmachten und ſich allein auf das beſchränken

müſſen, was ihr entweder durch den Unterricht zufloß oder ihr aus dem Innern quoll, und dieſes letztere konnte ſie nicht einmal mittheilen, da ihre Umgebung ſie nicht darin verſtanden haben würde. Jetzt ſtrömte plötzlich die größte Fülle der erhebendſten Genüſſe auf ſie ein, und ſie, die bisher immer hatte unter ſich blicken müſſen, mußte hoch empor ſchauen und aufwärts ſtreben, um nicht zurück zu bleiben.

Dieſes unausſprechliche Glück, das größte, welches ihr im Leben zu Theil geworden iſt, verdankte ſie ihrer Bekanntſchaft mit Roſa Maria, und wird es dieſer bis zum letzten Hauche ihres Lebens danken. Doch nicht allein der Geiſt fand ſeine volle Befriedigung bei derſelben, ſondern auch ihr nach Liebe ſchmachtendes Herz, das die Freundin, wenn ſie auch ſeine unbändige Gluth nicht zu theilen vermochte, doch zu würdigen verſtand, und das ſie wieder liebte mit jener ſanften, geläuterten Liebe, die ihr eigenthümlich iſt. Freilich fehlte es auch dieſer Freundſchaft nicht an Stürmen, die durch Clementinens Heftigkeit heraufbeſchworen, aber von Roſa Mariens Beſonnenheit immer wieder beſchwichtigt wurden, welche letztere es nie verkannte, daß ſie aus einer an ſich liebenswerthen Quelle, aus einem zu mächtigen Liebesbedürfniſſe,

ihren Urſprung nahmen, und ſo nur bemüht war, den gewaltig daher brauſenden Strom richtig zu lenken.

Der immer mehr und mehr ſich verſchlimmernde Geſundheits-Zuſtand Clementinens und einige andere Gründe bewogen den dieſer ſehr befreundeten und ſich für ſie intereſſirenden Doctor Veit zu dem Ausſpruche: daß ſie ihre jetzigen Verhältniſſe verlaſſen und vor allen Dingen in ihrem elterlichen Hauſe der Ruhe pflegen müſſe, da theils die ſehr leidende Bruſt durch den zu gebenden Unterricht, theils durch das geräuſchvolle und glänzende Leben in den Kreiſen, in denen ſie ſich jetzt bewegte, allzuſehr angegriffen würde, und obgleich man ſie nur ſehr ungern ſcheiden ſah und ſie ſelbſt nur ungern von den ihr überaus theuer gewordenen Kindern ſchied, befolgte ſie dieſe Vorſchrift ihres ärztlichen Freundes.

Einige Zeit der vollkommenſten Ruhe, die nur durch die nicht von ihr erwiedert werden könnende Neigung eines jungen Künſtlers in Etwas getrübt wurde, reichte hin, ihre Geſundheit wieder zu heben, und ſo ſah ſie ſich ſchon bald wieder im Stande, eine andere Stelle anzutreten, die ihr in einem Provinzial-Städtchen angetragen wurde. Hier fühlte ſie ſich aber nicht glücklich, obgleich

die Verhältniſſe im Hauſe angenehm waren und man ſie mit der größten Auszeichnung behandelte: das geiſtige Leben ſtand in dieſem Städtchen unter Null, und ſie war in dieſer Hinſicht verwöhnt worden. Eine andere Stelle bei gebildeten und ihr ſehr gewogenen Verwandten wurde ihr angetragen und ſie nahm ſie an.

Ihr neuer Aufenthalts-Ort war reizend belegen, die Verhältniſſe im Hauſe die angenehmſten; das Leben in der Stadt bot Abwechſelungen und bald auch die ſchönſten geiſtigen Genüſſe durch eine bedeutende Bekanntſchaft dar, die ſie machte.

Hier aber war es auch, wo ſie, noch ſo jung und wieder zum vollkommenen Genuſſe ihrer Geſundheit gelangt, in einige Bekanntſchaften gerieth, die nicht gut auf ſie einwirkten, indem ſie die ihr ſonſt unbekannte Vergnügungsſucht in ihr erweckten und machten, daß ſie ſogar der Eitelkeit Raum gab. Sie fing an, ſich mehr als ſonſt zu putzen; ſie hörte es gern, wenn man ihr über ihr Aeußeres Artigkeiten ſagte; ſie machte Geſellſchaften, Bälle und kleine Landparthien mit und ergötzte ſich ungemein an dem ſchlagenden, oft aber auch verletzenden Witz einer jungen, ſehr vornehmen Freundin, die ſie faſt mit ihrer Frivolität angeſteckt hätte, weil ihr das geiſtreiche,

belebte Weſen über die Maßen und ſo ſehr gefiel, daß ſie die Fehler derſelben überſah. Die edlern Beſchäftigungen wurden faſt gänzlich an die Seite geſetzt und dem Vergnügen zu viel Raum gegeben; kurz, Clementine war auf dem beſten Wege, ihrer leichtfertigen, aber durchaus nicht unſittlichen, Umgebung ähnlich zu werden.

Davon errettete ſie ein Beſuch Roſa Mariens, die mit ſchnellem Blick das Unheil überſah und ihr die ernſteſten Vorſtellungen machte, ſo wie eine neue Bekanntſchaft, die ſie wieder hob und in die gewohnten Kreiſe zurück führte. Indeß blieb die Erinnerung an dieſe jugendlich-heitern Tage, da ſie unverletzt aus denſelben hervorging, für ſie ſtets eine angenehme, und ſie gehörten auch wirklich mit zu ihrem Leben, indem ſie ihr manche Zuſtände klar machten, die ihr ſonſt unenthüllt geblieben wären.

Die Befehle des Verlobten, der von der Univerſität zurückgekehrt war und ſich häuslich einzurichten beabſichtigte, riefen Clementine nach ihrer zweiten Vaterſtadt zurück. Eine trübe Ahnung ſagte ihr, daß dort kein Glück ihrer waret und ſie ging in Erfüllung. Der ernſte Kampf mit dem Leben begann hier für ſie, und bald darauf auch der mächtigere mit ſich ſelbſt und

mit der einzigen wahren Liebe, die ihr Herz empfunden hat, und der sie, als Verlobte eines andern Mannes, nicht Raum geben durfte, obgleich die gleiche Flamme Beider Herzen entzündet hatte.

An diesem Unglück ihrer Jugend — denn wie dürfte man es anders nennen? — ging die Ruhe ihres Herzens und die Zufriedenheit mit sich selbst unter; an ihm scheiterte auch das Glück ihrer Ehe; denn Der, dem sie sich theils aus Furcht vor seinem heftigen Charakter und seiner wilden Leidenschaftlichkeit, theils aus einem schlechtverstandenen Pflichtgefühl zu eigen gab, fühlte immer, daß er ihr Herz nicht ausfülle, nicht so von ihr geliebt werde, wie er sie liebte; er fühlte dies, obgleich weder Er, noch sonst irgend Jemand, außer dem wirklichen Gegenstande ihrer Liebe, diese ahnete, selbst nicht einmal die vertrautesten Freundinnen. Clementine besaß Kraft und Selbstbeherrschung genug, ihr Leid still in sich zu verschließen und es ungeklagt durch das Leben zu tragen.

Was Clementinens Gatte in Folge des ihn zerreißenden Gefühls des Nichtgeliebtseins sich auch späterhin gegen diese zu Schulden kommen ließ; in welche Verirrungen er auch versank, sie

hat kein Recht, ihn anzuklagen und hat es, ſo ſchwer er ſie auch verletzte, im Gefühl ihres unfreiwilligen Unrechts gegen ihn, nie gethan. Alles war Schickſal, und mußte ſo ruhig und mit Ergebung hingenommen werden.

Ein früher Tod trennte endlich das Band einer ſehr unglücklichen Ehe, in der es Clementinen oft ſchwer wurde, die äußere Würde zu behaupten; die innere iſt, trotz allen Stürmen, nie in Gefahr gerathen.

Seit ihrem fünfzehnten Jahre darauf hingewieſen, durch ihre Kenntniſſe und Fähigkeiten für ihre eigene Exiſtenz, ſpäter ſogar für die ihrer ganzen Familie, zu ſorgen, iſt die ihr angeborene Thätigkeit ihr ſehr zu ſtatten gekommen, um dieſe, ſonſt für eine Frau nicht eben leichte, Aufgabe zu löſen.

In einem reizenden Hauſe und ſchönen Garten lebend, deſſen ſorgſamſte Pflegerin ſie iſt, und von dem Geräuſche der Welt gänzlich zurückgezogen, fließen ihre Tage jetzt ſtill und unter den abwechſelndſten Beſchäftigungen dahin. Zwei Söhne, die ihr von dreien blieben, ſind faſt erwachſen und gehen bereits ihrer Beſtimmung entgegen. In ihren Bedürfniſſen ſo einfach als möglich, in ihrem Hausweſen geregelt und durch

ihre Thätigkeit bürgerlich fest gestellt, gehen ihr die Jahre unglaublich schnell dahin. Sie sieht nur wenige auserwählte Freunde bei sich, verschließt aber ihr Haus und ihr Herz der aufstrebenden Jugend nicht, die sich gern um sie versammelt und gern bei ihr ist, weil sie sich selbst da von ihr verstanden weiß, wo Andere sie nicht verstehen würden.

Ihre Freundinnen hat sie mit in's reifere Alter hinüber genommen und verlebt schöne Stunden der Erinnerung mit ihnen.

In vielen Dingen weicht sie von dem Gewohnten ab und weiß sich darin ihre volle Freiheit und Unabhängigkeit zu bewahren; zu der kleinen falschen Münze der Convenienz, womit man sich im gewöhnlichen Leben so oft bezahlt, hat sie sich im geselligen Verkehr nie bequemen können, weshalb sie sehr oft anstößt. Im Ausgehen ist sie bis zur Unart träge und eine nothwendig zu machende Visite kann sie Wochen vorher ängstigen, was ihr manchen gerechten Vorwurf von den liebevollen Freunden zuzieht, die ihre Gegenwart wünschen. Ihr Haus, ihr Garten, ihre Blumen, Vögel und Bücher sind ihre Welt; gute Bücher ihr auch die liebste Gesellschaft. Im gewissen Sinne ist sie eine Epikuräe-

rin: Wohlgerüche, beſonders von ſchönen Blumen, gehören mit zu ihrer Exiſtenz, und ſie zieht daher eine Unzahl der letztern, ſo im Sommer, als im Winter. Ueberhaupt muß ihre Umgebung ſo geordnet und anmuthig als möglich ſein; ein auf dem Sopha verkehrt liegendes Kiſſen, eine offenſtehende Schrank-Thür oder eine halbgeöffnete Commode würden ihr die Fähigkeit rauben, ſich geiſtig zu beſchäftigen; das iſt zwar kleinlich, aber ihr ſo eigenthümlich, wie das Athmen zum Leben.

Im Sommer früh mit der Sonne auf, und ſich gleich beſchäftigend, kann ſie unglaublich viel thun und bewegt ſich auf die mannigfachſte Weiſe; ſelbſt anhaltende körperliche Arbeiten ſind ihr Bedürfniß und zugleich Erholung. Es trifft ſich oft, daß ſie Beſuchende ſie mit dem Grabſcheit in der Hand rüſtig in ihrem Garten arbeitend antreffen, und noch vor einiger Zeit ereignete ſich der komiſche Vorfall, daß eine reiſende Schweſter in Apolle, die, wie dies gewöhnlich der Fall iſt, das Handwerk bei ihr begrüßte, ſie beim Holzſägen antraf und, in ihr ein untergeordnetes, dienendes Subject vermuthend, ſie nach der Frau vom Hauſe befragte.

— „Das bin ich ſelbſt," ſagte Clementine

heiter, und die Säge hinhängend, die Handschuhe abstreifend, womit sie, auf ihre einst viel bewunderten Hände noch immer etwas eitel, stets arbeitet, führte sie die Erstaunte in ihr Wohnzimmer. In allen kleinen Nöthen des Hauses wendet man sich an sie, die mit mancherlei Geräthschaften umzugehen weiß und sogar die Uhren in Ordnung hält, mit deren Mechanismus sie sich einigermaßen vertraut gemacht hat.

Unter so abwechselnder und steter Beschäftigung ist sie gesund geworden und kräftig geblieben.

Obgleich sie eine so große Menge von Romanen und Erzählungen, wie keine andere Frau, geschrieben hat, ist ihr doch jede Art von Sentimentalität verhaßt und die sogenannte Schönrednerei ihr in tiefster Seele zuwider.

Mit dem Gange der neuern Literatur ist sie vertraut geblieben und dieser mit Freude nach allen Richtungen hin gefolgt. Sie erwartet große Resultate von den neuern Bestrebungen, und ist ganz damit einverstanden, daß auch ihr kleines Kohlgärtchen von dem gewaltig daherbrausenden Strome mit fortgerissen werde.

VIII.

Die

seltsamste Liebes-Geschichte.

Die
seltsamste Liebes-Geschichte.

Ich habe noch eine solche auf dem Herzen, und sie steht gewiß der im ersten Bande mitgetheilten an Interesse und Seltsamkeit nicht nach; nur wird sie den Leser nicht so befriedigen wie jene, da ich den Schlüssel zu derselben nicht zu geben vermag, weil ich ihn selbst nicht besitze.

Mein Freund Herrmann * *, einer der angesehensten und gebildetsten Männer seiner Vaterstadt, hatte eine angebetete Gattin durch einen sehr frühen Tod verloren, und die Trauer um diesen unersetzlichen Verlust würde ihn vielleicht dazu vermocht haben, fortan unvermählt zu bleiben, wenn seine Verhältnisse ihn nicht gewissermaßen gezwungen hätten, an eine zweite Wahl zu denken. Er mußte ein große's Haus machen,

und ſeine beiden, noch im zarteſten Alter ſtehenden Kinder erheiſchten Mutter-Pflege und Mutter-Sorgfalt.

Er warf alſo, nachdem er die gerechte Trauer um die geliebte Verſtorbene in Etwas beſiegt hatte, ſeine Augen auf die Töchter der Stadt und wählte lange zwiſchen denen, die ſowohl ſeinen geiſtigen, als materiellen Bedürfniſſen genügen konnten. Endlich blieb er bei Emma ſtehen, die, von ſehr guter Familie, reich, gebildet und talentvoll, auch durch äußere Wohlgeſtalt und einen ſanften, liebenswürdigen Charakter, ſeine Neigung im vollſten Maße zu verdienen ſchien und ſie endlich feſſelte.

Er trat als Bewerber um ihre Hand und ihr Herz auf und wurde, angenehm von Perſon, reich, angeſehen, im höchſten Grade gebildet und in jeder Hinſicht im beſten Rufe ſtehend, nicht nur von der Familie des jungen Mädchens ſofort auf die ehrenvollſte Weiſe ausgezeichnet, ſondern von dieſem ſelbſt ſo aufgenommen, daß ihm bald kein Zweifel mehr bleiben konnte, daß er der Gegenſtand ihrer geheimen Wünſche ſei. Die förmliche Bewerbung erfolgte jetzt und die Sache war bald ſo weit gediehen, daß das junge Paar ſeine Verlobung öffentlich anzeigte und Gratula-

tions-Viſiten von Freunden und Verwandten annahm.

Da Herrmann ein ſehr brillant eingerichtetes Haus beſaß, konnte man die von allen Seiten gewünſchte Verbindung ſehr bald anſehen, und das junge liebenswürdige Paar überließ ſich den frohesten Hoffnungen für die vereinte Zukunft.

Mit jedem Tage ſchien Emma mehr von der Vortrefflichkeit ihres Verlobten überzeugt zu werden; mit jedem Tage mehr erſchloß ſich der ganze Schatz ihrer Zärtlichkeit demſelben; mit jedem Tage ſchien er durch ſeinen edlen Charakter ihr Vertrauen mehr zu gewinnen; kurz, es war das glücklichſte Paar von der Welt und Jeder weiſſagte demſelben in ſeiner Vereinigung eine ſchöne Zukunft.

Da, als nur noch wenige Wochen zwiſchen dem Hochzeits-Tage lagen und Alles zu dieſem ſchon bereitet war, glaubte Herrmann an ſeiner Verlobten eine ihm bis dahin fremd gebliebene Traurigkeit und Verſtimmung wahrzunehmen und als er ſie, da dieſer auffallende Zuſtand ſich mit jedem Tage zu verſchlimmern ſchien, mit der zärtlichſten Beſorgniß um die Veranlaſſung deſſelben befragte, fiel ſie ihm, in einen Strom von Thränen ausbrechend, zu Füßen, bedeckte ſeine Hand

mit ihren Küſſen und ſagte ihm, daß ſie ihn über Alles liebe, daß er der Mann ihres Herzens und ihrer Wünſche ſei und ſie nie einen Andern lieben würde, wie ihn, aber trotz dem ſeine Gattin nicht werden könne.

Man kann ſich die Betroffenheit meines Freundes bei dieſer höchſt ſeltſamen und unerwarteten Erklärung denken, und nichts war natürlicher, als daß er ſie auf eine körperliche Urſache, auf ein plötzliches Erkranken ſeiner Verlobten, vielleicht auf ein im Anzuge begriffenes Nerven-Fieber ſchob. Er ſuchte daher Emma zu beruhigen; er bat ſie, ſich in ihren Gefühlen zu mäßigen und Sorge für ihre Geſundheit zu tragen, die ihm ſehr zerrüttet ſcheine. Er wolle gern den Tag der Hochzeit weiter hinaus ſchieben, um ihren, wie es ihm ſcheine, zerrütteten Nerven Zeit zu gönnen, ſich wieder herzuſtellen, bevor er ſie als Gattin in ſein Haus führe; kurz, er wolle Alles thun, was ſie und ihr Zuſtand von ihm erheiſchen könnten; allein ihre Erklärung, ſo wie ſie ſie ihm eben gegeben habe, anzunehmen, fühle er ſich nicht geneigt, und er müſſe ſie, ſofern ſie auf derſelben beharren ſollte, um eine genügendere bitten. Vielleicht ſei ihr irgend Etwas an ſeiner Perſon oder ſeinem Charakter nicht recht;

vielleicht fürchte ſie, in Folge neuerer Wahrnehmungen über beide, nicht glücklich in der Ehe mit ihm zu werden, und in dieſem Falle wolle er gern ſeinen Wünſchen auf ihren Beſitz entſagen; aber einem vielleicht nur augenblicklichen krankhaften Zuſtande wolle er ſich, ſein Glück und ſeine Hoffnungen für die Zukunft nicht aufgeopfert ſehen.

Emma hatte auf all das Rührende und Vernünftige, das ihr Verlobter ihr bei dieſer ſeltſamen Veranlaſſung ſagte, nur Thränen zur Antwort, und da er ihre große Aufregung ſah und dieſe durch ſein längeres Bleiben zu vermehren fürchtete, verließ er ſie mit dem Verſprechen, ſie unter dem Vorwande einer Reiſe, die er in Geſchäften antreten müſſe, in acht Tagen nicht wieder zu ſehen; ein ſolches Vergeben ſchien ihm nothwendig, damit ihre Familie nicht durch ſein plötzliches Wegbleiben beunruhigt würde. Nach Verlauf dieſer Friſt wolle er ſich wieder bei ihr einſtellen und erwarte dann entweder einen gänzlich geänderten Entſchluß, oder doch eine ruhigere und genügendere Erklärung von ihr.

Emma dankte ihm für dieſe Güte und Beide trennten ſich. Man kann ſich vorſtellen, in welchem Zuſtande mein armer Freund die der Ver-

lobten bewilligte Frist zubrachte; zwar suchte er sich wirklich durch eine kleine Reise zu zerstreuen, allein es ging nicht, und mit hochklopfendem Herzen stand er nach acht Tagen wieder vor Emma, die, äußerlich ruhiger, als an dem Tage ihrer Trennung, ihn bat, ihr in den Garten zu folgen.

Hier wiederholte sie ihm Alles, was sie ihm an jenem verhängnißvollen Tage gesagt hatte, und zwar mit der größten Festigkeit und Bestimmtheit, wobei sie es auch jetzt nicht an Achtungs- und Liebes-Betheuerungen fehlen ließ; allein vergebens drang Herrmann wegen einer nähern Erklärung in sie. Unter heißen Thränen bat und beschwor sie ihn, diese nicht von ihr zu fordern, da sie sie nie geben könne, und zugleich, daß er sie ihres ihm früher gegebenen Versprechens entlassen und die Aufhebung ihrer Verbindung den Ihrigen verkünden möge.

Mein Freund ist ein Mann von zu großem Zartgefühl, als daß er jetzt noch hätte anstehen können, ihren Wünschen zu genügen; doch überließ er es ihr, wie billig, ihrer Familie ein so unerwartetes Ereigniß mitzutheilen und diese mit ihren Gründen bekannt zu machen, wozu er, wie die Sachen standen, sich nicht im Stande fühlte.

Im Uebrigen, ſo verſprach er ihr mit dem ihm eigenthümlichen Edelmuthe, wolle er über ſich ergehen laſſen, was aus dieſem Verhältniſſe von Seiten des Publicums Nachtheiliges für ihn erwachſen könne, und ihr in Hinſicht der Erklärung freie Hand laſſen.

Dieſe Großmuth rührte ſie unendlich, und noch einmal ergoß ſich ihre ganze Seele in Liebe gegen ihn; dann trennten ſie ſich, in der Vorausſetzung, ſich nie im Leben wieder zu ſehen.

Man kann ſich vorſtellen, wie erſchrocken Emma's Familie, die von Allem bisher nicht die mindeſte Ahnung gehabt hatte, über die Erklärung derſelben war, daß aus der ſo nahe bevorſtehenden Verbindung mit Herrmann nichts werden könne; aber weiter war keine Auskunft von ihr zu erlangen. Ihr Vater, ihre Brüder wandten ſich jetzt an den ehemaligen Verlobten ihrer Tochter und Schweſter, um Aufklärung von ihm zu erhalten; allein er wies ſie an Emma und entdeckte nichts von dem, was zwiſchen ihnen vorgefallen war.

Das Aufſehen im Publicum, das dieſe ſeltſame Sache machte, war um ſo größer, da Beide hochgeſtellt und überaus bekannt waren, und Jeder erſchöpfte ſich in Vermuthungen. Bald ſollte

ein Zwiſt zwiſchen den Liebenden ſtatt gefunden, bald Herrmann ſeiner Verlobten gerechten Anlaß zur Eiferſucht gegeben haben; bald ſollte ſich dieſe davor gefürchtet haben, Stiefmutter zu werden; endlich gab es auch nicht Wenige, die die Schuld auf Emma ſchieben und ſie früher ein Liebes-Verhältniß gehabt haben laſſen wollten, das, von Herrmann jetzt zufällig entdeckt, dieſen zur Aufhebung der Verbindung bewogen habe; allein dieſer war edelmüthig genug, die Geliebte mit der feurigſten Beredtſamkeit gegen eine ſolche Beſchuldigung zu vertheidigen, ohne jedoch andere Gründe für die Trennung anzugeben, noch angeben zu können.

Als ich, eine Reihe von Jahren nach dieſer ſeltſamen Begebenheit, Herrmann kennen lernte, war er der Gatte einer meiner Freundinnen, die er während meiner Abweſenheit von ** geheirathet hatte, und da er bald mein Freund ward, theilte er mir, die ich durch das Gerücht bereits ſeit langer Zeit von dem unterrichtet war, was ſich mit ihm und Emma zugetragen hatte, ſeine Verlegenheit über ein neues, ſeltſames Ereigniß mit, das ſich ſeit einiger Zeit zutrug, und bat mich um meinen Rath in dieſer Angelegenheit.

Er empfing nämlich nicht nur häufig Briefe

von einer vertrauten Freundin Emma's, worin dieſe ihm ſagte, daß ihre Freundin noch immer untröſtlich über ſeinen Verluſt ſei, ſondern ihm wurden ähnliche von Emma's Hand zu Theil, worin ſich ihr Herz in den bitterſten und ſchmerzlichſten Klagen über ihr Unglück und ihre Trennung ergoß. Dieſe Briefe waren in der ſchwärmeriſcheſten und leidenſchaftlichſten Sprache, zum Theil aber ſo dunkel abgefaßt, daß man den Sinn derſelben oft nur ſchwer, oft gar nicht verſtand; alle aber ſchloſſen damit, daß ſie ſich nicht beruhigen könne, bevor ſie ſeine Verzeihung für das erlangt, was ſie ihm einſt gethan hatte, und daß es ihr lebhafteſter Wunſch ſei, ihn nur noch einmal wieder zu ſehen, von ſeinen eigenen Lippen das Wort der Vergebung zu vernehmen.

Dieſe Briefe verſetzten natürlich einen Mann, der bereits ſeit einer Reihe von Jahren der Gatte einer Andern war, in nicht geringe Verlegenheit, und, gerührt von dem traurigen Zuſtande, worin ſich augenſcheinlich ein einſt von ihm ſo heißgeliebtes Weſen befand, zugleich aber auch durch heilige Pflichten an ein anderes gebunden, wußte er nicht, was er thun ſollte. Allein ſeine jetzige Gattin, der er, ſo wie mir, alle dieſe Briefe mittheilte, wußte bald den richtigen Ausweg zu fin-

den und bat ihren Gatten nicht nur, Emma tröſtend zu antworten, ſondern dieſer auch die immer dringender von ihr gewünſchte Zuſammenkunft zu gewähren.

Beides geſchah; doch machte Herrmann es zur Bedingung, daß Emma, nach ihrer erſten Zuſammenkunft, ſich auch ſeine jetzige Gattin von ihm vorſtellen laſſe, die durch ihn von Allem unterrichtet und nicht abgeneigt ſei, die Bekanntſchaft einer Perſon zu machen, die ihm einſt ſo nahe geſtanden. Nach manchen, von Seiten Emma's herbeigezogenen Schwierigkeiten willigte ſie endlich, um den Preis, Herrmann zuvor allein zu ſehen, in Alles.

Ich kann nicht läugnen, daß ich überaus geſpannt auf die Reſultate dieſer Zuſammenkunft war, von der wir Alle hofften, daß ſie uns endlich ein Räthſel auflöſen würde, das uns ſo lange und ſo oft ſchon beſchäftigt hatte. Allein dieſe Hoffnung ging nicht in Erfüllung: Emma war beim Wiederſehen des frühern Geliebten ſehr bewegt, ſehr aufgeregt geweſen; ſie hatte viel geweint, ihm betheuert, daß er ihre einzige Liebe geweſen ſei und es bleiben werde; ſie hatte ihn um Verzeihung gebeten, daß ſie ſein Herz früher ſo mißhandelt habe, allein auf eine weitere Er-

klärung ſich nicht eingelaſſen, ſo ſehr, obwohl mit der erforderlichen Schonung, Herrmann auch in ſie gedrungen war, ſich doch endlich deutlicher gegen ihn zu erklären; auf ſolche Anforderungen waren immer Thränen ihre einzige Antwort geweſen.

Dann führte ihr Herrmann ſeine jetzige Gattin zu, die der Armen mit jener himmliſchen Milde entgegen kam, die ſie charakteriſirt; allein Emma konnte beim Anblick der Frau, die ſie beneiden mußte, die gehörige Faſſung nicht behaupten, und zeigte ſich kalt und abſtoßend gegen Die, welche ihr ſo voll von Theilnahme und Wohlwollen entgegen kam.

Es wurde der Briefwechſel auch ferner ganz in der frühern leidenſchaftlichen Sprache von Seiten Emma's fortgeſetzt, und endlich der Wunſch von ihr ausgeſprochen, die Kinder ſehen zu wollen, denen ſie einſt Mutter hatte werden ſollen, und die ſie ſeit längerer Zeit ſchon mit den reichſten Geſchenken überhäuft hatte, welche man, ſo wenig angenehm ſie auch waren, nicht zurückweiſen mochte, um eine Perſon nicht zu kränken, die ſo unglücklich war.

Herrmann fand es ſchicklich, daß die von Emma gewünſchte Zuſammenkunft nur in ſeinem

Hauſe ſtatt fände, und lud ſie daher zu ſich ein; nach langem Zögern und, wie es ſchien, heftigem Kampfe, entſchloß ſie ſich endlich auch dazu, und bei dieſer Gelegenheit war es, wo auch ich ſie ſah, wie ſie ſelbſt es gewünſcht hatte, da ſie mein befreundetes Verhältniß zur Familie kannte.

Emma war, als ich ſie vor mehren Jahren kennen lernte, noch immer unvermählt und vierzig und einige Jahre alt; ſie war groß und majeſtätiſch gewachſen, hatte aber einige Anlage, ſtark zu werden; ihre Haltung war vortrefflich, ihre Kleidung eben ſo reich, als geſchmackvoll. In ihrem Geſichte, das von der regelmäßigſten Bildung war, zeigte ſich einige Röthe; ihre Augen waren groß und vollkommen ſchön, nur fiel mir ein zuweilen unſtäter Blick derſelben auf, der ſehr gegen die große Ruhe abſtach, welche in ihren übrigen Zügen herrſchte. Sie ſprach wenig, aber mit gewählten Worten; zuweilen aber ſchweiften ihre Ideen, eben wie ihre Blicke, ſichtbar ab, und ihre Unterhaltung verlor den Zuſammenhang.

Gegen die Kinder Herrmanns, namentlich gegen die aus erſter Ehe geborene liebenswürdige und jetzt bereits erwachſene Tochter, war ſie überaus zärtlich und richtete unaufhörlich die Rede an ſie, auch ruhten ihre Blicke unabläſſig auf

derſelben, wenn ſie nicht auf den Vater gerichtet waren. Gegen die jetzige Gattin Herrmanns war ſie kalt, faſt zurückſtoßend, und die liebenswürdige Tochter derſelben beachtete ſie gar nicht, was auch mir zu Anfang widerfuhr, obgleich ſie meine Gegenwart ſehnlichſt gewünſcht hatte. Nur als ich ſie daran erinnerte, daß wir in unſern frühern Jahren gemeinſchaftlich die Maler-Akademie beſucht und dort ſchöne, genußreiche Stunden verlebt hatten, wurde ſie plötzlich wie elektriſirt und freute ſich aufrichtig unſers Wiederzuſammentreffens.

— „Nun, was ſagen Sie von Emma?“ fragte mich mein Freund, als dieſe ſich entfernt hatte, „und können Sie klug aus ihrem Weſen werden?“

— „Ueber ihr jetziges glaube ich im Reinen zu ſein, und halte ſie für krank, für ſehr krank,“ war meine Antwort. „Sie ſcheint an einer weit vorgeſchrittenen Hyſterie zu leiden und in Folge derſelben iſt ihr Geiſt nicht mehr frei; was aber das Räthſel der Vergangenheit anbetrifft, ſo wird es ſich wahrſcheinlich nie löſen.“

Bis jetzt iſt es dabei geblieben. Emma ſetzt noch immer das frühere Verhältniß zu der Fa

milie fort; ſie, ſelbſt jetzt faſt eine Matrone, hat noch immer zärtliche Liebesblicke für den frühern Geliebten, deſſen Scheitel ſich ſchon grau färbt, und eine ſichtbare Abneigung gegen ſeine jetzige Gattin und deren ihm von ihr geborenes Kind.

Löſe dieſes Räthſel, wer es vermag! Ich ſelbſt habe nicht einmal Vermuthungen, da Emma's untadelhafter Wandel alle ihr nachtheiligen beſeitigt.

Ende des zweiten und letzten Theils.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig

In meinem Verlage sind folgende interessante Schriften erschienen, und in allen soliden Buchhandlungen und Leihbibliotheken Deutschlands u. s. w. zu haben:

Emile Souvestre's Schriften,

deutsch bearbeitet

von

J. Schoppe.

1. bis 6. Bd.

8. elegant geheftet.

Die bis jetzt erschienenen 6 Bände enthalten:

Frauenloos, in 4 Erzählungen. 2 Bde. Preis 2 Thlr. 8 Gr.
Reich und Arm, Roman. 2 Bde. Preis 2 Thlr. 8 Gr
Das rothe Haus, Roman. 2 Bde. Preis 2 Thlr. 8 Gr.
(Jeder Roman ist auch einzeln zu haben.)

Unter den ersten französischen Romandichtern der jüngsten Zeit hat Emile Souvestre sich ehrende Anerkennung erworben. Mit seinem Werke: „Les derniers Bretons" zog er die Aufmerksamkeit aller Gelehrten und Kunstkenner auf sich; sein „L'erbelle de femmes" gab ihm den Namen, einer der ausgezeichnetsten Schriftsteller zu sein, und mit seinem „Riche et Pauvre" ist sein Ruhm nicht allein durch ganz Frankreich, sondern fast gleichzeitig über ganz Europa verbreitet worden.

Souvestre's Vorzüge bestehen in seiner tiefen Kenntniß des menschlichen Gemüths, in einer lebendigen Phantasie, in ergreifender Schilderung seltener Situatio-

nen und Lebensverhältnisse. Bei ihm gewahrt man neben den geistvollsten Reflexionen interessante Handlung und spannende Begebenheiten, weshalb er sich vor vielen großen Schriftstellern dadurch auszeichnete, daß er für jeden Leser zugänglich ist.

Der Herr Uebersetzer hat nicht allein das Verdienst, das Original treu und elegant übertragen zu haben, sondern wir danken es ihm auch, daß er der Erste war, der Sewestre bei uns einführte und somit unsere Literatur mit einem der trefflichsten Werke des Auslandes bereicherte.

Biernatzki's Novellen!

So eben ist die zweite Novelle von Herrn Pastor Biernatzki erschienen, und führt den Titel:

Die Hallig

oder die Schiffbrüchigen auf dem Eilande in der Nordsee.

Wanderungen auf dem Gebiete der Theologie, im Modekleide der Novelle,

von

J. C. Biernatzki.

8. Geh. 2 Rthlr.

Herr Pastor Biernatzki hat auf der mit Geist und großem Talent betretenen Bahn vielfache Anerkennung und Aufmunterung gefunden. Die günstigsten Beurtheilungen liegen bereits dem Publikum vor; unter andern schließt eine ausführliche, durchweg lobende Kritik in der Abend-Zeitung vom 30. April 1836 mit folgenden Worten:

„Da diese vortreffliche Schrift mit allem Reize einer
„auf geschichtlichem Boden ruhenden Novelle die Kraft
„und den Segen eines ansprechenden Erbauungsbuches
„in sich vereinigt, so werden der empfänglichen See-

„len viele die Empfehlung derſelben uns Dank wiſſen. „Leihbibliotheken aber, die dem Gaumen der ver„wöhnten Leſewelt ſolche ſchmackhafte und zugleich „nahrhafte Koſt darbieten, ſo wie Hausfreunde, die „den nach ſchöngeiſtigen Producten Fragenden ſo ge„haltvolle ſchönherzige Neuigkeiten zutragen und an„rathen, erwerben ſich ein wahres, zum Theil viel„leicht bleibendes Verdienſt um Kunden und Umgangs„genoſſen.“

In allen Buchhandlungen Deutſchlands iſt vorſtehende ſich durch Inhalt, Form und Ausführung ſo auszeichnende Novelle zu haben.

Wege zum Glauben,

oder:

Die Liebe aus der Kindheit.

Wanderungen auf dem Gebiete der Theologie, im Gewande der Novelle,

von

Paſtor J. C. Biernatzki.

8. Geh. 1 Rthlr.

Wir verweiſen auf die in der neueſten Zeit in faſt allen kritiſchen Blättern über dies Buch erſchienenen Recenſionen, die alle einſtimmig dahin urtheilen, daß der Herr Verfaſſer mit Geiſt und Gewandtheit eine neue Bahn betreten, und zuerſt in Deutſchland mit Glück die Aufgabe gelöſt hat, theologiſchen Abhandlungen eine angenehme Form zu geben, ſo daß dies Werkchen den Theologen, wie auch den gewöhnlichen Romanleſer anſprechen wird.

Gesammelte Gedichte

und

Vorträge in gebundener u. ungebundener Rede

von

Gottlieb Ernst Klausen,

Professor und Rector des kön. Christianeums in Altona, Ritter ꝛc.

2 Theile. gr. 8. Geheftet. 4⅓ Rthlr.

Lebensbeschreibung

eines

alten Seemannes,

von ihm selbst geschrieben.

gr. 8. Geh. 2 Rthlr.

Wer das Leben des alten Rattelbecks gelesen, und Interesse daran gefunden, wird auch diese Lebensbeschreibung nicht unbefriedigt aus der Hand legen; sie ist ganz der Wahrheit getreu, und ursprünglich nur für die Familie des alten Seemannes geschrieben.

Der hinkende Teufel.

Erster Theil.

Der hinkende Teufel

in Hamburg.

Aus den Papieren eines Verſtorbenen.

Erſter Theil.

Motto:

Wer ſich getroffen fühlt, der klage ja nicht; ſondern gehe ſtill in ſeine Kammer, ſchlage an ſeine Bruſt und ſpreche: „Herr, ſei mir armen Sünder gnädig!“

Leipzig 1840.

In der Aug. Taubert'ſchen Buchhandlung.

BIBL.
VNIV.RS.
LIPS.

Erſtes Kapitel.

Das Wiederſehen.

Lange hatte ich mich in manchen Theilen der bewohnten Erde umhergetrieben, um dem launenhaften Glücke, das nicht als wohlthätige Fee an meiner Wiege geſtanden, ein freundliches Lächeln abzugewinnen, als eine faſt unbeſiegbare Sehnſucht mich nach der deutſchen Vaterſtadt, Hamburg, zurück führte.

Ich war durch einige gelungene Handelsſpeculationen in den Beſitz eines nicht unbedeutenden Vermögens geſetzt worden und durfte ſo meinem Hange nach Ruhe und ſtillem Genuſſe des Erworbenen um ſo eher Genüge leiſten, da die Begierde nach großen Reichthümern meiner Seele fremd und ich überdies feſt entſchloſſen war, mich nicht zu verheirathen. Eine bereits hochbejahrte Mutter und zwei alternde Schweſtern waren die einzigen Perſonen auf der Welt, die Anſprüche an mich machen

durften, und meine Pflichten gegen ſie anerkennend, hatte ich ihnen eine, ihren beſcheidenen Wünſchen genügende Exiſtenz geſichert.

Zwar fehlte es nicht an Aufforderungen von Seiten dieſer mir ſo nahe ſtehenden Perſonen, mir eine Lebensgefährtin unter den Töchtern der Vaterſtadt auszuwählen und einen Familienkreis um mich zu bilden; allein ich wies dieſe Zumuthungen ſtandhaft zurück, ohne den Meinen die Gründe anzugeben, die mich zu dem feſten Beſchluſſe gebracht hatten, unvermählt bleiben zu wollen. So hielt man für bloße Laune, was einem ganz anderen Quell entſprungen war, und gab ſich der Hoffnung hin, jene mit der Zeit noch beſiegen zu können.

Ich hatte geliebt, und zwar mit einer Innigkeit, wie ſie uns Nordländern nicht eigen zu ſein pflegt, und war von dem Gegenſtande meiner Neigung auf eine Weiſe hintergangen worden, die mich für immer mit Mißtrauen gegen das ganze weibliche Geſchlecht erfüllte und mich zu dem feſten Entſchluſſe brachte, nie wieder mein Schickſal abhängig von einem Weibe zu machen.

Jahrelang hatte ich mit den furchtbarſten Schmerze gekämpft und war oft auf dem Punkte geweſen, meinem traurigen Daſein ein Ende zu machen. Jetzt aber war ich ruhiger geworden, und wenn gleich an Glück und wahrhafter Freude für mein Herz nicht mehr

zu denken war, ſo lag doch das Leben nicht mehr wie eine Bürde auf mir, und ich nahm es hin, wie es ſich mir gab.

Eine ziemlich elegante Junggeſellenwirthſchaft war bald eingerichtet; ich bezog eine hübſche Etage am Jungfernſtieg, kaufte mir ein ſchönes Reitpferd, miethete mir einen gewandten Diener, bewohnte im Sommer ein angenehmes Landhaus und fehlte keinen Abend in einem der am Jungfernſtiege belegenen Pavillons, wo ich ſtets muntere Geſellſchaft antraf und die ausgelegten Journale durchblätterte, deren Leſung mir zum Bedürfniſſe geworden war.

Ein mir in tiefſter Seele widerwärtiger Streit, welcher ſich zwiſchen den chriſtlichen und jüdiſchen Beſuchern des bisher von mir frequentirten Pavillons erhob, verleidete mir den Aufenthalt darin und ich vertauſchte ihn mit einem andern in derſelben Stadtgegend, der mir von einem gleichgeſinnten Bekannten empfohlen worden war.

Als ich in Begleitung eben dieſes Bekannten am erſten Abende in die reich und geſchmackvoll verzierte Halle trat, fiel mir die Geſtalt eines nicht mehr ganz jungen, aber auch noch nicht eben alten Mannes auf, der, abgetrennt von allen übrigen Gäſten, und faſt wie von ihnen gemieden, in einem Winkel ſaß und ſeine Havana-Zigarre rauchte, wozu er von Zeit zu Zeit

einen Schluck Zuckerwasser trank und seine dunklen Blicke in dem räumlichen Gemache umherschweifen ließ.

Der Fremde — denn für einen solchen erkannte ich ihn auf den ersten Blick — war vom Kopf bis auf die Füße schwarz gekleidet; sein Anzug war im höchsten Grade sauber, aber nicht nach der neuesten Mode. Ein ziemlich weit offenstehendes Sammt-Gilet zeigte die allerfeinste Wäsche, die vorn durch eine kostbare Diamantnadel zusammen gehalten wurde; ein Halstuch von schwarzer Seide war fast nachlässig, nach Art der Schiffscapitani, um den Hals geschlungen, was durchaus gegen die damals herrschende Mode der steifen schwarzen Halsbinden verstieß. Der Wuchs dieses Fremden war hoch, schlank und überaus elegant, seine Haltung jedoch etwas nachlässig. Die ziemlich dunkle Färbung seiner Haut, so wie das rabenschwarze Haar, das in unordentlichen Locken sein Haupt umwallte, verriethen mir den Südländer in ihm, mehr aber fast noch that dies das dunkle Auge mit dem diesem eigenthümlichen stechenden Blick, wie man ihn niemals an einem Eingeborenen des Nordens wahrnimmt. Er hatte das Haupt nachlässig auf die Hand gestützt, blies dicke Rauchwolken aus seiner Zigarre vor sich her und ließ die Blicke forschend von einem Gaste zum andern hinschweifen.

— „Auch Ihnen fällt jener fremde Mann auf?“ sagte der, welcher mich in diese Halle geführt hatte, indem er zwei Sessel zu einem Tischchen zog, an dem wir Platz nehmen wollten.

— „Das thut er,“ versetzte ich, „und das um so mehr, da mir die Gesichtszüge desselben nicht ganz unbekannt vorkommen. Ich möchte eine Wette darauf eingehen, daß ich diesen Menschen bereits gesehen, weiß aber nicht anzugeben, an welchem Orte und unter welchen Verhältnissen.“

— „Auf Ihren vielen und weiten Reisen könnte das leicht möglich gewesen sein,“ erwiederte der Andere, „und wenn Ihnen vielleicht daran liegen sollte, die Bekanntschaft zu erneuern, so wollen wir uns an den Tisch setzen, der ihm zunächst steht und, wie Sie sehen, unbesetzt ist. Man meidet die Nähe dieses unheimlichen Gastes und scheut es, in den Bereich seiner forschenden, stechenden Blicke zu kommen, die ohne Unterlaß von einem menschlichen Antlitze zum andern fliegen, bis sie einen Gegenstand finden, woran sie gleichsam haften bleiben. Ich habe es mehr als zehnmal erlebt, daß diese impertinenten Blicke des seltsamen Fremden denjenigen, auf den sie sich geheftet hatten, so in Verwirrung brachten und mit einer so unheimlichen Angst erfüllten, daß er sich gezwungen sah, den Saal zu verlassen; ja, mir selbst ist dies schon einmal begegnet,

und obgleich ich nicht eben furchtſam bin, ſo ſcheue ich doch eben ſo ſehr die Nähe des unheimlichen Menſchen, als jeder andere Gaſt dieſes Locals, aus dem ſeine Gegenwart gleichſam die Heiterkeit verſcheucht. Zum Glück bleibt er immer nur zwei Stunden, tritt mit dem Schlage acht in den Saal und verläßt ihn, ſo wie die Setzuhr die zehnte Stunde verkündet. Dann athmet gleichſam Alles freier auf und jeder Anweſende hat das Gefühl, als ſei ihm eine Bürde vom Herzen genommen."

— „Setzen wir uns ganz nahe zu dem Fremden," flüſterte ich meinem Begleiter zu; „es wird mir immer klarer, daß ich ihn ſchon irgendwo geſehen haben muß, und ich leugne nicht, daß er mich auf's Höchſte intereſſirt. Vielleicht erkenne ich ihn wieder, wenn ich ihm näher komme, denn ich bin etwas kurzſichtig und kann von dieſer Entfernung aus ſeine Geſichtszüge nicht genau unterſcheiden."

Mit dieſen Worten erhob ich mich von dem bereits eingenommenen Sitze und gab dem uns einige Erfriſchungen bringenden Garçon einen Wink, dieſe auf den Tiſch zu ſtellen, der dem Fremden am nächſten ſtand. Dieſer zauderte einige Augenblicke und gehorchte erſt, als ich ihm den Befehl wiederholte.

Mein Begleiter nahm neben mir Platz und wir waren jetzt dem Unheimlichen ſo nahe, daß ich, trotz

meiner Kurzsichtigkeit, die Gesichtszüge desselben genau unterscheiden konnte; kaum aber hatten meine Augen einige Secunden auf denselben geruht, so brach ich in den Ausruf aus:

— „Wie, Sie sehe ich hier, Don Leandro?!"

Bei diesem Ausrufe wandte er sich nach mir um, starrte mich einige Augenblicke an, als wolle er sich auf meine Gesichtszüge besinnen, legte die brennende Zigarre auf den Tisch und sagte mit einem schneidend kalten Tone:

— „Mein Herr, ich habe nicht die Ehre, Sie zu kennen, und glaube auch nicht von Ihnen gekannt zu sein."

Er griff mit diesen Worten wieder zu seiner Zigarre und schien nicht geneigt, die Unterhaltung fortzusetzen. Diese Kälte, dieses absichtliche Nichtwiedererkennen verletzten mich, denn es war nicht möglich, daß dieser Mann, mit dem ich zwei Jahre hindurch in Ostindien dasselbe Haus bewohnt, mit dem ich eben so lange traulich verkehrt hatte, mich nach einem Zeitraume von nur vier Jahren nicht wieder erkannte, zumal da ich mich in meinem Aeußern nur wenig verändert. Ich schwieg daher einige Augenblicke und überlegte bei mir, wodurch ich mir eine solche Behandlung von Seiten eines Mannes zugezogen haben könnte, den ich nicht nur aufrichtig geliebt und verehrt, sondern der auch mir

während der Zeit unſers Beiſammenlebens zahlreiche Beweiſe ſeiner Anhänglichkeit und ſeines Vertrauens gegeben hatte.

Don Leandro fuhr indeß fort, ſeine Zigarre zu rauchen, ſein Zuckerwaſſer zu trinken und ſeine Blicke umherſchweifen zu laſſen, wie er vor meiner Anrede gethan; er bekümmerte ſich ſo wenig um meine Nähe, als um die meines Begleiters, der nicht wußte, was er von der eben erlebten ſeltſamen Scene denken ſollte, und bald mich, bald den geheimnißvollen Fremden mit neugierigen Blicken anſah. Ich fühlte mich durch das Betragen meines ehemaligen Freundes — denn ſo durfte ich Don Leandro mit Recht nennen — ſo verletzt und beſchämt, daß ich in Eile das mir vom Garçon gebrachte Glas Ananaspunſch hinuntertrank und mich erhob, um die Nähe dieſes ſeltſamen Menſchen zu verlaſſen.

— „Sie kennen dieſen Fremden wirklich?“ fragte mich mein Begleiter, der mir in einen entfernten Theil des Saales gefolgt war, neugierig.

— „So gut, und beſſer, als ich Sie kenne,“ verſetzte ich; „wir waren zwei Jahre hindurch in Oſtindien Hausgenoſſen und zu jener Zeit die beſten Freunde von der Welt.“

— „Und haben ſich nicht etwa vor Ihrer Trennung mit ihm erzürnt?“ forſchte Jener weiter.

— „So wenig, daß wir Beide beim Abſchiede in Thränen ſchwammen und uns ewige Freundſchaft und Treue gelobten," war meine Antwort.

Der Andere, deſſen Neugierde auf's Höchſte geſtiegen war, wollte noch mehre Fragen an mich richten, als Don Leandro ſich von ſeinem Sitze erhob — es war noch nicht neun Uhr, folglich nicht ſeine gewöhnliche Zeit — und, hart an mir vorüberſtreifend, mir einen Blick zuwarf, worin deutlich die Aufforderung lag, ihm zu folgen.

Dieſer Blick war ganz ſo, wie er ihn ehemals auf mich geworfen hatte, und er übte den gewohnten Zauber auf mich, ſo daß ich ihm, trotz meiner innern Aufgeregtheit und meines gerechten Unwillens gegen ihn, auf der Stelle gehorchte. Mit einem: „Verzeihen Sie!" ließ ich meinen nicht wenig erſtaunten bisherigen Begleiter ſtehen und eilte Don Leandro nach, den ich unter dem Portal des Hauſes auf mich wartend fand.

— „Ich habe Sie beleidigt, Señor Pedro?" ſagte er mit jener weichen, ſanften Stimme, die ich früher an ihm gewohnt geweſen war, indem er mir die Hand entgegenſtreckte. „Vergeben ſie es mir," fuhr er fort: „es konnte nicht anders ſein; ich habe meine Gründe, hier unbekannt bleiben zu wollen; daher mußte ich fremd gegen Sie thun, obgleich ich mich innerlich Ihres Wiederbegegnens freute."

— „Sie haben mir in der That wehe gethan Don Leandro," verſetzte ich, „und ich wußte mir Ihr Betragen nicht zu erklären."

— „Dies iſt ganz natürlich," ſagte er mit einem tiefen Seufzer: „bin ich mir doch ſelbſt gleichſam zum Räthſel geworden! Aber nichts davon, mein Freund, nichts von mir!" fügte er hinzu, indem er ſich mit der Hand über die Stirn fuhr. „Erzählen Sie mir, was Ihnen begegnet iſt, ſeit wir uns trennten, und halten Sie die Ueberzeugung feſt, daß ich mich noch wie ſonſt dafür intereſſire.

— „Folgen Sie mir in meine Wohnung, Leandro," bat ich, den ſeine freundlichen Worte gänzlich wieder mit dem frühern Freunde ausgeſöhnt hatten; „ſie iſt nahe und wir werden in ihr ungeſtört ſein."

— „Ich ziehe es vor, mit Ihnen einen Gang auf dem Walle zu machen," verſetzte er.

— „Bei dieſer rauhen, ſtürmiſchen Herbſtwitterung?" fragte ich.

— „Sie thut mir beſonders wohl," erwiederte er, „und Ihnen, der Sie durch Ihre weiten Reiſen gegen die Einflüſſe der Witterung abgehärtet ſein müſſen, wird ein Wenig Sturm und Regen nicht ſchaden; überdies haben wir ja unſere Mäntel."

— „Ich ſtehe zu Ihren Dienſten," ſagte ich, ſeinen mir angebotenen Arm annehmend.

Wir ſchlenderten den neuen Jungfernſtieg hinunter und bogen, am Ausgange deſſelben angelangt, links in die Esplanade ein, indem ich mich gänzlich ſeiner Führung überließ. Er ſchritt raſch neben mir her und ſprach nicht, ſo lange wir noch zwiſchen den beiden Häuſerreihen waren, die zum Dammthore führen; als wir dieſes aber überſchritten hatten und uns dem botaniſchen Garten gegenüber, auf dem gänzlich einſamen Walle befanden, ſagte er zu mir:

— „Jetzt erzählen Sie mir von Ihren Erlebniſſen, Pedro, falls Sie keine Geheimniſſe vor mir haben.“

Ich genügte ſeiner Anforderung und theilte ihm offen Alles mit, was mir ſeit unſerer Trennung begegnet war, ſo wie auch meine Pläne für das fernere Leben, denen er ſeinen vollen Beifall ſchenkte.

— „Sie thun recht daran, Pedro,“ ſagte er, „unvermählt zu bleiben, nicht, um dem Gegenſtande Ihrer frühern Neigung eine Treue zu bewahren, deren dieſer ſich unwürdig gemacht hat, ſondern weil die Freiheit das einzige Gut iſt, das wirklichen Werth hat, und eben mit dieſem gehen die Menſchen leider am leichtſinnigſten um.“

— „Sie dachten früher anders, Leandro,“ erwiederte ich ihm, „und würden ſich nur zu glücklich geſchätzt haben, Ihre Freiheit an einen gewiſſen geliebten Gegenſtand verlieren zu dürfen. Haben Sie die ſchöne

Engländerin, jene Lady Ellen Windham, für die Sie so heiß glüheten, ſchon vergeſſen?"

— „Sie und jedes andere Weib," verſetzte er: „ich verachte ſie alle ohne Ausnahme!"

— „So ſind Sie ein Weiberhaſſer geworden, armer Leandro, und erlitten vielleicht ein ähnliches Schickſal, wie ich?"

— „Ich," ſagte er, und ſeine Stimme bebte, „ich ein Schickſal, wie Sie, Pedro?"

— „Ich ſchließe das aus Ihren Reden und Ihrem Weiberhaſſe, Leandro," verſetzte ich, faſt erſchreckt durch den Ton, womit er zu mir geredet hatte.

Er ſchwieg lange; dann ergriff er meine Hand, indem er vor mir ſtehen blieb, und ſagte mit einem Tone, der ſo ſchmerzlich und zugleich wehmüthig klang, daß er mir faſt das Herz zerriß:

— „Ich bat Sie, mein Freund, nicht von mir reden zu wollen, mich nicht über mich zu befragen, und wiederhole jetzt nochmals dieſe Bitte mit der größeſten Dringlichkeit. Wiſſen Sie, Pedro, daß ich ein Weſen bin, das im Reiche der Schöpfung nicht mehr zählt, ein Ausgeſtoßener, wenn Sie wollen, der Unglückſeligſte von Allen gewiß. Ich begrüße nicht mehr, wie Andre, Glücklichere, die aufgehende, Alles belebende Sonne mit Jubel und Entzücken; für mich iſt die raſtlos ſchaffende Natur nur ein offenes Grab, und mit Schauder und

Entſetzen ſehe ich ſie bemüht, immer neue Weſen hervorzubringen, um das Neugeſchaffene dem Elende, dem Verderben, dem unvermeidlichen Untergange preis zu geben. Für mich giebt es kein Lächeln des Glücks und der Unſchuld mehr, ſondern nur ein Grinſen des Hohns, des Verraths und der geſchminkten Sünde; für mich“.... Hier ſtockte er, drückte mir mit einer krampfhaften Bewegung die Hand und ſetzte mit ſchnelleren Schritten ſeinen Weg fort, ohne ſich weiter um mich zu bekümmern, noch auf meine Worte zu hören, die ihn zu tröſten und aufzurichten bemüht waren.

So langten wir am Stintfange an. Er lehnte ſich einige Augenblicke über das dieſen einfaſſende Geländer und ſchaute auf die im Hafen liegenden Schiffe hinab, auf denen jetzt das ſonſt ſo rege Leben verſtummt war. Kein Licht brannte mehr auf denſelben, kein Ruderſchlag ließ ſich mehr hören; nur das Geplätſcher der Wellen, die gegen die ſteinernen Vorſetzen ſchlugen, unterbrach die tiefe, feierliche Stille um uns her.

Mir war ſeltſam zu Sinne und das Herz mir wie erſtarrt und verſteinert in der Nähe dieſes unglücklichen Mannes, für den es einſt ſo warm geſchlagen, dem es ſo ſchöne, erhebende Gefühle entgegengetragen hatte, und von dem ich mich jetzt zugleich angezogen und abgeſtoßen fühlte.

Don Leandro ſprach noch immer nicht; ich hätte ihn für völlig todt und erſtarrt halten können, wenn mir nicht ſein ſchnelles und faſt ängſtliches Athmen das Leben in ſeiner Bruſt verrathen hätte. Er hatte ſeinen Hut abgenommen und ſein Haar flatterte im Winde; ſein Geſicht, das oft von einem durch die Regenwolken brechenden Mondenſtrahl auf Augenblicke erhellt wurde, war bleich und in ſeinen Zügen lag ein krampfhafter Ausdruck, der ſie, ſo ſchön und edel ſie auch an ſich waren, faſt entſtellte.

Um mich bekümmerte er ſich gar nicht mehr und ſchien meine Gegenwart kaum mehr zu ahnen. Ich wußte nicht, ob ich unter dieſen Umſtänden gehen, ob noch ferner bleiben ſollte. Meine, durch dieſe völlige Nichtbeachtung von Seiten Leandro's beleidigte Eitelkeit gebot mir das erſtere, während Mitleid und Theilnahme mich zu bleiben zwangen. In dieſem Kampfe mit den widerſtreitendſten Gefühlen begriffen, ließen ſich plötzlich die Schläge der großen Uhr am Michaelisthurme vernehmen, welche mit vollem Klange die zehnte Stunde verkündeten. Wie mechaniſch erhob ſich Don Leandro, ſo wie dieſer Klang ſein Ohr berührte, von der Brüſtung, über die er ſich gelehnt hatte; und eilte mit raſchen Schritten von mir fort, ohne mir nur ein einziges Wort des Abſchieds zu ſagen.

Ich wußte wieder nicht, ob ich bleiben, ob ihm folgen ſollte; endlich entſchloß ich mich zu dem letztern, da mir daran gelegen war, ſeine Wohnung zu erfahren. Allein trotz dem, daß ich meine Schritte ſo viel als möglich beeilte, um ihn einzuholen, ſo war er doch ſpurlos verſchwunden, obgleich es keine Minute gedauert hatte, bis ich zu dem Entſchluſſe gekommen war, ihm zu folgen. Ich ließ, als der Mond auf einige Augenblicke hell aus den zerriſſenen Wolken hervortrat, meine Blicke überall umherſchweifen, um zu erſpähen, welche Richtung mein armer Freund eingeſchlagen habe; allein ich erblickte ihn nicht mehr, und mir blieb nichts weiter übrig, als den Rückweg allein anzutreten, was nicht ohne ein Gefühl von Beklemmung und Schauder geſchah.

Zweites Kapitel.

Erſte Bekanntſchaft mit Don Leandro.

Meine Handelsſpeculationen hatten mich auch nach Oſtindien geführt, nachdem ich einſehen gelernt, daß es mir in Europa ſchwerlich glücken werde, ein vermögender Mann zu werden.

Die Inſel Bombai mit der Hauptſtadt gleichen Namens wurde für einige Jahre von mir zum Aufenthalte gewählt und ich bezog in der letztern eine angenehm belegene Wohnung, die der Wittwe eines engliſchen, in Oſtindien verſtorbenen Officiers gehörte und faſt ihr einziges Beſitzthum bildete. Ihr Gatte war früh verſtorben und hatte ſich ſo nicht bereichern können, wie es in der Regel alle Diejenigen zu thun pflegen, welche im Dienſte der Campagnie nach Oſtindien kommen.

Miſtriß Lovel — ſo hieß die Officierswittwe — war jedoch eine kluge und überaus gewandte Frau, die

ſich durch ihre Induſtrie recht gut fortzuhelfen und ſich und ihren beiden Töchtern eine genügende Exiſtenz zu ſichern wußte. Sie vermiethete nicht nur einen Theil ihres hübſchen Hauſes an Ausländer, ſondern übernahm auch deren Beköſtigung, wodurch ihr bedeutende Vortheile zufloſſen, da ſie ſich Alles ſehr theuer bezahlen ließ. Trotz dem waren ihre Gemächer immer beſetzt, und zwar von den angeſehenſten Fremden; denn auf der ganzen Inſel wäre kein zweites Haus zu finden geweſen, das ſo viele Comforts dargeboten hätte, als das der Miſtriß Lovel.

Ich mochte etwa einen Monat bei ihr gewohnt haben, als einige ihrer Zimmer durch die Abreiſe eines Engländers frei wurden, der ſie bisher bewohnt hatte. Allein ſchon am folgenden Tage wurden ſie durch einen jungen Spanier in Beſitz genommen, der, von einer unbeſiegbaren Begierde getrieben, die Welt zu ſehen, auf ſeinen vielen und weiten Reiſen auch nach Oſtindien gekommen war. Wahrſcheinlich hatte der Wunſch, die berühmten, uralten, in die Felſen gehauenen Pagoden der Inſel Elephanta zu unterſuchen, ihn nach Bombai geführt; denn von dieſer Inſel aus machte er mehre Ausflüge nach dem nahbelegenen Elephanta und kehrte allemal von denſelben mit Zeichnungen, Umriſſen, Bruchſtücken, ſeltenen Pflanzen u. ſ. w. beladen zurück.

Dieſer Spanier war Don Leandro.

Zu Anfang bekümmerte ich mich wenig um dieſen neuen Hausgenoſſen. Meine Speculationen nahmen mich ſo ſehr in Anſpruch und meine Beſchäftigungen und Beſtrebungen waren ſo gänzlich von den ſeinigen verſchieden, daß ich eben ſo wenig Antheil an ihm nahm als er an mir. Wir grüßten einander höflich, wenn wir uns auf dem Flur oder unter der Veranda begegneten, ſprachen einige Worte über das Wetter und damit waren unſere Beziehungen zu einander zu Ende.

Bald jedoch ſuchte Don Leandro mich gefliſſentlicher als früher auf. Er hatte von meiner Wirthin erfahren, daß ich ein Deutſcher ſei, was er vorher nicht gewußt, da ich mich immer mit ihm in ſpaniſcher Sprache unterhalten hatte. Durch einen mehrjährigen Aufenthalt im ſpaniſchen Amerika war mir dieſe Sprache ſo geläufig geworden, als habe ich ſie von Jugend auf geredet, und ſo hatte Don Leandro nicht errathen können, welch ein Landsmann ich ſei. Seine Begierde aber, Alles zu erlernen, was nur irgend von ihm erlernt werden konnte, trieb ihn zu dem Wunſche, von mir die deutſche Sprache zu erlernen, und ſo bat er mich fortan nur in dieſer mit ihm reden zu wollen, weil er dies für das ſicherſte und leichteſte Mittel hielt, ſie ſich zu Eigen zu machen. Seine Bitte überraſchte mich und gefiel mir zugleich, und da ich eben etwas Muße hatte, erbot ich mich, ihm Unterricht in mei-

ner Mutterſprache zu geben, was er mit Dank und Freude annahm.

Nie in meinem Leben war mir noch ein Menſch vorgekommen, der mit ſolcher Begierde und ſolchem Eifer, zugleich aber auch mit einer ſo außerordentlichen Leichtigkeit lernte, wie Don Leandro es that. Für ihn gab es keine Schwierigkeiten; ſein Eifer ermattete niemals, und ſo konnte er ſich ſchon nach wenigen Monaten ziemlich gut mit mir in meiner Mutterſprache unterhalten; ja, er fing ſogar ſchon an, die deutſchen Dichter zu leſen und hatte eine außerordentliche Freude an ihnen.

Dies knüpfte das Band der Freundſchaft mit jedem Tage feſter zwiſchen uns; denn auch ich liebte und bewunderte die vaterländiſchen Dichter und mußte ſo auch den Mann lieben, der ſie ſo hoch ſtellte und es ſo gut verſtand, in ſie einzudringen. Indeß wurde dieſe Freude bald durch den Gedanken an eine nahe Trennung von dem kaum gewonnenen Freunde getrübt. Don Leandro, den der unerſättliche Durſt nach Wiſſen immer vorwärts trieb, und der ſtets nur ſo lange an einem Orte weilte, als dieſer ihm Gegenſtände für ſeine wiſſenſchaftliche Neugierde darbot, ſprach bereits von ſeiner nahen Abreiſe, und ich ſah ihn ſelbſt Anſtalten dazu treffen, mit dem nächſten Schiffe nach der Halbinſel diſſeits des Ganges hinüber zu gehen.

Plötzlich änderte jedoch der wunderbare Mann seine Beschlüsse und er redete mir, zu meiner großen Freude, nicht mehr von seiner nahe bevorstehenden Abreise. Dagegen aber sah ich ihn, den ich bisher, wenn auch nicht heiter und lebenslustig, doch ruhig gesehen hatte, trübsinnig, unruhig und träumerisch werden, und wußte mir diese auffallende Erscheinung lange nicht zu erklären. Endlich kam ich auf den Gedanken, daß er vielleicht Verluste an seinem Vermögen erlitten habe, und der Umstand, daß er kurz vor der Zeit seiner veränderten Stimmung Briefe aus seinem Vaterlande erhalten hatte, bestärkte mich in meiner Vermuthung. Vielleicht, sagte ich mir, sind seine Verluste so groß gewesen, daß er sich gezwungen sieht, seiner Reise- und Wissenslust für immer zu entsagen, und dies müßte für ihn ein moralischer Tod sein, für ihn, der gleichsam vom Wissensdurste verzehrt wird und der sein Leben nur durch immer neu erworbene Kenntnisse zu fristen scheint.

Ich faßte mir endlich ein Herz, da ich meinen Freund immer trüber werden und ihn seinen frühern Gewohnheiten fast gänzlich entfremdet sah, und theilte ihm offen meine Vermuthungen und Befürchtungen in Hinsicht seiner mit, indem ich ihn zugleich bat, mein Vermögen fortan ganz als das seinige zu betrachten und mir dadurch einen Beweis seiner aufrichtigen

Freundſchaft zu geben, daß er mir ſeine Verhältniſſe offen mittheilte.

— „Ich bin über alle Erwartungen hinaus glücklich in meinen Speculationen geweſen," ſagte ich ihm bei dieſer Gelegenheit, „und werde mich nie verheirathen, nachdem ich in der Liebe eine ſo traurige Erfahrung gemacht, wie die, wovon ich Ihnen bereits früher erzählt habe. Dieſer Umſtand giebt mir nun volle Freiheit, mit dem bereits Erworbenen und dem, was ich vielleicht noch erwerben werde, ganz nach Belieben zu ſchalten und zu walten, und ſo würde ich mich glücklich ſchätzen, wenn Sie es nicht verſchmähten, mein Vermögen als das ihrige zu betrachten."

Er hörte mich mit ſichtbarer Rührung an und ließ mich ganz zu Ende reden; dann umarmte er mich unter Thränen — damals war ſein Herz noch ſo ſanft und ſeine Seele ſo weich, wie die eines Kindes — und ſagte:

— „Nicht genug kann ich dem Himmel danken, der mir einen ſolchen Freund zuführte; ich würde auch keinen Augenblick anſtehen, von Ihrem großmüthigen Anerbieten Gebrauch zu machen, wenn die Sachen ſich ſo verhielten, wie Sie, mein geliebter Pedro, vorausſetzen; denn mein eigenes Herz ſagt mir, daß Sie in einem ſolchen Verhältniſſe der Glücklichere von uns Beiden ſein würden. Allein Sie irren ſich in Ihrer

Vorausſetzung, daß ich pecuniaire Verluſte erlitten habe, vielmehr haben mir die letzten Briefe aus meinem Vaterlande die Nachricht gebracht, daß ich den einzigen Bruder meiner Mutter beerbt, der Canonicus in Toledo und ein ſehr reicher Mann war. Könnte der Beſitz von Reichthümern mich alſo glücklich machen, ſo wäre ich es mehr denn je; allein ich habe einen Verluſt erlitten, der mich tiefer ſchmerzt, als es der meines ganzen Vermögens thun würde — ich habe mein Herz an einen Gegenſtand verloren, der nie mein Eigenthum werden kann: ich liebe, und liebe hoffnungslos!"

Thränen ſtrömten bei dieſen Worten über ſeine Wangen und ſeine Stimme bebte, indem er ſie ſprach. Es dauerte einige Zeit, bevor er ſich ſo weit zu faſſen vermochte, um fortfahren zu können; dann that er es mit folgenden Worten:

— „Was ich, wie die Natur mich einmal gemacht zu haben ſchien, für unmöglich hielt, iſt geſchehen: eine Frau hat ſich aller meiner Wünſche, aller meiner Neigungen bemächtigt, und was ich bisher ſo feurig liebte, die Wiſſenſchaft, ſie hat jetzt allen Reiz für mich verloren. Von der früheſten Jugend an gewann der Drang nach Wiſſen eine ſolche Gewalt über mich, daß ich mich vor allen Kindern meines Alters auszeichnete. Nie habe ich die Spiele der Kindheit

geſpielt, nie Vergnügen daran gefunden, die Zeit durch ſolche Ergötzlichkeiten zu tödten, die das Entzücken und die Freude Anderer ſind. Ich lernte leſen und ſelbſt ſchreiben, ehe meine Eltern noch daran gedacht hatten, mir in dieſen nothwendigen Wiſſenſchaften Unterricht ertheilen zu laſſen, und in eben dem Maaße eilte ich meinen Jahren in allen andern Dingen weit voraus. Da meine Eltern zu gebildet waren, um dieſen Hang nach Wiſſen tadelnswürdig zu finden, ſtellten ſie demſelben kein Hinderniß entgegen, vielmehr gaben ſie mir die beſten Lehrer und hatten ihre Freude an den Fortſchritten, die ihr einziges Kind machte; ja ſie waren wohl gar ſtolz auf das Lob und die Bewunderung, die ich nicht ſelten einärntete. Ich darf von dieſen reden, da nie eine kleinliche Eitelkeit mein Herz beſchlich und nie das Lob Anderer mich ſtolz machte. Um ein ſolches war es mir wahrlich nicht zu thun, ſondern allein um die volle Befriedigung des mir angeborenen Triebes. Den Zuſammenhang und das Weſen aller Dinge zu ergründen; die Natur, ſo weit dies möglich war, in ihrer geheimnißvollen Werkſtatt zu belauſchen; mich mit Allem, was mich umgab und mir vorkam, auf's Innigſte vertraut zu machen, füllte meine Zeit auf die ſchönſte Weiſe aus, und treffliche Lehrer wußten dem, was nur noch als dunkler Wunſch und Trieb in meiner jungen Seele lag, die richtige Form und die gehörige Richtung zu geben.

So wurde ich zwanzig Jahr alt und war eben von der Universität zurückgekehrt, als mir der Tod kurz hinter einander beide Eltern raubte. Dadurch sah ich mich in den Besitz eines so bedeutenden Vermögens gesetzt, daß ich ohne Bedenken meinem Hange, mich ferner auf Reisen auszubilden und an fremden Orten meine Kenntnisse zu vermehren, volle Genüge leisten durfte. Ich verließ, nachdem ich den theuren Dahingeschiedenen die letzte Pflicht erwiesen, meine Vaterstadt Burgos und trat sogleich die so sehnlich von mir gewünschten Reisen an, die sich nicht bloß auf die meisten Länder Europa's, sondern auch auf ferne Welttheile erstreckten. Acht Jahre sind es nun, seit ich mein Vaterland verlassen und mich in fast allen Theilen der Erde umhergetrieben habe, und mein Schicksal würde das beneidenswertheste von allen gewesen sein, wenn mir eben das, was mein höchstes Glück ausmachte, nicht auch wieder zur größten Qual geworden wäre. Denn je mehr ich lernte, je tiefer ich in das Wesen der Dinge, ja zum Theil in die Geheimnisse der Natur eindrang, je ärmer fühlte ich mich, je größer erschien mir die Summe dessen, was mir noch mangelte. Mit jedem Schritte, den ich scheinbar auf der Bahn des Wissens vorwärts schritt, sah ich mich um hundert von dem heiß ersehnten Ziele zurückgeschleudert. Dies bedrohte mich oft mit einer gänzlichen Ermattung, ja, wenn Sie wollen, sogar mit Verzweiflung;

aber ich mußte ſtets vorwärts und konnte weder mehr zurück, noch ſtehen bleiben, wo ich einmal ſtand. In dieſer verzweifelten Stimmung, in die ich früher oft verfiel, kam mir der Gedanke, daß es einen Schlüſſel zu dem geben müſſe, was mich, als mir bisher noch verſchloſſen, ſo über alle Maaßen quälte, und dieſer Schlüſſel konnte, nach meiner feſten Ueberzeugung, kein anderer ſein, als jene geheime Wiſſenſchaft, die von blödſinnigen Thoren ſo ſehr belacht und verſpottet wird: die Magie. Ihr habe ich daher in den letzten Jahren alle meine Beſtrebungen und auch den größten Theil meiner Zeit geweiht, und zwar nicht ganz ohne Erfolg; denn Vieles iſt mir klar geworden, wovon Andere keine Ahnung haben; Vieles ſehe ich, was Andere nicht ſehen. Was ich ſonſt noch betrieb, war nur Nebenſache und es füllte nur ſolche Stunden aus, in denen mein Geiſt zu abgeſpannt war, um ſich mit dem Höheren beſchäftigen zu können."

Der Erzähler hielt hier einen Augenblick inne, um ſich von ſeiner langen Rede zu erholen, und ich ergriff die Gelegenheit, die Frage an ihn zu richten:

— „Und Sie hoffen wirklich, Leandro, auf dem jetzt eingeſchlagenen Wege zu dem heißerſehnten Ziele zu gelangen?"

— „Gewiß, ſo gewiß werde ich das," verſicherte er mit feierlichem Tone, „als es eine Gerechtigkeit im Himmel giebt! Wie grauſam wäre der Schöpfer nicht,

wenn er dieſen, mich gleichſam verzehrenden Trieb nach Wiſſen, nach der Ergründung alles Geſchaffenen, in meine Seele gelegt hätte, ohne daß ihm je volle Befriedigung werden könnte?"

— „Dieſer Trieb und dieſer Glaube, Leandro," ſagte ich mit ernſtem Tone, „hat unſre Irrenhäuſer mit Solchen bevölkert, die ſich für die Gottheit ſelbſt hielten — Sie ſind, mein armer Freund, auf einem ſo gefährlichen Wege, daß ich Ihnen nur mit Schauder und Schwindel nachblicken kann."

— „Und wer ſagt uns denn," verſetzte er raſch, „ob jene für wahnſinnig Gehaltenen nicht tauſendmal aufgeklärter und klüger ſind, als wir, die wir mit mitleidigem Lächeln auf ſie ſehen? Es geht hiemit, wie mit den Träumen: wiſſen Sie, mein kluger Freund, mit beſtimmt zu ſagen, ob das ſogenannte wache Leben oder das des Traumes das wahre ſei? — Doch beruhigen Sie ſich," fügte er nach einer Pauſe mit einem ſchmerzlichen Lächeln hinzu; „die Wiſſenſchaft wird mich nicht mehr wahnſinnig machen, wie Sie zu fürchten ſcheinen; denn mit ihr iſt es aus!"

— „Aus?" fragte ich verwundert: „Wie, Sie hätten ihr auf immer entſagt? Sie wollen ein gewöhnlicher Menſch werden und das Leben von eben der Seite auffaſſen, wie wir andern armſeligen Geſchöpfe es thun?"

— „Ich will es nicht, aber ich muß es," versetzte er finster. „Was ich nie geahnt, ist geschehen: mein Herz ist einer ganz gewöhnlichen Leidenschaft erlegen, und eine irdische Geliebte hat die Stelle der himmlischen eingenommen, der ich seither die reinsten Opfer auf dem Altare meines Herzens dargebracht. Mit allem, was mich früher zugleich entzückte und quälte, ist es aus: ich liebe, Pedro, liebe ein irdisches Weib, liebe es fast mehr noch, als ich früher die göttliche Wissenschaft geliebt, und muß jetzt jenem alle Wünsche meines Herzens weihen, wie vormals dieser. Nichts vermag ich mehr zu denken, als jenes schöne Weib, die so lange schlummernden Sinne, deren Gewalt ich bisher mißkannte und deren Regungen mir eine so tiefe Verachtung einflößten, sind erwacht, umkrallen mich mit gigantischen Armen und lassen mich nicht los, wie ich auch ringe und gegen sie ankämpfe."

— „Danken Sie dem Himmel, Leandro, der Sie auf diese Weise hat retten und aus einem Kreise ziehen wollen, in dem Sie nothwendig untergehen mußten," versetzte ich.

— „Ihm danken soll ich," rief er mit flammendem Auge, „ihm danken, daß er mich so herabwürdigte, mich hinabstürzte in den Pfuhl gemeinen Begehrens und mich mir selbst verächtlich machte?!"

— „Sie werden über dieſes Alles anders in den Armen der Geliebten denken," verſetzte ich. „Der Liebe wird es vorbehalten ſein, Ihnen alle die Räthſel zu löſen, die Sie bisher ſo ſehr beunruhigten, Sie werden ſich ſelbſt erſt als glücklich Liebender klar werden." . . .

— „Als glücklich Liebender," unterbrach er mich mit einem bittern Lächeln; „und was, mein Freund, wird aus mir werden, wenn ich unglücklich liebe, wenn der Gegenſtand meines heißen Begehrens nie mein Eigenthum werden kann?"

Als ich auf dieſe Frage, die mich im höchſten Grade überraſchte, weil ich ſie nicht erwartet hatte, nicht gleich eine Antwort fand, fuhr er fort:

— „Sind Sie jetzt mit Ihrer Weisheit zu Ende, mein Freund?"

— „Wie, Sie könnten unglücklich, ohne Gegenliebe zu erwecken, lieben?" ſtotterte ich, „Sie, den Glück und Natur ſo ſehr begünſtigt haben?"

— „So iſt es!" erwiederte er mit einem tiefen Seufzer. „Ich liebe ein Weſen, das nie mir angehören kann, da es ſich bereits einem andern Manne zum Eigenthume gegeben, der auf dem Punkte ſteht, es als Gattin in ſein Haus zu führen. Er iſt reich, jung, wohlgeſtaltet, angeſehen und kann ſeiner Verlobten, Lady Ellen Windham, der Tochter des Gouverneurs dieſer Inſel, folglich Alles bieten, was ein weibliches Herz nur

zu wünſchen vermag; überdies iſt er ſeit längerer Zeit mit Lady Ellen verlobt und die Familie derſelben wünſcht ſich Glück zu dem von Beiden geſchloſſenen Bündniſſe."

— „Mein armer Freund!" ſagte ich, ihm wehmüthig die Hand reichend.

Er antwortete mir nicht mehr, ſondern verſank in ein finſteres Nachſinnen, aus dem ich ihn nicht wecken mochte, da ich ihm nichts Tröſtliches zu ſagen wußte.

Er redete von der Zeit an nicht mehr mit mir über dieſen traurigen Gegenſtand, doch entging mir nicht, wie ſehr er litt.

Zwei Monden nach der vorſtehend mitgetheilten Unterhaltung mit Don Leandro zeigte dieſer mir unerwartet ſeine nahe bevorſtehende Abreiſe an, ohne mir den Grund mitzutheilen, der ihn ſo ſchnell von hinnen trieb und ſchon am folgenden Tage ſah ich ſeine Sachen an Bord eines nach England abſegelnden Schiffes bringen, auf dem ſich, wie ich ſpäterhin erfuhr, Lady Ellen mit ihrem Neuvermählten gleichfalls eingeſchifft hatte. Wäre mir dieſer Umſtand vor der Abreiſe meines unglücklichen Freundes bekannt geworden, ſo würde ich die ganze Macht meiner Beredſamkeit aufgeboten haben, ihn von dieſer mit dem Gegenſtande ſeiner unglücklichen Liebe gemeinſchaftlich gemachten Reiſe abzuhalten; allein ich erfuhr ihn erſt, als Alles zu ſpät war und konnte Don Lean-

die so nur bedauern, daß er sich selbst solchen Schmerz bereitet hatte.

Unser Abschied war so herzlich, als traurig. Wir hielten einander lange unter Thränen des Schmerzes umfaßt, und mein Auge folgte dem Davoneilenden so lange, als es ihn noch zu erreichen vermochte. Daß ich ihn an Bord begleite, hatte er nicht zugeben wollen; aus welchem Grunde er dies nicht gewollt, wurde mir erst dann klar, als ich erfuhr, daß er mit Lady Ellen gereiset sei: er hatte sich vor meinen Vorstellungen gefürchtet und mir so seine Absicht verschwiegen.

Jetzt sah ich ihn nach vier Jahren der Trennung unerwartet in meiner Vaterstadt wieder. Welche Verwüstungen hatten aber diese wenigen Jahre auf seinem ehemals so schönen Antlitze angerichtet! Er, der jetzt erst zwei und dreißig Jahre zählte, hatte das Ansehen eines Fünfzigers. Tiefe Falten des Grames zogen sich über die früher so hohe, glatte Stirn hin, und auch um die Winkel des schön geformten Mundes hatten sich Züge des tiefsten, lebenverzehrendsten Schmerzes gelagert. Das einst so feurige, aber zugleich sinnig blickende Auge hatte etwas Unheimliches und Stechendes angenommen, das wohl dazu geeignet war, gegen ihn einzunehmen. Alles dieses war gewiß dazu geeignet, mich mit Schmerz und Unruhe um den einst so geliebten Freund zu erfüllen.

Drittes Kapitel.

Fortgeſetzter Verkehr mit Don Leandro.

Die Nachricht, daß ich den Gegenſtand der allgemeinen Neugierde, jenen geheimnißvollen und gefürchteten Fremdling, kenne, war indeß noch an demſelben Abende von meinem Begleiter in jene Halle, dem Herrn ✲ ✲, verbreitet worden, und ſo ſah auch ich mich, ohne den Grund davon zu ahnen, von den Stammgäſten des Orts mit neugierigen Blicken betrachtet, als ich am folgenden Abende wieder dahin kam, in der Hoffnung, Don Leandro daſelbſt anzutreffen.

Ich hatte mich in der Vorausſetzung nicht geirrt; denn als ich in den Saal trat, erblickte ich meinen armen Freund an dem gewöhnlichen Platze. Jedoch ſeinen Wunſch vor Augen habend, bekümmerte ich mich durchaus nicht um ihn, ſondern wählte in einem andern Theile

des Gemaches mir mein Plätzchen, als habe ich nie die entfernteste Berührung mit ihm gehabt.

Wie ich erwartet, setzte sich Herr ✲ ✲ sogleich zu mir, um mich über den Ausgang meiner Unterredung mit dem geheimnißvollen Fremden zu befragen; denn ihm war keineswegs entgangen, daß Don Leandro zu einer ungewöhnlichen Stunde die Halle verlassen hatte und daß ich ihm auf der Stelle nachgefolgt war; ja vielleicht hatte Herr ✲ ✲, der der neugierigste aller Sterblichen war, der mir noch je im Leben vorgekommen, mir sogar nachgelauscht und trotz der draußen herrschenden Dunkelheit gesehen, daß ich unter dem Portal mit dem Fremden zusammentraf. Es war überhaupt äußerst schwer, vor diesem Manne ein Geheimniß zu haben, der weder Ruhe noch Rast fand, bis er allen Verhältnissen, die sich seinen Blicken darboten, auf den Grund gekommen. Auch Herr ✲ ✲ besaß jene brennende Wißbegierde, die Don Leandro früher — ich wußte nicht zu sagen, ob jetzt noch — folterte; allein sie erstreckte sich weniger auf wissenschaftliche Gegenstände, obgleich er ein Gelehrter war, als auf die Verhältnisse aller der Personen, mit denen er in Berührung kam. Sein Auge, das wenig Geist, aber eine gewisse, mir höchst widerwärtige Schlauheit verrieth, hatte daher einen mehr lauernden, als forschenden Ausdruck angenommen, und mit einem Blicke der Art auf mich geworfen, begann er seine Anrede, als

er an jenem Abende an das Tischchen trat, neben dem ich Platz genommen hatte.

— „Nun, mein Lieber" — dies war seine gewöhnliche Anrede — fragte er, indem er einen zweiten Stuhl an den Tisch schob, „wie weit sind Sie mit jenem Unheimlichen gekommen, und hat er sich bequemt, Ihnen darüber Rede und Antwort zu stehen, weshalb es ihm beliebte, Sie nicht wieder erkennen zu wollen?"

— „Ich habe ihn nicht darnach befragt," versetzte ich, mir wider meine Gewohnheit eine Unwahrheit erlaubend; „denn als dieser Fremde dicht an mir vorüber ging, so daß ich seine Gesichtszüge genau unterscheiden konnte, sah ich, daß mir meine fatale Kurzsichtigkeit wieder einen Streich gespielt und ich ihn für einen Andern gehalten hatte, als er war. Ich folgte ihm deshalb auf dem Fuße nach, um ihn wegen meiner anscheinenden Zudringlichkeit um Verzeihung zu bitten, und er ließ meine Entschuldigung mit der Art eines feinen und gebildeten Mannes gelten."

Ich sah es den Gesichtszügen meines Ausforschers an, daß er meinen Worten keinen Glauben schenkte. Daran war mir jedoch wenig gelegen; denn ich beabsichtigte nur, seinen zudringlichen Fragen ein Ende zu machen, was mir auf diese Weise auch gelang.

Don Leandro hatte indeß, während ich mich mit Herrn * * unterhielt, forschende Blicke auf mich gehef-

tet; wahrscheinlich beunruhigte ihn meine Unterhaltung mit jenem Manne, den er dem Rufe und Namen nach kennen mochte, und der nicht nur als Schwätzer mit dem Munde, sondern auch mit der Feder bekannt war. Es gab kaum einen Gegenstand, über den Herr ** nicht schon in den vaterstädtischen Blättern und in andern öffentlichen Organen geschrieben hatte, und da es diesem Manne durchaus gleichgültig war, worüber er schrieb, so mochte Leandre fürchten, gelegentlich in einer Nummer unserer Zeitschriften sich vom Kopf bis auf die Füße beschrieben zu sehen. Ich verstand den unruhigen Blick meines Freundes nur zu wohl und beschloß, seiner Furcht auf der Stelle ein Ende zu machen. Daher entfernte ich mich so schnell als möglich aus der Halle und ging trotz der feindlichen Herbstwitterung, so lange im Jungfernstiege auf und ab, bis ich auch Leandre hervortreten und sich nach mir umschauen sah. Sein geübter Blick erkannte mich trotz der ziemlichen Dunkelheit sogleich und er eilte auf mich zu, der ich stehen geblieben war, um ihn zu erwarten.

— „Wir haben einander verstanden," sagte er, mir die Hand entgegenstreckend. „Jene müssige Neugier, ich gestehe es, quält und langweilt mich über alle Maaßen, und doch weiß ich ihr nicht zu entgehen, da ich mich nicht anders machen kann, als ich einmal bin. Jener Mann hat Sie über mich auszufragen gesucht, nicht wahr?"

— „So war es, versetzte ich; „doch ließ ich ihn ablaufen, wie es sich von selbst versteht, da mir Ihr Wunsch, hier unbekannt bleiben zu wollen, bekannt ist.“

— „Ich danke Ihnen,“ sagte er, „und bitte Sie, es in allen ähnlichen Fällen so zu machen. Freilich hätten Sie Recht, dieses Versteckenspielen für eine abgeschmackte Grille zu erklären, da ich im Grunde keine Ursache habe, mich verborgen zu halten; für mich ist es aber eine innere Nothwendigkeit, da der nähere Verkehr mit den Menschen mich dermaßen anekelt, daß ich ihn nicht zu ertragen vermag, und er ist gleich da, sobald man weiß, wohin und woher.“

— „Bei dieser Stimmung,“ versetzte ich, „wundert es mich, daß Sie mit mir eine Ausnahme machten, Leandro, und unsre frühere Bekanntschaft nicht auch dann noch ableugneten, als wir einander allein gegenüberstanden?“

— „Sie, Pedro,“ erwiederte er, „waren noch eine Erscheinung aus einer andern, bessern Zeit, wo mich Welt, Leben und Menschen noch nicht so anekelten, wie jetzt; Sie haben mir überdies Beweise einer uneigennützigen Freundschaft gegeben, und wenn ich nicht ungerecht sein wollte, mußte ich es für's Erste wieder mit Ihnen wagen! auf wie lange, weiß ich nicht, und es könnte sich leicht treffen, daß ich schon morgen nichts mehr von Ihnen wissen will.“

Unter dieſen Geſprächen hatten wir wieder den Theil des Walles erreicht, der ihm, ſeiner Einſamkeit wegen, der liebſte zu ſein ſchien; auch beeilte er ſeine Schritte, um zum Stintfange zu gelangen, gleichſam als ſei ihm die Zeit zu dieſem Spaziergange zugemeſſen, da er doch, wie ich annehmen durfte, gänzlich Herr derſelben war.

Er unterhielt ſich auf dieſem Wege viel mit mir; allein ſo intereſſant mir jedes ſeiner Worte auch war, ſo wenig Freude konnte ich doch an dem finden, was er mir ſagte. Es war eine Troſtloſigkeit in ihm, eine Verzweiflung an Glück, Welt und Leben, ein Ekel, nicht nur gegen Andere, ſondern auch gegen ſich ſelbſt, daß ſeine Worte mein Herz durchſchnitten und ſich auch meiner, mir ſelbſt unbewußt, jene Troſtloſigkeit bemächtigte, die ich an ihm mit ſo viel Schmerz wahrnahm. Ich fühlte, daß der Umgang mit Leandro höchſt nachtheilig auf mich wirken würde, wenn ich ihn länger fortſetzte; denn er wußte ſeinen Haß und ſeine Verachtung, gegen die Menſchen nicht allein, ſondern gegen alles Beſtehende, mit ſo ſchlagenden Argumenten zu begleiten, daß ſich Nichts dagegen einwenden ließ. Alles, was ich ihm entgegen zu ſetzen bemüht war, kam mir ſelbſt ſo fade und abgeſtanden vor, daß ich mich vor meinem unglücklichen Freunde und vor mir ſelbſt ſchämte. Auch hatte er auf jeden Einwand eine Antwort, die mich gleich zu Boden ſchlug. Mit allen menſchlichen Verhältniſſen ſchien mein

armer Freund vertraut zu ſein, von allen Beziehungen und Zuſtänden die geheimen Fäden in der Hand zu halten; er wußte genau anzugeben, wohin dieſer oder jener Trieb, dieſe oder jene Leidenſchaft den Menſchen zu führen vermöge; er ſchien in die Tiefe jedes Herzens blicken zu können, vor ihm Nichts verborgen zu ſein, was auf der Erde verging.

Mehre Male war ich auf dem Punkte, ihn zu befragen, woher er, der noch nicht gar zu lange in das männliche Alter getreten war, alle dieſe troſtloſen Erfahrungen habe; allein ich gedachte ſeines Gebots, ihn nicht über ſich zu befragen, und hielt ſo meine Neugier zurück, indem ich ihn reden ließ, ohne ihn mit Fragen zu unterbrechen. Nur einmal wagte ich ihn zu fragen: ob denn die Wiſſenſchaft, die früher ſeine Seele mit ſo unendlicher Liebe erfüllt habe, ihm nicht auch jetzt noch werth und theuer ſei?

Er blieb mir einige Augenblicke die Antwort ſchuldig, dann ſagte er mit einem Tone, der mich ſchaudern machte, indem er wie aus der Tiefe des Grabes zu kommen ſchien:

— „Ich verfluche ſie, denn ſie war der Quell meines namenloſen Elends!“

Ich wagte nicht, ihm zu antworten, noch weniger aber, ihn weiter zu befragen; auch verſank er wieder, wie am vorhergehenden Abende, in ein ſo finſtres und

hartnäckiges Schweigen, daß es vergebens gewesen sein würde, eine Antwort auf irgend eine Frage von ihm zu fordern. Ich ließ ihn daher in Ruhe und wandelte schweigend, meinen eignen Gedanken überlassen, neben ihm her, bis wir wieder bei dem Stintfange anlangten, der unserm Spaziergange ein Ziel setzte.

Der Himmel, welcher zu Anfang unserer Wanderung mit Regenwolken überzogen gewesen war, hatte sich nach und nach aufgeklärt. Der Wind war nach Süden umgegangen und die Luft mild und angenehm geworden, wie an Sommerabenden. Die Massen von Resedapflanzen, die man überall auf dem Walle findet, versendeten noch die süßesten Düfte, und die Strahlen des Vollmonds verliehen den brennenden Farben der Georginen und Stockrosen eine wahrhaft zauberische Färbung. Noch nie glaubte ich den Mond in solchem Glanze gesehen zu haben, noch nie die majestätische Elbe, in der seine volle Scheibe sich abspiegelte, so schön, als an diesem Abende. Der Nachtwind regte die Wellen des Flusses etwas auf, so daß sie unter dem langen Lichtstreife, den der Mond darauf warf, wie lebendiges Silber erschienen. Von der unfernen hannöverschen Küste, so wie auch von den auf den Elbinseln zerstreut liegenden Häusern und Hütten drang mancher Lichtblitz durch das noch ziemlich dichte Grün, womit diese Wohnungen umgeben waren. Auf einem der unter uns im Hafen liegenden Seeschiffe sang

ein Matroſe ein hübſches Abendlied in die tiefe Stille der Nacht hinaus, und die gegen die Verſetzen ſich brechenden Wellen accompagnirten es mit gleichförmigem Tacte.

— „Leandro!“ ſagte ich, von der Schönheit des Abends und der Natur um uns her ergriffen, indem ich ſeinen über die Brüſtung gelehnten Arm berührte, „Leandro, iſt das nicht ſchön und berührt es keine freudige Saite in Ihrem Herzen?“

— „O thäte es das noch!“ rief er mit bewegter Stimme. „Könnte ich mich nur noch einmal im Leben freuen, gleichviel worüber, ob über die große Natur oder den kleinlichſten Tand, der nur je ein Menſchenherz erfreut! Dann, Pedro,“ fuhr er fort, ſeine eiskalte, zitternde Hand auf die meinige legend, „dann wollte ich gern ſterben! O, nur einen, einen Tropfen Freude noch,“ rief er lauter, die Hände wie flehend zum Himmel emporſtreckend, „nur noch ein menſchliches Gefühl in dieſer Bruſt, und ich will nicht länger klagen, ſondern ſtill und abgefunden in die dunkle Kammer gehen, aus der Keiner zurückkehrt! Dieſer Wunſch — ich weiß, daß er ein thörichter iſt, der nie in Erfüllung gehen wird, weil er es nicht kann — iſt der einzige Faden, der mich noch mit dem Leben verbindet, das ich ohne ihn längſt abgeworfen haben würde: einen Moment Freude, Vollgenuß, Pedro, und ich lebe nicht mehr!“ —

— „Wie lange ſchon iſt ſie mir gänzlich fremd geworden," fuhr er nach einer langen Pauſe des ſchmerzlichſten Nachdenkens fort; „faſt könnte ich die Erinnerung an ſie verloren haben: weiß ich doch kaum mehr, wann ich mich zuletzt über Etwas freute! Aber dennoch liegt die Sehnſucht nach ihr tief in meiner Bruſt, und in dieſer Hinſicht bin ich ganz ſo, wie alle Andern. Ich glaube, daß der Trieb nach Freude der ſtärkſte in allen Weſen iſt und allen andern Trieben zur Grundlage dient; deshalb iſt er auch wohl noch ſo mächtig in mir, nachdem alles Andere bereits untergegangen?"

— „Dieſer Naturtrieb, mein Freund," verſetzte ich, „kann leicht für Sie zur Brücke werden, die Sie wieder zu uns Andern herüberführt. Nähren Sie ihn, ſtrecken Sie ihre Hand nach dem ſprudelnden Becher des Genuſſes aus; ſtürzen Sie ſich in den Taumel der Sinnenluſt; verſuchen Sie es mit Allem, was Andern Freude gewährt, ſelbſt mit dem Niedrigſten. Sie ſind reich, jung, unabhängig; Sie haben Keinem Rechenſchaft über Ihr Thun und Treiben zu geben; ſchwelgen Sie in den Armen ſchöner Weiber; wagen Sie Ihr Vermögen an der Spielbank; halten Sie ſich die ſchönſten Pferde, die flinkſten Hunde; ſetzen Sie dem flüchtigen Hirſch, dem zarten Reh beim Tone des muntern Hüfthorns im Walde nach; finden Sie ſich beim Pferdewettrennen ein und wagen große Summen, oder treten Sie, wenn dabei

mehr für Ihr Gemüth und Gefühl herauskommen ſollte, als rettender Engel in die Hütte der Armuth, verwandeln Sie Schmerzensthränen in Freudenthränen. Helfen Sie, retten Sie, wo Sie können; ſeien Sie mit Eifer bemüht, dem ſtillen, unbeachteten Verdienſte die Krone der Anerkennung zu verſchaffen. Ziehen Sie die Künſtler und die Kunſt zu ſich heran; verſammeln Sie gelehrte Männer aus allen Fächern um ſich; kurz, verſuchen Sie es mit Allem, Allem, mit dem Höchſten, wie mit dem Niedrigſten, um ſich aus der Stimmung heraus zu reißen, in der Sie jetzt ſind und in der Sie, wenn ſie noch länger anhält, nothwendig zu Grunde gehen müſſen."

— „Sie reden von Etwas, das bereits längſt geſchehen iſt, als von einem erſt geſchehen Sollenden," verſetzte er finſter. „Alles, was Sie mir da genannt haben, und noch weit mehr, habe ich verſucht, um mich zu retten, wie Sie es nennen, aber Alles war vergebens.

Wer in des Lebens Tiefen geſchaut,
Dem vor dem Leben bangt und graut!"

ſagte er wie vor ſich hin — „Ich habe das gethan — und keine, keine Freude mehr!"

Seine Stimme wurde wehmüthig; ich glaube, daß eine Thräne in ſein Auge trat, doch konnte ich ſie nicht ſehen. Dieſer ſanfte, ſchmerzliche und wehmüthige Ton aus ſeinem Munde erweckte eine ſolche Liebe in meinem Herzen für ihn, daß ich Blut und Leben dafür gegeben

haben würde, meinen armen Freund glücklich zu sehen. Es ist wohl einer der größesten Schmerzen, die das menschliche Herz bewegen, das Gefühl zu haben, Nichts für das Glück eines heißgeliebten Wesens thun zu können, und dieser Schmerz erfüllte mich in dem Augenblicke.

— „Leandro!" rief ich, zu ihm tretend und seine Hand ergreifend, mit bewegter Stimme. Ich wollte mehr sagen, als der Ton der Michaelisglocke mein Ohr traf und zu gleicher Zeit mir die eben noch so deutliche Gestalt des Freundes wie unter den Händen verschwand. Ich hatte meine Hand, dessen war ich mir deutlich bewußt, auf die seinige gelegt, und jetzt lag sie auf der bloßen Brüstung; ich hatte so eben noch sein bleiches, hell vom Monde beschienenes Gesicht dicht vor mir gesehen, und jetzt sah ich nichts als die Luft, nicht einmal einen Schatten, eine Luftsäule — nichts, nichts war mehr von Leandro übrig geblieben!

Mich ergriff bei diesem unerklärlichen Ereignisse ein solcher Schauder, ein solches Entsetzen, möchte ich sagen, daß sich mir das Haar auf dem Haupte emporsträubte und ein heftiges Zittern meine Glieder durchflog. Ich wollte sprechen, wollte Leandro's Namen rufen, allein die Lippen versagten mir ihre Dienste; ich wollte, gepeitscht von Grauen, entfliehen und vermochte keinen Fuß von der Stelle zu bewegen.

Endlich ermannte ich mich jedoch — ich weiß nicht nach wie langer Zeit — und mit dem Rufe: „Ihm nach!“ ſtürmte ich den Wall hinunter, in die Mühlenſtraße hinein, bis zu der nahen Michaeliskirche hin. Hier, ſo ſagte mir die Ahnung, hier mußte ich ihn ſuchen; ſtand er doch ſichtbar mit den Klängen in der genaueſten Verbindung, die von dem Thurme dieſer Kirche durch die Nacht hintönten; war er mir doch geſtern und heute mit dem Schlage der zehnten Stunde gleichſam unter den Händen weggekommen!

Mein Grauen war vorüber; die Begierde, dieſes Räthſel zu löſen, hatte es beſiegt. Es war öde, völlig leer und todtenſtill auf dem die Kirche umgebenden Friedhofe; nur in entfernten Gaſſen hörte man die Tritte irgend eines nächtlichen Wanderers oder die der Nacht- und Feuerwächter, welche letztere, ihre langen hölzernen Lanzen tönend gegen das Straßenpflaſter ſtoßend, der ſchweigenden Nacht gleichſam einen Tact verliehen.

Mehre Male umſtreifte ich das prachtvolle, in der Nacht doppelt impoſante Gebäude, auf deſſen Zinnen der Mondſchein wie ein Silberſchleier lag; bald in nähern, bald in weitern Kreiſen umging ich es und machte den Verſuch an allen Kirchthüren, ob ich nicht eine davon offen fände; allein alle waren feſt verſchloſſen. Trotz dem konnte ich mich, wie von einer geheimen Macht an den Ort gebannt, nicht von dem Kirchhofe

und der Kirche trennen. Mir war, als müsse Leandro aus einer der fest verschlossenen Thüren hervortreten und mir das Räthsel seines seltsamen Verschwindens zugleich mit dem seines geheimnißvollen Lebens lösen; ja, diese Hoffnung wurzelte so fest in meiner Seele, daß ich entschlossen war, den Platz nicht eher zu verlassen, als bis ich den Freund wieder gesehen hätte. Ich setzte mich daher, auf die Gefahr hin, von den Nachtwächtern bemerkt und vielleicht gar für einen Obdachlosen gehalten und als solcher festgenommen zu werden, auf der steinernen Treppe nieder, welche zu der Hauptthüre der Kirche führt, und wartete der Dinge, die, wie ich fest glaubte, kommen mußten.

Ich hörte es eilf, halb zwölf, endlich drei Viertel schlagen, und Alles blieb ruhig, die größeste Stille herrschte um mich her. Da, als die Thurmuhr ansetzte, um die Stunde der Mitternacht anzuzeigen, stürzte, hart vor meinen Füßen, ein schwarzer Klumpen auf das Steinpflaster nieder, zugleich aber ließ sich ein Aechzen hören, das wie aus menschlicher Brust zu kommen schien.

Der Schrecken hatte mich gleichsam erstarrt; ich wollte aufstehen, vermochte es aber nicht; als aber das Aechzen lauter wurde und ich nicht länger zweifeln durfte, daß es ein menschliches Wesen sei, welches zerschmettert mir zu Füßen liege, besiegte das Mitleid

mein Entsetzen, und, laut um Hülfe rufend, näherte ich mich dem Verunglückten.

Ein einziger Blick, den ich auf das mit Blut überströmte Gesicht des Unglücklichen warf, sagte mir, wen ich vor mir habe.

— „Leandro!“ rief ich mit dem Tone des furchtbarsten Schmerzes und Entsetzens zugleich.

— „Stille! Stille!“ lallte er, nicht mehr Herr seiner Sprache. „Stille! Es ist jetzt Alles gut!“

— „Schafft diesen Verunglückten in meine Wohnung!“ rief ich den auf mein Angstgeschrei herbeigekommenen Nachtwächtern zu, indem ich Jedem ein Stück Geld in die Hand drückte.

— Wir müssen erst von der großen Neumarktswache einen Korb holen,“ antwortete man mir.

— „So thut es!“ sagte ich, „und rechnet darauf, daß ich Euch Eure Mühe reichlich belohnen werde.“

Man gehorchte mir, und schon nach einer Viertelstunde setzte sich der traurige Zug nach meiner Wohnung in Bewegung.

Viertes Kapitel.

Das Manuſcript.

Mit meiner unglückſeligen Laſt bei mir angelangt, war es natürlich meine erſte Sorge, zu unterſuchen, ob noch Leben in Don Leandro ſei, und, als ich einige ſchwache Anzeichen davon an dem Verunglückten wahrnahm, meinen Diener zu mehren Aerzten in der Nachbarſchaft zu ſchicken. Da es bereits ſpät in der Nacht und Alles ſchon zur Ruhe gegangen war, dauerte es lange, bevor einer der herbeſchiedenen Männer der Kunſt ſich bei mir einfand. Der Erſte, der kam, war Doctor ✲✲, eben jener Neugierige, welcher zu meiner erneuerten Bekanntſchaft mit Don Leandro Veranlaſſung gegeben hatte. Er wollte fragen, ſich nach den Umſtänden, die dieſes Unglück herbeigeführt hätten, genau bei mir erkundigen, ich aber wies ihn mit der Antwort ab: ich wiſſe von alle Dem nichts und habe den Un-

glücklichen in ſeinem Blute gefunden. Damit drängte ich ihn zu dem Sopha, auf den ich meinen Freund hatte legen laſſen, und bat ihn, zu unterſuchen, ob noch Leben in ihm und Rettung vielleicht möglich ſei.

Don Leandro athmete nur noch ſchwach und hielt die Augen feſt geſchloſſen; er öffnete ſie jedoch, als die Aerzte — es hatten ſich indeß mehre eingefunden — zur Unterſuchung ſchritten. Zwar gab er während derſelben keinen Laut von ſich, aber das Zucken ſeiner Glieder, der Ausdruck von Schmerz, welcher ſich in ſeinen völlig entſtellten Geſichtszügen zeigte, verriethen nur zu deutlich, welche Qual er ausſtand, als man ſeine zerſchmetterten Glieder zum Behufe der Unterſuchung umdrehete und ſeinen Körper von allen Seiten betaſtete. Die bedenkliche Miene der Aerzte verrieth mir nur zu deutlich, daß keine Hoffnung zur Rettung meines unglücklichen Freundes mehr vorhanden ſei, und einer der gelehrten Herrn, den ich in's Nebenzimmer führte, ſagte mir, daß ein Wirbel im Genicke Don Leandro's — er nannte ihn mir — zerbrochen, mithin keine Rettung möglich ſei; auch müſſe man annehmen, daß die ſtarke Gehirnerſchütterung, welche er durch den furchtbaren Sturz erlitten, ſeinem Leben ein Ende gemacht haben würde, ſelbſt wenn jener Wirbelbruch nicht ſtatt gefunden hätte.

— „Er wird nur noch wenige Secunden leben," ſagte Doctor ✲ ✲ ✲, „und iſt vielleicht ſchon von ſeinen Qualen befreit, während wir hier mit einander reden."

— „So muß ich bitten," erwiederte ich ihm, im höchſten Grade betrübt und aufgeregt, „mich, falls er noch leben ſollte, mit ihm allein zu laſſen, um, wo möglich, noch einige Worte mit ihm zu reden. Gewiß hat er mir, der ihm von früherer Zeit her wohlbekannt iſt, noch Dies und Jenes anzuvertrauen, was nicht mit ihm zu Grabe gehen darf. Auch muß ich mich, da durchaus keine Hoffnung auf ſeine Rettung mehr vorhanden iſt, beſtimmt dagegen erklären, daß man den Unglücklichen noch mehr quäle."

— „Dies zu beſtimmen, mein Herr," erwiederte mir der Aesculap, „ſteht nicht in Ihrer Macht. Unſre Pflicht und unſer Eid gebietet uns, ſo lange alle nur erdenklichen Rettungsverſuche mit ſolchen Unglücklichen anzuſtellen, als noch eine Spur von Athem und Leben in ihm zu entdecken iſt, und ſelbſt unſre feſte Ueberzeugung, daß Alles vergeblich ſein wird, dispenſirt uns nicht von dieſer traurigen Pflicht. Sie werden daher zugeben müſſen, daß wir dieſer in jedem Punkte gewiſſenhaft nachleben, und würden ſich ſchwere Verantwortung zuziehen, wenn ſie ſich der Ausübung derſelben auf irgend eine Weiſe hindernd in den Weg ſtellten."

Ich konnte nichts gegen dieſes Argument einwenden, und ließ, wiewohl mit bitterm Schmerze, die Männer der Kunſt mit meinem unglücklichen Freunde gewähren; allein ich konnte mich nicht entſchließen, Augenzeuge ſeiner Leiden und Schmerzen zu ſein, ſondern hielt mich während der mit ihm angeſtellten Operationen im Vorzimmer auf; dieſe dauerten bis zum Morgen. Als man alles Mögliche gethan hatte und jeden Augenblick den Tod des Verunglückten erwartete, entfernten ſich die Herrn Einer nach dem Andern, um ihrem ſonſtigen Berufe nachzugehen, und ich blieb alſo allein bei dem Sterbenden zurück, an deſſen Lager ich mich verfügte, um, als treuer Freund, ihm die letzte Pflicht zu erweiſen und ihm die Augen zuzudrücken.

Er lag wie im Halbſchlummer da. Seine Geſichtszüge hatten den ſanften, ſchönen Ausdruck früherer Zeiten wieder angenommen und mir war ſelbſt, als ob ein freundliches Lächeln ſeinen ſchön geformten Mund umſpielte.

So leiſe ich auch auftrat, ſo erwachte er doch gleich bei meiner Annäherung aus ſeinem Todesſchlummer, öffnete die Augen, die das Starre, Stechende, welches in der letzten Zeit in ihnen gelegen, gänzlich verloren hatten, ſah mich einige Secunden liebevoll an und that dann mit leiſer, faſt erſterbender Stimme die Frage an mich: — „Sind wir allein, Pedro?“

— „Ganz allein!“ verſetzte ich. „Was haben Sie mir noch zu ſagen, Leandro?“

— „Viel, ſehr viel!“ ſagte er; „aber die Zeit drängt, mein Freund, und ich ſehne mich zu ſterben; daher will ich kurz ſein.“

— „Sagen Sie mir erſt, wie Ihnen iſt,“ verſetzte ich, mit meiner Hand ihm die dunklen, von Todesſchweiß triefenden Locken aus der Stirn ſtreichend.

— „Wohl, himmliſch wohl!“ ſagte er mit einem Ausdrucke, der mich nicht daran zweifeln ließ, daß er nicht darauf ausgehe, mich zu täuſchen. „Was ſind dieſe Leiden des Körpers,“ fügte er hinzu, „gegen die der Seele, welche ich bisher zu erdulden hatte? Doch nichts von allem Dieſen, mein Freund — ich ſehne mich, wie ſchon geſagt, nach dem Sterben, und kann doch nicht eher zur Ruhe eingehen, bis ich gewiſſe Papiere in Ihren Händen geſehen. Dies allein hielt mich bisher vom Sterben ab, und ich würde noch tagelang die Schmerzen erdulden müſſen, welche meine arme ſterbliche Hülle jetzt zerreißen, wenn Gott Sie nicht in meine Nähe geführt hätte. Nehmen Sie aus meiner Weſtentaſche zwei Schlüſſel; der eine öffnet meine Zimmerthür, der andere ein Käſtchen von ſchwarzem Ebenholze, welches auf einem Tiſche neben dem Ofen ſteht. Aus dieſem nehmen Sie, im Beiſein meiner

Wirthsleute, um keinen Unannehmlichkeiten in der Folge ausgesetzt zu sein, die darin enthaltenen Papiere und bringen sie hieher. Ich wohne nur wenige Gassen entfernt von hier" — er nannte mir Straße und Hausnummer — „Sie können also schnell wieder zurück sein. Aber eilen Sie, mein Freund, eilen Sie, so schnell es nur irgend möglich ist, zu mir zurück zu kehren."

Ich gehorchte ihm und war schon nach Verlauf einer kleinen Viertelstunde mit dem Kästchen, das ich, um Nichts zu verlieren, mit mir genommen hatte, wieder an seinem Lager. Er lächelte freundlich, als er es in meinen Händen erblickte, und sagte:

— „Sorgen Sie, Pedro, daß diese Papiere vernichtet werden, so wie ich nicht mehr bin, und wollen Sie auf meine Warnung hören, so lesen auch Sie nicht, was darin enthalten ist. Wissen ist Tod, sage ich Ihnen — o hätte ich diese Wahrheit erkannt, so würde auch ich ein glückliches Leben geführt haben, wie so viele Andere, die in glücklicher Blindheit durch dasselbe hintappen!"

Er schwieg hier einige Augenblicke und schloß die Augen. Ich glaubte, daß der Tod ihn in die Arme genommen und in ein besseres Jenseits hinüber getragen hätte, und schon wollte ich mich über ihn beugen, um ihm die müden Augen auf immer zu schließen, als er

ſie noch einmal wieder öffnete und, meine Abſicht errathend, mit ſanfter Stimme ſagte:

— „Noch nicht, mein Freund, noch nicht! Ich habe noch mit Ihnen zu reden und Ihnen Entdeckungen zu machen, bevor ich ſterben darf. Sie können Ihnen zur Warnung dienen, daher halte ich ſie nicht zurück. Unterbrechen Sie mich nicht — keine Frage — das Leben, ich fühle es, entflieht unaufhaltſam. — So hören Sie!

— „Schon in Oſtindien beſchäftigte ich mich, wie Sie wiſſen, mit geheimen Wiſſenſchaften und kam ſchon damals zu Reſultaten, die mir deutlich ſagten, daß ſie kein Hirngeſpinſt, keine Ausgeburt einer müßigen Phantaſie ſeien. Mein Liebesunglück verſenkte mich immer tiefer in ſie, und der Wunſch, genau von dem Schickſale des Weſens unterrichtet zu ſein, das ich mit ſo großer Heftigkeit liebte, ließ mich alle meine Kräfte aufbieten, mir einen der Geiſter unterthan zu machen, mit deren Hülfe uns auch das Verborgenſte offenbar wird. Es gelang mir, bei einem Antiquar ein altes Werk aufzutreiben, worin ich, der ich bereits große Fortſchritte in der Magie gemacht, den Schlüſſel zu Allem fand, was ich zu wiſſen und zu können begehrte. Auf gewiſſe, auf geheimnißvolle Weiſe ausgeſprochene Zauberformeln fand ſich eine finſtere Geſtalt bei mir ein,

die mich mit unwilligem Tone nach meinem Begehren befragte.

— „Ich will wiſſen, was kein anderer Sterblicher weiß," verſetzte ich furchtlos, „und nicht nur in alle Geheimniſſe der Natur, ſondern auch des Menſchenherzens und der Menſchenſchickſale dringen. Nichts, was auf dem weiten Rund der Erde vorgeht, ſoll mir verborgen ſein; keine Wand, keine Mauer, kein Gewölbe meinem Blicke etwas verbergen; ja, die geringſten Regungen des Herzens ſollen mir klar werden, ſobald ich es will."

— „Du forderſt viel und weißt nicht, was Du forderſt," verſetzte der Dämon mürriſch.

— „Ich darf Alles von Dir fordern, denn Du biſt mein Sclave," ſagte ich furchtlos und entſchloſſen.

— „Nicht ſo gänzlich, als Du zu glauben ſcheinſt," verſetzte der Dämon mit einem häßlichen Lächeln. „Zwar haſt Du den Schlüſſel gefunden, mich zu rufen; aber es fehlt Dir noch der, mich zu binden, mich in unzerreißbare Feſſeln zu ſchlagen. Erkenne Deine Ohnmacht, Wurm, und laß mich in Ruhe!"

— „Nimmermehr!" rief ich, durch dieſe Worte auf's Aeußerſte gebracht; „Du ſollſt mir gehorchen, Du mußt es, weil ich, Dein Herr und Meiſter, es will!"

Der Dämon ſtieß bei dieſen verwegenen Worten ein Hohngelächter aus, das mich in innerſter Seele verletzte und empörte. Dann wurde er wieder gelaſſen und ſagte mit teufliſcher Ruhe:

— „Du gefällſt mir, trotz der lächerlichen Gebietermiene, welche Du annimmſt, und obgleich ich Dir nicht zu gehorchen brauche, ſo bin ich, da ich eben nicht allzuſehr beſchäftigt, doch nicht abgeneigt, einen Vertrag mit Dir zu ſchließen. Aber wohlverſtanden, einen Vertrag, der uns gegenſeitige Verpflichtungen auferlegt; ſonſt bin ich Dein gehorſamer Diener, d. h. ich thue, was ich will, was mir beliebt, bis es Dir gelungen, auch jenen zweiten Schlüſſel zu finden, und darüber könnte leicht Dein Leben hingehen."

— „Rede, was verlangſt Du, das ich Dir für das leiſten ſoll, was ich von Dir forderte?"

— „Eine Kleinigkeit," verſetzte der Dämon mit einem häßlichen, kalten Lächeln: „eine mit Deinem Blute unterzeichnete Verſchreibung, nicht Deiner armen Seele — denn das ſind abgeſtandene Sachen — ſondern daß Du, ſo lange Du lebſt, jeden Abend von zehn bis zwölf Uhr, an welchem Orte Du auch ſein mögeſt, zu meiner Dispoſition ſein, und alles Das ſehen willſt, was Du zu ſehen vorhin begehrteſt."

— „Ich bin es zufrieden," verſetzte ich unbedachtſam. „Entwerfe die von mir geforderte Verſchreibung,

und ich unterzeichne ſie. Wir fangen aber ſchon morgen an."

— „Schon morgen, ich habe nichts dagegen einzuwenden," ſagte der Dämon, an meinen Schreibtiſch tretend und mit ſchnellen Zügen etwas auf ein dort liegendes Stück Papier kritzelnd. Er reichte es mir zur Unterſchrift; ich las es flüchtig durch, machte mir dann mit einem Stilet eine leichte Wunde am Arme und unterzeichnete die Schrift, wie er gefordert, mit meinem Blute. Ich hatte mich, bei Verluſt meiner ewigen Seligkeit darin verpflichtet, jeden Abend von zehn Uhr bis Mitternacht zur Dispoſition des Dämons zu ſein. Er ſteckte, nachdem er die Unterſchrift angeſehen, ſie zu ſich und ſagte:

— „Wohlan, ſo iſt Alles in der gehörigen Ordnung! Morgen Abend um zehn Uhr führe ich Dich, wo Du auch ſein mögeſt, auf den Thurm der Sanct Paulskirche" — wir befanden uns damals in London, wohin ich Lady Ellen gefolgt war — „und verſpreche Dir eine wunderbar intereſſante Unterhaltung. Wiſſe aber, daß Dein unſterblich Theil auf immer verloren iſt, ſo wie Du nur einmal die Augen vor dem ſchlieſeſt, was ich Dir zeigen werde. Du haſt gewollt, ſo mußt Du! Merke Dir das, und nun ſchlafe wohl!"

— „Ich hatte gewollt und mußte nun!“ wiederholte der Sterbende mit ſchmerzlichem Tone. „Wehe mir, daß ich gewollt! Uebersättigt von Menſchenhaß und Menſchenverachtung, von Ekel, Abſcheu und Grauen; entzweit mit der Natur, die für mich zum ewig wiedergebärenden Grabe wurde, die ich nicht mehr mild und freundlich, ſondern nur grauſam und unerbittlich finden konnte, mit mir ſelbſt und allem Geſchaffenen zerfallen, habe ich faſt vier Jahre hindurch ein Leben geführt, wovon Keiner einen Begriff haben kann, ſelbſt der nicht, welcher mein Schickſal wie Sie, Pedro, kennt. Das Erſte was ich ſah, war Ellen, das heißgeliebte Weſen, unglücklich, und zwar im höchſten Grade. Sie war einem Elenden, einem Wüſtlinge, einem durchaus rohen Menſchen zur Beute anheimgefallen, und ich erblickte ſie, wie ſie die Kiſſen ihres Lagers mit heißen Thränen tränkte, während der noch immer von ihr mit Sinnenliebe geliebte Gemahl in den Armen einer feilen Buhlerin ihrer ſpottete. Wuth und Verzweiflung bemächtigten ſich meiner; ich wollte hinab, den Elenden in der Höhle des Laſters aufſuchen, ihn zur Rechenſchaft ziehen, ihn in den Armen ſeiner Buhlerin tödten; allein der mir, wie es ausgemacht worden war, zur Seite ſtehende Dämon erinnerte mich an einen, faſt von mir überſehenen Theil unſers ſchriftlichen Vertrags, demnach es mir verboten war, mich auf irgend eine Weiſe, weder

direct noch indirect, in die von mir beobachteten menschlichen Zustände und Verhältnisse zu mischen, und ich mußte seinem Willen Gehorsam leisten. So mußte ich denn das Schrecklichste und Furchtbarste sehen, ohne es verhindern zu dürfen, was ich oft mit einem einzigen Worte gekonnt; nur war es mir gestattet, meine Wahrnehmungen niederschreiben zu dürfen, was ich in müßigen Stunden that, um eine Zeit auszufüllen, die ich nicht mehr mit den gewöhnlichen Beschäftigungen der Menschen auszufüllen vermochte. So groß nun auch die Qual war, welche mir durch das Sehen und durch das Durchschauen der menschlichen Verhältnisse, und der Motive zu allen Handlungen derselben bereitet wurde; so wuchs doch, unerklärlicher Weise, der unglückselige Trieb, Alles wissen, Alles erforschen zu wollen immer mehr in mir an, und gern suchte ich Orte auf, wo sich viele Menschen zu versammeln pflegten, und wo ich es mir zum Geschäfte machte, sie zu belauschen, auch wenn mir das innere Auge verschlossen war. Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, Pedro, daß sie mir nur noch wie Larven vorkamen und mich mit Ekel, Abscheu und Grauen erfüllten. Gern hätte ich sie also vermieden, gern mich in die tiefste Einsamkeit zurückgezogen; aber ich konnte dies nicht; ein unwiderstehlicher Drang führte mich immer und immer wieder in die Kreise zurück, in denen es mir

ſo weh war, daß ich jede Minute mehr denn hundert Tode ſtarb. — So bin ich denn auch hieher gekommen," ſchloß der Sterbende, ſich tief in ſeine Kiſſen zurücklehnend, ſeine Erzählung, „und was ich hier ſah und erlebte, finden Sie, mein Freund, in den Papieren verzeichnet, die ich von Ihnen vernichtet zu ſehen wünſche, wie ich es bei denen that, die ich über andre Städte aufgeſchrieben hatte, ſo oft ich meinen Wohnort veränderte. Die Qual wurde endlich zu groß, Pedro," fügte er nach einer Pauſe hinzu; „ich konnte ſie nicht länger ertragen, und mußte meinem elenden, qualvollen Daſein ein Ende machen, nachdem ich auch das Weſen dem Laſter und der Sünde verfallen geſehen, das ich ſeither noch allein für rein und würdig meiner Liebe und Verehrung gehalten hatte. Lady Ellen langte geſtern mit ihrem Gemahl hier an und ich erblickte ſie in den Armen eines Dieners, in denen ſie ſich über die Vernachläſſigung ihres Gatten zu tröſten ſuchte. Dieſer Anblick gab mir den Tod, indem er auch das letzte Band zwiſchen mir und der übrigen Menſchheit zerriß. Brauche ich Ihnen, Pedro, der Sie jetzt Alles wiſſen, wohl noch zu ſagen, daß mir das Leben ein tauſendfacher Tod war und ich vom Tode neues Leben erwarte? Beherzigen Sie, mein Freund, aber meine Worte: Wiſſen iſt Tod — und vernichten Sie die Papiere des ſchwarzen Käſtchens, ohne ſie geleſen zu haben!"

Er redete, nachdem er dieſe Worte geſprochen hatte, nicht mehr; ſein Athem wurde immer leiſer und ſtand endlich ganz ſtill. Seine Geſichtszüge hatten den ſchönen, ruhigen Ausdruck wieder angenommen, den ich früher an ihnen geliebt und bewundert; nicht der mindeſte Zug von Schmerz zeigte ſich mehr in ihnen, auch ſchienen ſie ſich gleichſam wieder verjüngt zu haben. Ich küßte die hohe, wachsbleiche Stirn des Entſchlafenen, ſeine entfärbten Lippen, und drückte ihm dann die müden Augen zu . . . . . .

* * *

Hier endeten die Mittheilungen des Freundes Don Leandro's, die er wahrſcheinlich gleich nach dem Tode deſſelben zu Papier brachte; denn wenige Wochen darauf war er ſelbſt eine Leiche, und man fand ſie in dem ſchwarzen Käſtchen, welches zugleich die Papiere des unglücklichen Spaniers enthielt. Sie gehörten mit zu der Erbſchaft der Hinterbliebenen Pedro's. Uns iſt geſtattet worden, daraus mitzutheilen, was mitzutheilen iſt; denn Vieles eignet ſich nicht für die Oeffentlichkeit, indem es nicht der Art iſt, daß es zu ertragen wäre. Obgleich wir nun oft drei, vier, ja mehre Abende überſchlagen mußten, ſo haben wir doch in den nach-

ſtehenden Mittheilungen eine ordentliche Reihenfolge eingeführt, und ſie mit erſter, zweiter, dritter u. ſ. w. Abend bezeichnet.

Weshalb Pedro, wie es der Wunſch ſeines verſtorbenen Freundes geweſen war, jene unheilvollen Papiere nicht vernichtete, können wir eben ſo wenig ſagen, als ob er ſelbſt ſie las oder nicht las, bevor ihn der Tod ereilte.

Er verfiel kurze Zeit nach dem Hintritte ſeines Freundes in ein heftiges Nervenfieber, das ſeinem Leben im vierzigſten Jahre, zur großen Betrübniß ſeiner Angehörigen und Freunde, ein Ende machte. Wahrſcheinlich hatten die Begebenheiten der letzten Zeit Antheil an dem frühzeitigen Tode eines, allem Anſcheine nach, zu längerem Leben beſtimmten Mannes, der ſich der Fülle der Kraft und Geſundheit erfreute, bevor er mit dem unglücklichen Don Leandro wieder zuſammen traf. Vielleicht wirkte auch der Inhalt der von dieſem nachgelaſſenen Papiere, woraus wir, wie ſchon angedeutet, nur einen kleinen Auszug mittheilen, allzu aufregend auf ſein Nervenſyſtem und er unterlag ſo einer Krankheit, die in vielen Fällen aus ſolchen Veranlaſſungen ihren Urſprung nimmt. Wie dem auch ſei: Friede ſeiner Aſche und der ſeines unglücklichen Freundes Leandro!

Erſter Abend.

Die unnatürliche Mutter.

In einem Stübchen, deſſen ganze Einrichtung von der größeſten Dürftigkeit, zugleich aber auch von der höchſten Unordnung zeugte, ſaßen zwei weibliche Perſonen, an deren Alter und Geſichtszügen man deutlich die nächſte Verwandtſchaft, die der Mutter und Tochter, erkannte.

Trotz der in dieſem Gemache herrſchenden bittern Armuth, die ſich durch zerbrochene Mobilien und Geräthe, zerriſſene Fenſtervorhänge und Stuhlüberzüge, durch ein ſchmutziges und zerlumptes Bett, durch eine grüne Weinflaſche, welche die Stelle eines Leuchters vertrat, u. ſ. w. kund gab, lagen doch auf einem mit einer ſchmutzigen grünen Decke bekleideten Tiſche mehre Gegenſtände unordentlich aufgehäuft, die Zeugniß dafür ablegten, daß eine dieſer beiden weiblichen Perſonen,

oder vielleicht beide, dem Wunsche, sich zu putzen und Andre durch einen schimmernden Anzug über ihre armselige Lage zu täuschen, noch nicht gänzlich entsagt hatte. Man sah einen zwar nicht mehr frischen, aber mit Blumen, und sogar mit Federn aufgeputzten Hut, einen rosenrothen Gazeschleier, eine freilich schon sehr verbrauchte Blondenhaube, falsche Locken, ein Regardez-moi mit unächten Steinen besetzt, eine breite unächte Gürtelschnalle, eine dito Broche, eine schon halbgeleerte Schminkdose und noch andere ähnliche, zum Putze dienen sollende Gegenstände durcheinander liegen; oben auf aber lag ein Schnürleib, dessen überaus schmutzige Farbe nur zu deutlich verrieth, daß es seit langer Zeit nicht unter den Händen der Wäscherin gewesen sei.

Die ältere der beiden im Zimmer befindlichen Personen, die wir fortan mit dem Namen der Mutter bezeichnen wollen, saß bei dem auf die grüne Flasche gesteckten, fast gänzlich herabgebrannten Lichtstümpfchen und schrieb überaus ämsig, während die Tochter auf einem niedrigen Fußbänkchen, fast gänzlich zusammengekauert, in einem Winkel saß und mit stieren, glanzlosen Augen, ohne die geringste Bewegung zu machen, vor sich hinstarrte. Das arme Geschöpf war nur halb bekleidet und die Lumpen, die seinen Anzug bildeten, bedeckten so wenig seine Blöße, daß ein Theil der blen-

bend weißen Schulter und des vielleicht einſt ſchönen, in üppiger Fülle prangenden, jetzt aber gänzlich abgemagerten Buſens aus dem ärmlichen Gewande hervorſah, und nur zum Theil durch die reiche Fülle des aufgelöſten, in unordentlichen Locken herniederfallenden Haares bedeckt wurde.

Das Mädchen ſchien, auf den erſten Blick, noch jung und ſchön zu ſein; ſah man es aber näher an, ſo entdeckte man vor der Zeit gealterte, vom Gram zerſtörte Züge in ſeinem Geſichte; dieſe hatten außerdem ein gewiſſes Etwas, das mit Schauder und Grauen erfüllte, und beſonders im Ausdrucke des ſchönen, tiefblauen Auges lag, das, wie ſchon geſagt, gedanken- und bewegungslos vor ſich hinſtarrte.

Die ſchreibende Mutter erhob ſich endlich, da das Lichtſtümpfchen dem Erlöſchen nahe war, von ihrem Sitze und ſagte mit rauhem Tone zu der Tochter:

— „Marſch, zu Bette, Albertine!“

— „Mich hungert, o, mich hungert ſo ſehr!“ wimmerte die Unglückliche. „Nur einen Biſſen Brot, Mama! Nur einen Biſſen!“

— „Das will immer eſſen!“ verſetzte die Mutter; „Das iſt ſchon gänzlich zum Thiere geworden! Ich habe Dir ja geſagt, daß nichts mehr da iſt!“

— „Brot! Brot!“ rief die Arme, ihre Hände flehend gegen die Mutter ausstreckend, mit noch kläglicherem Tone.

— „Wenn Du nun nicht bald aufhörſt,“ erwiederte ihr die Andere, „ſo“ . . . . Sie machte eine drohende Bewegung gegen die Flehende, welche dieſe ſichtbar erzittern ließ; auch bedeckte ſie das Geſicht mit beiden Händen, um wenigſtens den Schlag nicht zu ſehen, den ſie zu erwarten ſchien. „Zu Bette! Zu Bette!“ rief dann die Mutter nochmals und zerrte dabei das arme Geſchöpf von ſeinem Schemelchen auf.

Es gehorchte dieſer wiederholten Aufforderung zitternd, und wollte, in ſeiner großen Angſt und Verwirrung, mit den wenigen Lumpen, die es anhatte, in's Bett kriechen; allein die Mutter riß ihm dieſe mit einer haſtigen Bewegung vom Leibe, warf ſie auf den Boden nieder und wiederholte dann den Befehl, in's Bett zu gehen, in das ſie ſchon nach wenigen Augenblicken nachfolgte.

— „Die jüngere Perſon iſt wahnſinnig, das ſcheint mir keinen Zweifel zu leiden?“ wandte ich mich an den neben mir ſtehenden Dämon.

— „Du haſt recht errathen,“ verſetzte dieſer, „und wenn es Dir genehm iſt, erzähle ich Dir die Geſchichte dieſer Beiden.“

— „Thue das," ſagte ich, und mein Begleiter begann, wie folgt:

— „Die Mutter der Unglücklichen, welche Deine Theilnahme und Dein Mitleid in Anſpruch zu nehmen ſcheint, ſtammt aus einer angeſehenen Familie her, und hätte, da ſie recht hübſch und ſogar talentvoll war, leicht ihr Glück durch eine gute Partie machen können. Allein Leichtſinn und feuriges Blut führten ſie in die Arme eines jungen Mannes, der nicht nur ohne Vermögen, ſondern auch faſt ohne Ausſichten auf ein gutes Fortkommen war. Die vernünftigen Verwandten widerſetzten ſich dieſer Verbindung, ſobald ſie dahinter kamen; allein die Sache war ſchon ſo weit gediehen, daß man, um die Ehre des leichtſinnigen Mädchens zu retten, die Heirath nicht nur zugeben, ſondern ſogar beſchleunigen mußte. So wurde Mathilde die Gattin eines Mannes, der nicht die gehörigen Mittel hatte, eine Familie zu ernähren, und deſſen kleine Anſtellung ihm kaum ſo viel gewährte, ſich ſelbſt anſtändig zu erhalten.

Trotz dem hätte die Sache noch gut gehen und den Beiden ein genügendes Loos zu Theil werden können, wenn Mathilde von ihren Talenten Gebrauch gemacht und dieſe dazu verwendet hätte, die Einnahme ihres Gatten zu vermehren. Allein dazu war ſie einestheils zu ſtolz, anderntheils zu träge. Sie war es im elterlichen Hauſe gewohnt geworden, nur mit ihren

Gaben zu glänzen und konnte so den Gedanken nicht ertragen, sie jetzt zu andern Zwecken in Anwendung bringen zu sollen.

Mit dieser Unvernunft verband sie einen sträflichen Leichtsinn, eine über alle Begriffe hinausgehende Eitelkeit, Gefallsucht und einen Hochmuth, der in ihren gegenwärtigen Verhältnissen doppelt lächerlich und abgeschmackt war. Von den Pflichten der Hausfrau und Gattin schien sie nicht einmal einen Begriff zu haben, und statt sich solchen Beschäftigungen zu widmen, die ihrem Hausstande förderlich werden konnten, sah man sie stundenlang am Fortepiano sitzen — am liebsten bei offenen Fenstern, um die Bewunderung der Vorübergehenden durch ihr Spiel und ihren wirklich schönen Gesang zu erregen — oder sich putzen, um auf der vorzunehmenden Promenade zu glänzen. Kehrte der Gatte, ermüdet von seinen Geschäften, dann nach Hause zurück, so war für Nichts gesorgt und der nachlässigen Magd Alles allein überlassen gewesen; ja, es traf sich wohl einmal, daß er gar kein Mittagsbrod bekam, weil nicht zur gehörigen Zeit dafür gesorgt worden war und er zu einer bestimmten Stunde wieder bei seinen Geschäften sein mußte.

Zu andern Zeiten ging es aber wieder hoch in der kleinen Wirthschaft her. Gesellschaft, und zwar nicht von der besten Sorte, denn ordentliche Leute mieden den

Umgang dieſes leichtſinnigen Paares, hatte ſich eingefunden; es floß der Champagner, den man ſich auf Borg zu verſchaffen gewußt, wie alles Andere, was zu einer ſolchen Fête erforderlich iſt; die koſtbarſten und leckerſten Speiſen wurden auf von der Nachbarſchaft geliehenen Schüſſeln aufgetragen; man ſpielte Komödie und führte Sprichwörter und Charaden auf; man ſtellte lebende Bilder dar; man arrangirte Concerte, tanzte und opferte auf alle Weiſe den Göttern der Freude und des Vergnügens, unbekümmert um die nächſte Zukunft.

Die Nachwehen blieben indeß nicht aus; das Haus war gleichſam von Gläubigern belagert; welche bald artig und bittend, bald drohend und ungeſtüm, Zahlung forderten, aber nicht erhalten konnten, weil das ſchmale Gehalt des Hausherrn immer ſchon im Voraus verzehrt war. Da gab es denn bald lächerliche, bald ärgerliche, bald ſchreckliche Scenen; aber alle dieſe beſſerten die Leichtſinnige nicht, und wenn der etwas beſſer und rechtlicher geſinnte Gatte einmal Vorſtellungen wagte, wurde er mit Vorwürfen überhäuft, daß er nicht das Nöthige — ſo nannte Mathilde das Ueberflüſſige — herbeiſchaffen könne.

Dies brachte den armen Mann dann vollends in Verzweiflung, und da er ein Schwächling war, der nicht durchzugreifen vermochte, um eine Aenderung herbei zu

führen, ſuchte er Troſt bei der Flaſche, um zu vergeſſen, was ihn quälte und drückte.

Da ſeine Geſundheit nicht die ſtärkſte war und er überdies Anlage zu einem Bruſtübel hatte, ſtand er bald am Rande des Grabes und ſank in dieſes hinab, als die ihm wenige Monden nach ſeiner Verheirathung geborene Tochter, Albertine, kaum das zehnte Jahr erreicht hatte.

Nur die Trennung von dieſem geliebten Kinde, das bisher ſein einziger Troſt, ſeine einzige Freude geweſen war, wurde dem armen Manne ſchwer, und auf ſeinem Sterbelager flehte er die leichtſinnige Gattin unter Thränen an, für ſeine Albertine gehörig ſorgen und, da ſie ſehr ſchön zu werden verſpräche, ſie gegen Verführung bewahren zu wollen. Mathilde verſprach dem Sterbenden Alles was er wollte, und er ſchied beruhigter von hinnen.

Selten wohl hat die Natur ein zugleich ſo reizendes und gutes Weſen gebildet, als es Albertine war. Von den Fehlern der Mutter hatte ſie keinen geerbt, ſondern war vielmehr, trotz des ihr täglich gegebenen böſen Beiſpiels, das fleißigſte, ordentlichſte und ernſteſte Weſen von der Welt. In ihren ſchönen, tiefblauen Augen ſpiegelte ſich die reinſte Herzensgüte ab; ihr Lächeln war eben ſo ſanft als anmuthig und ihre Häuslichkeit übertraf die aller ihrer jungen Bekannten. Schon als

ſie faſt noch ein Kind war, ſah man ſie die ſonſt gänzlich im elterlichen Hauſe vernachläſſigte Ordnung aufrecht erhalten, auch ſorgte ſie mit der größeſten Zärtlichkeit für die Bedürfniſſe ihres armen Vaters, der ohne ſie oft am Nothwendigſten Mangel gelitten haben würde; ja, ſie ſchämte ſich ſelbſt ſolcher Arbeiten und Beſchäftigungen nicht, die unter ihrem Stande waren. Mit allen dieſen Vorzügen verband ſie eine bezaubernde, ihnen die Krone aufſetzende Beſcheidenheit; wie die Roſe nicht weiß, wie ſchön ſie iſt und welchen Duft ſie in die Lüfte haucht, ſo wußte auch Albertine nichts von ihren großen Tugenden und Vorzügen.

Nur Eines fehlte dem trefflichen Kinde: Geiſt. Zwar war Albertine nicht eben bornirt, nicht ſehr zurück in ihren Begriffen und ſelbſt für den wenigen und unordentlich ihr zu Theil gewordenen Unterricht, nicht einmal ununterrichtet; allein ihr Verſtand war entweder von Natur nicht groß, oder, wie faſt anzunehmen ſteht, von den leichtſinnigen Eltern nicht gehörig ausgebildet worden; genug, ſie galt im Kreiſe ihrer jugendlichen Bekannten für ein zwar herzensgutes, aber wenig geiſtreiches Mädchen.

Zu ihrem Unglück verband ſie mit dieſem Mangel einen körperlichen Vorzug, der ihr von Vielen beneidet wurde: ſie war außerordentlich ſchön, ja, ſo ſchön, daß man bereits in der Stadt von ihr ſprach und das Heer

der Stutzer an den Fenstern ihres Hauses Parade machte, um sie zu sehen und von ihr gesehen zu werden.

Die Mutter war nicht wenig stolz auf diese Wohlgestalt ihres einzigen Kindes und begnügte sich jetzt mit den Huldigungen, die diesem dargebracht wurden, nachdem sie einsehen gelernt, daß es ihr schwerlich mehr gelingen würde, irgend einen Thoren in ihre eigenen Netze zu locken. Nach dem Tode ihres Gatten hatte sie, eine noch ziemlich junge Wittwe, freilich sich starke Hoffnung darauf gemacht, einen zweiten Mann zu finden und, um zu diesem Zwecke zu gelangen, alle Künste der Koketterie und der Toilette aufgeboten; allein ihr Ruf war so schlecht und die Art und Weise, wie sie ihren ersten Mann behandelt und in leibliches und geistiges Verderben gestürzt hatte, so allgemein bekannt geworden, daß Keiner an den von ihr ausgeworfenen Köder anbeißen wollte, obgleich es an Thoren und Leichtsinnigen in dieser großen Stadt nicht fehlen konnte.

Mathilde sah sich also in ihren Hoffnungen und Erwartungen bitter getäuscht; allein ihre Eitelkeit durfte trotz dem auf volle Befriedigung rechnen, da Albertine nicht nur das schönste Mädchen der Stadt zu werden versprach, sondern es bereits war. Zu ihrem Unglück entdeckte die Mutter auch noch eine hübsche Stimme an ihr, und dieser Umstand bewog sie zu dem Entschlusse, das musikalische Talent Albertinens nach Kräften auszu-

bilden, ſie aber, wenn ſich früher kein reicher Freier für die Tochter fände, der Bühne zu weihen, auf der ſie, nach ihrer Meinung, ein Stern erſter Größe werden müßte.

Allein Albertine hatte wohl eine hübſche Stimme, aber auch nur eine, die für das Zimmer ausreichte, jedoch durchaus kein Talent von der Natur empfangen, und ſo fiel ihr erſtes Debüt, das ſie nicht in ihrer Vaterſtadt, ſondern auf einer berühmten Hofbühne machte, welche die erſten Talente aufzuweiſen hatte, ſo jämmerlich aus, daß an einen zweiten Verſuch nicht mehr zu denken war. Auch hatte ſich das arme Kind durch das völlige Mißlingen des erſten ſo einſchüchtern laſſen, daß es zuerſt im Leben einen feſten Willen kund gab und beſtimmt erklärte, unter keiner Bedingung die Bühne wieder betreten zu wollen.

Vergebens bot die Mutter ihre ganze Beredſamkeit, ihre ganze Gewalt über Albertine auf, dieſe zu einem neuen Verſuche zu ermuntern; vergebens ſtellte ſie derſelben vor, daß Noth und Elend fortan ihr beiderſeitiges Loos ſein würde, wenn ſie von den ihr von der Natur geſchenkten Gaben keinen Gebrauch mache; Albertine hatte auf alle dieſe Vorſtellungen nur Thränen zur Antwort, aber ihr Entſchluß wurde nicht erſchüttert. Sie verſprach dagegen ihrer Mutter, Tag und Nacht arbeiten zu wollen, um ſie und ſich ſelbſt gegen drückenden Mangel zu beſchützen; ſie gelobte ihr, ſich auf's Aeußerſte einſchrän-

ken, an keine Freuden und Genüsse ihres Alters Ansprüche machen und Alles, Alles entbehren zu wollen, was nur das Leben zu schmücken vermag; allein Mathilde wurde keineswegs durch diese rührenden Versprechungen zufrieden gestellt. Sie wollte glänzen, wohlleben und nicht arbeiten, wie sie es bisher gewohnt gewesen war: aber die Quellen, woraus sie bisher geschöpft, waren gänzlich versiegt, so daß sie auf diese nicht mehr rechnen durfte. Sie hatte nämlich, wie dies so Viele in großen Städten thun, von ihren Schulden gelebt und selbst die Schwindelei nicht gescheut, um sich Mittel zu ihrem Unterhalte zu verschaffen. Den einen gutmüthigen Thoren hatte sie gläubig gemacht, indem sie ihm vorspiegelte, daß sie eine reiche Erbschaft zu erwarten habe; einen Andern vertröstete sie auf die Schönheit und das Talent ihrer Tochter, die, einmal Primadonna eines großen Theaters, im Stande sein würde, jedes ihrer Mutter gemachte Darlehn mit den reichlichsten Zinsen zu vergüten. Auf diese und manche andere Weise hatte sie sich immer Geld zu verschaffen gewußt; allein bald schenkte man ihren Worten keinen Glauben mehr, und als endlich Albertinens Debüt auf der Bühne total mißglückte, waren ihr alle Thüren und Kassen verschlossen, so daß sie in der That weder mehr aus noch ein wußte.

Das Schickſal ſchien ſich ihrer jedoch noch einmal annehmen zu wollen: ſie machte eine nicht ganz unbedeutende Erbſchaft und ſah ſich ſo in den Stand geſetzt, nochmals mit Glanz auftreten, ja, auf eine kurze Zeit ſogar ein Haus in jener Reſidenzſtadt machen zu können, in welcher ſie ſich damals mit Albertinen aufhielt. Bei einer ſparſamen und vernünftigen Einrichtung, bei einer, wie die verſtändige und genügſame Albertine ſie wünſchte, wären Beide für die Folgezeit ihres Lebens gegen Mangel geſchützt geweſen, und gewiß hätte es der Tochter, bei ihrer ſeltenen Schönheit und ihren gemüthlichen Vorzügen unter dieſen Umſtänden nicht an einer paſſenden Partie gefehlt. Allein die Mutter dachte anders: ſie ſelbſt wollte glänzen und auch Albertine ein glänzendes Loos bereiten. Zu dem Ende machte ſie einen Aufwand, als wären ihr Hunderttauſende durch die Erbſchaft zugefallen, und es gelang ihr wirklich, Viele eine Zeit lang über ihre Verhältniſſe zu täuſchen.

Daß es Albertinen unter dieſen Umſtänden nicht an Bewerbern fehlte, läßt ſich denken; allein keiner dieſer Freier war Mathilden reich und vornehm genug, bis ſich der junge Graf von C., ein ungariſcher Magnat, auch in ihrem Hauſe einfand und ſich den übrigen Bewunderern Albertinens zugeſellte. Zwar ſprach er nie von einer beabſichtigten Heirath mit derſelben; allein er brachte ihr ſeine Huldigungen auf eine Weiſe dar,

daß die Mutter keinen Augenblick daran zweifelte, er werde die Grafenkrone auf Albertinens schönes Haupt setzen und diese als Gemahlin auf seine Stammgüter führen.

Um dieses heiß von ihr ersehnte Ziel um so eher zu erreichen, gab Mathilde sich mehr denn je das Ansehen einer reichen Frau, und vergeudete so in einigen Monaten den ganzen Rest ihrer Erbschaft.

Mochte der Graf von C. ihr Spiel durchschauen oder mochte er von vorn herein nie die Absicht gehabt haben, Albertinen zu seiner Gemahlin zu machen; kurz, er sprach noch immer nicht von einer ernstlichen Verbindung mit derselben, desto eifriger war er aber bemüht, sich in ihrer Gunst festzusetzen und ihr Neigung einzuflößen, was ihm um so leichter gelingen mußte, da er wirklich ein schöner und überdies interessanter Mann war.

Endlich vermochte Mathilde die gänzliche Zerrüttung ihrer Umstände, trotz aller Mühe, die sie sich gab, und aller Kunste, die sie anwendete, nicht länger zu verbergen. Sie hatte, wie früher, große Schulden gemacht und sah sich von ihren Gläubigern hart bedrängt; ja, sie stand sogar auf dem Punkte, eingezogen und in's Gefängniß gesetzt zu werden, denn in monarchischen Staaten ist das Schuldenmachen eine gefährlichere Sache, als in einer Handelsstadt, wie Hamburg, wo, wenn es aufs Aeußerste kömmt, ein Bankrott nicht nur von aller Verantwort-

lichkeit befreit und die Gläubiger für immer zum Schweigen bringt, sondern in besondern Fällen sogar zu wirklichem Reichthume verhilft.

Mathilde, die nicht aus noch ein wußte, entschloß sich endlich, sich dem Grafen von C. zu entdecken und ihn, dessen fast unermeßlicher Reichthum ihr bekannt war, um Hülfe und Rettung anzuflehen. Es mußten zwei tausend Gulden geschafft werden oder sie mußte in's Gefängniß wandern.

Der Graf war sogleich bereit, die nöthige Summe herzugeben, doch knüpfte er an diese Bereitwilligkeit eine kleine Bedingung: Albertine sollte sein werden. „Verstehen Sie mich aber recht, Madame," sagte er, der, obschon ein Lüstling, doch in seiner Art ein ehrlicher Mann war, „ich kann und werde Ihre Tochter nie heirathen; dies erlauben meine Verhältnisse nicht. Aber ich liebe Albertine und will sie glücklich machen, und auch Sie sollen auf meinen Schlössern ein Leben führen, wie Sie es zeither gewohnt waren und es Ihrer Neigung zusagt. Ich bin reich, wie Sie wissen, unabhängig und, das darf ich mir selbst sagen, generös von Natur. Bedenken Sie sich also bis morgen und theilen mir dann Ihren Beschluß mit. Das Geld steht zu Ihren Diensten, so wie wir über den bewußten Punkt einig mit einander sind."

Mathilde, die einestheils in der höchsten Noth war, und die andertheils auch ferner wohlleben wollte, gleichviel um welchen Preis, bedachte sich nicht lange, und der schändliche Handel wurde zwischen dem Grafen und der Mutter Albertinens abgeschlossen, ohne daß die letztere eine Ahnung davon hatte, daß sie verkauft und verrathen sei.

Es würde Dich und mich langweilen und ermüden, schloß der Dämon seine Erzählung, wenn ich Dir ausführlich mittheilen wollte, welche Künste von der Mutter und dem Grafen angewendet wurden, Albertinen in die Arme des letztern zu führen. Vielleicht würden Beide trotz dem nicht zum Ziele gekommen sein, da das Mädchen von Natur im höchsten Grade sittlich war, wenn die Leidenschaft den beiden Verbündeten nicht zu Hülfe gekommen wäre. Albertine liebte aber den Grafen mit der ganzen Innigkeit der ersten Liebe; ihm wurde von Mathilden jede Gelegenheit gewährt, seine Verführungskünste an der Unschuldigen zu üben, und eine schwache Stunde, die von der Mutter künstlich herbeigeführt worden war, vollendete das Werk. Albertinen, der Entehrten, blieb jetzt nichts weiter übrig, als dem Verführer zu folgen, wohin er sie führen wollte, und Mathilde begleitete sie auf die Güter des Grafen.

Eine Zeit lang schwieg die Reue bei Albertinen, die vom Sinnenrausch befangen und den Grafen mit heißer

Leidenſchaft liebend, ihr Loos, trotz ihrer Entehrung, für das glücklichſte von allen hielt, zumal da ſie auch ihre Mutter vollkommen zufriedengeſtellt ſah. Die Scene änderte ſich jedoch bald. Der Graf, welcher nicht eben zu den Beſtändigen gehörte, langweilte ſich bereits in ſeinem Verhältniſſe zu Albertinen, die ihm um ſo weniger auf die Länge genügen konnte, da er ein überaus geiſtreicher Mann war, und ſo kündigte er Mutter und Tochter an einem ſchönen Morgen an, daß er geſonnen ſei, ſich mit einer reichen, ihm ebenbürtigen Erbin zu vermählen, ſie daher bitten müſſe, ſein Schloß zu verlaſſen, weil ihr längerer Aufenthalt in demſelben der von ihm beabſichtigten Vermählung hindernd in den Weg treten könnte. Als ein „generöſer Mann" jedoch, wie er ſich ſelbſt bezeichnet hatte, ſetzte er für die verabſchiedete Geliebte ein Jahrgehalt von zweihundert Gulden aus, die ſie an einem beliebigen Orte verzehren könne.

Albertine wurde von dieſer Nachricht um ſo heftiger getroffen, da ihr Mangel an Scharfſinn ſie daran verhindert hatte, zu bemerken, daß der Graf immer kälter und gleichgültiger gegen ſie geworden war. Sie liebte ihn noch mit der ganzen frühern Leidenſchaft, und glaubte ſich ſo auch noch wie ſonſt von ihm geliebt. Sie warf ſich ihm unter Thränen zu Füßen; ſie flehte ihn mit der Angſt der Verzweiflung an, ſie nicht zu verſtoßen; er

aber blieb ungerührt, und Mutter und Tochter mußten schon nach wenigen Tagen das Schloß verlassen.

Was Wunder also, daß Albertine unter diesen Umständen in den Zustand gerieth, in dem wir sie an diesem Abende erblickt haben? Sie verfiel erst in eine tiefe Melancholie, dann in einen förmlichen Wahnsinn, und vereitelte dadurch die Pläne ihrer Mutter, die sie in der Hoffnung nach ihrer Vaterstadt geführt hatte, sie dort an irgend einen reichen Lüstling noch einmal zu verkaufen, wozu sie, trotz dem daß der Gram an der Blüthe ihrer Schönheit genagt hatte, noch hübsch genug war.

— „Und wovon ernährt sich jenes unnatürliche Weib jetzt?" fragte ich, als der Erzähler schwieg. „Die der unglücklichen Albertine von ihrem Verführer ausgesetzten zweihundert Gulden würden auch für die mäßigsten Bedürfnisse zweier Personen nicht ausreichen, geschweige denn für die einer Mathilde."

— „Sie werden auch von dieser größtentheils nur dazu angewandt," versetzte der Dämon, „einigen Putz, Schminke, Flitterstaat, kurz solche Dinge anzuschaffen, womit die Mutter sich noch immer zu schmücken liebt, und womit sie ihren gänzlich erloschenen Reizen einigen Relief zu geben glaubt, denn sie will noch immer gefallen."

— „Aber die Beiden müssen doch leben, essen, trinken, eine Wohnung, Kleidung u. s. w. haben?" . . .

— „Freilich müſſen ſie das; zu dieſem Behufe ſchreibt die Mutter rührende Bettelbriefe, worin ſie eine groſſe Fertigkeit erlangt hat, und nimmt das Mitleid gutmüthiger Menſchen für ſich in Anſpruch, indem ſie ſich auf das ihr vom Schickſal auferlegte Unglück beruft, eine wahnſinnige Tochter zu haben. Einen ſolchen Brief ſchrieb ſie, als wir ſie belauſchten, und es ſteht nicht zu bezweifeln, daß er ſeinem Endzweck nicht verfehlen werde."

Zweiter Abend.

Der Bankarottenr.

Meine Augen fielen auf eins der gröſſeſten und elegenteſten Häuſer der Altſtadt. Faſt in allen Gemächern erblickte man Licht und froh bewegtes Leben. In einem derſelben ſaß ein junger Mann im Kreiſe fröhlicher Genoſſen. Der Tiſch war mit Weinflaſchen und Gläſern beſetzt und die gelüfteten Stöpſel der Champagnerflaſchen lagen auf dem Boden umher. Die Wachskerzen waren

bereits ziemlich heruntergebrannt, was verrieth, daß man schon eine geraume Zeit beisammen gewesen.

Die Gesellschaft bestand aus lauter jungen Männern, deren Anzug, namentlich die in einem Winkel aufgehäuften, überaus kleinen grünen Käppchen, verrieth, daß sie sich dem gelehrten Stande gewidmet und wahrscheinlich Schüler des Gymnasiums wären. Ich hatte mich in dieser Voraussetzung nicht geirrt: der Dämon erklärte mir auf mein Befragen, daß einer dieser jungen Männer, den er mir bezeichnete, und der sich durch seine rohe, wüste Miene, sein unerträglich arrogantes Wesen auszeichnete, der Sohn des Hauses und ein angehender Gelehrter sei, der, da er schon am nächsten Tage zur Universität abgehen wolle, seinen Schulgenossen noch einen Abschiedsschmaus gebe.

Es herrschte in diesem Kreise nicht jene wohlthuende, unbefangene jugendliche Heiterkeit, die das vernünftige und gerechte Alter nicht nur der Jugend so gerne gönnt, sondern auf die es, von freundlichen Erinnerungen beschlichen, mit so großem innern Behagen blickt; sondern jene rohe, bacchantische und sinnlose Lustigkeit, die das bessere Gefühl empört. Es wurden zotige Lieder gesungen und noch zotigere Witze unter schallendem Gelächter von Diesem oder Jenem gerissen, und offenbar war Der der Held des Augenblicks, welcher das Allerschmutzigste mit einer drolligen Manier vorzutragen ver-

ſtand. Allen dieſen von Wein erhitzten Geſichtern ſah man es an, daß die heftigſten und zerſtörendſten Leidenſchaften bereits über ſie hingegangen; allen fehlte der Ausdruck der Unſchuld und ſittlichen Reinheit — und doch hatten die meiſten dieſer Genoſſen kaum das achtzehnte oder neunzehnte Jahr hinter ſich!

In einem andern Zimmer eben dieſes Hauſes hatte ſich eine Damengeſellſchaft verſammelt, welche ſich in Gruppen abgetheilt; Einige — die ältern Damen — beſchäftigten ſich mit dem edlen Kartenſpiel, und daß man ziemlich hoch ſpiele, ſah man an den erhitzten Geſichtern Einiger, die bedeutend verloren haben mochten. Die junge Welt dagegen hatte ſich zum Theil um das Fortepiano gruppirt, auf dem ein junges Mädchen mit einer faſt raſenden Fertigkeit, aber zugleich ohne alles Gefühl und allen Geſchmack, eine ſchwierige Piece vortrug, die eben keinen andern Werth hatte, als daß ſie ſchwierig war.

Wieder Andere hatten ſich, mit bunten Stickereien beſchäftigt, um die hellſcheinende Lampe verſammelt und flüſterten leiſe mit einander, über Putz, die neueſte Mode, die kleidſamſte Friſur, die theuerſten Seidenſtoffe, den modernſten Putzladen u. ſ. w. Die Geſichter faſt Aller ohne Ausnahme waren bleich, fade, geiſtlos und abgeſpannt; aus keinem dieſer hellblauen Augen blitzte Geiſt oder Genie; aus keinem Munde hörte man ein bedeut-

ſames Wort; kein Gegenſtand von nur irgend höherem Intereſſe wurde in Anregung gebracht; keine Saite berührt, die einen erfreulichen Klang von ſich zu geben vermochte; Alles war troſtlos, fade und abgeſtanden, was dieſe armen Kinder hervorbrachten.

So armſelig es nun aber auch in ihrem Geiſte und Gemüthe ausſah, ſo reich verziert, ſo koſtbar war dagegen ihre Umgebung. Das Geſellſchaftszimmer war mit den prachtvollſten Mobilien verziert; an den Wänden hingen treffliche, in reiche Goldrähme gefaßte Gemälde, auf die kein einziger Blick fiel; die Schlaguhr, auf einer marmornen Conſole ſtehend, war ein Meiſterſtück an Pracht und Geſchmack; in den herrlichſten florentiſchen Alabaſtervaſen prangten Bouquets von künſtlichen Blumen, die ſo natürlich gemacht waren, daß man ſie für wirkliche Blumen des Gartens hätte halten ſollen. Die Spiegel, die Trümeaux waren in Goldrähme gefaßt; ein perſiſcher Teppich bedeckte den Fußboden; Stühle und Sopha waren mit ſchwerem farbigen Seidenzeuge überzogen und die mit reichen Borten beſetzten Vorhänge von gelbem Seidendamaſt. Köſtliche Wohlgerüche erfüllten das Gemach; eine behagliche Wärme herrſchte, trotz der rauhen Winterzeit und der Räumlichkeit deſſelben in den entfernteſten Winkeln und für den Gaumen war durch ausgeſuchtes Backwerk und Eingemachtes aus allen Gegenden der Erde gleichfalls geſorgt. Ein reich-

gekleideter Livreediener präsentierte von Zeit zu Zeit auf vergoldeten Schüsselchen diese Leckereien und wurde selten zurückgewiesen.

In einem andern Theile des Hauses saß ein ziemlich corpulenter Mann mit einem vollen rothen Gesichte, dem man deutlich das innere Wohlbehagen ansah, vor einem eleganten Schreibtische von Accajouholze und blickte bald in eine neben ihm liegende lange Liste, bald beschrieb er eine der vor ihm aufgehäuften, mit Goldschnitt versehenen Einladungskarten, die er dann zu vielen andern, bereits beschriebenen legte, um sie gehörig trocknen zu lassen. Wie mir der Dämon sagte, sollte in diesem Hause nächstens ein großer Ball gegeben werden, der Alles übertrafe, was man bisher noch in der Art in Hamburg gesehen hatte, und der Hausherr schrieb eigenhändig die Einladungskarten dazu aus.

Auch an diesem deutete Alles auf außerordentlichen Reichthum. Er trug einen Schlafrock von geblümter Seide; ein gesticktes schwarzsammtnes Käppchen bedeckte den sich bereits zeigenden Mondschein seines Hauptes; in dem feingefälteten Hemde von holländischer Leinewand, das an Weiße den draußen auf der Gasse liegenden Schnee beschämte, glänzte ein Solitair von seltener Größe; die Füße steckten in grünen russischen, mit Gold gestickten Pantoffeln und an den Fingern schimmerte ein Siegelring von gravirtem Topas. Von Zeit zu Zeit that die-

ſer Mann einen Zug aus einem vor ihm ſtehenden Becher, der mit dem theuerſten und edelſten Weine angefüllt war, oder aus der feinen Havanazigarre, die das Gemach mit dem köſtlichſten Aroma erfüllte. Glück, Behaglichkeit und Zufriedenheit ſprachen ſich in der Geſtalt dieſes Mannes in einem ſo hohen Grade aus, daß man faſt verſucht geweſen wäre, dieſen von den Göttern ſo bevorzugten Sterblichen zu beneiden.

Die behagliche Ruhe deſſelben wurde jedoch bald durch den Eintritt eines Dieners unterbrochen. Der Hausherr wandte ſich auf das Geräuſch der ſich leiſe öffnenden Thüre halb auf ſeinem Seſſel um und fragte, als er den Diener erblickte:

— „Iſt ſchon angerichtet?“

— „Noch nicht,“ war die Antwort; „es iſt zu halb elf befohlen worden und erſt zehn Uhr ein Viertel.“

— „Nun, was wollt Ihr denn, Johann?“ fragte Jener mit einem faſt unwilligen Tone.

— „Es iſt Jemand da, der den Herrn dringend zu ſprechen verlangt,“ erwiederte der Diener ſchüchtern.

— „So ſpät? Ihr hättet den Zudringlichen abweiſen ſollen.“

— „Er ließ ſich nicht abweiſen, obgleich ich ihm mehrmals wiederholte, daß der Herr wichtige Geſchäfte hätten. Er ſagte, daß die Sache die größeſte Eile habe und von der äußerſten Wichtigkeit ſei.“

— „Für ihn oder für mich?"

— „Darüber ließ er ſich nicht aus."

— „So führt ihn herein; ſollte er aber zu lange bleiben, mich über die Gebühr aufhalten wollen, ſo kommt, Johann, und ſagt, daß angerichtet ſei."

— „Wohl!" verſetzte der Diener und entfernte ſich.

Schon nach wenigen Augenblicken drängte ſich die Geſtalt eines jungen, bleichen und faſt armſelig gekleideten Mannes, dem Sorge, Angſt und Kummer aus jeder Miene des vor der Zeit gealterten Geſichtes herausſah, ſchüchtern und leiſe durch die nur halbgeöffnete Thür in das Zimmer, an deſſen Eingange er, ſeinen Hut in der Hand haltend, in demüthiger Stellung ſtehen blieb.

— „Was will Er?" herrſchte ihn der Hausherr mit barſchem Tone an, dem ein einziger, auf den Eingetretenen geworfener Blick geſagt hatte, daß er es mit einem vom Glücke vernachläſſigten Manne zu thun habe.

— „Um Gottes Barmherzigkeit willen, Erbarmen, Nachſicht, Herr B.!" flehte der Arme mit zitternder Stimme.

— „Wie, ein frecher Bettler wagt es zu mir auf mein Zimmer zu dringen, und das um dieſe Stunde noch?!" rief der Angeredete mit einem vor Zorn glühenden Geſichte. „Da ſoll ja der Teufel d'rein fahren, wenn er will! Haben wir denn keine Geſetze, keine Polizei, die Einem Ruhe vor ſolchem Bettelvolke verſchaffen könnte?

Marſch, ſage ich, marſch, im Augenblick! oder ich laſſe die Polizei kommen und Ihn arretiren!"

— „Ich bin kein Bettler," verſetzte der Angefahrene, ſich Muth faſſend; „ich verlange Nichts von Ihnen, Herr B., als einige Tage Aufſchub, als die Prolongation eines kleinen Wechſels von fünfhundert Mark Banco, deſſen Reſpittage morgen abgelaufen ſind, und der, wie ich erfahren habe, ſich in Ihren Händen befindet."

— „Ach ſo!" verſetzte der Hausherr; „Er iſt alſo G., den ich beim Handelsgericht habe verklagen laſſen müſſen? Aus der Sache kann aber nichts werden: Er muß bezahlen oder einkommen."

Das letztere Wort wollte nicht recht über die Lippen des reichen Mannes — wir werden bald hören, aus welchem Grunde — und er ſprach es nur leiſe aus.

— „Ich würde mich vielleicht noch halten können," verſetzte der Unglückliche, „wenn ich nur Zeit gewinne; ich habe ſogar einige Hoffnung" . . . . Er ſagte die letzten Worte nur ſtockend, denn er wußte, daß er eine Lüge ſagte.

— „Kann Er ein Pfand, eine genügende Sicherheit geben?" fragte der Reiche.

— „Meine Mobilien, Alles was ich beſitze, iſt verpfändet; ich bin ſehr, ſehr unglücklich in meinen kleinen Speculationen geweſen, Herr B., und beſitze

Nichts mehr auf Erden, als mein braves Weib und drei noch kleine Kinder. Um mein Unglück zu vermehren, erwartet meine Frau jeden Augenblick ihre Niederkunft; es würde ihr Tod ſein, wenn jetzt bei uns gepfändet würde; ſie iſt beſſere Tage gewohnt geweſen, Herr B.," fügte der Arme hinzu, eine Thräne zwiſchen ſeinen Wimpern zerdrückend; „o, wenn Sie wüßten, Herr B.!" Er konnte vor Thränen nicht weiter ſprechen.

— „Die Sache geht ihren ordentlichen Gang," verſetzte der Hartherzige; „ich ſitze an dem Wechſel, wenn ich nicht Alles aufbiete, ihn einzutreiben; man wird mir wegen deſſelben einen Prozeß an den Hals werfen, wenn ich irgend Etwas verſehe, und mir wird nichts übrig bleiben, als Seine Schuld zu bezahlen oder mich Jahrelang vor Gericht mit den Indoſſenten herum zu katzbalgen; dazu habe ich aber keine Luſt."

— „So bezahlen Sie die Kleinigkeit, Herr B.!" flehte der Arme, ſeine abgemagerten Hände gegen ihn ausſtreckend; „zahlen Sie die Summe, die für Sie ſo wenig, für mich Alles, Alles iſt, weil das Leben meiner braven, unglücklichen Frau daran hängt! Ich weiß," fügte er mit reſignirtem Tone hinzu, „daß ich verloren, ein ruinirter Mann bin; allein ich wünſche mein Weib aus dieſem Schiffbruche zu retten, ſein Leben zu erhalten, das unrettbar verloren ſein würde, wenn das Unglück mich in dieſer Zeit träfe. Späterhin will ich mich

Allem unterwerfen, was Gott und das Schicksal über mich verhängen; nur jetzt, nur für die nächsten vier bis fünf Wochen erfahre meine arme Frau nicht, daß ich ein völlig ruinirter Mann bin, und Alles wird gut gehen, wenn Sie, Herr B., Nachsicht gegen mich üben."

Herr B. hatte, während Jener redete und flehete, an seinen Einladungskarten fortgeschrieben, als sei der Unglückliche gar nicht mehr gegenwärtig. Dieser, dem die Verzweiflung einen ungewöhnlichen Muth gab, trat an den Schreibtisch des Reichen hin, und sagte mit entschiedenem Tone:

— „Sie müssen mich retten, Herr B., Sie müssen es!"

— „Ich muß es?" versetzte Dieser mit einem ironischen Lächeln; „ei, das ist mir ja etwas ganz Neues? Und weshalb muß ich, wenn es Ihm beliebt?"

— „Weil wir allein durch Sie unglücklich geworden sind, Herr B." sagte der Arme mit fester Stimme. „Meine Frau führte als Mädchen den Namen R., dessen Sie sich noch wohl erinnern werden. Sie war die einzige Tochter einer begüterten Wittwe, die Vertrauen zu Ihrer Redlichkeit habend, Ihnen ihr ganzes Vermögen anvertraute. Sie machten bankrott und meine Schwiegermutter kam um Alles. Ich war mit

der Tochter verſprochen und liebte ſie, nicht ihres Geldes, ſondern ihrer Tugenden wegen, und heirathete ſie, nachdem ihre arme Mutter an dem Schrecken über den durch Sie erlittenen Verluſt geſtorben war. Mit Nichts fing ich meine Wirthſchaft, meinen kleinen Handel an, und das Glück zeigte ſich mir nicht günſtig. Sehen Sie, Herr B., daß Sie müſſen, wenn nur ein Funke von Menſchlichkeit und Gerechtigkeit in Ihnen iſt!" ſchloß G. ſeine Rede, bei der ihm der Angſtſchweiß über die Stirn trof.

Auch Herrn B. war, während G. ſprach, nicht eben zum Beſten zu Muthe geweſen, das ſah man ſeiner Miene an; denn jedesmal, wenn er an ſeinen Bankarott erinnert wurde, bemächtigte ſich ſeiner ein zugleich peinliches und zorniges Gefühl, obgleich eben dieſer den Grund zu ſeinem jetzigen Vermögen gelegt und ihn zu dem reichen Manne gemacht hatte, der er jetzt war.

Nachdem er ſich aber von ſeinem erſten Schrecken erholt hatte, gewann ſein Geiz die vorige Herrſchaft über ihn, und mit vor Zorn bebender Stimme rief er:

— „Wenn er ſich jetzt nicht aus dem Staube macht, Er Unverſchämter, ſo rufe ich meine Dienerſchaft und laſſe die Wache kommen, um Ihn feſt zu nehmen."

— „Thun Sie das, Herr B.“ verſetzte der Andere mit dem Muthe der Verzweiflung; „thun Sie das; ich wanke und weiche nicht von der Stelle.“!

— „Bei Gott! ſo Etwas iſt mir noch nicht in meinem eigenen Hauſe geboten worden!“ rief B., kirſchroth vor Wuth im Geſichte. Er erhob ſich, zog an der Klingel und befahl dem eintretenden Bedienten, den wahnſinnigen, unverſchämten Bettler fortzuſchaffen, den er zu ihm eingelaſſen habe.

— „Jetzt gehe ich,“ ſagte G., „ich wollte es nur nicht thun, bis ich Alles verſucht hätte; jetzt gehe ich, Herr B. — mögen Sie nie bereuen, mich ſo von ſich fortgewieſen zu haben!“

Wilde Verzweiflung ſprach ſich in ſeinen Mienen und Bewegungen aus; der Diener, welcher ſie wahrnahm, wurde von Mitleid ergriffen und reichte dem Unglücklichen auf dem Vorſaale einen Gulden, weil er ihn wirklich für einen gewöhnlichen Bettler hielt.

— „Behaltet Euer Geld, guter Freund, ich bedarf keines mehr!“ ſagte G., das ihm dargebotene Geldſtück nicht annehmend, mit verwilderter Miene, und damit ſtürzte er zum Hauſe hinaus.

— „Es iſt angerichtet!“ rief Johann mit leiſem, furchtſamen Tone in das Zimmer hinein.

— „Gut, ich werde gleich kommen!“ war die Antwort. „Aber höre Er, Johann, wenn er dieſen

Menſchen je wieder in mein Zimmer läßt, ſo verliert Er ſeinen Dienſt; laſſe Er ſich das geſagt ſein!"

— „Wohl, Herr!" erwiederte der Diener und entfernte ſich.

Herr B. aber warf ſeinen ſeidenen Schlafrock ab, vertauſchte ihn mit einem ſaubern Leibrocke, zog, ſtatt der Pantoffeln, Stiefeln an, und erſchien ſchon nach wenigen Minuten mit freundlich lächelnder Miene im Geſellſchaftsſaale, wo er der vornehmſten anweſenden Dame den Arm bot, um ſie, wie es ſich gebührte, an den oberſten Platz der reich beſetzten Tafel zu führen. Auch die wüſten jungen Leute hatten ſich dabei eingefunden, und es ging alſo recht fröhlich bei Tiſche her.

An eben dem Tage, wo Herr B. ſeinen großen Ball gab, über den man ſchon wochenlang vorher in den Zirkeln der Stadt geſprochen hatte, war das Eis auf der Alſter zum Treiben gekommen, und zu Aller Freude zeigte ſich der herrliche, tiefblaue Fluß wieder in ſeiner ganzen Schönheit.

Doch nicht allein dieſes Schauſpiel lockte eine neugierige Menge an die Ketten im Jungfernſtieg, die das Alſter-Baſſin einſchließen, ſondern ein anderer Gegenſtand nahm ſeine Schauluſt und Aufmerkſamkeit in Anſpruch, und ich ſelbſt befand mich zufällig mitten unter dem bunten Haufen, der ſich in immer dichteren

Kreiſen heran drängte, um von den Alſterſchiffern eine Leiche herausfiſchen zu ſehen, die nahe bei dem nach dem Badehauſe führenden Stege auf die Oberfläche des Waſſers gekommen war, ſo wie die Eismaſſen ſich dort gelöſ't hatten.

Ein einziger auf das bleiche, faſt gänzlich entſtellte Geſicht der Leiche geworfener Blick ſagte mir, wen ich vor mir habe: es war der unglückliche G., den die Verzweiflung an jenem Abende, wo ich ihn und ſeinen Gläubiger belauſcht, in die kalten, todbringenden Fluthen geführt hatte.

Ich mochte nichts weiter ſehen, konnte es mir aber nicht verſagen, am Abende an dem Hauſe des Herrn B. vorüber zu gehen. Es war von oben bis unten erleuchtet; die Hausthür ſtand weit offen; die Treppen waren, bis zur Gaſſe hinab, mit ſcharlachrothen Teppichen belegt; die Dienerſchaft ſtarrte von Gold; glänzende Equipagen mit reich geſchmückten Herren und Damen fuhren vor; ihre Inſaſſen ſtiegen aus und jeder Dame wurde beim Eintritt ein Blumenſtrauß gereicht, der theuer ſein mochte, denn nur noch in den Treibhäuſern fand man Blumen. Man erzählte ſich, dieſer Ball habe Herrn B. einige Tauſende gekoſtet.

Dritter Abend.

Das Ehepaar.

Meine Blicke blieben, nachdem ſie lange umhergeſchweift, ohne ſich auf einen beſondern Gegenſtand zu heften, auf einem ſehr großen, nicht eben dauerhaft, aber im eleganteſten Styl erbauten Hauſe ruhen.

In der mittlern Etage deſſelben hatte man ein, den Reſten nach zu ſchließen, überaus frugales Abendbrot zu ſich genommen, ganz gegen die hamburgiſche Gewohnheit, wo eben zu Abend in den reichen oder angeſehenen Häuſern größere Leckereien aufgetiſcht zu werden pflegen, als am Mittage, wo derbere, in der Regel trefflich bereitete Speiſen an der Tagesordnung ſind.

Auf dem elegant gedeckten Tiſche, den ich unter mir erblickte, ſtanden nur noch einige Schnitte von

ſchwarzem Brote in einem allerliebſt lackirten Brotkorbe, ein Reſtchen wenig einladend ausſehender Butter und ein Endchen Wurſt. Wein ſchien an dieſer Tafel nicht gefloſſen zu ſein, denn man erblickte weder eine Weinflaſche, noch Weingläſer; dagegen bezeugte eine dickbäuchige Waſſerkaraffe, daß die Bewohner des Hauſes entweder Anhänger der Homöopathie oder irgend eines Mäßigkeitsvereines ſein müßten, indem ſie, ganz gegen die Sitte der Begüterten dieſer, durch ihr Wohlleben berühmten Stadt, dem Waſſer den Vorzug vor dem edlen Safte der Trauben gegeben.

Das Zimmer zeigte mir einen Mann und eine Frau von ſehr verſchiedenen Jahren und eben ſo verſchiedenem Anſehen. Der Mann war jung, hübſch, wohlgenährt und vollwangig, und das die Militairperſon verrathende ſchwarze Schnurrbärtchen ſtand ganz allerliebſt zu der blühenden Lippe und Farbe des Antlitzes; die Geſtalt war überaus zierlich und die Haltung vortrefflich.

Ganz das Gegentheil von dieſem, in der That hübſchen Manne war die weibliche Perſon, die die fatalen Vierzig ſichtbar ſchon längſt hinter ſich hatte. Sie war lang, unangenehm mager, ſchlecht und knochicht gebaut und hatte einen durchaus vernachläſſigten Anſtand, wie Perſonen von ungewöhnlicher Leibeslänge ihn oft zu haben pflegen, wenn in ihrer Jugend nicht auf ihre

Haltung geſehen worden. Das Geſicht, auf dem ſich bereits einige verrätheriſche Runzeln zeigten, hatte einen höchſt widerwärtigen, gemeinen Ausdruck, und man erblickte weder geiſtreiche, noch gutmüthige Züge in demſelben. Die lange, ſpitzige Naſe und der ſchmale, feſt zuſammengekniffene Mund, die ſpindeldürren, etwas gekrümmten, gleichſam zum Haſchen eingerichteten Finger gaben dieſer Erſcheinung das unverkennbare Gepräge des Geizes und der gemeinen Habſucht.

Die Schöne ſchien, nachdem ſie ſich geſättigt, dem mohnbekränzten Gott nicht widerſtehen zu können, der uns ſo leicht nach der Mahlzeit beſchleicht; denn ſie hatte ſich in eine Ecke des Sophas zurückgelehnt und die Augen geſchloſſen, während die männliche Perſon mit leiſen Tritten auf dem prachtvollen Teppich einherſchritt und ſeine Zigarre rauchte, an der er mehr Vergnügen finden mochte, als an der Converſation mit ſeiner theuren Ehehälfte, weshalb er dieſe hatte einſchlafen laſſen, während er jene eifrig in Brand erhielt.

Von Zeit zu Zeit warf er, einen Augenblick ſtill ſtehend, einen prüfenden Blick auf die ſchlafende Gattin; dann, als dieſe durch ein höchſt unharmoniſches Schnarchen deutlich verrieth, daß ſie vollſtändig die Beute des Morpheus geworden ſei, ſchlich er auf den Zehen zu einem auf dem Tiſche ſtehenden Körbchen, prüfte die

darin enthaltenen Schlüssel lange mit den Augen, griff endlich hinein und zog mit behenden Fingern einen Schlüssel hervor, den er mit einer hastigen Bewegung in die Westentasche steckte, worauf er noch einen, wie es mir vorkam, unruhigen Blick auf die Schlummernde warf und sich leise, leise aus dem Zimmer entfernte.

Ich gestehe, daß mir dieser Mann, in seiner zarten Sorgfalt, den Schlummer seiner geliebten Ehehälfte nicht zu stören, die beste Meinung von sich einflößte, ja, daß ich ihn gleichsam wegen derselben bewunderte und das Glück dieses ungleichen Paares fast beneidete. Indeß änderte sich die Scene bald und ich wußte nicht recht, was ich denken und sagen sollte. Ich sah nämlich meinen Sohn des Mars, so wie er die Zimmerthür leise und mit der größesten Behutsamkeit hinter sich zugemacht hatte, mit schnellen Schritten die Treppen bis zum Souterrain hinabeilen, sah, wie er in diesem angelangt, ein Endchen Wachslicht, ein chemisches Feuerzeug und den aus dem Schlüsselkorbe seiner Frau herausgenommenen Schlüssel hervorzog, das Licht vermittelst des Feuerzeugs anzündete und die zum Speise- und Weinkeller führende Thür aufschloß, worauf er in denselben eintrat und mit dem Lichte alle darin befindlichen Gegenstände genau untersuchte.

Nachdem er auf dieſe Weiſe das Terrain gehörig recognoscirt hatte, ſtellte er das Lichtſtümpfchen auf einen der im Keller befindlichen Börter, griff nach einer der vielen, im Winkel gelagerten Weinflaſchen, entkorkte ſie mit dem bei ſich geführten Korkzieher, that einen tüchtigen Zug daraus und ſchritt dann dazu, eine Schnitte von dem an einem Balken hängenden, bereits angeſchnittenen Schinken mit ſeinem Taſchenmeſſer abzuſäbeln, worauf er ſie mit dem ſichtbarſten Wohlbehagen verzehrte, indem er zu gleicher Zeit der entkorkten Weinflaſche ſo tapfer zuſprach, daß man bald auf den Boden derſelben ſah. Mit der gehaltenen heimlichen Mahlzeit noch nicht zufrieden, ſprach er auch noch dem kalten Braten zu, und hielt endlich ſeinen Nachtiſch mit einigen Aepfeln, die in einem Körbchen auf dem unterſten Bort ſtanden.

Nachdem er ſich geſättigt und ſich durch die Unterſuchung der gegen das Licht gehaltenen Flaſche überzeugt hatte, daß er keinen Tropfen darin gelaſſen, ſtellte er ſie zu andern leeren Bouteillen in den Winkel, unterſuchte ſorgfältig, ob ſein Wachsſtümpfchen auch keinen Fleck zurückgelaſſen habe, entfernte ſich aus dem Keller, ſchloß dieſen wieder hinter ſich zu, indem er zugleich horchte, ob ſich auch kein Geräuſch im Hauſe vernehmen ließe, that ſein Lichtendchen aus und ſteckte Alles wieder in die Taſche.

Wie ein Dieb bei nächtlicher Weile, ſchlich er dann auf den Zehenſpitzen die Treppen wieder hinauf, ſchlüpfte in das Zimmer, in dem ſeine Ehehälfte, ohne Ahnung von dem, was ihr widerfahren war, noch immer ihr Verſchläfchen hielt, ließ, in dieſem angelangt, den Kellerſchlüſſel leiſe wieder in den Korb gleiten und weckte dann die ſüß Schlummernde, deren Schulter er ſanft berührte, mit den zärtlichen Worten:

— „Wach' auf, mein Engel! Es iſt ſchon ſpät, wir wollen zu Bett gehen."

— „Ach, Georg," ſagte ſie, ſich die Augen reibend, „warum mußteſt Du mich gerade jetzt wecken? Ich hatte einen ſo angenehmen Traum!"

— „Es thut mir leid, mein Engel," verſetzte er; „aber es iſt, wie bereits geſagt, ſchon ziemlich ſpät; das Feuer im Ofen iſt ſeit einer Stunde ausgegangen und es wird ſchon recht kalt im Zimmer. Es könnte Dir ſchaden, wenn Du länger fortſchliefeſt, ohne gehörig zugedeckt zu ſein, daher weckte ich Dich auf."

— „Mein Traum, mein ſchöner Traum!" ſagte ſie, die langen Arme gähnend in die Höhe ſtreckend und alle ihre unſchönen Glieder dehnend, wie eben Erwachte es zu thun pflegen.

— „Was träumte Dir denn, Gretchen?" fragte er, ihr die Hand reichend, um ihr beim Aufſtehen vom Sopha behülflich zu ſein.

— „Von einem Schatze, den wir Beide entdeckten, Georg," erwiederte sie; „von einem großen Klumpen Gold, den wir in unserm Keller fanden, und eben wollte ich nach ihm greifen, als Deine Stimme mich aufweckte."

— „Wer weiß, was in unserm Keller verborgen ist?" versetzte er lächelnd. „Jetzt aber komm und setze Dein Schläfchen im warmen Bette fort, wo möglich auch Deine angenehmen Träume."

Sie folgte ihm und Beide gingen in das Nebenzimmer.

— „Das Räthsel dieser Ehe und dieser seltsamen Erscheinung mußt Du mir lösen," wandte ich mich an den Dämon. „Ich gestehe Dir, daß ich überaus neugierig bin, zu erfahren, aus welchem Grunde dieser Mann sich in seinem eigenen Speisekeller gleichsam selbst bestahl."

— „Und doch gehörte im Grunde wenig Scharfsinn dazu, den Schlüssel zu diesem Geheimnisse zu finden," versetzte der Dämon lächelnd. „Wisse also, weil Du die Mühe zu scheuen scheinst, Dein Nachdenken anzuspornen, daß der junge hübsche Mann, den Du gesehen hast, vor seiner Verheirathung ein so armer Schlucker war, wie es nur einen geben kann. Da er weder Neigung noch Gelegenheit hatte, sich Kenntnisse zu erwerben, sah er sich genöthigt, die Muskete zu er-

greifen, und das Glück war ihm in sofern hold, daß er es bald bis zum Unterofficier brachte.

Indeß nahm der Krieg ein Ende, viele Soldaten und Officiere wurden entlassen, weil man ihrer Dienste nicht mehr bedurfte und ihr Unterhalt eine unnütze Last für den Staat gewesen sein würde; so sah sich unser Georg wieder auf dem Straßenpflaster, ohne zu wissen, was er anfangen sollte.

— „Du bist ein hübscher Kerl und mußt eine gute Partie zu machen suchen," sagte ihm eines Tags, wo er fast an Glück und Leben verzweifelte, einer seiner ehemaligen Kameraden, der so glücklich gewesen war, eine kleine Anstellung zu finden.

— „Ja, eine gute Partie!" antwortete ihm Jener mit einem tiefen Seufzer; „wo finde ich die? Ein armer Teufel wie ich und eine gute Partie, das sind die beiden äußersten Enden der Möglichkeit!"

— „Bei Deiner Figur und Deinem hübschen Gesichte ist das so schwer nicht als Du denkst, und wenn Du nur den gehörigen Muth hättest, über gewisse Dinge hinweg zu sehen, so wüßte ich schon etwas für Dich."

— „Laß hören!" versetzte Georg. „Ich habe auch in diesem Punkte mehr Muth, als Du vielleicht glaubst. Giebt es vielleicht in dieser guten Stadt eine reiche Ein-

äugige, Lahme oder Bucklichte, die ſich gern unter die Haube gebracht ſähe?"

— „Die, welche ich Dir zugedacht habe, iſt weder einäugig, noch lahm, noch verwachſen," verſetzte der Andere; „dagegen aber ſchon etwas alt, nicht eben reizend, und, was ſchlimmer als alles dieſes iſt, ein wahrer Geizteufel; ſie hat jedoch mehr Geld, als Du in Deinem Leben wirſt verbrauchen können, und wenn Du die Sache beim rechten Ende anfäſſeſt, ſo iſt ſie Dein."

— „Der Teufel ſoll mich holen, wenn ich nicht mit beiden Händen zugreife!" rief Georg. „Zeige mir den Schatz, und ich hebe ihn, ſowahr ich ein ehrlicher Kerl bin!"

— „Folge mir, ich werde Dir Deine Zukünftige ſchon in einer kleinen halben Stunde zeigen," erwiederte ihm der Andere. „Du wirſt vielleicht einige Monate Fenſterparade machen, an dem Hauſe Deiner Schönen täglich wohl zehnmal vorüber gehen, verliebte Blicke zu ihr emporwerfen müſſen; da Du aber völlig unbeſchäftigt biſt und ſo nichts Beſſeres zu thun haſt, wirſt Du alles dieſes leicht können."

— „Nichts leichter auf der Welt, als das!" verſetzte der hocherfreute Georg. „Jetzt aber nenne mir das Goldmädchen, ſofern Du nicht Deinen Scherz mit

mir getrieben haſt, was ich Dir, bei einer ſo ernſten Angelegenheit, ſehr übel nehmen würde."

— „Keinen Scherz, Georg, habe ich mir mit Dir erlaubt, ſondern die Sache verhält ſich in allem Ernſte ganz ſo, wie ich Dir geſagt habe. Du wirſt, da Du ſchon früher hier wareſt, gewiß von dem ſteinreichen Wucherer ✲ ✲ gehört haben, dem die ganze Reihe Häuſer in der ✲ ✲ ✲ Straße zugehört? Dieſer beſitzt zu ſeinem vielen Gelde auch noch eine Tochter, die er zwar nicht ganz ſo zärtlich liebt, wie ſeine Geldkiſte, aber doch hinlänglich, um ſie nicht an den erſten beſten armen Schlucker loszuſchlagen, der ſich um ihren Beſitz bewarb; denn Leute, die Vermögen haben und in Anſehen ſtehen, bewerben ſich ſchon deshalb nicht um das Mädchen, weil der Vater, als anerkannter Wucherer, in einem allzuſchlechten Rufe ſteht; auch kann wohl ſchwerlich eins reizloſer ſein, als das arme Kind. Der Vater hatte aber noch einen andern Grund, ſich bisher der Heirath ſeiner Tochter zu widerſetzen: ſie erſpart ihm einen Schreiber oder Comptoirgehülfen, da ſie eine gute Hand ſchreibt und es in der edlen Rechenkunſt mit dem fertigſten Rechner in dieſer Stadt aufnimmt. So iſt denn das arme Grethchen alt und kalt geworden, wie man zu ſagen pflegt; daß es aber der Neigung zum Heirathen nicht entſagt hat, geht aus dem Umſtande hervor, daß es ſich fleißig am Fenſter

zeigt, ſich nach jungen hübſchen Männern, die etwa vorbeigehen, gern umſieht und ſich nach Möglichkeit herauspuzt; denn der alte Harpax verwendet nicht eben viel auf die Toilette ſeiner Tochter"

— „Er wird ſie mir aber eben ſo wenig geben wollen, als andern „armen Schluckern," wie Du Dich artig ausdrückſt," wandte Georg ſeufzend ein.

— „Gewiß würde er das nicht," verſetzte der Freiwerber; „aber er wird bald nicht mehr die Macht haben, ſie am Heirathen zu verhindern, denn er liegt, wie ich gewiß weiß, auf den Tod."

— „Das verändert die Sache," ſagte Georg, „und ich will mein Heil verſuchen."

Er that, wie ihm ſein Freund gerathen hatte, und machte ſich nur zu bald, theils durch ſein wirklich ſchönes Aeußere, theils durch ſein fleißiges Vorübergehen, dem reichen Gretchen bemerkbar, ſo daß er es ſchon nach wenigen Wochen wagen durfte, den Hut grüßend zu berühren, wie Militairperſonen zu thun pflegen, ſo wie er ſie am Fenſter erblickte. Erſt ſtellte ſie ſich, als ob ſie ſeinen Gruß nicht bemerke; dann grüßte ſie wieder; dann ſah ſie ihm mit lang vorgeſtrecktem Halſe nach, ſo oft er am Fenſter vorüber ging, und als endlich ihr Vater das Zeitliche wirklich geſegnet und ſie zur unumſchränkten Gebieterin ihrer angenehmen Perſon gemacht hatte, durfte Georg es ſchon wagen, der

trauernden Tochter seine Dienste anzubieten, die gern angenommen wurden, und endlich sogar seine Hand und sein Herz, die man noch lieber acceptirte.

So ward Georg, der Vielbeneidete, der glückliche Gatte des reichen Gretchens, und schon versammelte sich das Heer solcher Freunde um ihn, die gern gut essen und trinken, gelegentlich auch einmal die Hand in des reichen Freundes Beutel stecken, als Gretchen, die den Geiz ihres Vaters zugleich mit seinem vielen Gelde geerbt hatte, der lockern Wirthschaft durch ein Machtwort ein Ende machte, wozu sie sich stark genug fühlte, nachdem die Flitterwochen der Ehe vorüber waren.

Gewiß würde Georg Mann genug gewesen sein, seinen Willen gegen den seiner Frau durchzusetzen; allein eine fatale Klausel in dem Testamente des verstorbenen alten Wucherers machte Gretchen, selbst wenn sie sich verheirathen sollte, zur unumschränkten Gebieterin des väterlichen Vermögens, und so blieb unser Georg, zumal da die Ehe noch immer unbeerbt war, von dem Willen seiner theuren Ehehälfte nach wie vor abhängig.

Gretchen aber wußte von der ihr durch das Testament des Vaters verliehenen Gewalt so klug Gebrauch zu machen, daß sie, wie bei den Ehen der Königinnen mit kleinen, unbedeutenden Fürstensöhnen, alle Gewalt allein in Händen hatte, und er sich durchaus in Nichts

einlaſſen durfte, was nicht mit ihren Neigungen übereinſtimmte. Selbſt da mußte er ſchweigen, als ſie eine Art von Hunger- und Erſparungsſyſtem bei ſich einführte, das durchaus nicht mit ſeinen Wünſchen übereinſtimmte.

Zu Anfang hatte er, da die Liebe ihm noch volle Gewalt über ihr Herz gab, ſich ein Pferd und einen Diener halten dürfen; da Gretchen aber dem erſtern heimlich den vorgeſchütteten Haſer wieder aus der Krippe nahm, ſtarb es bald an Kraftloſigkeit; dadurch wurde der Diener, der ihr ſtets durch ſeinen guten Appetit ein Gräuel geweſen war, auch überflüſſig, ſo daß er den Abſchied erhalten konnte.

Als ein kluger Mann weiß ſich jedoch Georg zu helfen. Er, dem Alles daran liegen muß, ein für ihn günſtiges Teſtament von ſeiner Gattin zu erzielen, ſchmeichelt ihr auf alle nur erdenkliche Weiſe, thut ihr in Allem ihren Willen und betrügt ſie heimlich, ſo viel er kann. Du ſelbſt ſabeſt," ſchloß der Dämon ſeine Erzählung, „wie er ſich in dem Speiſekeller ſeines Hauſes für das ihm aufgetiſchte kärgliche Abendbrot ſchadlos hielt; auch außer dem Hauſe findet er, von dem man weiß, wie reich ſeine Frau iſt, genug willige Leute, die ihm Geld und Credit gegen gute Zinſen und ſeine zukünftigen Hoffnungen nach Wunſch und Be[illegible]iß geben. Er hat eine ſehr hübſche Geliebte in

einem entfernten Winkel der Stadt, artige Kinder mit derſelben und eine zweite, wenn auch nicht ſo große, doch comfortablere Wohnung, in der er vergnügte Stunden mit der hübſchen Perſon zubringt, die ſeine ganze Neigung beſitzt, und die er zu heirathen gedenkt, ſobald ſeine geizige Ehehälfte ihn durch ein günſtiges, von ihr erſchlichenes Teſtament und ihren ſeligen Tod dazu in den Stand ſetzt.

Wie lange dieſes Ehepaar aber noch anſcheinend glücklich mit einander leben wird, muß dem Zufalle anheim geſtellt bleiben. Für den Augenblick beneidet man noch Gretchen und bewundert faſt noch mehr ihren muſterhaften Ehemann.

Vierter Abend.

Der Herzenskreund.

Zu einem dem Anſcheine nach noch jungen Manne, in deſſen abgelebten Geſichtszügen es ſich jedoch deutlich ausſprach, daß er, wie man hier zu ſagen pflegt, „etwas mitgemacht," trat ein Zweiter haſtig in das Zimmer, in dem der Erſtere ſchreibend, unter Papieren und Büchern vergraben, am Pulte ſaß.

Alles in dieſem Gemache verrieth, daß ich einen Gelehrten vor mir habe. Die darin herrſchende Unordnung, das große, faſt eine ganze Wand einnehmende Bücherrepoſitorium, in dem man keineswegs elegant gebundene Octav- und Duodezbände, weder Gedichtſammlungen, die deutſchen Claſſiker, noch Miniaturbibliotheken oder mit Goldſchnitt verzierte Taſchenbücher, ſondern beſtäubte Folianten und Quartanten, Lexica, das Corpus juris und die Pandecten, den vielbändigen Andreoſ-

ſon u. ſ. w. wahrnahm, ſo wie ein großer Actenſchrank, ſagten mir, daß ich meine Blicke in dem Heiligthume eines Prieſters der Themis umherſpazieren ließe, und faſt fühlte ich mich von einem heiligen Schauer ergriffen.

Der Inſaſſe dieſes gelehrten Zimmers ſchrieb ſo eifrig, daß ihm das Oeffnen der Thür hinter ſich entging, und er alſo gleichſam zuſammenſchrak, als er ſich plötzlich von zwei Armen feſt umſchlungen fühlte. Er ließ die Feder fallen, die, zu ſeinem großen Aerger, einen Fleck auf dem von ihm beſchriebenen Papier machte, und ſah ſich nach Demjenigen um, der ihn ſo unerwartet mit ſeinen Liebkoſungen gleichſam erdrückte.

— „Wilhelm!“ rief dieſer mit dem Tone der innigſten Herzlichkeit, „Wilhelm, endlich! endlich!“ Er vermochte vor Rührung und Freude nicht mehr zu ſagen, und Thränen perlten ihm über die gebräunte Wange.

— „Mein Gott, Eduard, Du?!“ ſagte unſer Gelehrter, nicht mit freudig bewegter, ſondern kleinlauter, faſt erſchrocken klingender Stimme. „Weißt Du wohl,“ fügte er hinzu, „daß Du mich erſchreckt, recht ſehr erſchreckt haſt?“

— „Ich wollte Dich überraſchen,“ verſetzte Jener, der in der Freude ſeines Herzens den Vorwurf überhörte, der in dem Worte: „erſchreckt,“ für ihn lag, „und habe mich den ganzen langen Weg auf dieſen Augenblick gefreut. O, wie hat mir die Hoffnung, Dich nach ſo

langer Trennung wieder zu ſehen, Dich, mein Wilhelm, in meine Arme zu ſchließen, gleichſam wie ein Stern auf der langen und gefahrvollen Fahrt auf dem Ocean vorgeleuchtet! Als ich daher landete, was eben erſt geſchah, flog ich ſogleich zu Dir; Alles, Alles iſt vergeſſen, was mich ſeither quälte, drückte und beängſtigte; habe ich Dich doch wieder, Dich, den Freund meiner Jugend, das Ideal meiner Träume von wahrer brüderlicher Freundſchaft!"

— „Du biſt, wie ich höre, noch immer der alte Schwärmer und Enthuſiaſt," verſetzte der Gelehrte mit einer etwas verlegenen Miene, indem er die Feder wieder aufnahm und an der Fahne derſelben zupfte.

— „Das müſſen Dir ſchon meine Briefe geſagt haben," erwiederte ihm der Andere; „ich ſchrieb Dir mit jedem vom Cap nach Europa abgehenden Schiffe; Du wirſt ſie doch empfangen haben?"

— „Freilich habe ich das," verſetzte Wilhelm, „und ich gebe Dir mein Ehrenwort darauf, Eduard, daß ich mich faſt kindiſch über jeden Deiner Briefe, über die fortwährenden Beweiſe von Liebe und Anhänglichkeit gefreut habe, die Du mir gabſt."

— „Das erwartete ich auch von Dir, Wilhelm," ſagte Jener, „und ſo ſchrieb ich Dir, ſo oft ich konnte, obgleich ich mich keiner Zeile Antwort, keines Lebens-

und Liebeszeichens während dieſer langen vier Jahre der Trennung von Dir zu erfreuen hatte."

— „Ich" . . . verſetzte Wilhelm ſichtbar verlegen und ſtockend, indem er aus einer offen neben ihm ſtehenden Tuladoſe eine große Priſe nahm; „ich" . . .

— „Keine Entſchuldigung, Wilhelm!" rief Eduard, ſeine Verlegenheit nicht bemerkend. „Ich weiß, daß Du mir ſo oft geantwortet haſt, als es Dir nur immer möglich war — kenne ich doch Dein Herz, Deine Freundſchaft! — aber ich war weniger glücklich als Du, und empfing von allen Deinen Briefen nicht einen einzigen, was mir oft trübe Stunden machte, mich aber keinen Augenblick zu der Ungerechtigkeit gegen Dich verleitete, an Deiner Liebe und Treue zu zweifeln: müßte ich das, Wilhelm, dann wäre es aus mit meinem Glauben an Menſchenwerth und an Freundſchaft. Nannte man uns in der Schule doch immer nur Oreſt und Pylades, wegen unſerer Unzertrennlichkeit: ich denke, die Benennung ſoll noch jetzt auf uns paſſen."

— „Gewiß!" ſagte der Gelehrte, auf deſſen erdfahlen Wangen ſich jedoch bei dieſer Betheuerung ein leiſer Anflug von Röthe zeigte, und der es nicht wagte, ſeinem Freunde in das Auge zu blicken.

— „Jetzt, Wilhelm," nahm Eduard wieder das Wort, „jetzt rede mir von Ihr: wie ſteht es um meine Hoffnungen auf Mariens Beſitz? Iſt ſie mir treu geblie-

den? Haſt Du ihr meine Briefe, die ich in die an Dich ſchloß, zu treuen Händen übergeben? Freute ſie ſich über dieſelben und über die günſtigen Ausſichten, die ſich durch meinen Fleiß und das Lächeln des Glücks für unſere Liebe eröffnet hatten?"

— „Ich weiß Dir darauf keine Antwort zu geben, Eduard," verſetzte der Gelehrte, der ſeine Verlegenheit nicht länger zu verbergen vermochte.

— „Keine Antwort?" fragte Jener verwundert; „keine Antwort? Sie redete alſo niemals mit Dir über mich? Hatte ich Dich doch an ſie gewieſen und ihr in meinem erſten Briefe vom Cap geſagt, daß Du um Alles wiſſeſt, daß Du mein Freund, mein zweites Ich ſeieſt, und ſie Dir volles Vertrauen ſchenken möge?"

— „Auf Ehre, Eduard," betheuerte der Gelehrte, dem große Schweißperlen auf der Stirn tropften, „auf Ehre, Marie hat mir nie von Dir geredet!"

— „So iſt ſie treulos geworden," verſetzte der junge Mann erbleichend: „ſo hat mir ein Anderer ihr Herz geraubt, während ich, zu ſtolz um mich ohne hinlängliches Vermögen um die Hand eines reichen Mädchens zu bewerben, im fernen Welttheile dem Glücke nachjagte? Sag' es nur gerade heraus, Wilhelm," fügte er nach einer Pauſe, eine Thräne zwiſchen den Wimpern zerdrückend, hinzu: „Marie iſt mir untreu geworden, iſt

auf immer für mich verloren, vielleicht ſchon die Gattin eines andern Mannes?"

Der Andere blieb ihm die Antwort ſchuldig und käuete an ſeiner Feder.

— „O die Weiber! die Weiber!" rief der Liebende mit dem Tone des höchſten Schmerzes. „Wie ſehr haben Diejenigen Recht, die ſie fliehen, verachten, ſie des Wankelmuths beſchuldigen! Wie habe ich dieſe Marie nicht geliebt, wie feſt nicht auf ihre Treue gebaut, wie heilig, wie rein, wie treu hielt ich ſie nicht, und doch konnte ſie mich verrathen, doch in den Armen eines Andern der Schwüre vergeſſen, die ſie mir im Angeſicht des Himmels geleiſtet!"

— „Aber es ſoll ihr nicht ſo hingehen," fuhr er nach einer Pauſe fort, während welcher er mit raſchen Schritten das Zimmer mehrmals durchmeſſen hatte. „Die Welt ſoll erfahren, wer ſie iſt; ich will durch eine That der Verzweiflung den Nimbus von ihrem Haupte reißen, womit ſie ſich vielleicht klug zu umgeben gewußt hat! Wiſſen ſoll man, welch ein falſches, treuloſes Herz ſie im Buſen trägt, welche Schlange ſie, mit der ſüß und unſchuldig lächelnden Miene, iſt! An meinem Leben liegt mir nichts mehr — — ich will mich unter ihren Fenſtern erſchießen und einen Brief zurücklaſſen, worin ich erkläre, was mich zu dieſer That der Verzweiflung getrieben hat!"

BIBL. UNIVERS. LIPS.

— „Du biſt außer Dir, Eduard!“ ſagte der Gelehrte, dem das Herz vor Furcht faſt hörbar in der Bruſt ſchlug; „Du biſt außer Dir, und weißt nicht, was Du redeſt! Sich ſo um ein Weib zu haben, welche Thorheit!“

— „Du haſt nie geliebt, darum redeſt Du ſo vernünftig,“ verſetzte Jener in der höchſten Aufgeregtheit; „Du lernteſt die Frauen, wie Du mir ſelbſt geſtandeſt, früh von der ſchlechteſten Seite kennen, und ſo überraſcht Dich das nicht, was mich jetzt zur Verzweiflung bringt. Ich aber, Wilhelm, ich erhielt meine Jugend fleckenlos; das Flehen meiner theuren ſterbenden Mutter, den Verlockungen der Sünde und der Sinnenluſt zu widerſtehen, wurde mein Schutzgeiſt auf dem Pfade des von tauſend Verſuchungen umſtellten Lebens, und wenn die Sünde mir mit ſüßem Lächeln winkte, wenn ſie ihre farbigen Kränze vor mir ausbreitete, dann trat das Bild der bleichen, ſterbenden Mutter zwiſchen ſie und mich, und ich war gerettet. Dir, Armen, wurde es nicht ſo gut, ich weiß es: die Natur hatte Dir viel Temperament gegeben — Du ſtraucheltest und fieleſt oftmals, daher bemächtigte ſich Deiner nach und nach ein Widerwille, eine Verachtung gegen die Frauen, die Dich ſchon früh zu dem Entſchluſſe beſtimmte, nie Dein Schickſal an das eines ſo wankelmüthigen Weſens ketten zu wollen. Ein Hageſtolz wollteſt Du werden, Wilhelm —

werde es! rufe ich Dir ganz im Gegentheile von früher zu, werde es, um Dich vor solchen Qualen zu bewahren, wie ich jetzt empfinde!"

— „Du bist ein Mensch, der gleich Alles auf die Spitze treibt," versetzte Wilhelm; „ein Exaltirter, ein" ...

— „Narr, sprich es nur aus," fiel ihm Eduard in die Rede. „Aber gleichviel, ich bin nun einmal so, wie ich bin, und kann mich nicht anders machen. In meinen Adern rollt das feurige italienische Blut des Vaters: ich muß lieben und hassen bis in den Tod. Nenne mir aber, ich flehe Dich an, den Namen Dessen, der mir Mariens Herz und Besitz geraubt hat; bezeichne mir ihre Wohnung, und" . . .

— „Daß ich ein Narr wäre!" unterbrach Wilhelm seine Rede, sich den Angstschweiß von der kahlen Stirn trocknend. „Du würdest, in der Hitze und Uebereilung des Augenblicks dumme Streiche machen, und ich trüge die Schuld davon. Werde erst ruhiger, bringe Dein tobendes Blut, das Dir schon so manchen bösen Streich gespielt hat, erst wieder in einen ruhigern Fluß, und Du sollst Alles erfahren."

— „Es wird nicht ruhiger werden, wie es jetzt ist," versetzte Eduard; „hoffe nicht, mich gefaßter, als in diesem Augenblick, zu sehen. Ich habe das Mädchen wahrhaft geliebt; es war überdies meine erste Liebe, und ich setzte mich allen nur erdenklichen Gefahren aus, um mir

ihren Beſitz zu erringen. Du und Marie, Wilhelm, Ihr Beide waret mir Alles auf der Welt; für Euch hätte ich tauſendmal mein Leben aufgeopfert, jeden Tropfen meines Herzbluts langſam verſpritzt, und jetzt ſehe ich mich ſo von ihr behandelt, von ihr, die ſo heiß zu lieben ich mir oft zum Vorwurfe machte, da ich unſre Freundſchaft dadurch beeinträchtet glaubte!"

Der arme junge Mann überließ ſich ſo ſehr ſeinem Schmerze, daß er mit verhülltem Geſichte in das Sopha ſank und laut weinte.

Sein Freund wußte nicht, was er thun, auf welche Weiſe den ihm Ueberläſtigen entfernen ſollte, deſſen Gegenwart ihm mit jedem Augenblick peinlicher und gefahrdrohender wurde. Er ſchritt im Zimmer auf und nieder und ſah bald nach der Wanduhr, bald auf den in ſeinen Schmerz verſunkenen Eduard. Was hätte er wohl darum gegeben, ſich aus dieſer Situation gerettet, befreit zu ſehen! Ich glaube, das Honorar ſeines fetteſten Prozeſſes wäre ihm kein zu theurer Preis dafür geweſen.

Da ließen ſich, als ſich eben Wilhelm in dem von der Thür entfernteſten Theile des ziemlich großen Zimmers befand, leiſe Tritte auf dem Vorſaale vernehmen. Ahnungsvoll und faſt zu Tode erſchreckt, flog der Gelehrte zur Thür, um das ihn bedrohende Unheil abzu-

wenden; allein es war zu spät — es überkam ihn trotz seiner Eile.

— „Der Diener hat aufgetragen," ließ sich eine weibliche Stimme vernehmen, indem sich zu gleicher Zeit ein blondes Lockenköpfchen und ein allerliebstes, aber bleiches Gesicht in der halb geöffneten Thür zeigte.

Der Ton dieser Stimme schien Eduard wie ein electrischer Schlag zu berühren; er ließ die Hände von seinem Antlitze sinken und stand mit einem Satze mitten im Zimmer. Wilhelm aber wandte sich um und trat an das Fenster, gegen dessen kalte Scheiben er die glühende Stirn drückte.

— „Marie!" rief Eduard mit einem Tone, der keine Beschreibung leidet; „Marie!" .... Er wollte mehr sagen, aber der Athem stockte ihm in der Brust, deren Wandungen sein heftig klopfendes Herz zu zersprengen drohte.

Die junge Frau schien gleichsam wie vom Schlage gerühret zu sein; ihr Gesicht wurde erst mit einer lebhaften Röthe überzogen, dann erschien es noch bleicher, als es vorher schon gewesen war; ein heftiges Zittern ergriff ihre Glieder, die Knie wankten unter ihr, und sie schien einer Ohnmacht nahe zu sein.

Eduard bemerkte ihren Zustand und eilte auf sie zu, um sie am Niedersinken zu verhindern. Dies schien ihr

ihre Beſinnung wieder zu geben; ſie winkte ihm mit der Hand, ſich fern von ihr zu halten, und er gehorchte ihr.

Der Gelehrte hatte während dieſer Scene Zeit gehabt, ſich auf das zu beſinnen, was jetzt von ihm geſchehen müſſe, und mit einem Geſichte, worauf zwar die Bläſſe des Todes, aber auch zugleich kalte Entſchloſſenheit lag, trat er zu den Beiden.

— „Mein Herr," wandte er ſich an den ihn mit verwilderten Blicken anſtarrenden Eduard, „Sie ſehen, wie hier die Sache ſteht, und werden, ſo hoffe und erwarte ich von Ihnen, die Ruhe meines Hauſes reſpectiren."

— „Ich ſoll verſtehen, mir dieſes Räthſel zu löſen wiſſen?" fragte Eduard, der wirklich Nichts begriff, obgleich Alles auf der Hand lag. „Was ſoll ich verſtehen, Wilhelm?" fragte er nochmals.

— „Sie müſſen Ihren Verſtand unter den Tropen verloren haben, wenn Sie das nicht thun, ohne daß ich mich deutlicher gegen Sie erkläre," verſetzte Jener mit erzwungener Ruhe.

— „Wie Marie hieher kömmt, in Dein Haus kömmt, Wilhelm, das ſoll ich wiſſen?" ſagte der arme junge Mann, indem er bald Marie, bald den Freund mit verwirrten Blicken anſah.

— „Nun, ich denke, daß ſie, als meine Gattin, das volle Recht hat, in dieſem meinem Hauſe zu ſein," verſetzte Wilhelm, und ſich an ſeine Frau wendend, füg-

te er hinzu: „Du wirst gut thun, Dich zu entfernen, mein Kind; dieser Mensch ist, wie Du siehst, außer sich, und seine Nähe könnte Dir in Deinem gegenwärtigen Zustande Gefahr bringen.“

— „Nein,“ versetzte Marie mit entschlossenem Tone, „nein, mein Herr, ich entferne mich nicht, und will auch meinerseits ein Räthsel von Ihnen gelöst sehen. Sie sagten mir vor zwei Jahren, daß dieser Mann, den ich jetzt lebend vor mir sehe, und den ich eben so heiß und innig liebte, als betrauerte, auf seinen Reisen unter die Kaffern gerathen und von ihnen erschlagen worden sei; ja, Sie zeigten mir sogar einen Brief, den Sie von einem Handelsfreunde des vorgeblich Verstorbenen empfangen zu haben behaupteten, worin alle Umstände seiner Ermordung genau angegeben waren, und“....

— „Ich erhielt wirklich einen solchen Brief,“ stotterte der Gelehrte, „und sagte Dir keine Unwahrheit“....

— „Das ist eine offenbare Lüge!“ rief Eduard, der endlich Alles durchschaute, auch seinen vermeinten Freund. „Ich entfernte mich während der drei Jahre, die ich am Cap zubrachte, nicht auf zwei Tage aus der Capstadt, und es konnte Dir daher Keiner eine so unwahre Nachricht melden. Der Brief, den Du vorzeigtest, war also ein falsches Document, und Du ließest ihn wahrscheinlich, um das arme Mädchen zu hintergehen, von irgend einem Helfershelfer schreiben.“

— „Sie beleidigen mich, mein Herr! Ich werde Ihnen einen Injurienprozeß an den Hals hängen; Sie ſollen einſehen lernen, daß Sie ſich gegen einen Mann meines Standes nicht Alles erlauben dürfen, was Ihnen Ihre unſinnige Hitze in den Mund giebt!“ rief der Rechtsgelehrte mit verſtelltem Zorne, hinter welchem er ſeine Beſchämung zu verbergen ſtrebte.

— „Auf ſolche Waffen verſtehe ich mich nicht,“ verſetzte Eduard, der plötzlich kalt und ruhig geworden war; „aber wohl auf andere. Marie, unglückliches, von einem Buben betrogenes Weib,“ wandte er ſich an dieſe, „Marie, ich bitte Dich, ich flehe Dich an, entferne Dich jetzt, und nimm die Verſicherung mit Dir, daß, wenn es mir möglich geweſen wäre, Dir dieſe Entdeckung und dieſen Schmerz zu erſparen, ich freudig mein Leben dafür hingegeben haben würde. Ich habe Dich für dieſe Welt verloren,“ fügte er, eine Thräne zwiſchen ſeinen Wimpern zerdrückend, mit ſchmerzlich bewegter Stimme hinzu; „aber für mein Herz Dich gerettet, das Dich noch ganz ſo liebt, wie früher. Leb' denn wohl, Marie, leb' wohl für dieſes Leben! Ich werde, wenn Du noch Glück und Ruhe auf Erden finden kannſt, beide nie mehr ſtören, ſondern unter die Kaffern und Hottentotten, die dieſer Menſch als blutdürſtige Ungeheuer verleumdet, meinen Schmerz und meine Menſchenverachtung tragen.“

Marie, welche ſeiner Bitte nicht zu widerſtehen vermochte, warf noch einen letzten Blick, worin ihr ganzes Herz lag, auf den noch immer geliebten Mann, und entfernte ſich mit wankenden Schritten; Eduard ſah ihr lange ſinnend nach, dann trat er zu dem treuloſen Freunde und fragte ihn mit kaltem Tone:

— „Wann und wo, mein Herr?“

— „Ich bin Bürger, Gatte, und bald, wie Sie bemerkt haben werden, Vater,“ verſetzte Wilhelm, „und ſchlage mich alſo nicht mit Ihnen, mein Herr. Als Rechtsgelehrtem liegt es mir überdies ob, die beſtehenden Geſetze zu reſpectiren.“

— „So lebe und ſündige fort, Mann des Rechts!“ rief Eduard mit verächtlichem Tone. „Es giebt aber einen höhern Richterſtuhl; vor dem wirſt Du Dich mir ſtellen und Rede und Antwort wegen meines und jenes Engels gemordeten Glücks ſtehen müſſen!“

Er entfernte ſich und eilte dem Hafen wieder zu, um ſich auf dem erſten ſegelfertigen Schiffe nach Africa einzuſchiffen.

Fünfter Abend.

Die Verlobungsscene am Sterbebette.

Mein von der in den Gemächern der Reichen herrschenden Pracht und Ueppigkeit fast ermüdetes Auge wandte sich an diesem Abende einer jener menschlichen Wohnungen zu, wie sie von allen Städten wohl allein das reiche Hamburg aufzuweisen hat, wenigstens sind mir ähnliche, so weit mich meine Reisen auch führten, an keinem andern Orte vorgekommen.

Zehn, zwanzig und wohl noch mehr Stufen führen oft in die Erde hinab; Dunkelheit und Feuchtigkeit streiten sich um den Vorrang; ein ekler Modergeruch, durch die beständige Feuchtigkeit und das häufige Ueberschwemmen derselben vom Wasser erzeugt, dringt aus ihnen hervor; sie sind mit Fliesen oder Felssteinen ge-

pflaſtert und haben, außer dem Vorplatze, gewöhnlich nur eine einzige enge Stube, die zugleich zum Schlaf- und Wohngemache, und wenn der Inhaber derſelben ein Handwerk treibt, zugleich auch zur Werkſtatt dient. Alle Winkel ſind vollgepfropft, theils mit Käſten, Tonnen, Hausgeräth u. ſ. w., theils mit Betten und den zum Winter angehäuften Vorräthen. Giebt indeß ein nach der Gaſſe hinausgehendes Fenſter nur einigermaßen Licht, ſo ſieht man ſicher einige Blumen in Scherben vor dieſem Fenſter ſtehen.

Der Keller, auf den meine Blicke gefallen waren, bot den ärmlichſten, ödeſten und troſtloſeſten Anblick dar, und war augenſcheinlich von der bitterſten Armuth bewohnt. Auf einem elenden Lager, deſſen Anblick durch den daran haftenden Schmutz noch widerlicher wurde, lag ein noch ziemlich junger Mann, augenſcheinlich im Sterben. Sein bleiches, völlig abgemagertes Geſicht, die ſpitzige Naſe, die tief in ihre Höhlen zurückgeſunkenen Augen, der röchelnde Athem und ein ſich von Zeit zu Zeit erneuender Huſtenanfall ſagten mir, daß der Unglückliche an der gräßlichſten aller Krankheiten, an der Schwindſucht, darnieder läge, und ſeine ſtieren, faſt immer auf denſelben Punkt gerichteten Blicke, das gläſerne Auge, die ſich nur noch mühſam hebende Bruſt deuteten darauf hin, daß ſein Ende nahe ſei. Eine dunkel brennende Oellampe warf einen matten

Schein auf das bleiche Antlitz des Sterbenden und gewährte zugleich einem noch ziemlich jungen und hübſchen Weibe das nöthige Licht zu der vorgenommenen Arbeit, mit der es ſich ziemlich ämſig beſchäftigte. Es brachte, wie es mir ſchien, einen Schmuck für ſein Haupt, eine Haube, in Ordnung, und das Wohlgefallen daran ſpiegelte ſich in ſeinen Blicken deutlich ab, ſo oft es die Haube auf die Hand nahm und ſie, den Kopf hin und her drehend, von allen Seiten betrachtete; ja, dieſe Betrachtung abſorbirte es ſo gänzlich, daß es des Sterbenden darüber vergaß, auf den auch nicht ein einziger Blick fiel.

Die Scene änderte ſich jedoch bald; die zum Keller führende Thür öffnete ſich, und ein junger Kerl von höchſt widerlichem Aeußern, deſſen Kleidung nicht nur zerlumpt, ſondern auch arg beſchmutzt war, trat in das Sterbezimmer.

— „Nun," ſagte er mit jenem rauhen, heiſeren Tone, wie er Brantweintrinkern eigen zu ſein pflegt, indem er die ſchmutzige Mütze auf den zerbrochenen, nur noch auf drei Beinen ſtehenden Tiſch warf, „nun, Katharin, iſt es noch immer nicht aus? Du glaubteſt ſchon geſtern, daß es zu Ende mit ihm kommen würde, und er lebt noch?"

— „Der Doctor machte mir Hoffnung dazu," verſetzte das Weib, die Hand mit der Haube auf den

Schooß ſinken laſſend; „wie Du aber ſiehſt, Mathias, hat er ſich geirrt, und wer weiß, wie lange es jetzt noch dauern kann!“

Sie ſeufzte bei dieſen Worten tief auf und warf einen flüchtigen Blick auf den Sterbenden.

— „Du mußt Geduld haben, Katharin, und den Muth nicht verlieren,“ tröſtete ſie Jener; „es geht in der Welt nicht immer ſo, wie man wünſcht!“

— „Du haſt gut ſprechen,“ ſagte das Weib; „Du weißt nicht, was ich nun ſchon ſo viele Wochen ausſtehe: weder bei Tag noch bei Nacht Ruhe, und dabei oft nicht den Biſſen Brot im Keller!“

— „Ich habe auch auf 'nen Troſt für Dich gedacht,“ verſetzte der, den das Weib Mathias genannt hatte, indem er eine jener platten, geriefelten Flaſchen aus der Taſche zog, worin der gemeine Mann — wie man die niedre Volksklaſſe in Hamburg zu nennen pflegt — ſein Lieblingsgetränk, die Panacée für Alles, was ihn quält, drückt und beängſtigt, den Brantwein, bei ſich zu tragen pflegt. „Da trink 'mal: das giebt Courage!“ fügte er hinzu, indem er ihr die Flaſche reichte, aus der er zuvor einen langen und tiefen Zug gethan.

Das Weib ſchien ſchon längſt in die Zauber dieſes Göttertranks eingedrungen zu ſein, denn es verzog keine Miene, nachdem es der Aufforderung des Andern Genüge geleiſtet.

Der Sterbende, welcher ſich bisher völlig ruhig verhalten und durch keinen Laut, durch keine Bewegung verrathen hatte, daß er Antheil an dem nähme, was um ihn her vorging, wurde durch den Anblick der Flaſche wie electriſirt; er murmelte einige unverſtändliche Worte, weil die Sprache ihm bereits ihre Dienſte verſagte, und ſtreckte die zitternden, abgemagerten Hände gegen die Beiden aus.

— „Nichts da!“ rief Mathias mit einem abſcheulichen Lachen, indem er die Flaſche wieder einſteckte; „nichts da! Das paßt nicht mehr für Dich, guter Freund; würdeſt nur den Huſten davon bekommen! Der Teufelskerl hat's noch nicht ſatt,“ wandte er ſich dann an das Weib, „obgleich es ihm der Doctor mit klaren Worten geſagt hat, daß er ſich dadurch umgebracht. Aber willſt Du noch 'nen Schluck, Katharin, ſo ſteht er zu Dienſten.“

— „Gieb!“ ſagte das Weib; „mir iſt ſonderbar zu Muthe, ich habe heute noch nichts Warmes gehabt.“

— „Ei, es iſt nichts mehr darin,“ verſetzte der Andere, der die wieder hervorgezogene Flaſche gegen die Lampe gehalten hatte; „Du mußt 'nen hölliſchen Zorn gehabt haben, Katharin. Aber gieb Dich nur zufrieden: zum Glück bin ich heute noch ſcharf; ich verdiente ein gutes Trinkgeld.“

Er entfernte ſich mit dieſen Worten aus dem Keller, kehrte aber ſchon nach wenigen Minuten mit der geliebten Flaſche zurück, die er ſich im nahgelegenen Schnapsladen mit „ächtem Gottswort" hatte anfüllen laſſen. Beide tranken jetzt um die Wette, bis ſie kaum mehr wußten, wo ſie waren, und thaten ihr inneres Behagen durch einen lauten Geſang kund, der durch das Sterbegröcheln des in Agonie Liegenden auf eine grauſenhafte Weiſe accompagnirt wurde.

— „Höre Katharin," ſagte dann der brantweinſelige Mathias, verliebte Blicke aus ſeinen kleinen, tiefliegenden Augen auf ſie werfend, „höre, mach's mir nur dies Mal nicht wieder ſo, wie das erſte Mal, wo Du mich ſchändlich hinter's Licht führteſt, und Der da" — er wandte ſich um und zeigte mit der Hand auf den Sterbenden — „den Vorzug vor mir erhielt, weil er die Terne in der Lotterie gewonnen hatte, und Dir den Mantel geben konnte, wonach ſo lange ſchon Dein Sinn ſtand. Das war ein häßlicher, heimtückiſcher Streich von Dir, und ich habe ihn Dir lange nachgetragen."

— „Laß das doch gut ſein, Mathias," verſetzte das Weib mit lallender Zunge. „Jeder Menſch hat ſeine ſchwache Stunde, und ich weiß ſelbſt nicht, wie es kam, daß ich mich von ihm bereden ließ, ihn zu heirathen, ſtatt Dich. Ich glaubte wunder welch' ein

Glück zu machen; träumte schon, Madam zu werden, denn ich meinte, er würde mit dem vielen Gelde was Rechts anfangen und sich zum reichen Manne, mich zur reichen Frau machen. Auch konnte er ja noch öfter gewinnen, da er einmal die Terne gewonnen hatte. Da wär's ja sündlich gewesen, mein Glück mit Füßen von mir zu stoßen! Nachher kam's freilich anders, als ich's mir gedacht hatte, und ein Drittel nach dem andern wurde entweder im Schnapsladen von ihm vertrunken oder im Silentium verspielt, bis die Herrlichkeit ein Ende hatte. Da sah ich freilich ein, Mathias, daß ich mit Dir besser gefahren wäre; denn wenn Du gleich Dein Stück Brot gleichsam auf der Gasse suchen mußt, und, im Grunde genommen, eine garstige Profession hast, so hast Du doch Dein täglich Brot, was ich mit Diesem da nicht hatte."

— „Hm! meine Profession ist so garstig nicht, als Du denkst," versetzte der Andere, „und oft macht man, das schwöre ich Dir, bei Wegschaffung des Gassenkummers keine allzuschlechten Geschäfte. Es werden oft Sachen von Werth mit dem Kehricht aus dem Hause gebracht, silberne Eß- und Theelöffel sogar, der Schillinge nicht zu gedenken, die fast täglich im Gassenkummer vorkommen."

— „Ich will deine Profession auch nicht schlecht machen," sagte das Weib begütigend, „und wegen

meiner Treue kannſt Du in Zukunft außer Sorge ſein, Mathias: habe ich doch jetzt eine traurige Erfahrung gemacht!"

— „Das iſt ein vernünftiges Wort, Katharin," ſagte der verliebte Gaſſenkehrer, „und ich ſchwöre Dir, Du ſollſt es gut bei mir haben!"

— „Ich glaub's Dir! Ich glaub's Dir, Mathias!" erwiederte ihm das Weib, ihm die Hand reichend.

— „Darauf müſſen wir noch Ein's trinken," verſetzte er. „Aber beim Teufel, die Flaſche iſt ſchon wieder leer!" Er machte die Nagelprobe damit und es fielen nur einige wenige Tropfen auf den Boden.

In dem Augenblick ließ ſich draußen ein Pochen hören — Mathias hatte, als er aus dem Schnapsladen zurückkehrte, die zur Gaſſe führende Thür hinter ſich verſchloſſen — und eine rauhe Stimme begehrte Einlaß.

— „Das iſt mein Bruder, der Schlingel!" ſagte das Weib mit verdrießlichem Tone. „Was kann der ſo ſpät noch bei mir wollen?"

Das Pochen wurde ſtärker und man ſah ſich genöthigt zu öffnen, wenn man nicht wollte, daß ſich die Nachtwächter in die Sache miſchten.

— „Nun, was willſt Du denn noch?“ fragte Katharin mürriſch, indem ſie die Thür öffnete und den ungeſtümen Klopfer einließ.

— „Was ich will? — Was ich will?“ lallte der Eintretende, ein robuſter, vierſchrötiger Kerl mit aufgedunſenem, feuerrothen Geſichte. „Ein Nachtquartier will ich von Dir, Schweſter: mein Meiſter, Gott verdamm' ihn! hat mich ausgeſchloſſen, weil ich, wie er behauptete, zu ſpät nach Hauſe kam. Ich will's ihm aber ſchon eintränken!“ rief er, die Fäuſte ballend, „ihm und ſeiner Katze von Weibe, die an Allem Schuld iſt und ihn immer gegen ſeine Leute aufhetzt. Ich will zeitlebens ein Schuft heißen, wenn ich's ihm und ihr nicht nach Gebühr vergelte, daß ſie mir die Thür vor der Naſe zugemacht und mir mein Nachtquartier auf der Gaſſe angewieſen haben!“

Er warf mit dieſen Worten die Mütze auf den Tiſch und ließ ſich, da ihm das Stehen ſichtbar ſchwer wurde, auf eine neben dem Fenſter befindliche Bank nieder; er lehnte das ſchwere Haupt gegen die Fenſterbrüſtung und ſtreckte die Beine weit von ſich.

— „Ei ſieh, Du auch da, Mathias?“ ſagte er dann nach einer Pauſe, während welcher er mit ſtieren Blicken in der Wohnung umhergeſehen hatte; „Du auch da? Biſt wohl gekommen, die arme Katharin zu tröſten? Iſt er denn ſchon todt?“

— „Noch nicht, aber er kann's jetzt nicht lange mehr machen," verſetzte der Gefragte, welcher einen flüchtigen Blick auf den Sterbenden geworfen hatte; „Du hörſt ja, wie er röchelt."

— „Hör, Junge, haſt Du noch 'nen Schluck?" fragte der Bruder der Wittwe in ſpe, ohne ſich auch nur im Geringſten um den ſterbenden Schwager zu bekümmern.

— „Ich denke, Du haſt Deine Ladung, Johann," verſetzte Mathias; „auch iſt die Flaſche leer."

— „Ei leer, was leer!" rief Jener, einen blanken Drittel auf den Tiſch werfend. „Da haſt Du Geld, und jetzt ſchaff her!"

Mathias ließ ſich das nicht zweimal ſagen: mit zwei Sprüngen war er fort und wieder da, eine ganze Flaſche des Göttertranks unter dem Arme tragend.

Unſre Drei machten ſich tapfer daran; der Metzgerknecht wurde immer betrunkener und tobender, der verliebte Gaſſenkehrer immer verliebter. Man ſang, man machte abſcheuliche Scherze, man brachte Trinkſprüche auf das Wohl des künftigen Paares aus; man machte Pläne für die künftige Einrichtung; man gab einander den Verlobungskuß; man war ſo glücklich und zufrieden, als man es nur auf der Welt ſein kann.

Der Sterbende kämpfte indeß, von Keinem bemerkt, von Keinem beachtet, ſeinen letzten Kampf, und

war der Letzte von der Gesellschaft, welcher selig entschlief, aber zu einem Schlafe, aus dem er nicht wieder erwachen sollte. Seine Frau, sein Freund, sein Schwager waren, vom Gott des Weines und des Schlafes zugleich überrascht, auf den nackten Erdboden niedergesunken und ruheten hier wie auf Eiderdaunen im buntesten Durcheinander, während seine arme Seele den letzten Kampf mit dem Irdischen bestand.

Ich war so ergriffen, so durchschaudert von dem scheußlichen Bilde, das sich mir so eben gezeigt hatte, daß ich kein Wort zu meinem Begleiter zu sprechen, ihn um Nichts zu befragen vermochte; auch erklärte sich ja Alles aus dem Vorgegangenen von selbst.

— „Nun?" fragte mich der Dämon mit hämischem Tone, „wie gefällt Dir, der sich so oft bitter über die Verderbtheit der Reichen und Vornehmen gegen mich beklagt hat, dieses Nachtstückchen aus dem niedern Volksleben? Du glaubtest hier noch Treue, Redlichkeit, Seelenreinheit und Unschuld, Unverdorbenheit mit einem Worte, zu finden; bist Du durch das, was ich Dir zeigte, von diesem Wahne geheilt worden?"

— „Ich bin es!" sagte ich schaudernd, „und würde den wahrhaftesten Menschen, der mir dies als wirkliche Thatsache erzählte, der Lüge zeihen; und selbst jetzt, wo ich Alles mit meinen eigenen Augen gesehen, vermag ich kaum zu glauben, was ich gesehen habe!"

Die Thurmuhr verkündete Mitternacht und das ſcheußliche Bild verhüllte ſich vor meinen Blicken. Meine Seele aber war ſo krank, wie noch nie zuvor, und mein Glaube an die Menſchheit hatte den letzten Stoß erlitten.

Sechster Abend.

Der ſentimentale Liebhaber und ſein Freund.

In einem zwar nur kleinen, aber mit der höchſten Eleganz möblirten Zimmer in einem Hauſe der Neuſtadt zog eine überaus heftige Zankſcene meine Aufmerkſamkeit auf ſich.

Zu einem jungen, hübſchen Paare, das eben das Abendbrot mit einander einnahm, wobei der Flaſche von Beiden ſo tüchtig zugeſprochen wurde, daß ich eine ſehr nachtheilige Meinung von dem weiblichen Individuum bekam, ſtürzte ein kleines, dürres, völlig abgelebtes

Männchen in das Zimmer, das die Wuth einige Augenblicke sprachlos zu machen schien.

Eine Bombe, die unerwartet auf dem Tische geplatzt wäre, hätte das Paar wohl kaum mehr erschrecken können, als es der Anblick dieses Dritten that. Messer und Gabel waren Beiden aus den Händen gefallen; ihre eben noch so frisch blühenden, vom Weine erhitzten Wangen hatten sich mit Todtenblässe überzogen; sie wollten vom Stuhle aufstehen, vermochten es aber nicht, so hatte der Schrecken sie gelähmt.

— „Habe ich Euch endlich ertappt, Verräther?!" rief der Kleine, dessen bleiches, eingefallenes Gesicht durch den höchsten Zorn mit einer schwachen Röthe überzogen wurde! „habe ich Euch endlich?" . . . Er wollte mehr sagen, aber die Wuth erstickte seine Stimme.

— „Sei doch vernünftig, Rudolph," nahm der Andere, dem die Schweißtropfen auf der Stirn perlten, schüchtern das Wort; „sei doch vernünftig und schreie nicht so, daß die Leute auf der Gasse es hören und wohl gar die Nachtwächter herbeirufen, weil sie glauben müssen, daß es hier Mord und Todtschlag giebt!"

— „Ich will schreien, so lange ich Leben und Athem habe!" rief das Männchen, das augenscheinlich völlig außer sich war; „alle Welt soll erfahren, welche Schlangen ich in meinem Busen nährte; alle Welt soll wissen,

welch' ein Schurke und Niederträchtiger Du biſt, den ich ſo viele Jahre für meinen beſten Freund hielt, den ich mit Wohlthaten überhäufte, den ich vom Verderben errettete und zum Manne machte, und welche Perſon auch Dieſe da — er wies auf das Frauenzimmer — iſt!"

— „Du wirſt Dich mit Deiner Hitze noch umbringen, Rudolph," ſagte der Andere; „biſt Du doch ſo der Stärkſte eben nicht. Ich bitte Dich um Gotteswillen, kein ſolches Aufſehen von einer Sache zu machen, die im Grunde ſo ganz natürlich iſt. Was würde es für ein Scandal geben, wenn ſie bekannt würde! Wir Beide ſind angeſehene Männer und könnten uns lange nicht an der Börſe zeigen, weil Alles mit Fingern auf uns weiſen würde."

— „Das Alles iſt mir gleichgültig," rief der Kleine; „die Welt ſoll wiſſen, was Du für ein Menſch, für ein Freund biſt, und die allgemeine Verachtung Dich treffen, wie Deine niederträchtige Handlungsweiſe es verdient!"

— „Du möchteſt Dich hierin irren," verſetzte der Andere, der ſich bereits wieder gefaßt und mit Frechheit gewaffnet hatte. „Die Lacher, deß ſei gewiß, würden alle auf meiner Seite ſein, und Du dürfteſt zum Schaden noch Schimpf und Spott obendrein haben. Die Welt iſt einmal ſo, und Du wirſt ſie nicht anders machen."

Der Streit zwiſchen den Beiden wurde noch eine

Weile so fortgeführt; das Frauenzimmer aber mischte sich nicht in denselben. Endlich stürmte der Kleine, noch immer außer sich vor Zorn, wieder zum Zimmer hinaus, und sein Freund trank, mit der einen Hand sich den Angstschweiß von der Stirne trocknend, ein großes Glas Wein hinunter.

— „Erkläre mir diese Scene," wandte ich mich an den Dämon; „ich verstehe nichts davon. Wahrscheinlich ist der kleine, elend aussehende Mann ein betrogener Gatte oder Liebhaber? denn anders kann ich mir die Sache nicht erklären."

— „Das wäre eine ganz gewöhnliche Geschichte," versetzte der Dämon, „und es würde sich nicht der Mühe verlohnen, sich nach ihr umzusehen. Ich will Dir indeß den Zusammenhang der Scene erklären, die sich so eben vor unsern Augen zugetragen hat:

— „Der kleine, abgelebte Mann," hub er seine Erzählung an, „welcher das Tête-à-tête der beiden hübschen Personen auf eine so unangenehme Weise unterbrach, hat die Zeit längst hinter sich, wo auch er aufgelegt gewesen wäre, einem Andern einen Streich zu spielen, wie er ihm gespielt worden. Er hat sein Gutes genossen, wie man zu sagen pflegt, und zwar in einem solchen Maaße, daß seine Gesundheit das Opfer der Gottheiten geworden ist, zu deren eifrigstem Priester ihn sein Temperament gemacht hatte. Sein großer Reichthum

und eine frühe Unabhängigkeit ſetzten ihn in den Stand, allen ſeinen Neigungen und Lüſten Genüge leiſten zu können, und ſo ließ er ſich Nichts abgehen, bis ſein Körper ihn an das alte Sprichwort erinnerte: „Uebermaaß ſchadet.“ Er wollte aber, trotz dieſer Inſolvenzerklärung ſeiner ſterblichen Hülle, doch noch immer genießen und verfiel, um das zu können, auf mancherlei ſeltſame Gedanken.

So machte er es ſich unter andern zum Geſchäfte, ſchöne Sünderinnen aufzuſuchen und ihnen erbauliche Geſpräche zu halten, in denen er ſie ermahnte, ihrem ſündhaften Leben zu entſagen und ſich fortan eines beſſern Wandels zu befleißigen. Nicht der Wunſch, Gutes zu ſtiften, ſondern vielmehr die Langweil trieb ihn an ſolche Orte, die von wirklich geſitteten Perſonen nicht beſucht zu werden pflegen. In der beſſern Geſellſchaft fühlte er ſich überdies ſtets auf das Aeußerſte gelangweilt, weil ſein Geiſt klein und ſeine Kenntniſſe ſo gering waren, daß er auf ein gebildetes Geſpräch nicht einzugehen vermochte.

So traf es ſich, daß er auf die junge Prieſterin einer ſehr ſchmutzigen Gottheit ſtieß, die klug genug war, ſeinen Bekehrungseifer zu ihrem Vortheile auszubeuten. Sie erzählte ihm eine erdichtete oder irgendwo geleſene Geſchichte, wie man ſie zu Tauſenden in abgeſchmackten Romanen findet, auf welche Weiſe ſie zu Fall gekom-

men; ſie zerfloß dabei in Thränen und bethörte ihn ſo dadurch, daß er ſie aus dem Hauſe nahm, in dem er ſie gefunden hatte, ihr eine elegante Wohnung im beſten Stadtviertel miethete, und ihr ein Jahrgehalt ausſetzte, von dem ſie höchſt anſtändig, ja ſogar im Ueberfluſſe, leben konnte. Er gab ihr Alles, was ſie nur irgend wünſchte und begehrte; freilich mußte ſie dagegen ſich der für ſie tödtlichen Langweil unterwerfen, ſeine ſchönen Redensarten und Sittenpredigten anhören zu müſſen; allein was thut eine Perſon der Art nicht Alles um Geld und Wohlleben?

Magdalene — ſo hatte er ſeine ſchöne Sünderin höchſt ſinnreich und bezeichnend getauft — wurde alſo von allen Denen, die er zu bekehren bemüht war, die Auserwählte; er brachte ſeine meiſten Stunden bei ihr zu und ließ ſich ihr vergangenes Leben ſo oft von ihr erzählen, daß er es faſt auswendig wußte; allein dies intereſſirte ihn trotz dem, denn Magdalene erzählte ſehr gut, ſehr rührend, und wußte vor allen Dingen manche Scenen ihrer Vergangenheit ſo lebendig auszumalen, daß unſerm Enthuſiaſten ganz ſeltſam, aber überaus angenehm, dabei zu Sinne wurde.

Eine nothwendige Geſchäftsreiſe entfernte ihn auf einige Zeit von ſeiner Vaterſtadt, und dies würde ihn, Magdalenens wegen, ſehr beunruhigt haben, wenn er nicht einen Freund gehabt hätte, auf den er ſich gänzlich

verlaſſen zu dürfen glaubte, und den er durch Wohlthaten an ſich geknüpft hatte. Ernſt, ſo hieß dieſer treue Freund, war nicht glücklich in ſeinen Speculationen geweſen und ſtand auf dem Punkte zu falliren, als er ſich Rudolphen entdeckte und dieſer ihn durch Vorſtreckung einer ziemlich bedeutenden Summe vom Verderben rettete. Späterhin ſah ſich Ernſt mehr vom Glück begünſtigt und ſpielte wieder eine bedeutende Rolle an der Börſe.

Dieſem Freunde glaubte Rudolph ſeinen Schatz — es war ihm begegnet, was er nie mehr für möglich gehalten: er hatte ſich alles Ernſtes in ſeine ſchöne Büßende verliebt — ohne Bedenken anvertrauen zu dürfen. Er band ſeinem Herzensfreunde ſeine Magdalene auf die Seele und ließ ihn ſchwören, daß er wie ein Schutzgeiſt über ihre Tugend wachen wolle.

Ernſt lachte ins Fäuſtchen und ſchwor, was Jener haben wollte. Schon lange bezahlte er Magdalene für ihre Laſter, wie ſein Freund ſie für ihre vermeinte Tugendhaftigkeit bezahlte, und da er ein ſtattlicher Mann war, hatte er bei ihr unbedingt den Vorzug vor dem Bekehrer.

Das Unglück wollte aber, daß, als Rudolph unerwartet früh von ſeiner Reiſe zurückkehrte, und zwar mit dem feſten Entſchluſſe, die durch ihn Gebeſſerte als Gattin in ſein Haus zu führen, allen ſeinen frühern Vor-

ſäßen und ſeinen angeſehenen Verwandten zum Trotze, eine rachſüchtige, von Magdalenen entlaſſene Magd ihm den böſen Handel entdeckte, und ihn ſo zugleich um den Freund und die Gemahlin brachte.

Wir ſind Augenzeuge der Scene geweſen, die dieſer Entdeckung folgte. Es ſteht anzunehmen, daß unſer Rudolph auf immer der Rolle des ſentimentalen Liebhabers entſagen und unter die Fahne der Hageſtolzen und erklärten Weiberhaſſer treten werde.

Ernſt, ſo glaube ich, iſt nicht ganz unzufrieden damit, daß die Sache ſich ſo gemacht hat; denn ſo lange er Magdalene ohne Vorwiſſen ſeines Freundes liebte, hatte er von Zeit zu Zeit doch noch kleine Anwandlungen von Reue, die ihn nach dieſem Eclat nicht mehr incommodiren werden."

Siebenter Abend.

Das Feſt im tiefen Keller und die Cholera.

I.

— „Was für ein Ort iſt das?“ fragte ich den Dämon, mit der Hand nach der Neuſtadt zeigend.

— „Der tiefe Keller,“ erwiederte er, meine Gedanken errathend. „Eine Welt im Kleinen für ſich,“ fügte er hinzu; „eine Republik in der Republik; ein Aufenthalt zugleich der höchſten Freude und des allertiefſten Elends, der verdienten und unverdienten Armuth. Hier iſt es, wo der letzte Heller des Bettlers mit einer Sorgloſigkeit verzehrt wird, als hätte der, welcher ihn verzehrt, über Millionen zu gebieten. Hier iſt der Ort, wo ſelbſt der verlorenſte aller verlorenen Söhne, in ſofern er vor der Hand noch nichts mit der Polizei zu ſchaffen

hat, willige Aufnahme findet. Hier kann er das erbettelte oder erschwindelte Geld in fünf Minuten durch die Gurgel gehen lassen, ohne daß ihm irgend Einer einen Vorwurf darüber macht, ja, es ihm nur einmal verdenkt. Hier ist der König, welcher von keiner Scham, von keiner Menschenfurcht mehr weiß. Hier ist man, wenn auch nicht wirklich glücklich, doch ausgelassen froh, ohne einen Heller in der Tasche zu haben, noch zu wissen, wovon man am folgenden Tage sein Mittagsessen bezahlen soll. Hier werden mehr listige Schwänke und Betrügereien ausgeheckt, als an irgend einem andern Orte. Hier könnte der geschickteste Diplomat in die Schule gehen, um zu lernen, wie man Andere auf die beste Weise überlistet."

— „Das Bild ergötzt und interessirt mich ausnehmend," versetzte ich, als der Dämon einige Augenblicke schwieg, um Athem zu schöpfen. „Besonders thut dies der Ausdruck in den Physiognomien, der, wie es mir scheint, etwas Stereotypes hat."

— „Es ist der Ausdruck roher, unersättlicher Genußsucht, der sich auf allen diesen Gesichtern wiederholt," sagte der Dämon. „Bemerke nur diese breiten, weitgeöffneten Nasenflügel, die gleichsam immer nach Beute zu wittern scheinen; diese dicken, geschwollenen Lippen, von denen die untere fast immer über die obere hervorragt, was diesen Physiognomien den Ausdruck des Thie-

riſchen giebt. Genießen, ſich im Schlamme roher Lüſte umherwälzen und nicht arbeiten, iſt die Loſung Aller, die Du hier verſammelt ſiehſt. Sie halten Diejenigen, welche ihr Brot im Schweiße ihres Angeſichts verdienen, für die größeſten Narren, und Alle, welche an den folgenden Tag denken, für Geizhälſe. Sie bekümmern ſich weder um Kunſt, noch um Wiſſenſchaft, weder um Handel, noch Politik, weder um Gewerbe, noch Ackerbau. Sie fürchten ſich weder vor Gott noch dem Teufel, aber über alle Maaßen vor der Polizei, mit der in Conflict zu kommen ſie als das größeſte Unglück anſehen. Faſt Alle ſind Leute von Talent und mit großen Geiſteskräften ausgerüſtet, denn ohne dieſe würden ſie in ihrem Gewerbe nicht fortkommen; allein ſie verſchmähen es, beide auf nützliche Dinge zu richten, und ſo werden bedeutende Kräfte von ihnen zu den unwürdigſten Zwecken gemißbraucht. Zu bewundern iſt vor allen Dingen die Eintracht, worin ſie leben. Hier gilt keine Rangordnung, kein Stand — denn in Wirklichkeit ſind auch zwiſchen ihnen verſchiedene Stände —; Keiner verachtet den Andern wegen ſeiner völlig zerlumpten, mit Schmutz bedeckten Kleidung oder der gröberen Koſt, die er zu genießen gezwungen iſt. Hier gilt der feine, liſtige Induſtrieritter in der ſauber gebürſteten, wenn gleich etwas kahlen, ſchwarzen Kleidung nichts mehr, als der gemeine Bettler, welcher in Lumpen gehüllt allerlei körperliche Gebrechen zur Schau

trägt, um das Mitleid der Vorübergehenden zu erregen. Hier iſt der Sohn der Waſſerträgerin Pair des Sohnes des Geheimraths; denn Du erblickſt Leute von allen Ständen hier, und vielleicht dürfte der Sohn eines Grafen oder Miniſters nicht fehlen, der, nachdem er das väterliche Erbgut auf die unſinnigſte Weiſe verſchwendet, von Stufe zu Stufe ſinkend, endlich die fünfzig, bis in den Grund des tiefen Kellers hinabführenden Stufen hinter ſich, und hier das gewünſchte Aſyl gefunden hat. Er, der früher ſo ſtolz war, daß er den Gruß des wackern Bürgers kaum, oder doch nur mit einem verächtlichen Kopfnicken, erwiederte, findet es jetzt nicht unter ſeiner Würde, mit dem Sohne des Gaſſenkehrers aus einem Glaſe zu trinken; er, der vielleicht an einem Abende Hunderttauſende am Pharo- oder Rouletteriſch verſchwendete, ſpielt jetzt mit vor Schmutz klebenden Karten um einige wenige Heller; er, deſſen Gaumen ſo verwöhnt war, daß er keinen Koch mehr zu finden vermochte, der es ihm recht machte, genießt jetzt mit ſichtbarem Wohlbehagen die in einer Sudelküche bereiteten Speiſen, und die Maden in dem auf's Wohlfeilſte eingekauften Fleiſche bekümmern ihn nicht; er, der von ſilbernen Schüſſeln aß, läßt ſich ohne Murren die zerbrochene irdene Schüſſel gefallen."

— „Ich ſehe aber auch Weiber an dieſem Orte," unterbrach ich den Dämon auf's Neue.

— „Verlorene Töchter, wie die Männer verlorene Söhne ſind," erwiederte er. „Hätte die Natur ſich nicht kärglich gegen dieſe armen Geſchöpfe bewieſen, ſo würdeſt Du ſie nicht hier, ſondern an ganz andern, luſtigern, wohnlichern Orten erblicken. Ihre Wangen würden nicht bleich, abgezehrt und gerunzelt, ſondern mit leuchtender Schminke bedeckt und voll und glatt ſein. Betrachte ſie: ſie ſind ohne Ausnahme häßlich, manche unter ihnen ſogar abſchreckend häßlich, und ihre bleichen, aufgedunſenen Geſichter, die ſtieren, aus dem Kopfe hervorſtehenden Augen, der blaſſe, faſt violett ſchimmernde Mund, das in wilder Unordnung um ihr Haupt wallende Haar, die unſaubre, zerriſſene Kleidung verrathen nur zu deutlich, daß ſie dem Trunke ergeben ſind, der auf die weibliche Organiſation noch weit verderblicher wirkt, als auf die männliche.

Freilich haben ſie erſt zu dieſem Vehikel, ſich ihre Sorgen vom Halſe zu ſchaffen, gegriffen, nachdem ſie es mit jedem andern vergebens verſucht; denn Trunkſucht wird den Weibern nicht, wie den Männern, angeboren, ſondern iſt bei jenen immer die Frucht der Verzweiflung, aber eben deshalb auch bei ihnen völlig unheilbar. Ich glaube nicht, daß man je ein vom Trunke gebeſſertes Weib geſehen hat, dagegen zählt man viele Beiſpiele von Männern, die dieſem Laſter entſagten."

— „Und womit ernähren ſich dieſe Unglücklichen,“ fragte ich, „da ich annehmen muß, daß auch ſie nicht arbeiten mögen, um ſich ihren Unterhalt auf eine rechtliche Weiſe zu verſchaffen? Einige von ihnen ſind noch jung, dem Anſcheine nach geſund und kräftig, und es würde ihnen ſo ſchwerlich gelingen, das Mitleid für ſich in Anſpruch zu nehmen.“

— „Freilich würde es das nicht,“ verſetzte mein Begleiter, „und ſo müſſen ſie auf andre Mittel zu ihrem Fortkommen, als auf die gewöhnliche Bettelei denken, ſo lange ſie noch den Anſchein von Jugend und Geſundheit haben, der aber bei ihrer Lebensweiſe bald vergeht. Sie durchziehen daher die Gaſſen als Harfenſpielerinnen, Sängerinnen u. ſ. w.; ſie ſingen mit ſchrecklicher, vom Brantwein rauh gemachter Stimme unſittliche Lieder an den Gaſſenecken ab und verkaufen ſie zugleich gedruckt an die umherſtehende Hefe des Volks um einen geringen Preis. Andere haben eine rührende Geſchichte erfunden, wodurch ſie das Herz der gefühlvollen Zuhörerinnen bis zu Thränen zu rühren verſtehen. Sie ſind edle, aber unglückliche Töchter, die eine todtkranke Mutter zu ernähren und zu verpflegen haben, oder Gattinnen, deren Gatten hart an der Schwindſucht darnieder liegen; oder auch Mütter von einem Häuflein elender, ausgehungerter Kinder.

— „Betrachte dort das kleine, noch ziemlich wohl aussehende, wenigstens gut genährte Geschöpf," fuhr der Dämon nach einer Pause fort, „das beim Scheine der Thranlampe sein am Tage erbeutetes Geld zählt. Dieses ist so glücklich gewesen, einen ganz neuen Industriezweig für sich zu ersinnen, den es aber vor allen Andern geheim hält, weil Concurrenz ihm unfehlbar den Markt verderben würde."

— „Ich sehe," sagte ich, „was ist mit ihr?"

— „Diese Person gehörte einer, wenn auch nicht angesehenen, doch wohlhabenden Bürgerfamilie an," fuhr der Dämon fort, „und hatte, als einzige Tochter, dereinst ein gutes Erbgut zu erwarten. Kaum herangewachsen, ließ sie sich jedoch mit einem durchaus nichtsnutzigen Menschen ein, von dem sie wußte, daß er sie unglücklich machen würde; denn er hatte schon so viele dumme und schlechte Streiche gemacht, daß seine eigenen Eltern ihn verstoßen hatten; ja er war bereits mehre Male mit der Polizei in Conflict gerathen. Indeß bekümmerte das die Leichtsinnige nicht, die durchaus einen Mann haben wollte und wenig Aussicht hatte, einen ordentlichen zu bekommen. Sie war fast abschreckend häßlich, und dabei von ihren Eltern so verzogen worden, daß rechtliche Männer Bedenken tragen mußten, sich um ihre Hand zu bewerben, obgleich sie einiges Vermögen zu erwarten hatte. Der Taugenichts aber, welcher weder mehr aus

noch ein wußte, ſtand keinen Augenblick an, die auf ihn geworfenen zärtlichen Blicke der Unſchönen zu erwiedern, und ſo ſahen ſich die Eltern des Mädchens bald gezwungen, ihre Einwilligung zu der Verbindung ihrer Tochter mit einem erklärten Nichtsnutz zu geben, obgleich ſie das Unglück vorausſahen, das daraus erfolgen würde. Die Wirthſchaft ging, wie zu erwarten ſtand: nicht nur die Mitgift des Mädchens war bald vergeudet, ſondern auch das Vermögen der Eltern, die in ihrer Schwäche ſo lange hergaben, als ſie noch Etwas hatten. Als der Vater ſich endlich an den Bettelſtab gebracht ſah, legte er ſich hin und ſtarb vor Kummer: der zärtliche Gatte aber, welcher nichts mehr von den Angehörigen ſeiner Frau zu holen wußte, ſuchte das Weite, ſo daß ſich unſre Leichtſinnige zugleich des Vaters und des Gemahls beraubt ſah. Nichts blieb ihr, als eine alte, kranke Mutter, die ſie — ſchrecklicher Gedanke! — jetzt ernähren ſollte. Das hätte ſie, die einige Geſchicklichkeiten beſaß, in dieſer großen Stadt auch recht gut gekonnt, wenn ſie nicht von Natur eine unüberwindliche Abneigung gegen jegliche Arbeit gehabt hätte. So legte ſie ſich denn, noch jung und kräftig, auf's Betteln. Allein man wollte ihr faſt nirgends Etwas geben und wies ſie aller Orte an die Arbeit. Da war es, wo ihr erfinderiſcher Geiſt auf ein hübſches Auskunftsmittel verfiel. Sie gab nämlich vor, ihre arme kranke Mutter ſei ge-

ſtorben, ſie wolle und könne jetzt arbeiten, bitte aber dringend, ihr vorerſt eine Kleinigkeit zu den Begräbniß-koſten zu geben, und wo man auch das nicht thun wollte, bat ſie um ein Todtenhemd, um ein Stück zur Trauerkleidung u. ſ. w. Dieſer rührenden Bitte will-fahrete faſt Jeder, und ſo erhält ſich jenes Weib, deſſen Mutter bereits ſeit Jahren todt und auf öffentliche Ko-ſten begraben worden, noch immer damit, daß es um die Begräbnißkoſten bettelt, wobei es des Todtenhemdes nicht vergißt; denn eben dieſes bildet ihre beſte Revenüe, indem ſie es wieder verkauft, eben ſo wie die überflüſſi-gen Trauerkleider. Die Stadt iſt groß, der mitleidigen Herzen giebt es viele darin, und ſo wird ſie ſich noch Jahre lang auf eben dieſe Weiſe ernähren können. Was ſie aber beginnen wird, wenn ſie ihre Runde vollendet, weiß ich nicht zu ſagen; indeß ſteht anzunehmen, daß ihr erfinderiſcher Kopf ſchon etwas Anderes ausmitteln wird, bevor es mit ihr zum Aeußerſten, nämlich zur Ar-beit, kommt."

— „Erzähle mir die Geſchichte Jener da, die ſich in ſo maleriſcher Stellung auf ihre Guitarre ſtützt," ſagte ich zum Dämon. „Es liegt eine Melancholie in ihrem Geſichte, die mich, trotz des ſonſtigen gemeinen und widerlichen Ausdrucks in demſelben, intereſſirt."

— „Das iſt," nahm der Dämon das Wort, „die Melpomene des tiefen Kellers, ein wunderbares, höchſt

unglückliches Geschöpf, das schon manches gute und weiche Herz zur lebhaftesten Theilnahme bewegt hat. Sie ist die natürliche Tochter eines Dichters" . . .

— „Eines Dichters?" unterbrach ich den Erzähler voll Erstaunen.

— „Oder vielmehr eines Schriftstellers," fuhr der Dämon, sich verbessernd, fort; „eines Schriftstellers, dessen Name noch oft genannt wird, und von dessen Schriften selbst jetzt noch neue Auflagen gemacht werden, besonders von der, welche den Titel führt: „Ueber den Umgang mit Menschen."

— „Wie," rief ich, „jenes bleiche, aufgedunsene, melancholische Geschöpf wäre die Tochter des Freiherrn von Knigge?"

— „So sagt man allgemein," versetzte mein Begleiter. „Der edle Freiherr, allzusehr mit seinen schriftstellerischen Ideen beschäftigt, mag sich wenig oder gar nicht mit dieser Tochter, der Frucht einer sündigen Verbindung, beschäftigt haben, und so wählte sich Malvina — diesen wohlklingenden Namen führt die Unglückliche — nach Belieben ihren Umgang, während ihr Vater eifrig an seinem „Umgange mit Menschen" schrieb. Mit heißem Blute und regen Sinnen von der Natur ausgestattet und, zu ihrem Unglück, das in der Jugend habend, was der geistreiche Franzose la beauté du Diable nennt, wovon aber jetzt schon lange keine Spur mehr vorhan-

den, warf sie sich der Sittenlosigkeit schon früh in die Arme, ging mit einem jungen liederlichen Burschen durch, der sie bald wieder verließ, irrte lange in der Welt umher und gerieth, da sie weder von ihren Talenten und Kenntnissen zu ihrem ordentlichen Fortkommen Gebrauch machen, noch sich in Hinsicht ihrer Sitten bessern wollte, endlich an diesen Ort. Es dürfte schwer zu entscheiden sein, ob sie jetzt mehr die Flasche oder die Männer liebt; wahrscheinlich theilt sie ihre Neigungen zu gleichen Theilen zwischen beiden. Da sie noch nicht gänzlich veraltet, und trotz ihres innern körperlichen Verfalls, noch von ziemlich robustem Ansehen ist, würde ihr das Betteln zu nichts helfen. Dies einsehend, hat sie zu einem andern Auskunftsmittel gegriffen, sich das Nöthige zu verschaffen. Sie spielt das romantischeste aller Instrumente, die Guitarre, ziemlich gut, und singt mit einer Stimme, die einst schön gewesen sein mag, jetzt aber gänzlich durch den häufigen Genuß ihres Lieblingstrankes verdorben ist, die schwermüthigsten Lieder dazu.

Man sieht und hört sie im Winter Abends vor den Fenstern der Reichen, und selten nur verfehlt sie ihren Zweck, Mitleid und Aufmerksamkeit durch ihre schwermüthigen, nicht ohne Kunst vorgetragenen Lieder zu erregen. Nie bittet sie, wie andere Kunstvaganten, um eine Gabe, sondern wartet geduldig, bis man sie ihr hinausreicht.

Im Sommer treibt ſie ſich, mit der Guitarre unter dem Arme, in der Umgegend umher, und man erblickt ſie oft in maleriſcher Stellung, das blaue Guitarrenband um den Nacken geſchlungen, vor den ſchönen Landhäuſern der Reichen ſitzend, wo ſie ſo lange ſingt, präludirt und ſpielt, bis man ihr etwas zur Belohnung reicht. Da dieſe Gaben immer ſplendider ausfallen, als die, welche man gewöhnlichen Gaſſenmuſikanten giebt, könnte ſie ſehr gut leben, ja wohl gar Erſparungen für ihr Alter machen; allein ſie kann nicht ohne Liebhaber und ohne Brantwein ſein, und ſo befindet ſie ſich fortwährend in der äußerſten Dürftigkeit."

— „Wie iſt es möglich," rief ich, „daß eine Perſon, die aller Wahrſcheinlichkeit nach doch einige Erziehung genoſſen, nicht tauſendmal lieber den Tod einem ſolchen Leben vorzieht! Vielleicht wäre ſie zu retten geweſen, wenn ſich ihr eine hülfreiche Hand entgegengeſtreckt hätte?"

— „Darin irrſt Du ſehr," verſetzte der Dämon. „Das Schickſal dieſer Unglücklichen hat wirklich Theilnahme erregt, und mitleidige Frauen, die von ihrem Herkommen unterrichtet worden, haben ſich erboten, ſie aus ihrer ſchrecklichen Lage zu reißen. Allein Malvina findet ſo viel Gefallen an ihrer jetzigen Lebensweiſe, daß ſie die ihr angebotene Hülfe verſchmäht hat, und um jeden Preis ſo fortleben will, wie bisher. Vielleicht

mag ſie ſich auch nicht mehr die moraliſche Kraft zutrauen, die von ihrer Seite nothwendig erforderlich ſein würde, ſich aus dem Abgrunde empor zu arbeiten, in deſſen Tiefe ſie ſich jetzt befindet. Denn in ſolchen Lagen und Verhältniſſen gilt das Sprichwort: „Aide-toi, et Dieu t'aidera!“ mehr als in allen andern. Wer ſich ſelbſt nicht helfen will oder nicht helfen kann, der iſt rettungslos verloren.“

— „Sie ſcheint aber, trotz dem daß ſie nach ihren Wünſchen und Neigungen lebt, ſehr unglücklich zu ſein?“ erwiederte ich. „Der Ausdruck von Schwermuth iſt unverkennbar in ihrem Geſichte; auch nannteſt Du ſelbſt ſie ja die tragiſche Muſe des tiefen Kellers.“

— „Und mit Recht!“ verſetzte der Dämon. „Es giebt gewiß auf dem weiten Erdenrunde nur wenige ſo unglückliche Geſchöpfe, wie dieſes. Im ſteten Zwieſpalte mit ſich ſelbſt, gefoltert von Selbſtverachtung, die bei der von ihr genoſſenen Erziehung wohl nicht fehlen kann; an ſich ſelbſt gänzlich verzweifelnd, mag ſie ſchreckliche Tage und Stunden verleben.

Man mag ſie an dem Orte, den ſie ſich zum Aufenthalte gewählt hat, nicht; ſie ſpricht wenig und giebt, wenn ſie einmal ſpricht, eine Bitterkeit des Gemüths und eine Troſtloſigkeit der Seele kund, durch die die Uebrigen ſich verletzt und verwundet fühlen. Zudem mißfällt ſie auch noch dadurch, daß ſie fortwährend be-

obachtet und nie in den allgemeinen Jubel der Genoſſenſchaft mit einſtimmt; oft ſogar überfliegt ein bittres, faſt höhniſches Lächeln ihre Geſichtszüge, und man kann nicht unterſcheiden, ob ſie über ſich ſelbſt, oder die Andern ſich aufhält."

Ich wollte über dieſen, mir in der That intereſſanten Gegenſtand noch mehr vernehmen, als die Glocke über mir zum Schlage der Mitternachtſtunde anſetzte.

— „Morgen!" ſagte der Dämon, mich in ſeinen weiten Mantel hüllend und mit mir die Fahrt vom Thurme beginnend..

— „Ja, morgen!" rief auch ich, als ich mich auf dem Straßenpflaſter befand und mich in meine Wohnung verfügte.

Achter Abend.

Das Feſt im tiefen Keller und die Cholera.

II.

Der Ort, auf den ich am vorhergehenden Abende meine Aufmerkſamkeit gerichtet, hatte mein Intereſſe in einem ſo hohen Grade erregt, daß ſich am folgenden faſt unwillkührlich meine Blicke wieder dahin wendeten.

Die erſte Geſtalt, welche mir in die Augen fiel, war die eines hochbejahrten Mannes, der in einem ziemlich dunkeln Winkel dieſer Höhle des Jammers ſaß und eine Clarinette neben ſich liegen hatte. Er lehnte das von nur noch ſpärlichem grauen Haar umwallte Haupt müde gegen die hinter ihm befindliche Wand und ſchloß

von Zeit zu Zeit auf einige Minuten die Augen, wie zum Schlafe. Seine Kleidung war gänzlich abgenutzt, man hätte jeden Faden an dem schwarzen Rocke und der gleichfalls schwarzen Hose und Weste zählen können; allein es herrschte, trotz ihrer Armseligkeit, ein Etwas in ihr vor, das deutlich verrieth, daß ihr Besitzer früher einem bessern Stande angehört habe: ich möchte dieses Etwas eine Bettelelegance nennen. Die schwarze Tuchweste hatte noch alle ihre Knöpfe und war oben am Halse, vielleicht um den Mangel des Hemdes zu verbergen, mit einer großen Nadel fest zugesteckt. Der schäbige Rock zeigte keine Flecken und hatte sogar einen modischen Schnitt; die dunkle Hose war, besonders unten an den Beinen, sehr geflickt, aber nicht zerrissen. Der schlechteste Theil seines Anzugs war offenbar der neben ihm auf der Bank liegende Hut, der überaus verbogen und vom langen Tragen völlig roth geworden war. Man sah es ihm deutlich an, daß er jedem Wetter hatte trotzen müssen.

— „Der, welcher im gegenwärtigen Augenblick Deine Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt," nahm der Dämon nach einer Pause das Wort, während welcher ich mich meinen Betrachtungen überlassen hatte, „ist ein Geistlicher" . . . . .

— „Ein Geistlicher?" unterbrach ich ihn voll Erstaunen; „ein Geistlicher, und an diesem Orte?"

— „Ich habe Dir ſchon geſtern geſagt, daß Du hier Leute aus allen Ständen antreffen würdeſt," verſetzte mein Begleiter; „warum denn nicht auch einen Geiſtlichen? Schützt die prieſterliche Weihe denn etwa die Menſchen, die mit laſterhaften Anlagen und Neigungen geboren ſind, gegen tiefen Fall?"

— „Das nicht, aber" . . . .

— „Ich will Dir die Geſchichte des Mannes erzählen," nahm der Dämon wieder das Wort; „das wird für uns Beide intereſſanter ſein, als die philoſophiſche Abhandlung, die der Eine oder Andere etwa zu halten geneigt ſein möchte."

— „Erzähle!" bat ich.

— „Jener Mann da," hub mein Begleiter an, „war der Sohn wohlhabender und frommer Bürgersleute, die, in einem kleinen Städtchen lebend, wo die Geiſtlichkeit in hohem Anſehen ſtand, wie dies gewöhnlich in kleinen Provinzialörtern der Fall zu ſein pflegt, ſich kein größeres Glück denken konnten, als ihren einzigen Sohn dereinſt im ſchwarzen Ornate auf der Kanzel zu erblicken und Worte der Weihe von ſeinen Lippen zu vernehmen. Paul — ſo wollen wir ihn nennen — wurde daher von vorn herein zum gelehrten, und vorzugsweiſe zum geiſtlichen Stande beſtimmt.

Er war ein muntrer, roth- und vollwangiger Bube; aus ſeinen lebhaften Augen ſprühete Feuer, ſo-

gar Geiſt; er hatte etwas Heftiges, Beſtimmtes in ſeinen Bewegungen; er war gern dabei, wo es Händel gab, oder wo es galt, tolle Streiche auszuführen; er war verwegen und ſuchte eher die Gefahr auf, als daß er ſie vermied. Schon früh, faſt ſchon in dem Alter, wo man den Knaben noch als ein Kind zu betrachten pflegt, obgleich er es im Grunde nicht mehr iſt, entwickelte und zeigte ſich die Liebe zum ſchönen Geſchlechte an unſerm Paul, und nicht nur färbte ſich ſeine Wange mit einem höheren Purpur, ſo oft ein hübſches Mädchen in ſeine Nähe kam, ſondern er fing ſogar ſchon an, ſich gegen die Dienſtmägde ſeiner Eltern Vertraulichkeiten zu erlauben, die ihm oft Verweiſe, ja ſogar Züchtigungen zuzogen, ihn aber keineswegs beſſerten.

Vernünftige Eltern hätten einen Sohn mit ſolchen Neigungen ausgerüſtet, gewiß eher zu jedem andern Stande, als zu dem eines Geiſtlichen beſtimmt, der vor allen Dingen Sittenreinheit und Selbſtbeherrſchung erfordert. Allein die unſers Pauls waren nicht gebildet und einſichtig genug, um ſich zu ſagen, daß ihr Sohn weit beſſer zum Krieger, zum Landmanne, Kaufmanne u. ſ. w., als zum Geiſtlichen taugen würde, und ſo mußte der arme Junge, trotz dem, daß er nicht die mindeſte Neigung dazu hatte, Theologie ſtudiren.

Wie zu erwarten ſtand, machte er ſchon auf der Univerſität tolle Streiche; ja, er trieb es ſogar ſo weit,

daß er relegirt wurde. Er bat jetzt ſeine Eltern dringend, ſeinen Studienplan ändern und Medicin ſtudiren zu dürfen, zu der er eine beſondere Neigung hatte; allein ſie wollten nichts davon hören, und er mußte auf einer andern Univerſität, nachdem er nach dem üblichen Jahre dazu die Erlaubniß erhalten hatte, die ihm verhaßte Theologie weiter ſtudiren.

Hier war es, wo ihm die in ihm vorherrſchende Neigung zum andern Geſchlechte einen böſen Streich ſpielte. Er ließ ſich, vom Weine berauſcht, ſo tief mit der Tochter ſeines Hauswirths ein, daß die Folgen nicht ausbleiben konnten. Seine Geliebte war aber ein völlig reizloſes und obendrein höchſt beſchränktes Geſchöpf, ſo daß er, als der Rauſch verflogen war, ſelbſt nicht begriff, wie er dazu gekommen ſei, ſich mit ihr zu vergeſſen. Indeß war der Vater ſeiner Unſchönen ein entſchloſſener Mann, der, als er den veränderten Zuſtand ſeiner Tochter bemerkte, unſern Paul ſo einzuſchüchtern wußte, daß dieſer dem Mädchen ein förmliches Heirathsverſprechen gab, und zwar ein ſchriftliches.

Paul, deſſen Lebensmuth durch dieſes Unglück gebrochen war, ſetzte indeſſen ſeine Studien fort, und zwar um ſo eifriger, da er nichts ſo ſehnlich wünſchte, als von dem Orte ſobald als möglich fortzukommen, wo ihm ein ſo großer Unfall begegnet war. Er hielt dann ein ſehr gutes Examen und kehrte in die Heimath zurück,

wo ihm bald eine kleine Pfarre zu Theil wurde, da seine glücklichen Eltern Himmel und Erde aufgeboten hatten, ihren Sohn recht bald mit dem Priesterrocke bekleidet zu sehen.

Allein dieses Glück blieb nicht lange ungetrübt. Der Vater des entehrten Mädchens hatte unsern Paul nicht aus den Augen verloren, und machte seine Ansprüche an denselben geltend, so wie er erfahren hatte, daß er zu Amt und Brot gekommen sei.

Der Unglückliche sträubte sich aus allen Kräften gegen die Verbindung mit der Ungeliebten, und zwar um so mehr, da er bereits seine Augen auf ein anderes, hübsches, wohlerzogenes Mädchen geworfen hatte, mit dem er glücklich zu werden hoffen durfte. Allein er hatte es mit einem Manne zu thun, dem er in keiner Hinsicht gewachsen war. Der Vater des Mädchens ließ ihm nur die Wahl zwischen öffentlicher Entehrung oder einer Heirath mit seiner Tochter. Im letztern Falle versprach er, die Frucht jener unglücklichen Stunde, einen hübschen Knaben, bei sich behalten und erziehen zu wollen, sonst aber die Ansprüche seiner Tochter an den neuen Herrn Pastor vor dem Consistorium geltend zu machen.

Unter diesen Umständen blieb unserm Pfarrer keine Wahl: er mußte das Mädchen heirathen. Die Folge dieser unseligen Verbindung war eine nicht nur höchst

unglückliche, sondern sogar unwürdige Ehe. Das Unglück wollte, daß Paul's Gattin, die ohnehin schon reizlos genug war, durch einen Zufall auch noch das eine Auge einbüßte, was sie unendlich entstellte.

Paul, dieser so mit regen Sinnen ausgestattete Mann, dieser große Verehrer der Schönheit, konnte kaum mehr ohne Schauder auf seine Lebensgefährtin blicken. Desto lieber aber blickte er auf seine hübschen Beichtkinder, und da er selbst ein stattlicher, gut aussehender Mann war, konnte es ihm nicht fehlen, auf Diese oder Jene einen angenehmen Eindruck zu machen.

Bald war der öffentliche Ruf des Priesters völlig vernichtet. Man war, von Leidenschaft befangen, nicht immer vorsichtig gewesen; Ehemänner erhoben laute Klagen gegen unsern Paul; Väter scheuten sich, ihm ihre hübschen Töchter zum Confirmationsunterrichte anzuvertrauen; sein Beichtstuhl verödete; seine Kanzelreden wurden, obgleich er ein guter Redner war, nicht mehr angehört. So sah er sich bald in die schrecklichste Lage versetzt; denn von allen Unglücklichen ist gewiß ein Priester, dem die Achtung seiner Gemeinde fehlt, der Allerunglücklichste.

Nichts blieb ihm daher übrig, als um seine Versetzung anzuhalten, und mit Freuden nahm er eine kleine Dorfpfarre an, die bei weitem schlechter war, als seine

bisherige, sobald sich ihm die Gelegenheit zur Erlangung derselben darbot.

Die gehabte Erfahrung hatte ihn jedoch zwar klüger und vorsichtiger, aber nicht besser gemacht. Nach wie vor forderten seine regen Sinne gebieterisch vollste Befriedigung, und er war nicht stark genug, sie zum Schweigen verweisen zu können.

In seiner Gemeinde, die in einem entfernten Winkel des Ländchens lag, kannte man ihn und sein früheres Leben nicht; auch waren die guten Landleute zu borniert, um in dem stattlichen, angenehmen und so schön redenden Herrn Pastor den Wolf in Schafskleidern zu wittern. Er hatte also völlig freies Spiel und trieb es endlich so weit, daß die schrecklichsten Dinge an den Tag kamen.

Da gab es nicht nur durch ihn ihrer Pflicht und der Sittlichkeit entfremdete Frauen und Jungfrauen, sondern auch, was das Maaß seiner Sünden voll machte, auch verführte Confirmandinnen und Schulkinder. Als erst einmal eine Klage laut geworden war, erhob sich ein Sturm gegen ihn, dem er sich nur durch die eiligste Flucht entziehen zu können glaubte. Er floh, Weib und Kinder zurücklassend; allein die strafende Gerechtigkeit wußte sich trotz dem seiner zu bemächtigen. Durch Steckbriefe verfolgt, wurde er ergriffen und an die betreffende Behörde ausgeliefert. Man setzte ihn gefangen,

machte ihm den Prozeß, verurtheilte ihn zu mehrjähriger Haft und erklärte ihn für unwürdig, je wieder ein prieſterliches Amt zu bekleiden.

Gewiß würde man die Sache nicht ſo weit getrieben, ſondern die prieſterlichen Sünden mit dem Mantel der chriſtlichen Liebe zugedeckt haben, um, wie es bei ſolchen Gelegenheiten heißt, „ein geiſtliches Scandal zu vermeiden", wenn Paul durch ſeine unüberlegte Flucht der Sache nicht einen allzugroßen Eclat gegeben hätte. Man mußte jetzt ſtrafen und that es, wiewohl von Seiten der Geiſtlichkeit mit blutendem Herzen.

Nachdem der Unglückliche ſeine Strafzeit überſtanden hatte, ſtand er wie ein Bettler im Leben da. Die Eltern waren, vielleicht aus Kummer, geſtorben, und das von ihnen hinterlaſſene, nicht eben bedeutende Vermögen war durch die Unterſuchungs- und Prozeßkoſten verſchlungen worden. Paul, der jetzt Nichts mehr beſaß, deſſen Ehre und Ruf völlig vernichtet waren, auf den Alles mit Abſcheu und gerechtem Unwillen ſah, er ſollte jetzt das ihm aufgedrungene, ihm verhaßte Weib und mehre Kinder, die ſie ihm geboren hatte, ernähren! Wovon und wodurch? wer hätte ihm das zu ſagen vermocht?

Ihm blieb nichts weiter übrig, als auf's Neue die Flucht zu ergreifen, und da man ihn jetzt nicht, wie früher, mit Steckbriefen verfolgte, gelang ſie ihm.

Er war bald so glücklich, eine Stelle als Hauslehrer zu erhalten, da er gute Kenntnisse und ein einnehmendes Wesen besaß. Allein auch jetzt noch spielte ihm seine Liebe zum schönen Geschlechte böse Streiche, und er sah sich mit Schimpf und Schande fortgejagt. Aehnliche Versuche, sich durch seine Talente und Kenntnisse fortzubringen, mißglückten aus gleicher Veranlassung.

So wurde er nachgerade alt und wußte nicht mehr aus noch ein, als ihm zum Glück in der äußersten Noth einfiel, daß er einmal in seiner Jugend einen Versuch mit der Clarinette gemacht habe. Von mühsam erbetteltem Gelde wurde ein schlechtes Instrument der Art gekauft und ein Versuch damit gemacht, der glückte. Er fand nach und nach die Töne eines Liedchens, das er gespielt hatte, wieder zusammen und ging, in dieser Stadt angelangt, nun von Haus zu Haus, wo er, mit kläglichem Tone und oft zum Verzweifeln falsch spielend, sein Liedchen herdudelte, wodurch er sein tägliches Brot mühsam erwarb, obgleich seine Töne gewiß nie ein menschliches Ohr erquickten. Sobald überdies ein hübsches, straffes Mädchen oder eine niedliche Frau an ihm vorüberging, kam er gleich aus Tact und Melodie, und wußte sich sobald nicht in beide wieder hinein zu finden. Indeß imponirte er durch seine Gestalt und seine Haltung, so wie noch mehr durch den für die ihm gewordene Gabe ausgesprochenen Dank, die den Mann von

Erziehung nur allzudeutlich verriethen. Man erkundigte ſich nach ihm und erfuhr endlich durch Zufall, wer er wäre. Ein früherer Bekannter begegnete ihm nämlich und theilte Andern die frühern Erlebniſſe des Clarinettſpielers mit, wodurch er an Theilnahme gewann, obgleich man ihn zugleich bitter tadelte. Indeß findet wohl ſchwerlich eine andre Sünde ſo leicht Verzeihung und Nachſicht, als die, wozu der Menſch durch ein allzu erotiſches Temperament verleitet wurde, und es fehlt unſerm Paul an milden Gaben nicht, ſo oft er ſich mit ſeinen kläglichen Tönen hören läßt. Er würde daher ein anſtändiges Logis bewohnen und ganz gut leben können, wenn er nicht ſelbſt jetzt noch die Frauen über alle Maaßen liebte und mit den Feilen dieſes Geſchlechts gleich Alles wieder durchbrächte, was er ſo mühſam erworben".....

— „Wie?" unterbrach ich voll Erſtaunen den Erzähler, „ſelbſt jetzt noch ſchmachtet dieſer Greis in den Feſſeln grober Sinnlichkeit?"

— „Selbſt jetzt noch," verſetzte der Dämon, „und wird es, wie ich glaube, bis zu Ende ſeines Lebens thun. Sieh nur, wie er mit den Augen blinzelt, wie unruhig er ſich hin und her auf ſeiner Bank bewegt, ſo oft eine der Inſaſſinnen des tiefen Kellers ſich in ſeiner Nähe zeigt! Er hat ſich nur in einem Punkte geändert, nur darin, daß er nicht mehr, wie früher, ekel

in ſeiner Wahl iſt, ſondern fürlieb nimmt mit dem, was ſich ihm darbietet. Er hat an dem Orte, an welchem er ſich befindet, gleichſam ſich ſeinen Harem aufgeſchlagen, und alle dieſe Weiber, mit Ausnahme der ſentimentalen Guitarreſpielerin, haben ſeinem Liebesflehen nach und nach Gehör geben müſſen; denn er iſt eine Art von Don Juan, beſonders wenn er eine gut geſpickte Börſe hat und die Schönen des tiefen Kellers tractiren kann. Er ſelbſt iſt ſehr mäßig und läßt nie einen Tropfen des Lieblingsgetränkes dieſer Damen über ſeine Lippen gehen; auch hält er, wie Du ſiehſt, auf einen einigermaßen ſaubern Anzug, den er freilich erbettelt, wie alles Andere.

Er würde in ſeinen gegenwärtigen Verhältniſſen, die ihm im Grunde Alles gewähren, was er zu ſeinem Glücke bedarf, vollkommen glücklich ſein, wenn die Guitarreſpielerin nicht wäre" . . .

— „Und worin iſt ihm dieſe zuwider?" unterbrach ich den Erzähler.

— „Ich habe es Dir bereits angedeutet," verſetzte der Dämon. „Dieſes ſeltſame und eigenſinnige Geſchöpf verſchmäht ſeine Huldigungen und ſetzt ſeinen Wünſchen die Strenge einer Lucretia entgegen, obgleich der unglückliche Liebhaber Alles aufbietet, ſich ihr angenehm und ſie ihrem jetzigen Liebhaber, einem jungen, rohen Burſchen abwendig zu machen. Für ſie iſt immer das Beſte an Leckereien beſtimmt, was er nur aufzutreiben vermag;

für ſie giebt er ſeinen letzten Schilling aus, um ein Fläſchchen ſüßen Liqueurs zu kaufen, wovon ſie eine beſondere Liebhaberin iſt; ſie nimmt Alles an, aber dankt ihm kaum, was ihn ſchier zur Verzweiflung bringt. Noch mehr thut es dies, wenn ſie vor ſeinen Augen mit ihrem jetzigen Liebhaber ſchön thut — denn hier, wie Du denken kannſt, genirt man ſich weder mit ſeinen Neigungen, noch mit ſeinem Haſſe — und ſeine faſt an Wahnſinn grenzende Eiferſucht hat ihn oft ſchon zu wirklich tollen Streichen verleitet."

— „So hat auch dieſer Ort ſeinen Roman," ſagte ich, „und nicht alle Poeſie iſt von ihm abgeſtreift?"

— „Keineswegs," verſetzte der Erzähler, „und was mich anbetrifft, ſo finde ich ihn ſo romantiſch und poetiſch als nur irgend möglich. Welche Wirthſchaft der Welt, ich frage Dich, könnte überdies ſo reichen Stoff zu Betrachtungen, zu Erfahrungen, zur Belauſchung des Menſchenherzens darbieten, welcher andere ſo bunt zuſammengewürfelte Verhältniſſe, als eben dieſer? Ich geſtehe Dir, daß er mich auf das Lebhafteſte und Anregendſte unterhält, und wenn es Dir recht iſt, kehren wir morgen zu ihm zurück, um unſre Beobachtungen fortzuſetzen. Jetzt iſt unſre Zeit um — es wird gleich Mitternacht ſchlagen! deshalb halte Dich zur Hinabfahrt bereit."

Neunter Abend.

Das Feſt im tiefen Keller und die Cholera.

III.

— „Ein Feſttag, wie es mir ſcheint?“ wandte ich mich an den mir zur Seite ſtehenden Dämon.

— „Du haſt es errathen,“ war ſeine Antwort.

— „So werden auch hier Feſte gegeben, wie in den Paläſten der Reichen und Vornehmen, und dieſe haben darin nichts vor dem Bettler voraus?“

— „Die der letztern unterſcheiden ſich nur in einigen wenigen Dingen von denen der erſtern,“ verſetzte mein Begleiter. „Wenn die Reichen Feſte und Gaſtmähler geben, geſchieht es, um ihren Reichthum und die Pracht ihres Hauſes zu zeigen, folglich aus Eitelkeit; der Bettler aber hat keinen andern Zweck, als einmal

von Herzen vergnügt zu ſein, und ſo herrſcht auch bei den ſeinigen mehr wahre Fröhlichkeit, als bei jenen der Andern. Bei den Reichen iſt es der Champagner, der gegen das Ende der Tafel die Köpfe erhitzt, ohne einmal immer das Herz froh zu machen; bei dem Bettler thut es der Brantwein; der Reiche kitzelt ſich den Gaumen mit Auſtern, Paſteten und Faſanen; der Bettler mit Bratwürſtchen, Ochſenſchnitten und altem Käſe; und ich glaube, daß der letztere weit mehr Genuß von ſeinen frugalen Gerichten hat, als der erſtere von ſeinen raffinirten."

— „Ein ſolches Feſt muß doch aber eine Veranlaſſung haben?" fragte ich weiter.

— „Gewiß!" verſetzte der Dämon, „und ich will ſie Dir mittheilen.

— „Siehſt Du dort," fuhr er nach einer kurzen Pauſe fort, indem er mit dem Finger auf einen Winkel im tiefen Keller zeigte, „jene ziemlich große, ſchwammig aufgedunſene Perſon mit dem bleichen Geſichte, dem feuerrothen Haar und den kleinen, enggeſchlitzten blauen Augen?"

— „Ich ſehe ſie," erwiederte ich.

— „Das iſt die Feſtgeberin, die Königin des heutigen Tages," nahm der Dämon wieder das Wort, „und ich will, bevor ich Dir die Veranlaſſung des Feſtes erzähle, die Geſchichte ihres Lebens mittheilen.

Regine — ſo wollen wir ſie nennen — iſt eins jener unglücklichen Geſchöpfe, die einer laſterhaften Verbindung ihr Daſein verdanken. Ihre Mutter iſt der Sprößling einer der reichſten und vornehmſten Familien ihres Landes, einer Familie, die ihr Wappen mit der Grafenkrone ſchmückt. Sie hätte geehrt, angeſehen, reich und angenehm leben und, da ſie keineswegs häßlich war, auch eine ſtandesmäßige Partie thun können, wenn ſich nicht ſchon früh ein ſo hervorragender Hang zur Sinnlichkeit an ihr gezeigt hätte, daß ein auf ſeine Ehre haltender Mann ſich mit Recht ſcheuen mußte, einer ſolchen angehenden Meſſaline ſeine Hand zu reichen.

Es würde Dich und mich anekeln, tiefer in den Schmutz eines ſolchen Lebens zu blicken; daher erſpare ich Dir die Schilderungen ihrer Liebesabenteuer. Jeder Mann war dieſem Geſchöpfe gut genug; der Diener, welcher hinter ihrem Wagen ſtand, ja ſogar der Poſtillon, der ſie auf ihren Reiſen von einer Station zur andern fuhr, und es hat ſich mehr als Einmal getroffen, daß eben der, welcher auf der vorigen Station die Pferde ihrer Reiſechaiſe mit ſeiner Peitſche antrieb, und ſich ihr mit demüthig abgezogenem Hute näherte, um ein Trinkgeld von ihr zu erbitten, auf der nächſten Station ſeinen Sitz neben ihr im Wagen einnahm, und auf der folgenden ſchon ihr Herr und Gebieter war.

Von einer Frechheit und Schamloſigkeit ſolcher Art wirſt Du wohl kaum einen Begriff haben und, was doch nackte Thatſache iſt, für eine müßige Erfindung meines Kopfes halten; aber Parole de Diable! ich ſage Dir keine Lüge, und jenes Weib iſt nicht nur ganz ſo ſchamlos, wie ich es Dir geſchildert habe, ſondern noch weit mehr.

Es konnte unter ſolchen Umſtänden ihr nicht an Nachkommenſchaft fehlen, auch treiben ſich männliche und weibliche Sprößlinge von ihr in allen Ländern Europa's umher. Alle, ohne Ausnahme, hat ſie dem Elende, dem bittern Mangel, dem moraliſchen Verderben preis gegeben. Gezwungen, bis zu einem gewiſſen Alter für ihren Unterhalt zu ſorgen, zahlte ſie eine kärgliche Penſion für dieſe armen Geſchöpfe, die aber aufhörte, ſo wie die Kinder nur einigermaßen herangewachſen waren; denn obgleich die unnatürliche Mutter, wie ſchon geſagt, eine reiche Erbin geweſen, ſo hatte ſie doch ihr Vermögen, bis auf ein anſehnliches, für ſie aber keineswegs ausreichendes Zubehörmiß gänzlich durchgebracht, und da zugleich mit der Jugend die Luſt an der Sünde nicht von ihr gewichen war, ſo bedurfte ſie jetzt größerer Einkünfte als früher, weil ſie ihre Liebhaber theurer bezahlen mußte, als zu der Zeit, wo ſie ſelbſt noch einige Reize aufzuweiſen hatte.

Das Unglück wollte, daß eine sehr edle und vornehme Dame, eine entfernte Anverwandte ihrer unnatürlichen Mutter, sich Reginens in frühester Jugend annahm. Mitleid mit dem armen, verstoßenen Kinde habend, nahm jene treffliche Frau es zu sich in das Haus, und ließ ihm nicht nur alle erdenkliche Pflege, sondern auch einen hinreichenden Unterricht angedeihen, welcher letztere jedoch wenig fruchtete, da Regine zu keinem Ernste aufgelegt und von Natur ein höchst leichtsinniges, zerflossenes Wesen war, bei dem kein Unterricht haftete. Indeß bekam das arme Geschöpf doch dadurch jenen Firniß von Bildung, der so oft innere Hohlheit und Unwissenheit bedeckt: es lernte etwas französisch sprechen; es wußte, in welchem Welttheile China lag; es verstand von Julius Cäsar und Alexander dem Großen zu reden; es wußte sogar, daß die Sonne sich nicht um die Erde, sondern umgekehrt, die Erde um die Sonne, drehe; ja es stoppelte sogar Gedichte zu Geburts- und Namenstagen zusammen und verfertigte Räthsel und Charaden. Da man, so schlecht und abgeschmackt auch alles Dieses war, das Mädchen deshalb lobte, um der reichen und vornehmen Pflegemutter den Hof zu machen, so konnte es nicht fehlen, daß Regine sich bald für ein großes Licht, ja, für eine angehende Gelehrte hielt, und sich nicht mehr um ordentliche Kenntnisse bemühte, weil sie diese schon zu besitzen glaubte.

Kaum in das jungfräuliche Alter getreten, trafen zwei große Unglücksfälle das arme Geschöpf zu gleicher Zeit: es lernte durch einen Zufall den Namen seiner Mutter kennen und verlor seine Pflegemutter, welche letztere, vom Tode überrascht, nicht Zeit gehabt hatte, die Zukunft ihres Pflegekindes zu sichern, wie ihre edelmüthige Absicht gewesen war. Entfernte Seitenverwandte, welche sich in das Erbtheil der Verstorbenen theilten, fühlten aber keinen Beruf in sich, für die unglückliche Regine ferner etwas zu thun. Sie sei jetzt, sagte man zu seiner Entschuldigung, sechszehn Jahr alt und sorgfältig unterrichtet worden, müsse sich also durch die erworbenen Talente und Geschicklichkeiten schon selbst forthelfen.

Gewiß würde Regine, die im Grunde ein gutes, wenn gleich leichtsinniges und zerflossenes Wesen war, dies gern gethan haben, wenn es ihr nicht überall gefehlt hätte. Zum Dienen war sie zu verwöhnt erzogen worden, und reelle Kenntnisse besaß sie nicht, durch die sie sich eine ehrenvolle Stellung in der menschlichen Gesellschaft hätte erwerben können.

Aller Orte zurückgewiesen, oft sogar, wegen eines unangenehmen, ihr eigenthümlichen, arroganten und zudringlichen Wesens zurückgestoßen, wandte sie sich endlich an ihre wirkliche Mutter und flehte diese um Hülfe und Rettung an. Allein in der Brust dieses unnatür-

lichen Weibes schlug kein Herz, und mit harten Worten wurde die Unglückliche auch von der mütterlichen Schwelle weggewiesen. Vielleicht würde ihr ein minder hartes Loos zu Theil geworden sein, und ihr Flehen doch noch die Mutter erweicht haben, wenn das Unglück nicht gewollt, daß Regine eine so auffallende Aehnlichkeit mit der Urheberin ihres Daseins gehabt, daß zwei Thautropfen einander nicht ähnlicher sehen können, als Mutter und Tochter. Dieser Umstand und ein anderer, daß der jetzige Galan der Mutter eine entschiedene Abneigung gegen Regine hatte, machten die erstere so hart gegen ihr Kind, daß sie demselben jeden Beweis von Mütterlichkeit versagte, einestheils, um vor der Welt nicht für die Mutter des Mädchens zu gelten, anderntheils, um ihrem schönen Freunde nicht zu mißfallen, der, wie es in ähnlichen Verhältnissen immer der Fall zu sein pflegt, sich zum unumschränkten Herrn und Gebieter seiner bereits gänzlich gealterten Anbeterin gemacht hatte.

In ihren heiligsten Gefühlen verletzt, in ihren angeborenen Rechten gekränkt, ohne innere und äußere Hülfsmittel, stand Regine jetzt im Leben da, und wußte nicht, wozu sie greifen sollte, um ihr elendes Dasein zu fristen. Sie versuchte Dieses und Jenes, um sich fortzuhelfen, allein immer mit dem schlechtesten Erfolge, weil es ihr einestheils an Kenntnissen, anderntheils an Ernst und Beharrlichkeit fehlte. Sie schrieb, sich ein Talent

zutrauend, das ſie nicht beſaß, Gedichte, Aufſätze, Räthſel und Charaden für die Zeitſchriften, und wurde natürlich überall damit zurückgewieſen; ſie ging ſogar, da ſie trefflich declamiren zu können glaubte, auf die Bühne einer Provinzialſtadt, und fiel durch, weil ſie weder Figur, Talent noch Stimme hatte. Sie drängte ſich, oft mit dem Anſchein von frecher Zudringlichkeit, an Alles an, wovon ſie glaubte, daß es ihr Hülfe, Rettung gewähren könne, und wurde eben dieſer Zudringlichkeit wegen, die doch allein die Frucht der Herzensangſt und Verzweiflung war, mit Verachtung zurückgewieſen.

So, jeden Tag mit ihren Wünſchen, Hoffnungen und Ausſichten einen neuen Schiffbruch leidend, und von der unnatürlichen Mutter noch immer verſtoßen, griff ſie endlich zur Flaſche und ſuchte bei ihr Vergeſſen ihres Elends. Da, als es bereits zu ſpät, als das Laſter der Unglücklichen ſchon zur Gewohnheit geworden war, bot ſich ihr noch eine rettende Hand dar. Ein edler Mann, der nächſte Erbe ihrer Pflegemutter, hörte von ihrem elenden Zuſtande, ſuchte ſie auf, ſprach ihr Muth ein und ſetzte ihr ein Jahrgehalt aus, von dem ſie, wenn auch nicht eben im Ueberfluſſe, doch nothdürftig hätte leben können; ja, dieſer Menſchenfreund that noch mehr: er wußte das Intereſſe einiger edlen Männer und Frauen dieſer Stadt auf die Unglückliche zu lenken, und Alle bemühten ſich vereint, ſie zu retten.

Allein Alles war zu ſpät, wie ich ſchon geſagt habe: Regine konnte jetzt ihrer laſterhaften Gewöhnung nicht mehr entſagen: es gab für ſie kein Glück, keine Freude, ja, keinen Gott mehr, als die Flaſche, und ſo wurde das, wovon ſie ſich ernähren, kleiden, wovon ſie wohnen ſollte, dazu verwendet, ſich ihr Lieblingsgetränk im reichlichſten Maaße zu verſchaffen; nebenbei aber machte ſie noch Schulden.

Man hatte lange Nachſicht mit ihr und hoffte, trotz ihres immer tiefern ſittlichen Verfalls, ſie doch noch zu retten: man bezahlte ihre Schulden, kleidete ſie, die Alles verſetzt und verkauft hatte, auf's Neue; man ermahnte, man beſchwor, man bedrohete ſie; aber Alles war vergebens. Wie in einer rührenden Romanze, hieß es jetzt auch bei ihr: „Und als das Brot gebacken war, da lag das Kind auf der Todtenbahr!" Sie war nicht mehr zu retten. Endlich griff man ſogar zum Aeußerſten und ſetzte die Unverbeſſerliche auf einige Zeit in ein Correctionshaus, um ſie zum Nachdenken über ſich ſelbſt und zu beſſern Entſchlüſſen zu bringen. An beiden ließ die Arme es an dieſem traurigen Orte nicht fehlen; allein ihre moraliſche Kraft war durch das namenloſe Elend ihres Lebens gebrochen, und kaum wieder in Freiheit geſetzt, wühlte ſie ſich noch tiefer in den Schlamm des Laſters ein, als zuvor. Jetzt gab man ſie gänzlich auf und überließ ſie ihrem Schickſale, das ſie endlich in den

tiefen Keller, wie ſo viele Andere, führte. Sie iſt jetzt eine der unverſchämteſten, zudringlichſten Bettlerinnen, und wird oft in den Schutz der Wache genommen, da man ſie völlig von Sinnen durch den Genuß des Branntweins, Abends oder Nachts im Schmutz der Gaſſen findet."

Der Erzähler ſchloß hier ſeine traurige Geſchichte.

— „Und dieſe Elende iſt die Feſtgeberin?" fragte ich.

— „Wie ich Dir ſchon geſagt habe," verſetzte der Dämon. „Durch einen Glücksfall kam ſie zu einer für ſie nicht unbedeutenden Summe Geldes. Sie fand nämlich auf ihren Streifereien durch die Stadt einen zur Altonaer Zahlenlotterie gehörigen Lottozettel, hob ihn auf und ſah, daß er zur nächſten Ziehung noch gültig ſei. In ihrer jetzigen Wohnung angelangt, zeigte ſie ihn ihren Elendsgenoſſen und gab dieſen zugleich, halb im Scherze, das Verſprechen, das, was auf dieſen Zettel gewonnen würde, zum allgemeinen Beſten hergeben und für alle Inſaſſen des tiefen Kellers ein Feſt davon veranſtalten zu wollen.

Auf den Zettel, deſſen Nummern ſich Einige gemerkt hatten, wurde wirklich ein hübſches Sümmchen gewonnen, und man nimmt jetzt unſere Regine beim Worte. Wie Du ſiehſt, wird es gleich hoch hergehen: man ſchiebt alle Tiſche dieſer unterirdiſchen Höhle zuſammen; man breitet ſogar grobe Tiſchtücher darüber

aus; man ſtellt Teller, Gläſer und vor allen Dingen Flaſchen darauf; man trägt Würſte, Bratenſchnitte, Brot, Kuchen und Früchte auf; man läuft geſchäftig hin und her; die Aufwärter, ſonſt nur läſſig in ihrer Pflicht gegen ihre Gäſte, von denen ſie nie ein Trinkgeld zu erwarten haben, und wovon der größte Theil ſogar noch in der Kreide ſteht, ſind flink und bei der Hand; der Wirth ſelbſt ſieht nach, ob auch Nichts auf der ſchwelgeriſchen Tafel fehle, und thut mit eigener Hand noch etwas Salz in die halbgeleerten Salzfäſſer, zieht auch mit dem blanken Korkzieher die Stöpſel aus den Brantweinsflaſchen; ja, er läßt ſich ſogar ſo weit herab, dieſen oder jenen Gaſt freundlich anzulächeln, was er ſonſt nicht nöthig zu haben glaubt; denn ihm müſſen die Gäſte wohl kommen, was bei andern mürriſchen Wirthen nicht oft der Fall zu ſein pflegt.

In einem andern Theile des Kellers ſind die unterſten dienſtbaren Geiſter des Orts ämſig beſchäftigt, das während des Tags auf die Seite geſchobene Stroh, die Lagerſtätte der Inſaſſen — denn Betten giebt es hier nicht, wie ſich wohl von ſelbſt verſteht — wieder auszubreiten, damit Jeder, der etwa der Ruhe in Folge des zu reichlich genoſſenen Göttertranks bedürftig ſein ſollte, gleich ſein Plätzchen finde. Kurz, Alles wird mit Sorgſamkeit und Vorſicht bereitet, damit das Feſt durch Nichts geſtört werden könne.

Sieh, ſchon zieht man die Bänke an die lange, über fünfzig Perſonen faſſende Tafel; ſchon werden die bisher noch ausgelöſchten Talglichter angezündet, und ſchon füllt ſich die Feſthalle mit fröhlichen Gäſten! Alles macht, wie es die gute Lebensart erheiſcht, ſein Compliment der artigen Gaſtgeberin; man lächelt froh in ſich hinein, überfliegt mit den Augen die Tafel, vor allen Dingen aber die Flaſchen; man reibt ſich vor Vergnügen die Hände; man plaudert und ſcherzt mit einander; man ſagt der angenehmen Gaſtgeberin Fleuretten über die treffliche Anordnung des Feſtmahls; man unterſucht mit prüfendem Finger die Würſte, ob ſie friſch genug ſind, betrachtet den Käſe beim Lichte, ob er nicht allzuviele Maden habe, und ſcheint mit Allem wohlzufrieden zu ſein, denn man gehört nicht eben zu den ungenügſamen, allzu ſubtilen Gäſten."

— „Meine Herren und Damen!" läßt jetzt Regine, die den Anſtand einer Königin angenommen hat, ihre etwas ſchnarrende Stimme vernehmen; „meine Herren und Damen, wenn's gefällig iſt, ſo gehen wir zur Tafel!"

Nachdem ſie dieſe, für Alle wie die ſüßeſte Muſik klingenden Worte geſprochen, acceptirt ſie mit einiger Grandeza den ihr von dem ehemaligen Pfarrer angebotenen Arm, und nimmt — ſo hat man es vorher beſtimmt — den oberſten Platz an der Tafel ein, wie es

bei den Britten die Sitte erheiſcht, deren Moden man gern in dieſer Stadt nachäfft. Alles folgt jetzt im bunten Durcheinander ihrem Beiſpiele, und Jeder bemächtigt ſich, wenn er ihrer zuerſt habhaft zu werden glücklich genug war, entweder der Flaſche oder der ihm am meiſten zuſagenden Speiſen. Die nächſten Nachbarn der Feſtgeberin aber laſſen es an der Courtoiſie nicht fehlen, ihr Glas ſtets gefüllt zu erhalten, ſo oft ſie es auch auf das Wohl ihrer „ehrenwerthen" Gäſte leert.

Nie herrſchte wohl an der ſchwelgeriſcheſten Tafel eine ſo laute und ungenirte Fröhlichkeit, als an dieſer; ſelbſt die Guitarreſpielerin ſchien minder melancholiſch als ſonſt zu ſein, und nicht ſelten zeigte ſich ſogar ein Lächeln auf ihrem bleichen Geſichte. Die fröhlichſte von Allen war aber unbezweifelt Regine ſelbſt, und was ſie auch im Leben gelitten, was entbehrt haben mochte, dieſe Stunde machte es wieder gut!

Da, als die Freude und der Jubel eben den höchſten Grad erreicht hatten, ſo daß ſelbſt der Wirth, aus Furcht, daß ſich Nachtwächter und Polizei unberufen einmiſchen möchten, mit flehender Stimme um einige Mäßigung bat, erblickte man auf den Geſichtern einiger Anweſenden einen ſeltſamen Ausdruck, und bald miſchten ſich laute Klagetöne in den Jubel.

Neun Geſichter, die eben noch glühend roth geleuchtet hatten, wurden mit einer Todtenblaſſe bedeckt, und

nahmen bald eine faſt bläuliche Färbung an; die Augen ſanken tief in ihre Höhlen zurück; die Naſe wurde ſpitz; die Stirn und Wangen bedeckten ſich mit Runzeln, die die Phyſiognomie faſt gänzlich unkenntlich machten. Mit ſchwacher, heiſerer Stimme wurde gewimmert und geklagt; man wollte zu der ausgebreiteten Streu ſchwanken, fiel aber nieder und mußte von den Andern dahin getragen werden; man wand ſich krampfhaft; man machte vertrackte, nie vorher geſehene Geſichter; man ſchrie, daß man vergiftet worden ſei und verlangte nach dem Arzte. Alles rannte wild und erſchrocken durch einander; der Wirth, ſonſt ein entſchloſſener und ruhiger Mann, wußte ſich weder zu rathen noch zu helfen; die Freude des Gaſtmahls war geſtört, und der Jubel hatte ſich in Angſtgeſchrei, Wimmern und Verzweiflung verwandelt.

— „Sind jene Neun da, die ſich unter Todeszuckungen auf der Streu krümmen, in der That vergiftet?“ fragte ich, meinen von Entſetzen übersättigten Blick grauſend von der furchtbaren Scene abwendend, meinen Begleiter.

— „Nicht doch!“ verſetzte er lächelnd. „Jene da haben die Cholera und werden, die Gaſtgeberin mit eingerechnet, morgen neun häßliche, ſchrecklich entſtellte Leichen ſein, viele von den Andern ihnen aber in kurzer Friſt nachfolgen. Du weißt,“ fügte er hinzu, „daß man dieſen ſeine ſchwarzen Schwingen über ganz Europa

ausbreitenden Würgengel ſchon längſt hier erwartete, und an welchem andern Orte konnte er ſeine erſten Opfer wohl auserwählen, als eben an dieſem?

Morgen, mit Anbruch des Tages, wird ein Straßenanſchlag die erſchreckenen Bewohner dieſer Stadt davon benachrichtigen, daß die Cholera auch hier ausgebrochen ſei, und zwar zuerſt im tiefen Keller, wo ſie gleich neun Opfer hingerafft.

Es thut mir in der That leid, daß das Feſt der guten Regine auf eine ſo unangenehme Weiſe geſtört wurde, und ſie nicht einmal den ihr zukommenden Dank für ihr Beſtreben, ihren Elendsgenoſſen einen vergnügten Abend machen zu wollen, einärnten ſoll, weil ſie ſelbſt unter den Leichen ſein wird. Du mußt geſtehen, daß die Arme von ihrer Geburt bis zu ihrem Ende Unglück gehabt hat, und in allen Stücken gar füglich mit dem Uhland'ſchen Unſtern zu vergleichen iſt."

Zehnter Abend.

Schauſpielerin und Banquier.

Wohl kann der Pinſel des Malers Schöneres hervorrufen, aber gewiß nichts Reizenderes, als ſich meinen Blicken an dieſem Abende darbot.

In einem mit der äußerſten Eleganz ausgeſtatteten Zimmer, deſſen Vorhänge heruntergelaſſen waren, ſaß eine weibliche Perſon auf dem mit feuerrothem Atlas überzogenen Sopha. Sie hatte das ſchöne, von dunklen Locken umwallte Haupt auf die ſchneeweiße, ſchön geformte Hand geſtützt, und ſtarrte mit den feurigen ſchwarzen Augen gedankenvoll vor ſich hin. Eine leiſe Röthe der Augenlider verrieth, daß ſie viele Thränen vergoſſen habe; auch hatten ihre Mienen einen kummervollen Ausdruck, und ſelbſt ihr Anzug, ſo reich, geſchmackvoll und elegant er auch war, bezeugte durch

eine gewiſſe darin vorherrſchende Nachläſſigkeit, daß ſie nicht eben Sorgfalt darauf verwendet habe.

Von Zeit zu Zeit blickte die ſchöne Frau auf die reich vergoldete Setzuhr, und jedesmal wenn ſie es that, hob ein tiefer Seufzer ihren ſchönen Buſen.

Dann ſtand ſie auf und trat an das Fenſter, deſſen Vorhang ſie ein wenig in die Höhe hob, um in die ſchon immer leerer werdende Gaſſe hinab zu ſchauen, als ob ſie Jemand erwarte.

— „Er kommt ſchon wieder nicht!“ ſagte ſie dann, vom Fenſter zurücktretend und mit leichten Tritten auf dem weichen und prachtvollen perſiſchen Teppich hin und her ſchreitend; „Er kommt ſchon wieder nicht, und doch habe ich ihn in meinem heutigen Billet ſo dringend gebeten, nur heute zu kommen! Was kann Ihn abhalten, meinen Wunſch zu erfüllen, als ſein treuloſes, gänzlich gegen mich erkaltetes Herz?“

Sie weinte bei dieſen Worten heftig, und ihr ſchöner Buſen hob ſich noch ſtürmiſcher als zuvor.

Endlich ſtand ſie ſtill, um zu horchen. Tritte ließen ſich auf dem Vorſaale vernehmen.

— „Er iſt es!“ ſagte ſie erbleichend und die Hand auf ihr faſt ſtockendes Herz legend. „Dies iſt die Stunde der Entſcheidung!“ fügte ſie mit faſt erſterbender Stimme hinzu; „Gott im Himmel, verleihe mir Kraft!“

In dem Augenblick trat ein junger, überaus schöner Mann, von hohem, stolzen Wuchse und edler Haltung, ohne vorher anzuklopfen, zu ihr in das Zimmer.

— „Da bin ich, Bianca!“ sagte er, den Hut auf den neben der Thür stehenden Stuhl legend; „Du hast mir Etwas zu sagen: was ist es?“ fügte er mit kaltem Tone hinzu.

— „Schlimm, Felix, schlimm, o sehr schlimm ist es,“ sagte sie, ihre Thränen nur mit Gewalt bekämpfend, „daß ich Dich jetzt mehrmals zu mir bitten muß, wenn ich Dir Etwas zu sagen habe; sonst war das anders, und Du kamst ungerufen!“

— „Geschäfte, liebes Kind, dringende Geschäfte!“ erwiederte er in dem früheren Tone, ohne im Mindesten durch ihre Thränen erweicht zu werden.

— „Die hielten Dich sonst nicht ab, zu mir zu kommen, Felix,“ sagte sie, ihren Thränen nicht länger gebietend; „Dein Herz ist verändert, Deine Gesinnungen gegen mich sind es: Du liebst mich nicht mehr!“

— „Du bist ein Kind, ein wahrhaftes Kind mit Deinen Befürchtungen und Deiner Eifersucht, Bianca,“ versetzte er, „und wenn ich wirklich kälter als früher gegen Dich geworden wäre, so hättest Du allein Dir das zuzuschreiben. Wir Männer, wie wir einmal sind, können es nicht ertragen, zu viel geliebt zu werden.“

— „Du ſprachſt früher anders, Felix," ſagte das arme, verrathene Weib: „es gab eine Zeit, wo ich Dich nicht heiß, nicht feurig genug lieben konnte, wo die volle Glut meines Herzens Dir noch nicht genügte, und jetzt trifft mich Dein Vorwurf, daß ich Dich zu viel geliebt habe?"

Er blieb ihr die Antwort auf dieſe Worte ſchuldig, trat an das offenſtehende Inſtrument und fuhr mit der Hand über die Taſten, mit den Fingern eine leichte Melodie klimpernd.

— „Das Inſtrument iſt verſtimmt, ich werde Dir Herrn D. ſchicken, um es wieder in Ordnung zu bringen," ſagte er dann, um dem ihm unangenehmen Geſpräche eine andere Wendung zu geben.

— „Wie mein Gemüth!" verſetzte ſie. „O Felix!" . . . . .

Sie ſank auf einen Stuhl nieder und bedeckte ihr von Thränen überſtrömtes Antlitz mit ihrem Tuche.

— „Laß doch dieſe Scenen ſich nicht immer wieder erneuen," ſagte er, zu ihr tretend, mit verdrießlichem, vorwurfsvollen Tone; „ſie langweilen mich über alle Maaßen, Bianca, da ſie ſo oft wiederkehren!"

Sie antwortete ihm lange nichts auf dieſe harten, liebloſen Worte, und er ſchritt mit raſchen Schritten neben ihr im Gemache auf und ab. Dann blieb er vor ihr ſtehen, ergriff ihre Hand und ſagte:

— „Sei doch vernünftig, Bianca, und verdirb Dir und mir nicht die Zeit durch ein ſolches unangenehmes Weſen! Haſt Du mir noch etwas Anderes zu ſagen, als mir Vorwürfe wegen meiner vermeinten Kälte zu machen, ſo ſprich; ſonſt aber erlaube, daß ich mich wieder entferne, denn meine Zeit iſt mir koſtbarer, als Du denken magſt. Die heutige engliſche Poſt hat wichtige Nachrichten und Briefe gebracht, und ich werde noch einige Stunden in die Nacht hinein zu arbeiten gezwungen ſein, weil ich Deiner Einladung Folge leiſtete."

— „Du wirſt trotz dem noch bleiben und mich anhören müſſen," ſagte ſie, die Hand mit dem Tuche von den Augen nehmend. „Ich habe Wichtigeres mit Dir zu reden, als Dir Deine Briefe gebracht haben können."

— „Ich bin ganz Ohr," verſetzte er mit einem etwas verlegenen Tone.

— „Die Stunde iſt da," ſagte ſie, allen ihren Muth, alle ihre Entſchloſſenheit zuſammennehmend, „wo Alles klar zwiſchen uns werden muß, Felix. Ich ertrage dieſen Zuſtand des Zweifelns, der Angſt, der ſich ewig erneuenden Sorge nicht länger, und gehe phyſiſch und moraliſch darin zu Grunde. Felix, liebſt Du mich noch wie ſonſt? ich frage Dich im Angeſichte Gottes,

und willſt Du mir Dein Wort halten, mich zu Deiner Gattin zu machen?"

— „Liebes Kind," ſtammelte er, ſichtbar in der höchſten Verlegenheit, „wie kommſt Du gerade an dieſem Abende dazu, mir eine ſolche Frage vorzulegen, an einem Poſttagabende, wo ich, wie Du weißt, ſo viel Wichtiges zu thun, ſo Vieles zu bedenken habe? Welche Thorheit, zu glauben, Dich damit zu quälen, daß ich Dich nicht mehr liebe! Laſſe ich es Dir denn etwa an irgend Etwas fehlen? Haſt Du nicht, was nur Dein Herz begehren kann? Biſt Du nicht wie eine Fürſtin eingerichtet? Darfſt Du nicht ſo viel Geld ausgeben, als Dir nur irgend beliebt? Setze ich Dir denn, im Gegenſatze zu früher, in irgend Etwas Schranken? Was, ich frage Dich, was kannſt Du noch mehr wollen? Und haſt Du nicht, um Dich gänzlich ſicher zu ſtellen, die von mir ausgeſtellte Verſchreibung in Deinem Pulte, daß ich, ſollte es mir je in den Sinn kommen, mich anderweitig zu verheirathen, Dir hunderttauſend Mark Banco auszahlen will? Mich dünkt, mit einer ſolchen Sicherheit könnte auch die mißtrauiſcheſte Perſon von der Welt zufrieden ſein, und den, der ſie ihr gegeben hat, in Ruhe laſſen! Ich bin gebunden, mein Kind," fügte er mit einiger Bitterkeit hinzu, „gebunden, wie es nur ein Liebhaber ſein kann; darum laß mich in Frieden und gieb ihn auch

Dir endlich! Was aber die von Dir begehrte Heirath anbetrifft, ſo ſind noch immer dieſelben Gründe vorhanden, die mich früher davon abhielten, Deinen Wunſch in dieſer Hinſicht zu erfüllen: ich würde mich für immer mit meiner Familie entzweien, wenn ich Dir meine Hand am Altare reichte, und das kann und will ich nicht."

— „Dein Vater, der früher das Hinderniß unſerer Verbindung abgab, iſt todt," verſetzte ſie, eine äußere Ruhe erzwingend, von der ihr Inneres weit entfernt war.

— „Aber meine Mutter lebt, meine Brüder leben," ſagte er.

— „Dieſe letztern haben Dir nichts zu befehlen, und was Deine Mutter anbetrifft, ſo ſoll ſie eine gute, ſanfte, und nicht eben ſtolze Frau ſein," verſetzte Bianca. „Es würde uns gelingen, ſie mit unſerer Verbindung auszuſöhnen; ich würde mich ihr zu Füßen werfen, ſie um ihre Vergebung für uns Beide anflehen, ihr geloben, ihr eine gute Tochter, Dir eine treue, liebevolle Lebensgefährtin ſein zu wollen; ich" . . . .

— „Meine Mutter iſt eine abgeſagte Feindin von theatraliſchen Scenen," unterbrach er ſie mit einem faſt verächtlichen Tone; „das würde die Sache nur noch ſchlimmer machen, und vor allen Dingen einen Eclat herbeiführen, der mir in tiefſter Seele zuwider wäre.

Man ſieht es einem jungen Manne von meinem Stande und Vermögen ſchon nach, daß er ſich eine ſchöne Geliebte hält; aber" . . . . .

— „Hält?" unterbrach ſie ihn erbleichend und an allen Gliedern zitternd.

— „Nun, was findeſt Du an dem Worte, daß Du es ſo ſcharf betont wiederholſt?" fragte er verwundert.

— „Es hat mir die Seele wie mit einem feurigen Schwerte durchſchnitten," ſagte ſie, in einen Seſſel zurückſinkend und ſich das ſchöne Antlitz mit beiden Händen verhüllend.

— „Du biſt ſehr ſonderbar, Bianca," nahm er nach einer Pauſe das Wort, „und ich begreife nicht" . . . . .

— „Ich aber begreife jetzt Alles: Dich, mich, unſer ganzes Verhältniß, meine Stellung zu Dir und zur Welt; begreife auch, daß ich in Deinen Augen nichts mehr bin, als eins jener elenden, feilen Geſchöpfe, die um Geld ihre Liebe, ihre Ehre, die Achtung der Welt verkaufen. Aber ich will Dir zeigen, Felix, daß ich aus einem andern Stoffe gewebt bin, als dieſe Elenden, die ich, trotz dem, daß ich ein gefallenes Mädchen bin, aus tiefſter Seele verachte. Nicht Dein Geld, Deine Reichthümer, Dein Stand waren es, die mich Dir in die Arme führten und mich alle meine

frühern tugendhaften Entschlüsse vergessen ließen: ich liebte Dich, liebte Dich mit der ganzen Glut meines feurigen Herzens, und gab mich Dir nur hin, weil ich dem Wunsche des Heißgeliebten nicht zu widerstehen vermochte, weil *sein* Glück mir tausendmal mehr galt, als das, was mir bis dahin das Höchste gewesen war: meine Ehre."

— „Du wirst aber zugeben müssen, Bianca," sagte er mit einem kalten, häßlichen Lächeln, „daß Du Dich mir nicht auf Discretion hingabst: jene Verschreibung von hundert tausend Mark" . . . . .

— „Wurde mir von Dir aufgedrungen," fiel sie ihm empört in die Rede. „Ich wollte sie nicht, ich gab sie Dir mehre Male zurück; nur in diesem *einen* Punkte sei noch gerecht gegen mich, Felix, und tritt nicht gänzlich ein Herz mit Füßen, das so warm, so heiß für Dich geschlagen hat!"

— „Nun ja," sagte er zögernd, „ich gebe das zu, glaube aber, wie jetzt die Sachen stehen, annehmen zu dürfen, daß es Dir ganz lieb ist, jene Verschreibung noch zu besitzen."

— „Meinst Du?" versetzte sie, und eine lebhafte Röthe überflog ihre bisher so bleichen Wangen. „Meinst Du das, Felix?" fragte sie nochmals, ihn mit ihren feurigen Augen fast verächtlich ansehend.

Er wußte nicht, was er ihr antworten ſollte, und ſenkte den Blick vor dem ihrigen zu Boden.

Sie ging an einen im Zimmer befindlichen, höchſt eleganten Secretair, ſchloß ihn mit zitternden Händen auf, öffnete ein geheimes Schiebfach und nahm ein Papier daraus hervor. Sie trat damit zu der auf dem Tiſche ſtehenden Aſtrallampe, überlas es, zerdrückte eine Thräne, die ſich ihr beim Leſen in das Auge drängte, zwiſchen den langen dunkeln Wimpern und ſagte dann mit bebender Stimme, indem ſie ihm das Papier vor die Augen hielt:

— „Erkennſt Du dieſe Schrift, Felix?“

Seine Wangen überzogen ſich beim Anblick dieſes verhängnißvollen Papiers mit einer lebhaften Röthe, und er antwortete ihr, einen gleichſam gierigen Blick darauf werfend:

— „Wie ſollte ich ſie nicht erkennen? Es iſt ja meine Verſchreibung an Dich!“

— „Weißt Du auch gewiß, daß ſie es iſt?“ fragte ſie nochmals, ihm die Schrift immer noch hinhaltend.

— „Wie könnte ich daran zweifeln? Iſt es doch meine eigene Handſchrift, mein Siegel“ . . . . .

— „Wohlan,“ ſagte ſie, das Papier über das Lampenglas haltend und es anzündend, „ſo zittere

fortan vor dieſer Verſchreibung, die Dir Liebe und jugendliche Unbeſonnenheit entriſſen, nicht mehr!"

Sie ſchleuderte mit dieſen Worten das brennende Document in den Kamin und ſah es mit ruhigem Auge zu einem Häuflein Aſche werden.

Der Banquier wußte nicht, ob er träume oder wache: ein Document von ſolcher Wichtigkeit zu verbrennen! Hunderttauſend Mark Banco in den Kamin zu werfen! Nur der Wahnſinn konnte ſo Etwas thun! Er fürchtete ſich faſt vor Bianca und ſah ſie mit Blicken an, worin deutlich die Frage lag: „Haſt Du den Verſtand verloren oder träume ich nur?"

Sie aber blieb ruhig oder trug doch wenigſtens den äußern Anſchein von Ruhe zur Schau, ſo heftig es auch in ihrem Innern toben mochte.

— „Du biſt jetzt frei, Felix," ſagte ſie dann, das Beben ihrer Stimme bemeiſternd; „das Schreckbild dieſer Verſchreibung wird fortan den Schlaf nicht mehr von Deinen Augen verſcheuchen."

— „Du biſt ſehr großmüthig, Bianca," ſtammelte er, den ſchuldigen Blick vor ihrem flammenden zu Boden ſenkend; „wahrhaftig, die großmüthigſte Perſon von der Welt!"

— „Und zugleich die reichſte," verſetzte ſie mit einem bittern Lächeln; „ein Rothſchild würde mir das nicht nachthun!"

[redacted] bei Gott nicht!" erwiederte er ihr, um doch Etwas zu ſagen, denn das Erſtaunen, mehr wohl noch die Freude, die den Platz des erſtern jetzt in ſeinem Gemüthe eingenommen hatte, machte ihn faſt ſprachlos.

— „Du kannſt jetzt gehen und Deine engliſche Correſpondenz leſen," ſagte ſie mit kaltem Tone, „und wenn Du willſt, ſchon morgen über dieſe Wohnung mit Allem, was darin iſt, disponiren."

— „Du wirſt mir erlauben, Dir das Mobiliar zum Geſchenk zu machen," verſetzte er großmüthig, und ſeine Freude nur mit Mühe unterdrückend.

— „Ich bedarf deſſelben nicht mehr," erwiederte ſie, „da ich ſchon morgen die Rückreiſe nach meiner Heimath antrete."

— „Schon morgen? und weshalb denn ſchon gleich morgen?" fragte er. „Du biſt eine wunderliche Perſon, die gleich Alles auf die Spitze treibt."

Sie antwortete ihm nicht, ſondern ging an das Fenſter, hob den Vorhang in die Höhe und trat dahinter. Sie drückte die glühende Stirn, das von heißen Schmerzesthränen überſtrömte Antlitz gegen die kalten Scheiben, und verharrte ſo lange in dieſer Stellung, bis Felix, des Wartens müde und ſich herzlich darnach ſehnend, von dieſem Orte fortzukommen, ihr eine gute Nacht zurief und verſchwand. Dann warf die Unglück-

liche ſich in das Sopha und weinte und ſchluchzte laut.

— „Der Elende! Der Barbar!“ rief ich, dem eilig durch die Gaſſen ſtreifenden Banquier nachſehend. „Solch ein Herz betrüben, bis in den Tod betrüben zu können! Wie wird ihn früher oder ſpäter die Reue nicht foltern müſſen!“

— „Du biſt ein wahres Kind mit Deinen Ideen und Vorſtellungen,“ ſagte der Dämon lächelnd. „Ein Herz, wie das des Banquiers, kennt die Reue nicht. Die Begierde nach Gold und grobem, immer wechſelnden Genuß haben ſich ſo in daſſelbe getheilt, daß für keine andere Empfindung mehr Raum darin iſt. Glaube es mir auf's Wort, daß es im weiten Umkreiſe dieſer Stadt keinen glücklichern Menſchen giebt, als unſern Felix. Er wird zwar die Nacht ſchlaflos verbringen, aber nicht vor Schmerz, Reue und Beſchämung, ſondern vor Freude; er wird nie Bianca und deren That bewundern, ſondern beide über alle Maaßen thöricht ſchelten, und ſchon übermorgen ſeiner neuen Geliebten, einem feilen, elenden Geſchöpfe, ein Geſchenk mit allem dem machen, was Bianca ihm zurück gegeben hat, um ihrem edlen Herzen volle Genüge leiſten zu können.“

Elfter Abend.

Ein Nachtſtück.

Die ärmliche Wohnung eines Handwerkers war es, welche für diesmal meine Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. Umherliegende Leiſten, Lederſtückchen, halbfertiges Fußzeug u. ſ. w. verriethen mir den Aufenthalt eines Schuhmachers, und zwar eines der Aermſten dieſes Gewerbes.

Auf einem Tiſche brannte eine Oellampe, die, weil ſie vernachläſſigt und nicht gehörig mit Brennſtoff verſehen worden war, nur einen matten, von Zeit zu Zeit aufflackernden Schein von ſich warf, und die im Gemache enthaltenen Gegenſtände nur ſchwach beleuchtete.

Trotz dem konnte ich bemerken, daß Armuth, Schmutz und Unordnung in dieſem elenden Aufenthalte vorherrſchend waren. Die wenigen darin enthaltenen

Mobilien, ſo wie das Handwerksgeräth, ſtanden und lagen unordentlich darin umher, und erſtere waren größtentheils zerbrochen, ein Schickſal, das ſie mit Tellern, Gläſern, Schüſſeln und Töpfen, kurz, mit dem Küchengeräth, theilten, von dem faſt nicht ein einziges Stück ganz geblieben war.

Einige Kleidungsſtücke, denen man den Schmutz und die Zerlumptheit anſah, lagen zum Theil auf den Stühlen umher, oder waren auf die Erde gefallen, und eine Wiege, in der ein ſchöner Säugling ſchlummerte, ſtand in einem Winkel. Nicht fern von derſelben hatte eine noch nicht gar alte männliche Figur ſich auf einer niedrigen Fußbank ihren Sitz erwählt. Das lederne, über die Bruſt hinaufgehende Schurzfell, die bis über den Ellenbogen aufgekrämpten ſchmutzigen Hemdärmel verriethen mir, daß dieſer allem Anſcheine nach im höchſten Grade betrunkene Mann der Herr des Hauſes, ein ehrſamer Schuhmachermeiſter, ſei. Augenſcheinlich hatte dieſer Menſch ſich einen ſo niedrigen Sitz gewählt, weil er, ſo lange er noch einige Beſinnung gehabt, gefürchtet haben mochte, vom Stuhl zu fallen und ſich Schaden zu thun, ein Schickſal, vor dem er auch jetzt, bei dem ſteten Schwanken ſeines Körpers, nicht ſicher war, das aber nicht von ſo traurigen Folgen begleitet ſein konnte, als wenn er von einem höhern Sitze fiel.

Der Betrunkene hob von Zeit zu Zeit eine zwiſchen ſeinen Füßen ſtehende grüne Flaſche empor, und hielt ſie mit zitternden Händen gegen den Schein der Lampe.

— „Verdammt!“ rief er dann mit lallender Zunge, „verdammt! nichts mehr darin!“

Er wollte aufſtehen, vermuthlich, um neuen Vorrath herbeizuholen; allein Kopf und Füße verſagten ihm zugleich den Dienſt, und er ſank immer wieder auf ſeinen Sitz zurück, was ihn im höchſten Grade verdrießlich zu machen ſchien, indem er die häßlichſten Flüche ausſtieß und ſich wüthend geberdete.

In dieſem Augenblick erwachte das bisher ſanft in der Wiege ſchlummernde Kind, vermuthlich in Folge der lauten, heftigen Reden des Vaters, und ließ weinend ſeine kleine Stimme erſchallen.

— „Schweig, Du Balg!“ rief der betrunkene Vater, indem er die Hand geballt gegen die Wiege ausſtreckte.

Aber das Kind ſchrie und wimmerte fort, weil es noch zu jung war, ſich durch die Drohungen des Vaters einſchüchtern zu laſſen, worauf dieſer, nachdem er demſelben noch mehre Male unter ſcheußlichen Flüchen Ruhe geboten, ſo in Wuth gerieth, daß er dem armen Geſchöpfe mehre furchtbare Schläge mit der geballten,

derben Faust auf das Haupt und in das kleine Gesicht versetzte, worauf es wirklich still wurde.

— „Er hat das Kind todtgeschlagen!" rief ich entsetzt meinem Begleiter zu.

— „Du kannst Recht haben," versetzte dieser mit einer Ruhe, die mich auf's Aeußerste empörte.

In eben dem Augenblick zeigten sich vor der Hausthür mehre weibliche Personen, die laut und fröhlich mit einander sprachen, sich die Hände zum Abschied drückten, sich auf den folgenden Tag wieder bestellten, um gemeinsam auszugehen, und sich dann trennten. Eine dieser Frauen, ein junges, hübsches, rothwangiges Weibchen, dem die Freude und Lebenslust aus allen Zügen des vollen, runden Gesichts hervorsah, trat in das Haus, dessen zur Gasse hinausführende Thür nur angelehnt war, und schloß diese, nachdem sie eingetreten, mit dem von innen aufsteckenden Schlüssel sorgsam zu, worauf sie sich in das Zimmer verfügte.

Der Betrunkene, welcher von gar Nichts mehr zu wissen schien, nahm keine Notiz von ihrem Eintritt, sondern starrte mit gleichsam gläsernen Augen vor sich hin, wobei sein Körper, der jeden Augenblick das Gleichgewicht zu verlieren drohte, wie ein von den Wellen geschaukeltes Schiff hin und her schwankte.

Die kleine hübsche Frau warf einen flüchtigen, aber im höchsten Grade verächtlichen Blick auf ihn,

ſtieß mit den in artigen Zeugſtiefeln ſteckenden Füßen die auf dem Boden umgefallene Flaſche vor ſich hin, ſo daß ſie in einen Winkel flog, ſprach kein Wort, wahrſcheinlich aus Furcht, den Betrunkenen aufzubringen, blickte dann nach der Wiege und fing an, als ſie das Kind anſcheinend ruhig ſchlummern ſah, ſich ihrer eleganten Kleidung zu entledigen. Der mit Blonden und Blumen aufgeputzte Hut wurde ſorgſam in eine Pappſchachtel gethan, nachdem ſie die Seitenbänder aufgerollt, der ponceaurothe Shawl mit großer Vorſicht wieder in die frühern Falten gelegt und in eine am Fenſter ſtehende Kommode verwahrt, wohin auch der geſtickte Pompadour, die pfirſichblütfarbenen ſeidenen Handſchuhe, die Schnur von unächten Perlen, der Leibgürtel u. ſ. w. gethan wurden, worauf ſie das Meuble ſorgſam wieder zuſchloß und den Schlüſſel in ihre Taſche ſteckte.

Sie ſuchte dann mit den Augen an den Wänden umher, vermutlich, um ihr tägliches Mieder, das ſie dort aufgehangen haben mochte, als ſie ihren Feſtſtaat anzog, zu entdecken, denn ſie war jetzt halb entkleidet und ſchien zu frieren; allein ſie fand es nicht, und ſetzte jetzt ihre Nachſuchungen auf allen Tiſchen, Stühlen, ja ſogar auf der Erde und in den Winkeln fort, ohne indeß glücklicher als zuvor darin zu ſein.

— „Der —" — sie sprach ein häßliches, in der niedern Volksklasse gewöhnliches Schimpfwort aus — sagte sie mit einem bitterbösen, auf ihren betrunkenen Ehegenossen geworfenen Blick halblaut vor sich hin, „der — hat gewiß meine Hausjacke versetzt oder verkauft, um sich auch an diesem Abende betrinken zu können!"

— „Was sagst Du, Weib?" fragte der Betrunkene, der sie doch halb und halb verstanden haben mochte, mit drohendem Tone.

— „Ich suche meine Hausjacke," erwiederte sie. „Wo bist Du damit geblieben, Konrad? Mich friert!"

— „Deine Jacke? Deine Jacke?" lallte er. „Was weiß ich von Deiner Jacke? Suche sie, Weib!"

Ein häßliches, hämisches Lächeln, das sich bei diesen Worten auf seinem Gesichte zeigte, sagte nur zu deutlich, daß er recht gut wisse, wo die Jacke geblieben sei; auch suchte sein Auge, wie unwillkürlich, die Flasche, welche bisher zwischen seinen Füßen gestanden hatte.

Die Frau antwortete ihm nichts weiter; vermuthlich versparte sie ihre Strafreden auf eine gelegnere Zeit, wohl wissend, welches Unglück sie sich auf den Hals ziehen würde, wenn sie jetzt mit dem Betrunkenen kisse. Sie nahm ein altes, schmutziges Umschlagetuch von der Erde auf, und verhüllte damit den mütterlichen sichtbar von Milch strotzenden Busen.

Darauf trat sie an die Wiege ihres Säuglings, sah diesen einige Augenblicke mit zärtlichen Blicken an, bog sich zu ihm nieder und schien auf seinen Athem zu lauschen. Ihr eben noch so frisches, blühendes Gesicht verfärbte sich plötzlich und sie brach in den Jammerruf aus:

— „Er ist todt! Er ist todt!"

— „Was ist todt?" fragte der Betrunkene, sichtbar durch diesen Ruf erschreckt.

— „Du fragst noch, und hast ihn sterben lassen, Ungeheuer?!" rief die Unglückliche, indem sie das Kind aus der Wiege hervornahm und es ihm mit zitternden Händen hinhielt.

— „Wie? — Was?" — stammelte der Vater, die Augen weit aufreißend, wie Einer, der sich auf Etwas besinnen will, und nicht kann. „Er todt? Nicht möglich! Weib, Du lügst, er kann nicht todt sein! Schrie er doch vorher, kurz ehe Du kamst, noch, vermuthlich weil ihn dürstete."

— „Und Du schlugst ihn, wie gewöhnlich?" fragte die unglückliche Mutter ahnungsvoll; „Du wolltest das arme Würmchen immer schlagen, so oft es den Mund aufthat, und Du betrunken oder verdrießlich warest! O, Du hast mir mein Kind ermordet, Du Bösewicht, Du Rabenvater Du!"

— „Ich habe ihm nur einen leichten Schlag verſetzt, um ihn zum Schweigen zu bringen, einen ganz leichten!“ betheuerte er, den der Schrecken faſt nüchtern gemacht hatte. „Aber Du irrſt Dich gewiß, Weib, Du irrſt Dich! Er iſt nicht todt, er ſchläft nur!“

— „Nein! Nein! Er iſt kalt, ſtarr und todt!“ jammerte die unglückliche Mutter mit herzzerreißenden Tönen, die die Nachbarn herbeiriefen, welche ſchon gewohnt waren, in dieſer unſeligen Ehe Frieden zu ſtiften und „die arme, ſchwache kleine Frau,“ wie ſie ſie nannten, gegen die Brutalitäten ihres betrunkenen Mannes zu beſchützen.

— „Was giebt's denn wieder hier?“ fragte ein Eintretender. „Hat der Teufel denn ſchon wieder ſein Spiel hier?“ fragte ein Anderer.

— „Mein Kind iſt todt, und der da“ — ſie wies auf ihren Gatten — „hat's erſchlagen!“ jammerte die Mutter.

— „Da muß man die Wache holen!“ rief Einer.

— „Oder den Arzt; vielleicht iſt's noch zu retten,“ bemerkte ein Beſonnener, und Beide eilten fort, der Eine, um die nächſte Wache, der Andere, um den Arzt herbei zu holen.

Der Schrecken hatte indeß den Betrunkenen völlig nüchtern gemacht, und obgleich er mit wilden, furchtba-

ren Blicken bald auf sein getödtetes Kind, bald auf sein Weib, bald auf die Umstehenden schaute, so hatte die Trunkenheit doch keinen Antheil daran. Er sprach kein Wort, und ließ sich willig von der indeß herbeigekommenen Wache festnehmen und fortführen.

Auch der Arzt war indeß erschienen; er untersuchte das Kind sorgfältig und sagte dann:

— „Es ist todt und keine Rettung mehr möglich. Man hole den Rathschirurgen herbei, denn dieser Fall erfordert seine Gegenwart. Ich will indeß dem Herrn Stadtphysicus meinen Bericht abstatten, wie es mir obliegt."

— „Wen hältst Du bei dieser Begebenheit für den schuldigen Theil?" fragte mich der Dämon, als ich meine Blicke auf einige Secunden von der schrecklichen Scene abwandte.

— „Du fragst noch, nach dem, was vor unsern Augen vorgegangen ist?" erwiederte ich ihm. „Haben wir Beide denn nicht gesehen, daß der rohe, unnatürliche, durch den Genuß des Brantweins bis unter das Thier hinabgesunkene Vater sein Kind durch Faustschläge getödtet hat? Wer anders, als er, könnte hier der Schuldige sein?"

— „Auch wird er bestraft und allein bestraft werden," versetzte mein Begleiter, „obgleich er der bei weitem minder schuldige Theil ist."

— „Ich verstehe Dich nicht," sagte ich; „erkläre Dich deutlicher!"

— „Das will ich," versetzte er.

— „Wisse also, daß eben der Mann, den Du in einem so scheußlichen Zustande gesehen hast, und sogar zum Mörder seines Kindes werden, vor seiner Verheirathung der bravste, fleißigste und sittlichste Mensch war, der nicht nur sich selbst durch seinen rastlosen Fleiß ernährte, sondern auch seine armen, ohne ihr Verschulden herabgekommenen Eltern. Er galt für den besten, zärtlichsten und musterhaftesten Sohn, für den redlichsten, fleißigsten und sittlichsten Menschen, und mit Recht. Nie erlaubte er sich eine Ausschweifung, nie murrte er, wenn er auch die Nächte hindurch arbeiten mußte, um Brot für seine armen, von Krankheit heimgesuchten Eltern zu erwerben. Er hätte unter diesen Umständen Ansprüche an Unterstützung von Seiten des Staats machen können; allein sein Stolz erlaubte ihm das nicht, und er arbeitete lieber weit über seine Kräfte, als daß er Almosen — so nannte er es — von der Behörde annahm.

Endlich starben beide Eltern kurz hinter einander, und unser Konrad sah sich jetzt in den Stand gesetzt, dem heißesten Wunsche seines Herzens Genüge leisten,

und ein hübſches, ſchon lange heimlich von ihm geliebtes Mädchen als Frau in ſein Haus führen zu können.

Meta, ſo hieß die von ihm Geliebte, folgte dem hübſchen, im beſten Rufe ſtehenden Konrad gern in die kleine, artig von ihm eingerichtete Wirthſchaft, die in den erſten Monaten der Verbindung voll Geigen hing. Das Pärchen liebte ſich, Konrad hatte vollauf zu thun, und Meta hatte nicht einmal den Gedanken, ihren heißgeliebten Mann auch nur auf eine Stunde verlaſſen zu wollen. Allein nur zu bald erwachte der böſe Geiſt der Vergnügungsſucht, welcher nur auf kurze Zeit in ihrer Bruſt geſchwiegen hatte, wieder in ihr. Im Elternhauſe, wo eine ſchlechte, nichtsnutzige Wirthſchaft herrſchte, war ſie es gewohnt geworden, an Sonn- und Feſttagen auszugehen und ſich, wie man hier zu ſagen pflegt, „ein Vergnügen zu machen.“ Im Sommer wurden die umliegenden ländlichen Wirthshäuſer, im Winter die Tanzſäle fleißig beſucht, und oft an einem einzigen Tage der ganze Ertrag der Woche verſchwendet. Um zu glänzen, um es Andern gleich zu thun, mußte auch Putz angeſchafft werden; freilich nähete und ſtickte Meta in den Wochentagen fleißig, um ſich ihn aus eigenen Mitteln zu verſchaffen, denn die Eltern waren, wie ſchon geſagt, in Folge einer ſchlechten und liederlichen Wirthſchaft arm, und konnten ihn ſo der Tochter nicht geben; allein wie

viel beſſer hätte Meta das erworbene Geld anwenden können, als zu dieſem elenden Tand!

Das Unglück wollte, daß wenige Monden nach Konrads Verheirathung mit Meta der Beſuch der Volkstheater Mode wurde, namentlich unter der Bürgerklaſſe. Die Vergnügungsſüchtige ruhete nun nicht eher, als bis ihr Gatte, ſo ſehr er ſich als ein vernünftiger Mann auch dagegen ſträubte, ſie bei einem derſelben abonnirt hatte. Nur an den Sonn- und Feſttagen, ſo gelobte ſie ihm, wolle ſie ſich ein kleines Vergnügen machen, an den Werktagen aber ruhig zu Hauſe bleiben.

Zu Anfang hielt ſie ihr Verſprechen: allein bald ging die eine Nachbarin an dem Tage, die andere an jenem hin; bald gab man ein neues Stück, bald trat ein berühmter Gaſtſpieler auf, den man doch auch ſehen mußte; das Geld für alle Vorſtellungen war überdies bezahlt, und an Neigung, ſich zu vergnügen, fehlte es auch nicht. Kurz, es kam nach und nach dahin, daß Meta an keinem Tage, wo geſpielt wurde, mehr zu Hauſe bleiben konnte. Denn die Vergnügungsſucht hat das mit der Trinkſucht gemein, daß ſie endlich ſich deſſen, der ihr einmal den Zügel hat ſchießen laſſen, gänzlich bemächtigt und ihn zu ihrem Sclaven macht.

Da die Schauſpiele des Volkstheaters früh anfangen, und über alle Beſchreibung, der verführeriſchen Wohl-

ſeilheit wegen, beſucht werden, müſſen die Beſuchenden ſich früh einfinden, und die Frauen haben alſo nicht Zeit, ihre Wirthſchaft gehörig zu beſorgen. Um das Unglück noch größer zu machen, ſind mit den Schauſpielen auch noch andere Vergnügungen, als Bälle, Feuerwerke u. ſ. w. verbunden, die bis in die Nacht hinein dauern und viel Geld koſten.

Meta verſagte ſich jetzt nichts mehr, und wie Konrad, der den ſich zu ſeinen Füßen öffnenden Abgrund recht gut ſah, auch bat und flehte, daß ſie ihrer faſt an Raſerei grenzenden Vergnügungsſucht Schranken ſetzen möge, ſie hörte nicht auf ihn, und verſpottete ſogar ſeine Vorſtellungen. Die kleine Wirthſchaft ging jetzt den Krebsgang; Unordnung und Unbehagen trat an die Stelle der Ordnung und Behaglichkeit, Mangel an die des Wohlſtandes.

Konrad, um ſeinen Mißmuth zu bekämpfen, griff endlich zu der Flaſche, nachdem er, zu ſeiner Ehre ſei es geſagt, ſich lange dagegen gewehrt hatte, ſeine Zuflucht zu dieſem Vehikel zu nehmen. Er betrank ſich zu Anfang nur in ſeltenen Fällen, etwa nach einem mit ſeinem Weibe gehabten Streite; dann immer häufiger, da Noth und Sorgen ſich mehrten, und endlich faſt täglich, da ſich, in Folge der ſchlechten Wirthſchaft, wirkliche Armuth bei ihnen eingefunden hatte, und überdies an eine Beſſerung Meta's nicht zu denken war.

So wurde dieſes leichtſinnige, vergnügungsſüchtige Weib die Urſache von dem tiefen Fall des einſt ſo wackern Konrad; ſo brachte es ihn nach und nach dahin, daß er ſich unter das Thier herabwürdigte, ja daß er, wie wir eben geſehen haben, zum Mörder ſeines Kindes wurde, welches er im nüchternen Zuſtande mit der innigſten Vaterzärtlichkeit liebte, und für das er freudig ſein eigenes Leben hingegeben haben würde.

Nicht Meta aber, die Urheberin alles dieſes namenloſen Elends, wird von der ſtrafenden Hand der menſchlichen Gerechtigkeit getroffen werden, ſondern der allein unglückliche, keineswegs ſchuldige Konrad; ja, es wird ihr vielleicht nicht einmal an Mitleid und Theilnahme fehlen, während er ohne Troſt, ohne Zuſpruch im Kerker ſchmachtet, und für die Schuld ſeines Weibes büßt."

Zwölfter Abend.

Der betrogene Gatte.

Zu einer hübschen, artigen kleinen Frau, welche es sich bequem auf dem Sopha gemacht hatte, und beim Scheine einer Astrallampe irgend einen Roman las, trat unerwartet, so sagte mir ihr sichtbares Erschrecken, ein bereits ältlicher Mann in das Zimmer, ohne vorher angeklopft zu haben.

— „Wie, noch so spät? Welche Unvorsichtigkeit!“ sagte die kleine Frau, ihre behagliche, halb liegende Stellung mit einer anständigeren vertauschend, in einem Tone, der deutlich innern Unwillen verrieth.

— „Zürne mir nicht, mein Engel,“ bat der Eingetretene, sich eine Freiheit gegen sie erlaubend, die auf ein sehr nahes Verhältniß zwischen Beiden schließen ließ.

„Ich konnte es nicht länger aushalten, ohne Dich zu ſehen," fügte er mit zärtlichem Tone und verliebtem Augenblinzeln hinzu, „und mußte Dich heute Abend ſprechen, es mochte koſten, was es wollte!"

— „Aber mein Gatte," verſetzte die Frau, mit unruhigen Blicken um ſich her ſchauend: „es iſt ſchon ſo ſpät, und er kann jeden Augenblick zurückkehren."

— „Das ſteht nicht zu befürchten," verſetzte er. „Ich gebrauchte die Vorſicht, auf dem D—ſchen Kaffeehauſe vorzugehen, und fand ihn dort, wie gewöhnlich, beim Hombre. Der Bettelzettel der drei Herren hatte noch eine Maſſe von Böten, wie ich mich durch den Augenſchein überzeugt habe, und Dein Mann kehrt gewiß nicht zurück, bevor ſie abgeſpielt ſind: kenne ich ihn doch! Ueberdies iſt die Magd uns treu; ich habe ſie beim Eintritt auf ihren Poſten geſtellt; ſie wird uns ſchon zur gehörigen Zeit warnen. Wenn man generös iſt, kann man immer auf die Treue ſolcher Leute rechnen, und Du weißt, ich bin kein Knauſer."

— „Nur iſt trotz dem ſo ängſtlich an dieſem Abende," ſagte die junge Frau; „ganz ſo, als müßte mir ein großes Unglück begegnen." Sie trat an das Fenſter, zog den Vorhang ein wenig in die Höhe, ſtellte ſich dahinter, und ſchaute unruhig auf die Gaſſe hinaus.

— „Komm doch!“ ſagte der alte verliebte Geck; „keine Thorheiten, Amanda! Laß uns die ſo kurz zugemeſſene Zeit nicht durch Deine unnöthigen Befürchtungen verlieren. Du haſt oft ſolche Ahnungen, armes Kind, plagſt Dich und mich damit, und bis jetzt waren ſie immer vergebens.“

— „Wenn ſie aber einmal in Erfüllung gingen, ſo wäre ich verloren,“ ſagte die Aengſtigte. „Du kennſt meinen Gatten nicht!“ — ſie ſeufzte tief auf bei dieſen Worten.

— „Komm!“ wiederholte er, ein Paquet aus ſeiner Taſche ziehend und es auf den Tiſch legend, „komm und ſieh, was ich Dir mitgebracht habe! Ich kaufte es ſchon vorgeſtern, und brannte vor Begierde, es Dir zu Füßen zu legen. Sieh, iſt das nicht allerliebſt?“

Er nahm mit dieſen Worten einen überaus ſchön gearbeiteten, funkelnden Halsſchmuck aus dem Papiere hervor und ſchlang ihn der jungen Frau um den Nacken.

— „Wie gut Dir das ſteht, kleine Hexe!“ ſagte er, ſie mit zärtlichen Blicken betrachtend; „wie allerliebſt Du biſt! zum Küſſen allerliebſt!“ Er küßte die ſich leiſe in ſeinen Armen Sträubende herzhaft.

— „Du biſt heute ſo kalt wie Eis,“ ſagte er;

„freut es Dich denn nicht, mich nach ſo langer Trennung wieder zu ſehen? oder ſollte etwa ein Anderer?“...

— „Welche thörichte Gedanken!“ unterbrach ſie ihn raſch. „Aber mir iſt angſt, ſehr angſt!“ fügte ſie beklemmen hinzu, „und ich muß Dir nur ſagen, daß ich der Regine, von deren Treue Du ſo feſt überzeugt biſt, ſchon ſeit einiger Zeit nicht mehr traue. Die Dirne hat einen ſo übermüthigen Ton, ein ſo brutales Weſen gegen mich angenommen, daß es mich erſchreckt und ängſtigt. Sie iſt durchaus nachläſſig im Dienſte, macht Alles verkehrt, verſäumt mein Hauswesen, um ſich herauszuputzen, und erlaube ich es mir, ſie an ihre Pflicht zu erinnern, ſo giebt ſie mir mit höhniſcher Miene Antworten, die mich erſchrecken. Nicht mehr ich bin Herrin im Hauſe, ſondern ſie iſt es; Alles muß nach ihrem Kopfe gehen, oder ſie iſt mürriſch, ſtörriſch und impertinent. O, wie weit iſt es doch mit mir gekommen!“ rief ſie, ihren Thränen nicht länger gebietend: „die Sclavin eines ſolchen verworfenen Geſchöpfes ſein, vor demſelben zittern zu müſſen!“

— „So ſende ſie auf der Stelle fort,“ verſetzte der Liebhaber, ſeine reich mit Geld geſpickte Börſe ziehend: „ſende ſie fort, gieb ihr, was ſie fordert — hier iſt Geld, ſo viel Du nur irgend bedürfen wirſt — um Dir den Unhold vom Halſe zu ſchaffen. Wir werden

schon eine andere, willigere und bessere Vertraute finden. Jage sie fort, sage ich nochmals, und schaffe Dir Ruhe im Hause!"

— „Das läßt sich leicht sagen, ist aber durchaus nicht auszuführen," versetzte die junge Frau. „Regine ist nicht nur habsüchtig und brutal, sondern, wie ich weiß, auch rachsüchtig. Sendete ich sie fort, so würde das Erste, was sie thäte, sein, meinem Manne Alles zu verrathen. Nein, ich muß sie behalten, obgleich ich sie hasse und verabscheue, und mich mehr vor ihr fürchte, als ich zu sagen vermag!"

— „Es wäre doch schlimm," sagte der verliebte Alte, „wenn man ein solches Geschöpf nicht los werden könnte, sei es im Guten oder im Bösen. Ich werde über die Sache nachdenken, und sei sicher, schon ein Mittel finden, Dir Deinen Plagegeist vom Halse zu schaffen."

Er hatte kaum diese Worte gesprochen, als sich die Thür rasch öffnete, und ein junger, schöner Mann zu den beiden fast zu Tode Erschrockenen in das Zimmer trat. Zorn und Wuth funkelten in seinen dunkeln Augen und machten ihn für einige Secunden sprachlos.

Die junge Frau, welche mehr todt als lebendig war, hatte sich mit einem Schrei des Entsetzens in den

entfernteſten Winkel des Gemachs geflüchtet, und war dort auf ihre Knie niedergeſunken; ſie verhüllte ihr Antlitz und wagte es nicht, ein Wort hervor zu ſtammeln. Der alte Liebhaber, welcher gleichfalls wie vom Blitze gerührt daſtand, wollte die Hand nach dem noch auf dem Tiſche liegenden, an ihm zum Verräther werden könnenden Geſchmeide ausſtrecken, vermochte es aber vor Schrecken nicht zu verbergen, wie er die Abſicht gehabt hatte.

Der junge Mann ſah mit vernichtenden Blicken bald auf ſeine Frau, bald auf den alten Lüſting, und ſagte noch immer kein Wort. Dann kehrte er plötzlich zur Thür zurück, zog den von innen aufſteckenden Schlüſſel ab, ſteckte ihn, draußen angelangt, wieder auf, ſchloß die Thür hinter ſich zu, nahm den Schlüſſel zu ſich und verſchwand auf einige Augenblicke.

— „Gott im Himmel, übe Barmherzigkeit mit mir Sünderin, und gieb mir den Tod!“ rief das junge Weib, voll Verzweiflung Hände und Augen zum Himmel emporhebend.

— „Wer hätte das denken ſollen!“ ſagte der alte Liebhaber, an allen Gliedern zitternd und kaum im Stande, ſich auf ſeinen Beinen zu erhalten. „Jetzt glaube ich doch, daß Du mit der Regine Recht hatteſt,

und daß dieſe eine Canaille iſt — wie wäre das ſonſt möglich geweſen?“ Er trocknete ſich den Angſtſchweiß von der kahlen Stirn.

Jetzt ließen ſich draußen vor der Stubenthür Stimmen vernehmen; der Schlüſſel wurde wieder aufgeſteckt, im Schloſſe umgedreht, und der beleidigte Gatte trat ein, in Begleitung zweier Männer aus der niedern Volksklaſſe, die er auf der ſchon ziemlich öden Gaſſe aufgegriffen und durch einige Geldſtücke bewogen hatte, ihm zu folgen, um als Zeugen zu dienen.

— „Seht hier,“ ſagte der Eintretende mit vor Wuth bebender Stimme zu ſeinen Begleitern, „ſeht hier mein treuloſes Weib, das ich mit dieſem alten Sünder überraſchte! Ihr werdet mir, als redliche Männer, vor Gericht bezeugen, was Ihr hier geſehen.“

— „Das werden wir,“ ſagten Beide wie aus einem Munde.

— „Gut, jetzt gebt mir Eure Adreſſen, und dann gehet mit Gott,“ ſagte der junge Mann, ſeine Schreibtafel hervorziehend und die Wohnung der Beiden darin notirend, worauf ſie ihn, nochmals von ihm mit Geld beſchenkt, verließen.

Aus allem Dieſem konnte man deutlich erſehen, daß der betrogene Ehemann ſich ſchon früher auf Alles wohl

vorbereitet hatte, was in einem ſolchen kritiſchen Augenblicke von ihm geſchehen müſſe, um ſein Recht feſt zu ſtellen; denn hätte ihn die Sache überraſcht, ſo würde er nicht mit ſolcher Beſonnenheit haben handeln können, zumal, da ſeine Wuth und ſein Zorn nicht verſtellt waren.

— „Jetzt, Madame," wandte er ſich mit höhniſchem Tone an die ſchuldige Gattin, „jetzt können auch Sie gehen, wohin es Ihnen beliebt. Ich denke, der Herr da" — er wies auf den zitternden Alten — „wird ſchon für ein Nachtquartier für Sie ſorgen, wenn es auch in ſeiner eigenen Wohnung ſein müßte. Unter meinem Dache dürfen Sie keinen Augenblick länger weilen. Alles Andere wird ſich vor den Gerichten finden."

— „Ferdinand," rief das junge Weib, ihm zu Füßen ſtürzend, „Ferdinand, höre mich, um Gotteswillen höre mich an, und verſtoße mich nicht!"

Er, außer ſich vor Zorn, ſtieß das niedrigſte Schimpfwort aus, womit man eine Frau nur bezeichnen kann, und wiederholte, ohne auf ihr Flehen zu hören, ſeinen Befehl, ſein Haus augenblicklich zu verlaſſen.

— „Herr * * *" — er nannte ſeinen Namen — ſagte jetzt der Alte, welcher einigermaßen ſeine Be-

ſinnung wieder erhalten hatte, „Herr * * *, wollen Sie Geld, und wieviel? Ich bin reich, wie Sie wiſſen, und würde mit Freuden ein groſſes Opfer bringen, um die arme Frau zu retten und ein ſolches Scandal zu vermeiden. Sprechen Sie, wie viel wollen Sie? Ich ſtelle Ihnen hier auf der Stelle einen Wechſel über die von Ihnen verlangte Summe aus."

— „Unverſchämter!" rief der beleidigte Ehemann, ſeine Fauſt ballend und auf ihn eindringend, als wolle er ihn ſchlagen; „Unverſchämter, wenn Du jetzt nicht gehſt und Deine Concubine mit die nimmſt, ſo zermalme ich Dich!"

— „Ferdinand!" flehte die junge Frau nochmals. Er aber gab der noch immer vor ihm Knienden einen Fuſstritt, daß ſie weit wegflog und ſich das Haupt gegen eines der Tiſchbeine blutig ſchlug.

— „Komm jetzt, Amanda," ſagte der Alte, dem für ſein Leben bangte, mit zitternder Stimme, „komm jetzt, bei dem Manne iſt kein Erbarmen zu finden!"

Er hob ſie bei dieſen Worten vom Boden auf, und führte ſie, faſt wider ihren Willen, fort.

Der beleidigte Gatte aber warf ſich in's Sopha, ſo wie die Beiden das Zimmer verlaſſen hatten, und über-

ließ ſich, wie es ſchien, den ſchmerzlichſten Betrachtungen. Wenige Augenblicke darauf trat eine Dienſtmagd, ein hübſches, aber boshaft und liederlich ausſehendes Geſchöpf, zu ihm in das Zimmer, und fragte mit dem Tone frecher Vertraulichkeit, indem es die Arme in die Seite ſtemmte:

— „Nun, habe ich's nicht geſagt? Der Herr wollten mir erſt nicht glauben; nun aber haben Sie es mit Ihren eigenen Augen geſehen!“

— „Laß mich, Regine!“ herrſchte er ſie in unwilligem Tone an, „laß mich, und geh' in Deine Küche.“

Sie gehorchte zögernd und etwas von „Undank“ vor ſich hinmurmelnd.

— „Der Mann ſcheint mir in ſeinem vollen Rechte zu ſein, und ich finde nichts an ſeinem Benehmen zu tadeln,“ wandte ich mich an meinen Begleiter.

— „Meinſt Du?“ verſetzte er höhniſch lächelnd. „Vielleicht wirſt Du ein ganz anderes Urtheil über die Sache fällen, wenn ich Dich näher mit den in dieſem Drama auftretenden Perſonen bekannt gemacht, und Dir die Geſchichte dieſer unglücklichen Ehe erzählt haben werde.“

„Thue das,“ verſetzte ich, und der Dämon hub an:

— „Der Mann, welchen Du da vor Dir ſiehſt, und dem Du Deine ganze Theilnahme, Dein Mitleid vielleicht gar, geſchenkt haſt, iſt einer jener Menſchen, die nur Freude an den roheſten, materiellſten Genüſſen finden, und für nichts Höheres Sinn haben. Er treibt ſich, ſo weit ihm ſeine Geſchäfte nur irgend Zeit laſſen — er iſt Buchhalter eines angeſehenen Comptoirs — in den Wirthshäuſern, auf öffentlichen Promenaden, in den Theatern und an ſonſtigen Vergnügungsörtern umher; auch beſucht er jeden Abend regelmäßig ein Kaffeehaus, wo er mit zwei Gleichgeſinnten ſein Spiel macht, und zwar eben kein kleines. Oft währte die Partie bis weit über Mitternacht hinaus, und wehe der armen Frau, wenn er verloren hatte! An ihr, die doch an ſeinem Verluſte völlig unſchuldig war, ließ der ungerechte Barbar ſeine volle Wuth aus. Sie konnte ihm dann nichts recht machen: war ſie, von Müdigkeit überwältigt, zu Bett gegangen, ſo ſchalt und tobte er; war ſie nach ihm aufgeblieben, ſo war auch das ihm nicht recht; kurz, ſie mochte es anfangen, wie ſie wollte, ſo ſah ſie ſich von ihm gemißhandelt, und zwar von dem Manne, den ſie, trotz ſeiner Brutalität und Ungerechtigkeit gegen ſie, doch noch immer liebte.

Sie war ein hübſches, aber armes, verlaſſenes und durch frühzeitiges Unglück verſchüchtertes Mädchen gewe-

ſen, als er ihr, durch ihr angenehmes Aeußere beſtochen, ſeine Hand bot, ſobald er Brot hatte, und ſo glaubte er ſich Alles gegen eine Frau erlauben zu dürfen, die er gleichſam zu ſich emporgehoben hatte.

Dieſes Alles, und vielleicht noch weit mehr, würde das junge Weib ſich von dieſem Haustyrannen gefallen laſſen haben, ohne in ihrer Liebe und Treue gegen ihn zu wanken, wenn Ferdinand ſie nicht beſonders dadurch gequält hätte, daß er in Hinſicht der häuslichen Einrichtung, namentlich was die Speiſen und Getränke anbelangte, Anforderungen an ſie gemacht hätte, die ſie unmöglich befriedigen konnte. Er gab ihr, da er für ſeine perſönlichen Bedürfniſſe zwei Drittel ſeiner Einnahme und darüber verbrauchte, ein ſo kärgliches Hausſtandsgeld, daß ſie, bei der größeſten Genügſamkeit von ſeiner und ihrer Seite, kaum damit hätte ausreichen können. Allein er war im Eſſen und Trinken der leckerſte Menſch von der Welt; er wollte immer das Theuerſte, Erſte und Beſte auf ſeinem Tiſche ſehen, und ſein Gaumen war dabei, durch langes Umheressen in den erſten Wirthshäuſern der Stadt ſo verwöhnt worden, daß man ihm in ſeinem Hauſe nichts recht machen konnte; ſo gab es täglich die ärgerlichſten Auftritte, die brutalſten Scenen.

Woher ſollte die arme Amanda, die keinen Heller eignes Vermögen beſaß, das Geld nehmen, um dieſen

Mann zufrieden zu ſtellen? und wenn ſie es nicht konnte, welche Zukunft erwartete ſie!

In dieſer äußerſten Noth, in einer faſt verzweifelten Lage, bot ſich ihr ein Auskunftsmittel dar, indem ein alter reicher Lüſtling die Augen auf das arme, hübſche Geſchöpf warf, und es mit ſeinen ekelhaften und ſündlichen Anträgen verfolgte. Lange ſchwankte Amanda, denn ſie war ſittlich und in tugendhaften Grundſätzen von ſehr braven Eltern erzogen worden, und Neigung konnte jener alte Mann ihr um ſo weniger einflößen, da ſie ihrem Gatten noch immer aufrichtig liebte; allein als ihre Noth mit jedem Tage höher ſtieg; als ſie ſogar einige Schulden gemacht hatte, um den Unverſchämten zufrieden ſtellen zu können, und dieſe Schulden ſie drängten, da fügte ſie ſich endlich, wiewohl mit dem höchſten Widerwillen und unter ſchrecklichen Gewiſſensbiſſen, den Wünſchen ihres alten Anbeters, der, ſehr großmüthiger Natur, ihr ihre Willfährigkeit reichlich belohnte, indem er ihr theils Geld, theils Schmuckſachen u. ſ. w. gab. Alles, was die Unglückliche durch ihre Schande und die Aufopferung ihrer Grundſätze erwarb, wurde dazu verwendet, den ungenügſamen Gatten zufrieden zu ſtellen; ſelbſt den ihr geſchenkten Schmuck verkaufte ſie allein zu dieſem Behufe.

Sage jetzt," schloß der Dämon seine Erzählung, „wer der schuldige Theil ist, und ob Amanda nicht weit mehr noch zu bedauern, als anzuklagen steht?"

— „Keine Frage!" erwiederte ich; „sie nimmt mein ganzes Mitleid, meine volle Theilnahme in Anspruch."

— „Trotz dem wird es ihr schlimm ergehen," sagte der Dämon; „ihr Gatte wird sie vor Gericht ziehen, wird seine Zeugen gegen sie aufstellen und sie der öffentlichen Verachtung als Ehebrecherin preis geben; so steht es um die Gerechtigkeit in der Welt!"

— „Leider muß ich Dir hierin beipflichten," erwiederte ich. „Aber noch Eins erkläre mir, was mir bis jetzt noch dunkel ist: weshalb hat jenes widerliche Geschöpf, die Regine, dem Ehemanne das Verhältniß seiner Frau zu dem Alten verrathen, da dieser ihr Schweigen doch gut zu bezahlen schien?"

— „Das will ich Dir sagen," versetzte der Dämon. „Du wirst bemerkt haben, daß Ferdinand ein sehr hübscher Mann ist. Jene Regine nun hat sich sterblich in ihren Brotherrn verliebt, und warf einen fast tödtlichen Haß auf ihre arme Gebieterin. Vielleicht schmeichelt sie sich gar mit der Hoffnung, die Stelle Amanda's einzunehmen, sobald sie diese nur aus dem Hause ihres Gatten entfernt; denn Geschöpfe der Art hegen oft die unsinnigsten Hoffnungen."

— „Ich wünſche, zur Strafe der Sünden jenes Ferdinands, daß ſie in Erfüllung gehen mögen!“ ſagte ich.

— „Dies liegt keineswegs im Reiche der Unmöglichkeit,“ verſetzte der Dämon. „Die Dirne iſt hübſch, frech, keck, zudringlich, und Männer, wie Ferdinand, ſind in ſolchen Netzen am leichteſten zu fangen. Vielleicht feiert er an eben dem Tage ſeine Verlobung mit Regina, an dem Amanda vor den Gerichten als Ehebrecherin gebrandmarkt wird.“

Ende des erſten Theils.

Druck und Verlag
von W. Semmler in Halle.

Der hinkende Teufel.

Zweiter Theil.

Der hinkende Teufel

in Hamburg.

Aus den Papieren eines Verſtorbenen.

Zweiter Theil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Motto:

Wer ſich getroſten fühlt, der klage ja nicht, ſondern gehe flix in ſeine Kammer, ſchlage an ſeine Bruſt und ſpreche: „Herr, ſei mir armen Sünder gnädig!“

Leipzig 1840.

In der Aug. Taubert'ſchen Buchhandlung.

Dreizehnter Abend.

Der Scheuerteufel.

— „Sieh da das Muſter einer guten Hausfrau!“ Mit dieſen Worten wandte ich mich an meinen Begleiter, nachdem ich eine Weile das ämſige Treiben einer, wie es mir ſchien, den gebildeten Ständen angehörenden, noch nicht eben alten Frau beobachtet hatte.

Trotz des Anbruchs der Nacht war in dem von ihr bewohnten Hauſe das Oberſte zu unterſt gekehrt, alle Fenſter im Wohnzimmer aufgeriſſen, die Mobilien in die Mitte des Gemachs geſchoben, und Herrin und Dienerin gleich eifrig mit dem Scheuern des Fußbodens beſchäftigt. Da blieb kein Winkelchen unbeachtet und ununterſucht; ſogar die Thürſpalte, ſo wie der Rand der Stubenthür wurden einer genauen Prüfung unterworfen, und das junge Weibchen, das ſich hoch aufge-

schürzt hatte, um sich den saubern Anzug nicht zu verderben, drehete und wendete sich nach allen Seiten, damit Alles wohl beschafft und Nichts vergessen werde.

— „Wie glücklich muß der Mann sein," wandte ich mich nochmals an meinen Gefährten, der mir auf meinen Ausruf die Antwort schuldig geblieben war, „der eine solche Gattin in sein Haus geführt, die gewiß wenige ihres Gleichen in dieser großen Stadt zählt!"

— „Meinst Du das?" versetzte er ironisch.

— „Ich habe die beste Meinung und muß sie von einer Frau haben, die noch so spät am Abende einen so großen Fleiß zeigt. Alles in diesem Hause verräth die höchste Ordnung und Sauberkeit; die Mobilien und Fenster glänzen wie Spiegel; nirgends ist auch nur ein Stäubchen zu entdecken und selbst Küche und Keller glänzen, als ob die Wirthschaft erst heute eingerichtet worden wäre. Du wirst mir doch nicht etwa gar abstreiten wollen, daß eine Frau der Art beiweitem jenen Putz- und Modenärrinnen vorzuziehen sei, die sich um ihre Wirthschaft fast gar nicht bekümmern, und den größten Theil ihrer Zeit auf Bällen, in Gesellschaften, Concerten und Theatern zubringen? Wie behaglich muß es dem glücklichen Gatten in seinem Hause, und wie würdig muß die Ehe zwischen diesem

Paare sein, vorausgesetzt, daß der Mann in seiner Art eben so gut und vortrefflich ist, als die Frau!"

— „Er gehörte früher, vor seiner Verheirathung, zu den gebildetsten, edelsten und gesittetsten jungen Männern dieser Stadt," war die Antwort; „allein seit er der Gatte dieser „musterhaften" Frau ist, hat er sich gänzlich geändert und ist durchaus das Gegentheil von früher geworden."

— „Du wirst doch die Schuld davon nicht seiner Gattin aufbürden wollen?"

— „Keinem Andern," war die Antwort.

— „Du sprichst in Räthseln," erwiederte ich; „habe die Güte, Dich deutlicher zu erklären."

— „Das will ich," versetzte er, „und halte Dich versichert, daß, wenn ich Dir die gehörigen Aufschlüsse über das Wesen und Treiben dieser Dir so sehr gefallenden Frau gegeben haben werde, Deine Bewunderung sich sehr abgekühlt haben wird."

— „Du machst mich sehr neugierig!"

— „Diese Frau," hub der Dämon nach einer kurzen Pause an, „gehörte vor ihrer Verheirathung einer sehr wohlhabenden Familie des Mittelstandes an. Die Mutter derselben war früher Köchin in einem angesehenen Hause und hatte Gelegenheit, theils durch die Schwenzelpfennige, die sie zu machen verstand, theils durch die vorfallenden Trinkgelder, theils durch den

anschnlichen Lohn, den sie als anerkannt gute Köchin erhielt, sich ein artiges Sümmchen zu ersparen. Dies war Veranlassung für den mit ihr zusammen dienenden Hausknecht, ihr seine Hand und sein Herz anzubieten, und da auch Johann sich wohlweislich auf Ersparungen gelegt, fand die Köchin an seinem Antrage nichts auszusetzen, so daß ein wohl assortirtes Paar aus den Beiden wurde.

Man fing die kleine Wirthschaft in einem Keller an, wo man Eingemachtes, Geräuchertes, Mineralbrunnen, Käse, Früchte u. s. w. zum Verkauf ausstellte. Johann war ein guter Kopf und gescheidter Speculant, und so steigerte sich die Nahrung in seinem Keller bald dermaßen, daß man die Artikel vermehren, ja sogar einer Auster-Compagnie beitreten konnte, und da die Gourmands der Stadt sicher waren, hier immer die besten, frischesten und fettesten Austern zu finden, so wurde die kleine Kellerstube nicht von Gästen leer; ja, man sah sich bald genöthigt, eine größere Wohnung zu miethen und mit dem Frucht- und Austerhandel auch eine Weinschenke zu verbinden.

Alle Speculationen glückten so sehr, daß man nicht nur den Keller, sondern auch das darüber liegende hübsche Haus kaufen konnte, welches letztere von der jetzt schon sehr wohlhabenden Familie bewohnt wurde. Einige Söhne und Töchter waren beinah herangewachsen. Die

erſteren wurden zum Kaufmannsſtande beſtimmt, und für die Töchter ſah man ſich nach ſoliden, wo möglich wohlhabenden Männern um, auf die man Anſpruch machen durfte, da die Mädchen ein anſehnliches Heirathsgut zu erwarten hatten.

Die Mutter derſelben verläugnete indeß ihren frühern Stand nicht, obgleich ſie jetzt die Dame ſpielte und in Geſellſchaften mit Gold und Juwelen glänzte. Das Scheuern, Bohnen, Fegen und Poliren war ihr gleichſam zur andern Natur geworden, und obgleich man die Töchter in gute Schulen ſchickte, wo ſie ſogar Engliſch und Franzöſiſch lernen mußten, ja, obgleich ſie auf dem Wiener Flügel artige Stückchen zu ſpielen verſtanden und mit guten, friſchen Stimmen hübſche Opernarien zu ſingen wußten; ſo mußten ſie doch ſich auch frühzeitig in allen den Künſten üben, die von der Mutter für die erſten und höchſten von allen gehalten wurden, eben weil ſie keine andere verſtand. Sie „hielt ihre Kinder zur Häuslichkeit an," wie ſie es nannte, das heißt, ſie unterrichtete ſie im Kochen, Scheuern, Waſchen und Bohnen, und zwar mit ſolchem Erfolge, daß ſie jedes Waſch- und Scheuerweib darin übertrafen; ja ſie wußte ihnen ſogar, was noch mehr zu bewundern ſtand, eine große Neigung für dieſe Art von Beſchäftigung einzuflößen.

Auf die Bildung ihres Herzens und Gemüths wurde natürlich keine Rückſicht genommen; man glaubte Alles für ſie gethan zu haben, indem man ſie unterrichten ließ und ſie vor allen Dingen zu guten Hausfrauen erzog.

Unter den Männern, welche den berühmten Auſterkeller des glücklichen Johann beſuchten, befand ſich auch ein junger Gelehrter von angeſehener Familie und guten Vermögensumſtänden. Franz — ſo wollen wir ihn nennen — war ein Mann von Bildung und Gemüth. Er hatte Reiſen gemacht, die Welt kennen gelernt, und die Ueberzeugung gewonnen, daß eine häusliche Frau zum Glück der Ehe nothwendig ſei. In dieſem Glauben wurde er noch durch die unglückliche Liebe zu einem eitlen, gefall- und vergnügungsſüchtigen Mädchen beſtärkt, das ihn eine Zeit lang zu feſſeln gewußt hatte, da es überaus ſchön war. Bald aber lernte er, der ein ſcharfſichtiger und denkender Mann war, einſehen, daß hinter dem hübſchen Lärvchen gar nichts ſtecke, und entſagte ſeiner Liebe. Ein Freund von ihm war weniger klug, und führte die Schöne als Gattin in ſein Haus, das ſie ihm bald zur Hölle machte. Denn da er nur ein mäßiges Einkommen hatte, quälte ihn die Putz- und Vergnügungsſüchtige dermaßen mit unbilligen Anforderungen, daß ihm nur dazwiſchen die Wahl blieb, entweder ein unredlicher

Mann zu werden und Andere zu betrügen, oder in beſtändigem Unfrieden mit der Frau zu leben, die er zwar nicht mehr achten konnte, aber, zu ſeinem Unglück, doch noch mit den Sinnen liebte. Der arme Mann war dieſen Stürmen nicht gewachſen, und ſo las man an einem Morgen in den öffentlichen Blättern die Anzeige: „Geſtern endete, zu meiner unausſprechlichen Betrübniß, ein unglücklicher Zufall das Leben meines heißgeliebten Mannes. Freunde und Bekannte werden meinen Schmerz zu ehren wiſſen, und ihn nicht durch Beileidsbezeugungen vermehren wollen.“

„Die tiefbetrübte Wittwe
N. N.“

Der „unglückliche Zufall“ aber, welcher dem armen Manne in der Blüthe des Lebens das Daſein geraubt, war, wie Jedermann wußte, ein Piſtolenſchuß geweſen, mit dem er ſich das Gehirn zerſprengt hatte.

Unſer Franz, der von Allem genau unterrichtet war, ließ ſich das Unglück ſeines Freundes zur Warnung dienen, und faßte von da an den Entſchluß, ſollte er je zur Ehe ſchreiten, ſich vor den Putz- und Vergnügungsſüchtigen, wie vor der Peſt, zu hüten, und ſeine Augen nur auf ein durchaus häusliches Mädchen zu richten.

Der Zufall wollte, daß er Annette, die Erſtgeborene des glücklich gewordenen Johann, kennen lernte,

und da sie hübsch, jung und flink war, richtete er seine Augen, bald auch seine Wünsche, auf sie; denn Annette, die häuslich Erzogene, schien Alles in sich zu vereinigen, was er sich als das Ideal edler Weiblichkeit erträumt hatte.

Ein Freier der Art durfte sicher sein, nicht abgewiesen zu werden, und so wurden bald die Verlobungskarten umhergeschickt. Einige, besonders solche Mütter, die sich für ihre Töchter Hoffnung auf unsern Franz gemacht hatten, rümpften zwar gewaltig die Nase, als sie diese Parthie des hübschen, wohlhabenden, aus guter Familie abstammenden Franz mit einer „Austerklöbecstochter" erfuhren, und meinten: er habe sich weggeworfen, er, der eine Senatorstochter nicht vergebens angesprochen haben würde; Andere behaupteten, er sei ein Geizhals und heirathe Annette nur um der guten Mitgift willen; noch Andere meinten Anderes; allein Franz kehrte sich an alle diese Gespräche nicht, und führte seine Annette in sein wohleingerichtetes Haus.

Der Anfang der Ehe versprach dem Gatten einen Himmel auf Erden, indem die junge Frau nicht nur seinen Hausstand musterhaft in Ordnung hielt, sondern seine Mußestunden auch noch durch ihre kleinen Talente erheiterte. Bald aber wurden diese gänzlich bei Seite gesetzt: Annette fühlte sich Mutter, war oft, wie es ein solcher Zustand mit sich bringt, unbehaglich, und

konnte daher weder mehr an ihr Fortepiano, noch an den Gesang denken, wodurch sie zu Anfang ihren Gatten erfreut hatte. Auch lesen mochte sie nicht mehr, und die Bücher, welche der liebende Franz ihr brachte, um sie zu sich heran zu bilden, was für ihn ein unabweisbares Bedürfniß war, blieben ungelesen liegen. Im Grunde hatte Annette nie Sinn für Wissenschaften und Talente gehabt, und sich mit dem Lernen mehr gequält, als sich daran gefreut. Sie athmete gleichsam auf, als sie sich dem ihr so verhaßten Lern- und Schulzwange durch ihre Verheirathung entzogen sah, und nur aus Gefälligkeit gegen Franz hatte sie sich in den Flitterwochen der Ausübung der Talente unterzogen, die sie gezwungen sich zu eigen gemacht.

Dagegen schaltete und waltete sie jetzt nach Herzenslust in ihrem Hausstande, und richtete, da sie eine gewisse kleinliche Oeconomie von ihren Eltern erlernt, überdies von Natur einen großen Hang zu derselben hatte, Alles mit einer solchen Sparsamkeit ein, daß sie bald zum Gegenstande des Spottes unter ihren wenigen Bekannten wurde. Ihre Dienstboten, die übermäßig arbeiten mußten, klagten über schlechte Nahrung und noch schlechtere Behandlung; es gab alle Tage Zänkereien, in die sich sogar, auf Klage von der einen oder andern Seite, die Polizei mischen mußte; monatlich, ja oft sogar wöchentlich, wurde mit den Dienst-

boten gewechselt, indem diese bald, der ewigen Plackereien müde, den Dienst freiwillig verließen, bald von der unbilligen Herrin fortgeschickt wurden. Schlecht genährt, schlecht gelohnt und noch schlechter logirt, verbrachten diese armen Geschöpfe Tage des Jammers in dem Hause und unter dem harten Scepter Annettens. Nichts konnte derselben recht gemacht werden; kein Fleiß genügte ihren unbilligen Anforderungen; kein Lobspruch kam je über ihre Lippen; alle Befehle wurden mit hartem, rauhen Tone gegeben, alle Zurechtweisungen mit niedern Schimpfworten begleitet; kurz, das Haus war eine Hölle für Alle, die darin zu weilen gezwungen waren" . . . . .

— „Und Franz?" unterbrach ich den Erzähler.

— „Von ihm nachher," erwiederte dieser. „Bemerke dort, an dem blank gescheuerten, vorn weiß gemalten Feuerheerd," fuhr der Dämon nach einer kleinen Pause fort, „die frisch übertünchte, trotz dem aber noch roth durchscheinende Stelle."

— „Ich sehe sie," versetzte ich; „was ist's mit ihr?"

— „Es ist Blut, Menschenblut, das Du da siehst," sagte er; „das Blut einer von Annette zu Tode Gequälten."

— „Du übertreibst," erwiederte ich ihm schaudernd.

— „Keineswegs," war seine Antwort. „Zu Annetten, der trefflichen Hausfrau, kam, nachdem sie in der Zeit von wenigen Monaten achtmal die weibliche Dienerschaft gewechselt, endlich auch ein armes, schwächliches und von aller Welt verlassenes Mädchen; denn der Ruf der Dame hatte bereits einen solchen Stoß erlitten, daß tüchtige und ordentliche Personen sich nicht mehr zum Dienen bei ihr meldeten und sie mit dem fürlieb nehmen mußte, was sonst keine Anstellung finden konnte.

Friederike, so hieß das arme Kind, war im zartesten Lebensalter zur Waise geworden, hatte frühzeitig dienen und über ihre Kräfte arbeiten müssen, und war eben jetzt, von einer schweren, ihr Leben bedrohenden Krankheit kaum genesen, aus dem Krankenhause entlassen worden. Die Noth zwang sie, es mit unserer Annette zu versuchen, die eben wieder ein neues Schlachtopfer für ihre Haustyrannei suchte. Das arme Geschöpf mochte hoffen, man würde in diesem Hause, da Franz selbst ein berühmter Arzt war, wenigstens zu Anfang einige Rücksicht auf ihre noch schwachen Kräfte nehmen, und hatte den besten Willen von der Welt, Alles wieder einzuholen, sobald sich ihr körperlicher Zustand, aus dem sie ihrer neuen Herrin beim Vermiethen kein Hehl gemacht hatte, nur in Etwas gebessert haben würde.

Indeß wie bitter ſah ſich Friederike in ihren Hoffnungen und Erwartungen getäuſcht! Die ſchwerſten Arbeiten, ja, ganz überflüſſige, wurden ihr aufgebürdet; jeden Tag mußte ſie, bei weit aufgeriſſenen Fenſtern, im Zuge ſcheuern oder bohnen; vor Mitternacht kam ſie niemals zu Bette; kein Augenblick der Ruhe wurde ihr gegönnt, wenn auch die Knie unter ihr zuſammenbrachen, und jedes kleine Verſehen mit der äußerſten Strenge gerügt, ſo daß ſie ein Zittern befiel, ſo oft ſie nur die Tritte oder die Stimme ihrer grauſamen Herrin vernahm.

Zu dieſer unmenſchlichen Behandlung geſellte ſich auch noch die von Annettens Geiz ihr gereichte ſchlechte und völlig unpaſſende Koſt. Franz liebte es, jeden Tag ſeinen Bouillon zu trinken, was, von Annetten als ein Luxus betrachtet, ſchon oft Streitigkeiten zwiſchen den Eheleuten verurſacht hatte, ohne daß jedoch die ſparſame Hausfrau durchzudringen vermochte; denn Franz war nicht mehr der nachgiebige Ehemann von früher. Es mußte alſo jeden Tag friſche Fleiſchbrühe gekocht werden, Annette mochte ſagen, was ſie wollte; um indeß dieſe Verſchwendung ſo wenig nachtheilig als möglich für die Hausſtandskaſſe zu machen, kam ſie auf den Einfall, ihren Dienſtboten das bis auf die kleinſten Faſern ausgekochte, auch nicht den mindeſten Nahrungsſtoff mehr enthaltende Fleiſch zur täglichen Speiſe anzu-

weiſen. Selbſt ſtärkere Mädchen, als Friederike, hatten bei der alle ihre Kräfte erſchöpfenden Arbeit in dieſem Hauſe mit einer ſolchen Nahrung nicht beſtehen, nicht geſund bleiben können, und ſo entweder ihre Herrin beſtohlen, oder den Dienſt verlaſſen müſſen; Friederike aber war ehrlich, und ſo trat für ſie bald ein Zuſtand der Erſchöpfung ein, daß ſie jeden Augenblick umzuſinken drohete.

Vergebens machte Franz, dem es als Arzt nicht entging, daß das arme Geſchöpf durch ſolche Behandlung aufgeopfert werden würde, Vorſtellungen gegen dieſe Barbarei ſeiner Lebensgefährtin; vergebens befahl er ſogar, Friederiken anders zu behandeln: es blieb beim Alten; ja, Annette warf ſogar eine Art von beſonderem Haß auf die völlig unſchuldige Friederike, weil dieſe, wie ſie behauptete, die Veranlaſſung zu einem „neuen Spectakel" gegeben hatte — ſo drückte ſie ſich, nach Art der ungebildeten Klaſſe, über die ſich ſtets erneuenden Zänkereien mit ihrem Gatten aus — und ſo wurde ſie noch härter, als früher ſchon, gegen die Arme.

Verzweiflung erfaßte endlich das an Leib und Seele ruinirte, an Welt und Menſchen verzweifelnde Mädchen, und wie heftig an einem Abende auch die Herrin ſchellte, unter welchen Dreh- und Schimpfworten ſie endlich, da das Schellen nichts helfen wollte, die Treppe

hinablief, Friederike kam nicht und gab auch keine Antwort.

Endlich lief sie, wüthend wie eine Furie, auch noch die zur Küche führende Kellertreppe hinab; es war völlig dunkel an diesem Orte, wo so manche Thräne über ihre Grausamkeit vergossen, wo so mancher Fluch über sie ausgesprochen worden war. In der Meinung, Friederike sei vielleicht in ihre an die Kellerküche stoßende Schlafkammer gegangen, und daselbst vor Ermattung und Müdigkeit eingeschlafen, schritt sie, trotz der an dem Orte herrschenden Dunkelheit, rasch vorwärts, fiel aber bald über einen neben dem Heerde am Boden liegenden Gegenstand der Länge nach hin. Ihr war, als sie sich schaudernd und an allen Gliedern zitternd, wieder aufraffte, als sei sie über einen menschlichen Körper gefallen, auch fühlte sie an den Händen und selbst im Gesichte eine klebrige Feuchtigkeit. Kaum ihrer Sinne mehr mächtig und von einer unnennbaren Angst getrieben, eilte sie die Steigen wieder hinauf und in das Studierzimmer ihres Gatten, der, so wie er sie beim Scheine der vor ihm stehenden Lampe erblickte, in einen Ruf des Entsetzens ausbrach. Sie war über und über mit Blut besudelt; Hände, Arme, Antlitz und Gewand trieften gleichsam davon.

— „Was ist geschehen?!“ rief er, sie beim Arm erfassend und sie näher zum Lichte führend, um die Art

ihrer Verwundung — denn eine solche setzte er bei ihr voraus — besser untersuchen zu können.

— „Mir ist nichts geschehen," stammelte sie, noch athemlos vor Grauen und Schrecken, und sich selbst gleichsam mit Abscheu betrachtend; „aber Friederike .... Ich fürchte, das unglückselige Geschöpf" . . .

Mehr vermochte sie nicht hervorzubringen und sank auf einen Stuhl nieder.

— „So bist Du endlich auch noch zur Mörderin geworden!" sagte Franz, der, fast zu Tode erschrocken, das Licht ergriffen und sich in die Küche hinab begeben hatte, als er wieder zu seiner Gattin eintrat, mit rauhem Tone.

— „Ich?" stammelte Annette, „ich? Bin ich es etwa, die das dumme Thier umgebracht hat?"

— „Keine Andere, als Du," versetzte Franz in dem vorigen Tone.

— „Du bist ein Ungeheuer, daß Du das sagen kannst!" rief sie, halb vor Wuth, halb vor Schmerz weinend. „Aber ich bin es schon lange gewohnt, solche Artigkeiten von Dir zu hören, und kehre mich nicht mehr daran; weiß doch die ganze Welt, was an Dir ist!"

— „Du hättest gewiß gut gethan, bei Zeiten auf meine Bitten und Warnungen zu hören," versetzte er; „dann würde das Blut dieser Unglücklichen, die mit ab-

geschnittener Kehle todt im Keller liegt, nicht gegen Dich zum Himmel schreien. Und was mich anbetrifft," fuhr er, sich mit der Hand über das bleiche, aufgedunsene Gesicht fahrend, fort, „was mich und mein gegenwärtiges Leben anbetrifft, wer ist darüber anzuklagen, als eben Du?"

— „Recht so!" kreischte sie, fast außer sich vor Zorn; „recht so! Bürde mir nur die Sünden der ganzen Welt auf, ich bleibe doch, was ich bin: eine rechtliche, brave Frau, die das Deinige zusammenhält, und ohne die Du längst, bei Deinen lasterhaften Angewöhnungen, ruinirt gewesen wärest. Wer, ich frage Dich, wer kann mir etwas Böses nachsagen? Arbeite ich nicht Tag und Nacht? Gönne ich mir wohl jemals Ruhe? Versäume ich wohl meine Pflichten, um in die Komödie, in Concerte oder in Gesellschaften zu laufen? Bringe ich wohl meine Zeit mit Romanlesen oder mit dem Kartenspiel hin? Benutze ich nicht vielmehr jeden Augenblick, mich nützlich zu beschäftigen? Giebt es, ich frage Dich, giebt es wohl eine bessere Hausfrau in der ganzen Stadt, als ich eine bin? Du müßtest lügen, wenn Du das anders sagtest!"

— „O, vortrefflichste aller Hausfrauen," rief er mit bitterm Tone, „wollte Gott, Du wärest minder vortrefflich gewesen, dann stünde gewiß Alles besser! So

aber haſt Du mich, all unſer häusliches Glück, alle Ruhe, allen Frieden, alle Behaglichkeit aus dem Hauſe fortgeſchwemmt und mir den Aufenthalt darin zur Hölle gemacht. Kehrte ich, von meinen Geſchäften ermüdet, in meine Wohnung zurück, um die ſo nöthige Erholung zu ſuchen, ſo empfingſt Du mich mit Deinen Dienſtbotengeſchichten und ich fand nicht einmal in meiner Studierſtube ein Plätzchen zum Ausruhen, denn auch dieſe verſchonte Deine Scheuerwuth nicht. Sehnte ich mich nach einem ordentlichen Geſpräche, wie hätte ich wohl bei Dir Befriedigung finden können? Wovon wußteſt Du mich zu unterhalten, als von Deinen ekelhaften Streitigkeiten mit den Dienſtboten? Wann waren meine Sorgen — und mein Stand hat ſo oft die allerſchwerſten — die Deinigen? wann konnten die Deinigen mich je intereſſiren? Statt eine Lebensgefährtin in Dir zu finden, habe ich ein Scheuerweib in Dir gefunden, ein Geſchöpf, das ſich über jedes Stäubchen auf ihren Mobilien zu Tode grämen will, während es in ſeinem Innern von Schmutz und Unrath ſtarrt; ein Geſchöpf, das von keiner höhern Sorge auch nur eine Idee hat, und das nicht allein in allen ſeinen Begriffen völlig ungebildet und roh, ſondern, was noch weit ſchlimmer, auch für Bildung durchaus unfähig iſt."

— „Du hätteſt beſſer gethan, Dir eine Gelehrte zur Frau zu nehmen," verſetzte ſie giftig; „das würde

gewiß eine hübſche Wirthſchaft abgegeben haben, da Du ſelbſt die Unordnung in Perſon biſt."

— „Ich hätte beſſer gethan, mir, wie mein Freund N., ſchon längſt eine Kugel durch den Kopf zu ſchießen," erwiederte er. „Dann hätte ich mir wenigſtens das Unglück erſpart, mein Weib, die Gefährtin meines Lebens, als zweifache Mörderin anklagen zu müſſen."

— „Großer Gott im Himmel!" rief ſie bei dieſen Worten, die Hände zuſammenſchlagend, „ich ſoll noch einen Zweiten getödtet haben? Der Wahnſinn ſpricht aus Dir oder der Burgunder, dem Du ſeit Jahr und Tag ſo großen Geſchmack abgewonnen haſt, daß Du Dich darin um Sinn, Verſtand und Geſundheit trinkſt. Sprich, Ungeheuer an Undankbarkeit und Ungerechtigkeit, ſprich, weſſen Tod bürdeſt Du mir noch auf?"

— „Den unſeres Kindes," verſetzte er, einen Zug aus dem auf dem Tiſche ſtehenden Becher thuend. „Seit der Zeit, erinnere Dich, habe ich zu dem da — " er zeigte auf den Becher — meine Zuflucht genommen. Ich wollte vergeſſen und konnte es nur, indem ich mich betäubte."

— „O hölliſche Lüge!" rief ſie. „Ich ſoll unſer Kind getödtet haben, und doch ſtarb es, wie alle Welt weiß und wie Du ſelbſt am beſten wiſſen mußt, an den Folgen des Scharlachs?"

— „Nicht doch," verſetzte er: „es ſtarb an den Folgen Deiner Scheuerwuth. Die Krankheit war glücklich verlaufen, und bei gehöriger Schonung, die ich Dir dringend, ja faſt flehend anempfahl, wäre keine Gefahr mehr zu fürchten geweſen. Da fiel es Dir, trotz meines Verbots ein, das Krankenzimmer reinigen zu wollen; der arme Kleine wurde in ein luftiges, kaum getrocknetes Zimmer gebracht, in dem ſeinigen wurden Fenſter und Thüren geöffnet, der Fußboden ward mit einer Waſſerfluth überſchwemmt, die Fenſter und Panelen, kurz Alles, was nur das Waſchen vertragen konnte, wurde gewaſchen, und dahin endlich mein armer Junge zurückgebracht, der nach drei Tagen als Leiche darin lag. Wenn ich Dir damals die Urſache ſeines Todes verſchwieg, ſo geſchah es, weil ich Deinen Mutterſchmerz ehrte, und Dir noch einen Theil der Liebe bewahrt hatte, den Dir früher mein Herz weihte. Jetzt aber, wo Deine Unvernunft und Grauſamkeit ein zweites Opfer hingemordet hat, jetzt magſt Du auch dies erfahren; vielleicht bringt es Dich zu einigem Nachdenken und erſpart Dir ſo die Reue über das dritte."

Wie dieſe Ermahnung des unglücklichen Mannes gewirkt hat," ſchloß der Dämon ſeine Erzählung, „liegt vor Augen. Es iſt faſt Mitternacht und noch ſiehſt Du jene „muſterhafte Hausfrau", jene „Perle der Weiber",

mit dem Reinigen ihrer Zimmer beſchäftigt. Dem ihr helfenden Mädchen drohen die Knie vor Müdigkeit zu brechen; das arme Geſchöpf iſt mager und ſchwächlich — es war geſund und kräftig, als es zu Annetten kam — wie die unglückliche Friederike es war; aber es muß trotz dem ſcheuern und bohnen, als hinge das Wohl der Menſchheit davon ab. Wer weiß, ob wir nicht ſchon an einen der nächſten Abende einen zweiten weiß übertünchten Blutfleck an dem Heerde dieſes ſo über alle Maaßen reinlichen Hauſes erblicken?"

Vierzehnter Abend.

Junggesellen-Wirthschaft.

I.

Vor der Thüre eines ansehnlichen Hauses in einer der besten Gegenden der Stadt standen zwei Männer von sehr verschiedenem Alter, und unterhielten sich lebhaft mit einander.

Der Aeltere dieser Beiden hatte nicht nur das Ansehen eines Greises, sondern die ganze Hinfälligkeit des bereits hohen Alters. Er war ein kleiner, breitschultriger Mann mit kurzem Halse; sein ziemlich geröthetes Gesicht war mit zahllosen Runzeln bedeckt; dem Munde fehlten alle Zähne und das Haupt war, bis auf einige wenige, noch hie und da hervorgesprossene Haare, völlig kahl. Er schien an aufsteigender Hitze zu leiden, denn

trotz der ziemlich rauhen Herbstluft hatte er den Hut abgenommen, und trocknete sich mit einem feinen weißen Taschentuche den Schweiß von der Stirn.

Sein Begleiter war wenigstens um dreißig Jahre jünger; allein in seinen vor der Zeit gealterten Gesichtszügen zeigte sich deutlich jene Abgespanntheit und Verlebtheit, welche auf eine zu rasch verlebte Jugend hindeutet. Das Gesicht war überaus mager, die Wangen eingefallen, die Backenknochen standen, nur noch mit einer dünnen, gelblichen Haut bekleidet, weit hervor; der Blick der blauen, tief in ihre Höhlen zurückgetretenen Augen war matt und erloschen; das Haar, welches schon spärlich zu werden begann, war sorgfältig über den bereits kahl gewordenen Schädel gekämmt, um die sich zeigende Blöße zu bedecken, und auf den eingefallenen Wangen zeigte sich, dicht unter den Augen, jener Anflug von Röthe, der auf das Heranschleichen der grausamsten und mörderischesten Krankheit von allen, der die Menschheit decimirenden Schwindsucht, deutet. Auch hustete der arme Todescandidat von Zeit zu Zeit, und zwar mit so hohlem Tone, daß er schon aus dem Grabe zu kommen schien, und die magere, eingesunkene Brust machte dabei so große Anstrengungen, daß dem Leidenden davon der Angstschweiß auf die blasse Stirn trat.

Ich konnte beide Personen um so genauer beobachten, da sie die nachfolgende Unterredung vor einem Hause

hielten, das zu beiden Seiten eine sehr hell brennende Laterne hatte.

— „Ich würde Sie bitten, lieber S., noch einen Augenblick bei mir einzutreten," nahm der Aeltere das Wort, „und noch eine Flasche Wein mit mir zu leeren, wenn die Marie nicht ein so eigensinniges Geschöpf wäre. Sie kann die späten Besuche und das Nachtschwärmen, wie sie es nennt, nicht leiden, und es giebt allemal Zank zwischen uns, wenn ich einmal über den Schwängel schlage."

— „Da haben Sie Ihre vielgepriesene Freiheit, lieber B.," erwiederte ihm der Schwindsüchtige mit einem matten Lächeln. „So eben noch priesen Sie mir Ihr Glück und Ihre „goldene Freiheit", wie Sie sich poetisch ausdrückten, und jetzt erklären Sie mir selbst, daß Sie nicht Herr in Ihrem Hause und abhängig von den Launen jener Marie sind, die Ihnen Alles zu verdanken hat, ja, die Sie in Ihrem Testamente zu Ihrer Universalerbin eingesetzt? Dies, ich gestehe es Ihnen aufrichtig, bestärkt mich, trotz Ihrer Einreden, immer mehr in dem Entschlusse, meinem Junggesellenleben ein Ende zu machen und mich in den heiligen Stand der Ehe zu begeben. Habe ich doch," fügte er mit einem tiefen, vom Husten unterbrochenen Seufzer hinzu, „mein Leben hinlänglich, vielleicht sogar ein wenig zu viel, genossen."

— „Sie werden, halten Sie sich davon versichert, diesen Entschluß mehr als tausendmal bereuen," versetzte der alte Hagestolz. „Eine Frau ist eine Bürde, die man durch das ganze Leben mit sich schleppen muß, die man nicht wieder abschütteln kann, selbst wenn man fühlt, daß man darunter erliegt. Mit einer Geliebten ist das anders: macht es die einem einmal allzu bunt, so schickt man sie fort und die Noth hat ein Ende."

— „Es wundert mich," versetzte der Andere, „daß Sie, wenn es so leicht ist, sich einer launenhaften und übermüthigen Geliebten zu entledigen, die Marie nicht schon längst fortgeschickt haben; denn nach den Mittheilungen zu schließen, die Sie mir oft in Ihrem Unmuthe im Vertrauen machten, tyrannisirt diese Sie nicht wenig."

— „Ja, sehen Sie, lieber S.," erwiederte ihm der Alte nicht ohne einige Verlegenheit, „sehen Sie, die Gewohnheit thut viel. Ich habe mich einmal an die Marie gewöhnt, selbst an ihre Launen, die, unter uns gesagt, oft den Character der Unerträglichkeit annehmen, und wenn ich auch einmal den Entschluß fasse, sie fortzujagen, so kommt doch über Nacht ein besserer Rath, besonders wenn sie wieder einlenkt, und es bleibt beim Alten."

— „So sind Sie — nehmen Sie es mir nicht übel, lieber B. — eben so sehr der Sclave Ihrer Ma-

rie, als ich es der einer artigen Frau, im ſchlimmſten Falle, ſein würde."

— „Darin irren Sie ſehr, beſter Freund," verſetzte der Alte eifrig: „ich bin wirklich frei, weil ich es jeden Augenblick ſein könnte, weil es nur eines einzigen feſten Entſchluſſes von meiner Seite bedürfte, der Sache ein Ende zu machen; Sie aber, lieber S., würden ſich durch Ihre Verheirathung unzerreißbare Feſſeln anlegen, und im ſtrengſten Sinne des Worts ein Sclave ſein."

— „Ich muß aber heirathen," verſetzte der Andere mit einiger Ungeduld, „muß, ſage ich Ihnen; meine Geſundheit iſt leider ziemlich ruinirt; ich habe des Umherſchwärmens ſatt und überſatt; die Vergnügungen früherer Zeiten ekeln mich gleichſam an, da ich ſie faſt im Uebermaaße genoſſen; ich ſehne mich nach Ruhe, nach ſtiller Häuslichkeit, die ich bisher noch nicht kennen lernte, und von denen ich alſo, als von etwas ganz Neuem, noch Genuß erwarten darf; vor allen Dingen aber nach treuer, liebevoller Pflege, die ich nicht von bezahlten Kreaturen, wohl aber von einer ſanften, gut gearteten Frau erwarten darf. Dann will ich auch noch ein Häuflein Kinder um mich ſehen; ich bin reich, wie Sie wiſſen, ſehr reich, denn Alles iſt mir über Erwarten im Leben geglückt, und der Gedanke würde mich peinigen, mein ſchönes, ſelbſterworbenes Vermögen lachenden Erben zu hinterlaſſen, die ich nicht einmal perſönlich kenne und die

ſtatt mich zu beweinen, bei der Nachricht meines Todes vor Freude vielleicht laut aufjubeln würden."

— „Ich dachte früher ganz wie Sie, lieber B.," fuhr er nach einer durch einen heftigen Huſtenanfall herbeigeführten Pauſe fort; „allein ſeit ich kränklich geworden bin, ſind mir andere Gedanken gekommen, und ich ſehe mich eifrig nach einer für mich paſſenden Frau um. Sie braucht nicht reich zu ſein, denn ich ſelbſt habe ja Vermögen genug; aber ſie muß ſanft, geduldig, liebevoll, auch etwas hübſch, und vor allen Dingen eine gute Krankenwärterin ſein, denn einer ſolchen bin ich zunächſt bedürftig. Hätte die Johanna — ich erzählte Ihnen oft von ihr — es verſtanden, ſo könnte ſie heute den Namen meiner Frau führen; aber es war ein elendes, boshaftes und leidenſchaftliches Geſchöpf, das mir, ſo lange ich noch in den Feſſeln ihrer Reize ſchmachtete, manche gute Stunde verdarb, und viel zum Ruin meiner Geſundheit beitrug. Allem aber ſetzte ſie die Krone dadurch auf, daß ſie mir untreu wurde."

— „Dergleichen habe ich meiner Marie, Gott ſei Dank! nicht nachzuſagen," verſetzte der Alte mit freudigem Tone. „Die iſt treu wie Gold, und wenn ſie mich auch zuweilen durch ihre Launen ein wenig quält — was, wie ich nicht läugnen kann, dann und wann geſchieht — ſo liebt ſie mich doch aufrichtig, und ich habe mich im Grunde ſelbſt über ihre Eigenheiten nicht zu be-

klagen, da ſie durch dieſe in den meiſten Fällen mein eigenes Beſte zu befördern meint."

— „Gott erhalte Ihnen dieſen Glauben bis an Ihr ſeliges Ende!" ſagte der Andere mit einem ironiſchen Lächeln. „Nun aber gute Nacht, lieber B.! Die Luft geht etwas ſcharf; mein Huſten iſt überaus quälend, und ich fühle mich ſo matt, als kehrte ich eben von einer großen Reiſe zurück: da muß ich eilen, das Bett aufzuſuchen."

— „Sie haben Recht, lieber S.," verſetzte der Alte; „wir hätten Beide vielleicht beſſer gethan, unſer Geſpräch im warmen Zimmer, ſtatt hier unter freiem Himmel und in der Zugluft zu halten. Auch mir iſt ſchon ſeit einigen Tagen nicht wohl; ich habe wieder Anfälle vom Schwindel gehabt, der, wie Sie wiſſen, mein Plagegeiſt iſt, wie der Ihrige der Huſten; der Arzt wird wieder zu thun bekommen, er wird mir Blutegel, Aderlaß und was weiß ich ſonſt noch, verordnen, mich auf ſchmale Koſt ſetzen, mir den Wein entziehen und meine gute Marie mich, wie ſonſt, herauspflegen müſſen."

— „Danken Sie Gott, wenn ſie das thut!" verſetzte der Schwindſüchtige mit einem Seufzer. „Mich aber pflegt Niemand, wenn ich mich auch ſo krank fühle, daß ein Stein ſich über mich erbarmen möchte. Eben deshalb will ich heirathen, lieber B.; die Sache

ist bei mir abgemacht, und Sie werden bald mehr von mir hören."

Die beiden Hagestolzen drückten einander die Hand und schieden, der Schwindsüchtige unter heftigem Husten, der sich sichtbar zur Apoplexie neigende Alte, indem er sich fast krampfhaft an das mit gelbem Messing beschlagene Treppengeländer seines Hauses anklammerte, weil ihn ein neuer Schwindel befiel. Es bedurfte einiger Zeit, bevor er es wagte, die ziemlich hohe Haustreppe hinan zu steigen, da sein Zustand ihn mit der Gefahr bedrohte, hinabzustürzen.

Während dieses Gespräch vor der Hausthür des ältern Hagestolzen geführt wurde, waren meine Blicke von Zeit zu Zeit auf das Innere des Hauses gefallen, und hatten hier Entdeckungen gemacht, die nicht eben dazu geeignet waren, mir das gerühmte Glück des angehenden Apoplektikers beneidenswerth erscheinen zu lassen.

In einem hübschen, überaus reich möblirten Zimmer brannte ein helles Steinkohlenfeuer in einem schönen englischen Kamin, das den Raum mit einer angenehmen Wärme erfüllen mochte. Auf dem mit schwarzem Moor überzogenen Sopha saß ein, wie es den Anschein hatte, überaus zärtliches, wenn gleich den Jahren nach sehr ungleiches Paar. Die weibliche Person war voll, rund, rothwangig, kurz ganz das, was die Franzosen potelet nennen, sichtbar aber schon längst über die Blüthenzeit

des Lebens hinaus. Einige verrätherische Falten auf der Stirn und um die Mundwinkel bezeugten nur zu deutlich, daß Marie — für diese hielt ich jene Person auf den ersten Blick — bereits sich in den Jahren befand, von denen die Frauen sagen: „sie gefallen mir nicht.“ Zwar hatte sie die Bresche, welche die unerbittliche Zeit in ihre Reize geschossen, durch einen wirklich hübschen, geschmackvollen Anzug zu verdecken gesucht; allein dies war ihr nicht ganz nach Wunsch gelungen; besonders leistete das eng zugeschnürte Corset nicht die von ihm gehofften Dienste, und die an der einen Stelle vertriebene Ueberfülle, die lästige Verrätherin des beginnenden Alters, trat an der andern wieder hervor, wodurch ihr Wuchs überaus unförmlich, ja sogar widerlich wurde.

Ganz das Gegentheil von ihr war der ihr zur Seite sitzende Adonis. Er war ein junger, blonder Mensch von kaum zwei bis drei und zwanzig Jahren, dem ein schwaches, hellblondes Bärtchen dürftig der Oberlippe entsproßte. Nach Art sehr blonder Menschen faßten fast farblose, spärliche Wimpern die mattblauen, nicht eben großen Augen ein; die Stelle, welche sonst die Brauen einzunehmen pflegen, waren nur durch einen röthlichen Streif bezeichnet. Die Farbe des Gesichts war, bis auf eine leise, fast mädchenhafte Röthe auf der Höhe der Wangen, bleich, der Mund dagegen roth und angenehm. Das blonde, in Locken fallende Haar war mit

großer Sorgfalt und nach der allerneuesten Mode geordnet; die Gestalt klein, zierlich und zur Magerkeit sich neigend; der Anzug modisch, aber etwas übertrieben; besonders entstellte die sehr breite, den Hals einzwängende, und einen Theil des überaus kleinen Kinns bedeckende schwarze Halsbinde ihren Träger sehr. Eine breite, von Goldperlen gemachte Halskette trug die in der Westentasche steckende goldene Uhr, die wahrscheinlich eine gage-d'amour war.

Vor diesem Pärchen, auf dem mit einer reichen Decke belegten Tische standen eine Weinflasche, einige Gläser, die Reste von Geflügel, Kuchen und einiges Obst; man sah also, daß die Liebenden, wie doch sonst ihre Weise sein soll, nicht bloß von der Luft lebten, sondern es sich hatten wohl schmecken lassen.

Das nachstehende Gespräch zwischen ihnen belauschte ich, indem ich meine Aufmerksamkeit auf einige Momente von den beiden vor der Thür plaudernden Hagestolzen abwandte.

— „Ja, Anton," sagte die alternde Schöne, indem sie aus ihren kleinen dunkeln Augen einen überaus zärtlichen Blick auf ihren Nachbar warf, „ja, Anton, lange kann es nicht mehr mit ihm währen, und dann sind wir frei. Der Schwindel kommt immer öfter, und der Arzt, welcher schon einige Male Worte von zu befürchtendem Schlagflusse fallen ließ, hat mir neulich

rund heraus gesagt, daß, wenn der Alte den Wein nicht gänzlich aufgäbe, ein neuer Anfall nicht ausbleiben könne. Er befahl mir dringend, allen meinen Einfluß auf B. dazu anzuwenden, ihn vom Weintrinken abzuhalten, weil es sonst nimmermehr gut gehen würde. Ich weiß wohl, weshalb ihm daran liegt, den Alten am Leben zu erhalten: er hat ein gutes Haus an dem unsrigen, und empfängt jedes Neujahr nicht nur sein ansehnliches Honorar, sondern auch noch ein gutes Geschenk obendrein. Aber daß ich eine solche Närrin wäre, ihm in die Hände zu arbeiten! Mag der Alte so viel trinken, als ihm beliebt, ich werd's ihm nicht wehren; denn je früher er den Weg alles Fleisches geht, je lieber ist es mir: kann ich doch nicht eher ganz glücklich werden, als bis er unter die Erde gebracht worden ist!" Sie sah ihn, indem sie diese Worte sprach, so schmachtend an, daß er nicht umhin konnte, ihren vollen Wangen einen Kuß aufzudrücken.

— „Du hast Recht, Marie," versetzte der Adonis, sich behaglich in die weichen Kissen des Sophas zurücklehnend, „nachgerade ein wenig ungeduldig zu werden. Zwanzig Jahre, und vielleicht gar länger, hieltest Du es nun schon mit dem alten Brummbär aus, und auch mir sind die zwei Jahre, seit wir mit einander versprochen, fast zu einer Ewigkeit geworden. Das Geschäft ekelt mich überdies an, seit ich weiß, daß ich

es künftig zu meinem Fortkommen nicht mehr nöthig haben werde, und ich ſehne mich über alle Maaßen nach dem Augenblick, wo ich werde ſagen können: Ade, Scheerbeutel!"

— „Ich kaufe Dir dann den Doctortitel," verſetzte ſie; „denn einen Titel mußt Du haben, Anton, und auch ich werde mich gern „Frau Doctorin" nennen hören: das klingt ſo hübſch und giebt Anſehen bei den Leuten."

— „Wohl thut es das," ſagte der junge Bartſcheerer, ſich wohlgefällig den eignen Bart ſtreichelnd; „und wie meine Mitgehülfen ſich ärgern werden, wenn ſie: „guten Tag, Herr Doctor!" zu mir ſagen müſſen; denn geben ſie mir nicht die Ehre, die mir zukommt, ſo verklage ich ſie!"

„Aber horch!" fügte er nach einer Pauſe hinzu, klingelt nicht die Hausglocke? Sollte es der Alte ſchon ſein?"

— „Wahrſcheinlich," verſetzte ſie mit gleichgültigem Tone; „aber wir haben keine Eile: er kann ſchon noch ein Weilchen draußen ſtehen, bis ich Alles in Ordnung gebracht habe. Die Sophie öffnet ihm nicht eher, bis ich es ihr befehle. Er keift dann zwar mit ihr, ſie aber läßt es ſich ruhig gefallen, weil ſie weiß, daß ich as wieder gut mache. Auch hat ſie ihren Liebhaber,

den Metzgerknecht, unten, und muß den erst auf die Seite schaffen."

Der Alte klingelte indeß, weil ihm sehr übel war, immer stärker und heftiger, woran sich jedoch seine „treue Marie" nicht kehrte. Sie räumte erst mit der größesten Gemächlichkeit die Reste von Speisen und Getränken, so wie Teller und Gläser vom Tische, stellte Alles in einen Eckschrank, den sie sorgfältig wieder zuschloß und von dem sie den Schlüssel abzog, gab ihrem Geliebten einige herzhafte Küsse, führte ihn durch mehre Gemächer und Vorplätze bis zur Hinterthür, die sie zuschloß, nachdem er daraus entschlüpft war, und rief dann mit lauter Stimme, so daß der vor der Thür stehende Alte es hören konnte:

— „Sophie! so öffne Sie doch! der Herr ist da!"

Auf dieses Signal erhob sich Sophie von der Feuerkieke und öffnete dem ungeduldig Harrenden.

Fünfzehnter Abend.

Junggesellen-Wirthschaft.

II.

Meine gestrigen Beobachtungen waren durch den Schlag der Mitternachtsglocke unterbrochen worden, was mir sehr leid that, da mich die Junggesellen-Wirthschaft überaus interessirt hatte. Ich wendete daher meine Augen gleich wieder auf das bewußte Haus, um zu erforschen, was aus dem armen, betrogenen Hagestolzen und seiner „treuen Marie" geworden sei.

Die Scene hatte sich seit dem gestrigen Abende sehr verändert: der Alte war zu Hause und lag im Bette, neben dem Marie strickend und von Zeit zu Zeit einen forschenden, mehr neugierigen, als theilnehmenden Blick auf den Kranken werfend, saß.

— „Ich dachte es mir wohl, daß es mir ſchaden würde," keuchte der arme Alte, deſſen Stimme kaum mehr vernehmbar war, und deſſen Zunge bereits lallte; „ich dachte es mir wohl! So lange draußen vor der Thür ſtehen zu müſſen, und das bei der ſcharfen, rauhen Oſtluft! Die Sophie ſoll mir aus dem Hauſe, ſobald ich nur wieder beſſer ſein werde. Es iſt ein gar zu nachläſſiges Geſchöpf!"

— „Sie war vermuthlich wieder eingeſchlafen, wie ſie oft zu thun pflegt, wenn ſie Abends lange auf Dich warten muß, und hätte ich nicht zum Glück Dein Klingeln gehört, ſo ſtändeſt Du wohl noch draußen. Das hat 'nen Schlaf wie ein Murmelthier! Ich hab's ihr aber auch tüchtig verwieſen, und ihr geſagt, daß ſie den Dienſt verlieren wird, wenn ſie es noch einmal ſo macht."

— „Ja, Du biſt gut, Marie," lallte der Alte, dem ein neuer Schlagfluß die Zunge gelähmt zu haben ſchien; „Du biſt gut," wiederholte er nochmals, indem er ſich bemühte, ſie zärtlich anzublicken. „Wenn ich Dich nicht hätte, ſo würde ich, trotz meines vielen Geldes, ſo verlaſſen ſterben, wie der ärmſte Bettler an der Heerſtraße. Aber ich will es Dir vergelten, mein Kind, und ſollte Gott mich einmal von dieſer Welt abfordern, ſo wird es an den Tag kommen, daß ich kein undankbarer Menſch geweſen bin, und Deine

Liebe und Treue zu würdigen gewußt habe. Ich rühmte Dich noch gestern, kurz vor dem fatalen Anfall, gegen meinen Freund S., der, wie Du weißt, im Punkte der Weibertreue ein ungläubiger Thomas ist."

— „Ja, der hat's nie gut mit mir im Sinne gehabt," versetzte Marie; ich hab's ihm oft angemerkt, daß es eine Freude für ihn gewesen sein würde, uns zu trennen."

— „Was ihm aber zum Glück nie gelang," keuchte der Alte. „Ich, Marie, würde eher an den Einsturz des Himmels, als an Deine Untreue glauben: kennen wir uns doch schon so manches liebes Jährchen und wissen, was wir an einander haben!"

— „Das wissen wir!" betheuerte sie mit einem Blick zum Himmel. „Aber der S., das versprich mir, mein guter B., der soll uns nicht wieder über die Schwelle kommen!"

— „Er ist mein bester Freund und im Grunde eine gute Haut," versetzte der Kranke; „aber wenn er Dir zuwider ist, Marie, so" . . . . .

— „In tiefster Seele zuwider!" fiel sie ihm in die Rede, „und ich wollte lieber selbst das Haus verlassen, als ihn noch länger darin dulden. Ich weiß recht gut," fügte sie nach einer Pause hinzu, „woher sich sein ungerechter Haß gegen mich schreibt, und wäre ich nicht zu gutmüthig, so könnte ich Dir hübsche

Dinge von ihm erzählen, Dinge, die Dir seine Freundschaft eben so widrig machen würden, als es mir seine Besuche sind."

— „Erzähle, Marie," sagte der Alte, der selbst jetzt noch, wo er dem Grabe so nahe war, die Regungen der Eifersucht nicht zu unterdrücken vermochte.

— „Nun, man redet nicht gern von solchen Dingen," versetzte sie, eine verschämte Miene annehmend; „das wird Einem leicht als Eitelkeit ausgelegt. Ich weiß wohl, daß es Personen giebt, die behaupten, kein Mann könne sie ansehen, ohne gleich Angriffe auf ihre Tugend und Sittsamkeit zu machen; allein zu diesen gehöre ich nicht, und wenn ich daher sage, daß Dein Freund S. mich in frühern Jahren mit häßlichen Anträgen verfolgt, und mich Dir mehr als zehnmal abtrünnig zu machen gesucht hat, so rede ich nur die reine Wahrheit."

— „Hat er das gethan?!" rief der Alte, dem sichtbar die Röthe des Zorns in's Gesicht stieg, indem er sich, so schwer es ihm auch wurde, im Bette halb aufrichtete; „hat er das gethan, der Schurke?"

— „Ich aber ließ ihn tüchtig ablaufen, wie es sich von selbst versteht," betheuerte die treue Marie; „daher schreibt sich ja gerade sein Haß gegen mich."

— „Er soll mir nicht wieder über die Schwelle kommen — ich will ihn nicht mehr ansehen!" rief der

Alte, der mit jedem Augenblick zorniger wurde, und am ganzen Leibe zitterte.

— „Wie, so heftig? so aufgeregt, lieber B.?“ fragte der in diesem Augenblick in's Zimmer tretende Doctor mit verweisendem Tone. „Ich hatte Sie gebeten, und auch Sie, Demoiselle,“ wandte er sich an Marie, „jede Aufregung zu vermeiden, sich hübsch ruhig zu halten, ihm jede Gemüthsbewegung zu ersparen, sehe aber, oder höre vielmehr, daß gerade das Gegentheil von dem gethan wird, was ich für die Erhaltung meines Patienten wünschte. Das ist nicht gut, Demoiselle Marie, das taugt wie die Faust auf's Auge zu meinem Heilplane!“

— „Es ist nicht meine Schuld, Herr Doctor,“ stammelte sie in höchster Verlegenheit; „Herr B. hat einmal das heftige Naturell und kann sich nicht gut mäßigen“ . . . . .

Auch der Kranke wollte einige Worte sprechen, vermochte es aber nicht; nur lallende, undeutliche Töne kamen über seine zitternden Lippen, und in der äußersten Erschöpfung ließ er das Haupt in die Kissen zurücksinken.

Der Arzt trat kopfschüttelnd, aber nichts mehr sagend, an das Lager und nahm seine Hand, um den Puls zu untersuchen. Seine Miene verrieth zugleich Unmuth und Unruhe.

— „Senden Sie sogleich zum Wundarzt," wandte er sich an die zu Füßen des Betts stehende, ihn und den Kranken scharf beobachtende Marie. „Ein neuer Aderlaß ist nöthig. Der Wundarzt muß schnell kommen, so schnell als möglich; senden Sie zum nächsten, und kann der nicht auf der Stelle kommen, zu einem zweiten."

Marie ging, aber nicht so schnell, als die Ungeduld des Arztes es wünschte; auch dauerte es noch eine ziemliche Zeit, bevor die Glocke der Hausthür ging. Herrin und Dienerin hatten sich sichtbar nicht eben allzusehr beeilt, die Befehle des Doctors in Ausführung zu bringen; Marie, weil ihr daran gelegen war, daß der Wundarzt nicht so schnell erschien, als man haben wollte, Sophie aber, weil sie sich noch erst zum Ausgehen eine bessere Mütze aufsetzen mußte, obgleich Mitternacht nicht mehr fern war, und sie höchstens einigen Nachtwächtern begegnen konnte; die Koketterie verließ sie jedoch weder bei Tage, noch bei Nacht.

Der Arzt saß indeß am Bette des Kranken und hatte den Puls desselben zwischen seinen Fingern. Unruhe und Ungeduld schienen ihn gleich stark zu foltern; er verließ seinen Patienten auf Augenblicke, um an das Fenster zu treten und auf die Gasse hinabzusehen, ob der heiß Ersehnte noch nicht käme. Er nahm jetzt wahr, daß die Dienstmagd erst das Haus verließe, und

ſagte mit dem Tone des höchſten Unmuthes vor ſich hin:

— „Unverantwortliche Wirthſchaft! Der Teufel hole ſie, wann er will! Der arme Mann wird ſterben, ehe ſie noch die Gaſſe hinunter iſt!“

Er kehrte dann an das Bett des Kranken zurück, der augenſcheinlich im Sterben lag, und mit gläſernem Auge vor ſich hinſtarrte. Er faßte auf's Neue nach dem bereits ſchwindendem Pulſe und ſchüttelte den Kopf.

Endlich, nach langem vergeblichem Harren, klingelte die Hausthür auf's Neue. Der Arzt verließ den Sterbenden und eilte in Erwartung des Kommenden an die Stubenthür. Auf dem Vorſaale ſtanden Marie und ihre Vertraute, und flüſterten mit einander; als der Doctor ſie, und nicht den ſo ſehnlichſt erwarteten Wundarzt erblickte, zog er ſich voll Unwillen in's Zimmer zurück.

— „Er wird gleich da ſein,“ flüſterte Sophie ihrer Gebieterin zu; „er zieht ſich nur erſt ein wenig an. Es iſt Ihnen doch recht, Demoiſelle Marie, daß ich zu Musje Anton gegangen bin, und den ſtatt einen andern Chirurgen herbeſtellt habe? Ich dachte, der könne den hübſchen Verdienſt eben ſo gut nehmen, als jeder Andere.“

— „Du biſt ein geſcheidtes Mädchen," verſetzte Marie mit vergnügter Miene; „daran habe ich ſelbſt nicht einmal gedacht: ſtirbt der Alte, woran wohl kein Zweifel mehr iſt, da der Doctor eine ſo bedenkliche Miene macht, ſo wird es ſehr gut ſein, wenn Anton zur Hand iſt."

— „Daran dachte ich auch, indem ich den weiten Weg dem nähern vorzog," ſagte die Geſchmeichelte, hoch erfreut über das ihr geſpendete Lob, und, um ihr Verdienſt noch größer zu machen, fügte ſie hinzu: „Ich hätte den Wundarzt gleich mitbringen können: hier an der Ecke wohnt einer, wie Sie wiſſen, und ich ſah noch Licht in ſeiner Barbierſtube, ein Zeichen, daß er noch auf ſei; aber ich dachte bei mir ſelber: beſſer iſt beſſer! und trabte ſo bis zur ✲✲ſtraße, die, wie Sie wiſſen, ein Bischen weit von hier iſt."

Dieſes Geſpräch wurde durch den Eintritt des Arztes unterbrochen, welcher mit rauhem Tone fragte, ob der Chirurg noch nicht da ſei. Es ſei kein Augenblick mehr zu verlieren, und er fürchte ſo ſchon, daß Alles zu ſpät ſein würde.

— „Noch iſt Niemand da," verſetzte Sophie; „aber ich denke, er wird gleich kommen."

— „Hat Sie denn den Chirurgen, hier eben an der Straßenecke, nicht zu Hauſe angetroffen?" fragte

der Doctor; „der könnte ja schon eine halbe Stunde hier sein!“

— „Nein!“ versetzte die Dirne keck; „ich mußte einen andern aufsuchen, und der wohnt weit weg.“

Jetzt endlich erschien Musje Anton, der sich, eben so gut wie Sophie, die gehörige Zeit zu seiner Toilette gelassen hatte: sollte er doch seiner Angebeteten unter die Augen treten! Er war geschniegelt und gebiegelt, wie am Abende zuvor, und selbst die Kette von Goldperlen fehlte nicht auf seiner Brust; das Haar, reichlich mit duftender Pomade gesalbt, fiel in koketten Löckchen über die Stirn; die schwarze Halsbinde war straff angezogen, und der goldene Siegelring mit rothem Karneolstein, ein Geschenk der zärtlichen Marie, glänzte an seinem Finger.

— „Kommen Sie! Kommen Sie! In's drei Teufels Namen, halten Sie sich noch mit Schwatzen auf!“ rief der Arzt aus der geöffneten Stubenthür, als er unsre Drei traulich und sorglos mit einander auf dem Vorsaale plaudern sah.

Dieser Ruf half, denn noch hatte Anton den Respect vor dem Arzte, der seinem Stande eigen zu sein pflegt, nicht gänzlich bei Seite geschoben; er versparte das für die Zeit, wo er selbst Herr Doctor tituliert werden würde. Rasch knöpfte er seine Aermelquärder auf, schlug diese, so wie die zierlichen, schneeweißen

Handmanſchetten zurück, nahm ſeine Inſtrumententaſche hervor, prüfte Schnepper und Lanzette mit dem Finger, wickelte die rothe Aderlaßbinde auf, befahl Sophien, ihm Charpie und Leinwandpolſter zu bereiten, bat Marie um einen Teller mit Taſſen, ſo wie um ein Gefäß mit warmem Waſſer, und begab ſich dann, von Marien begleitet, in das Sterbezimmer, wo er ſeine Dienſte verrichtete.

Marie hielt es für angemeſſen, ein tiefbetrübtes Geſicht zu zeigen, ja ſogar einige Thränen zu vergießen; wenigſtens fuhr ſie ſich von Zeit zu Zeit mit der Hand nach den Augen, als trockne ſie dort eine Thräne ab.

Der Sterbende, welcher auf einige Augenblicke ſeine Beſinnung wieder erhalten hatte und aus dem Halbſchlummer erwacht war, der dem ewigen Schlafe in der Regel voran zu gehen pflegt, ſah die anſcheinend in Schmerz vergehende Marie mit unruhigen Blicken an. Er ſchien ſprechen zu wollen, vermochte es aber nicht; nur einzelne Laute, die jedoch völlig unverſtändlich waren, kamen über ſeine Lippen. Dies ſchien ihn immer mehr zu beunruhigen; er wollte durchaus ſprechen, winkte Marien mit der Hand, ihr Ohr nahe an ſeinen Mund zu legen und hauchte, als ſie ihm gehorcht hatte, die Worte in daſſelbe:

— „Den Notar! . . . Um Gotteswillen, den Notar, Marie!“

Sie schrak bei diesen Worten sichtbar zusammen stellte sich aber nach einem kurzen Besinnen, als habe sie die Worte des Sterbenden nicht gehört, oder vielmehr nicht verstanden.

— „Ich weiß nicht, was er will," sagte sie zu dem sie forschend ansehenden Arzte.

— „Mich dünkt, ich verstand das Wort Notar," versetzte dieser mit Nachdruck; „man sollte einen solchen kommen lassen."

— „Nein, es war etwas Anderes," sagte Marie, die sich jetzt wieder ganz gefaßt hatte; „was es aber war, weiß ich nicht."

— „Der Notar! Der Notar!" rief jetzt der Sterbende mit der letzten Anstrengung seiner Kräfte und mit einem Tone, worin die höchste Herzensangst sich kund gab.

— „Hörten Sie, Mademoiselle?" sagte der Arzt; „er verlangt den Notar, und wir dürfen nicht anstehen, zu einem solchen zu schicken. Die Minuten sind, wie ich fürchte, gezählt. Vielleicht will mein Patient noch etwas an seinem letzten Willen ändern; man darf ihm darin nicht zuwider sein. Sie," wandte er sich an den sein Besteck und seinen Aderlaßapparat wieder in Ordnung bringenden Musje Anton, „Sie könnten wohl die Gefälligkeit haben, einen Notar, wo möglich zwei, herbeizurufen; aber eilen Sie — Sie sehen, wie es hier

ſteht. Man wird dieſen Dienſt nicht umſonſt von Ihnen verlangen.“

Anton, der ſich nicht gut weigern konnte, ihn zu leiſten, verließ das Sterbezimmer; Marie folgte ihm eiligſt nach.

— „Du wirſt wiſſen, was Du zu thun haſt,“ flüſterte ſie ihm auf dem Vorſaale in das Ohr.

— „Nun, ich ſoll ja einen Notar ſchaffen,“ verſetzte er, der etwas ſchwer von Begriff war. „In der Nebengaſſe wohnt einer,“ fügte er hinzu.

— „Daß Du ein Eſel wäreſt, und einen Notar holteſt!“ rief ſie, zum erſten Male ſeit ihrer Bekanntſchaft ihm ihre wahre Natur zeigend.

— „Mein Gott, was ſoll ich dann?“ fragte der arme Bornirte verwirrt.

— „Begreifſt Du denn nicht, daß es unſer Unglück ſein würde, wenn ein Notar käme?“ verſetzte ſie. „Der Alte will ſein Teſtament ändern, nichts iſt klarer, als das. Er mag jetzt, wo es an's Sterben geht, Reue darüber empfinden, daß er mir Alles vermacht hat; er hat blutarme Verwandte, die gewiß ſchon lange auf ſeinen Tod gewartet haben; denen will er jetzt noch 'was vermachen, was wir dann miſſen müßten. Begreifſt Du jetzt, daß Du keinen Notar holen mußt?“

— „Ja, nun begreife ich!“ ſagte Musje Anton.

— „Geh' aber aus dem Hause, damit der Doctor, der ein schlauer Fuchs ist, nichts von der Sache merke," nahm die kluge, Alles bedenkende Marie wieder das Wort. „Laufe in der Gasse umher oder begieb Dich, was noch besser sein wird, so lange in Deine Wohnung; ich sende Dir die Sophie, sobald der Alte seinen letzten Athemzug gethan haben wird."

— „Gut!" sagte Anton und ging.

Marie aber kehrte in das Sterbezimmer zurück, in das sie mit tiefbetrübter Miene und mit den Worten trat:

— „Der Notar wird gleich hier sein!"

Die Uhr über meinem Haupte setzte jetzt zum Schlage der Mitternacht an.

— „Gieb mir heute," wandte ich mich bittend an den Dämon, „ein Stündchen zu: „ich möchte die Scene gern zu Ende gespielt sehen."

— „Es sei!" sagte der Dämon lächelnd; „ich hätte Dich aber nicht mehr so neugierig geglaubt."

Ich wandte jetzt wieder meinen Blick nach dem Sterbezimmer. Der Alte schien mit jeder Minute unruhiger zu werden, und sah besonders die „treue Marie," welche ihm mit sanfter Hand den Todesschweiß von der Stirne trocknete, mit schmerzlichen Blicken an.

— „Marie!“ hauchte er dann, kaum mehr vernehmbar, — „Marie — — Notar — Alles gut werden — “

— „Ja, ja, der Notar wird kommen, guter Herr B.!“ beruhigte sie ihn. „Haben Sie nur keine Sorge. Auch werden Sie noch nicht sterben; Gott wird mich ja nicht so betrüben wollen, daß er mir Sie jetzt schon raubt; sind Sie mir doch Alles auf der Welt: Vater, Wohlthäter, der beste Freund! Sie werden noch lange leben und sich Ihres Daseins freuen.“

Der Sterbende schüttelte ungläubig das Haupt und faßte mit der Hand nach seinem brechenden Herzen. Dann wurde er ganz still, schloß die Augen, bewegte kein Glied mehr und athmete leise.

Der Arzt trat wieder an sein Lager und betrachtete ihn still und theilnehmend.

Der Athem wurde immer stärker und röchelnder; der Sterbende riß noch einmal die bereits starr gewordenen, der Sehkraft beraubten Augen weit auf, faßte mit der krampfhaft zuckenden Hand nach der Bettdecke, dehnte sich, wie ein vom Schlafe Erwachender, seufzte noch einmal tief und schwer auf, und war verschieden.

— „Da haben unsre Leutchen, was sie wollen!“ wandte ich mich an den Dämon.

— „Das wird sich zeigen,“ versetzte dieser lächelnd.

Der Arzt faßte nach dem Pulse des Gestorbenen, hielt sein Ohr an den Mund desselben, um zu erspähen, ob er noch athme, griff dann unter die vom Todesschweiß getränkte Bettdecke, legte seine Hand auf das stillstehende Herz, und sagte:

— „Er ist hinüber! Mein Geschäft ist hier aus. Lassen Sie aber, Demoiselle Marie, die Leiche bis zum nächsten Morgen, wo ich mich wieder hier einfinden werde, ruhig im Bette liegen."

Er, der das häßliche Spiel der Treulosen durchschaut haben mochte, ging dann, ohne ihr ein Wort des Beileids zu sagen, noch ihr einmal eine Verbeugung zu machen.

— „Geh nur, Du alter grober Esel!" rief sie ihm, im höchsten Grade über sein verächtliches Benehmen gegen sie aufgebracht, mit halblauter Stimme nach, als er die Thür leise hinter sich zugemacht hatte. „Ich bedarf Deiner Dienste nicht weiter, und nie sollst Du mir wieder über die Schwelle kommen! Es giebt Aerzte genug in der Stadt; ich werde mir einen artigern und gefälligern wählen, wenn Gott mich oder meinen lieben Anton mit Krankheit heimsuchen sollte."

Sie ging dann an einen schönen Kleiderschrank von Mahagonyholze, nahm die schwarze seidene Weste des Verstorbenen, die, welche er zuletzt getragen hatte, daraus hervor und durchsuchte die Taschen. Sie fand, was

ſie ſuchte, nämlich den Schlüſſel zum Secretair des Verſtorbenen, den er immer bei ſich zu tragen pflegte. Mit vor Haſt zitternden Händen ſchloß ſie das Meuble auf, öffnete ein geheimes Fach und nahm ein großes, mit vielen Siegeln verſehenes Papier daraus hervor.

— „Gott ſei gedankt! da iſt das Teſtament," ſagte ſie tief aufathmend, und es auf ihrem Schooße, im Angeſichte der Leiche, entfaltend.

In dem Augenblick trat ſchon Musje Anton zu ihr ein. Von Ungeduld gefoltert, hatte dieſer ſich ganz in der Nähe des Sterbehauſes in einer tiefen Kellertreppe verſteckt gehalten, um gleich bei der Hand zu ſein, wenn man ſeiner bedürfen ſollte. Er hörte in ſeinem Verſtecke die Klingel der Hausthür gehen, hob vorſichtig und ſchüchtern den Kopf ein wenig empor, und erblickte beim Scheine der beiden Hauslaternen den Arzt, der langſam die Treppe hinunter ſtieg und den Weg nach ſeiner Wohnung antrat.

— „Jetzt iſt Alles vorbei!" rief unſer Doctor in ſpr mit freudig bewegter Stimme; „Der" — er meinte den Arzt — „würde ihn nicht verlaſſen haben, wenn noch ein Funke von Leben in ihm wäre!"

Mit drei Sätzen war er die Kellertreppe hinauf, mit drei andern überſchritt er die Gaſſe, und ſtürzte jetzt athemlos zu Marien in das Zimmer.

Die aber saß, bleich wie der Tod, mit einem Gesichte, worauf deutlich starres Entsetzen zu lesen war, mit dem verhängnißvollen Testamente auf dem Schooße da; es war ihren zitternden Händen vor Schrecken entfallen.

— „Mein Gott, Marie," sagte der glückliche Anton mit dem Tone leisen Vorwurfs, „wie Du Dich um den Tod dieses alten Mannes hast! Ist er Dir denn wirklich lieb gewesen? Du hast mir ja mehr als hundertmal geschworen, daß Du einen wahren Ekel und Abscheu gegen ihn hättest, und allein des Testamentes wegen bei ihm bliebest; und nun stellst Du Dich so um ihn an?"

— „Das Ungeheuer!" rief jetzt Marie, wie eine Furie aufspringend, so daß das Testament zu Boden fiel; „das Ungeheuer!" wiederholte sie nochmals, und führte mit ihrer Hand einen Streich nach der Wange des Verblichenen. Sie wollte mehr sagen, aber die Wuth beraubte sie der Stimme.

Musje Anton, in dessen Brust doch noch ein Funke von Menschengefühl glimmen mochte, war entsetzt einige Schritte zurückgewichen, als er die Furie einen Streich nach dem Haupte des Verstorbenen führen sah, eine

Handlung der Roheit, die ſelbſt ihm doch allzu ſchauderhaft vorkam.

— „Fünfhundert Thaler!“ rief ſie dann, das Teſtament mit dem Fuße zerſtampfend, daß alle Siegel deſſelben zerbrachen; „fünfhundert Thaler mir für alle die Dienſte, die ich ihm fünf und zwanzig Jahre hindurch geleiſtet habe!

— „Fünfhundert Thaler?“ wiederholte Musje Anton, der bleich wie eine Kalkwand geworden war. „Das iſt ja nicht möglich!“ fügte er hinzu. „Sagteſt Du mir nicht früher, er habe Dir ſein ganzes Vermögen vermacht, und Du habeſt das Teſtament geleſen?“

— „So war es,“ verſetzte ſie mit weinender Stimme, denn ihre Wuth löſ'te ſich in Thränen auf, wie es bei Weibern gewöhnlich der Fall zu ſein pflegt; „aber der alte Schurke, der Betrüger! hat ſpäterhin ein anderes Teſtament gemacht, und das erſte, worin er mich zur Erbin ſeines ganzen Vermögens eingeſetzt hatte, vernichtet. In dieſem Wiſch hier“ — ſie trat nochmals auf das Papier — „vermacht er mir, wie er ſich ausdrückt: „zum Lohne für meine langjährigen Dienſte,“ fünfhundert Thaler, und keinen Heller mehr; alles Andre ſollen ſeine hungerleidenden Verwandten haben.“

— „Da wird wohl aus meinem Doctortitel nichts werden," verſetzte Musje Anton ſehr kühl. „Ich glaube, wir würden uns beſſer geſtanden haben, wenn wir, wie der Sterbende wollte, den Notar geholt hätten; gewiß wollte er ſein Teſtament nochmals verändern, und zwar zu Deinen Gunſten."

— „Wäre Dir das nur früher eingefallen!" weinte Marie; „aber Du biſt ein Schafskopf, dem die guten Gedanken erſt immer kommen, wenn es zu ſpät iſt."

— „Nun ſoll ich gar die Schuld haben!" rief Musje Anton, ſich in die Bruſt werfend; um ſich ein ſtolzes Anſehen zu geben. „Ich ſehe ſchon," fügte er, den Thürklopfer ergreifend, hinzu, „daß wir nicht glücklich mit einander leben werden: Du biſt gar zu heftig und noch obendrein ungerecht!" Mit dieſen Worten verſchwand er.

— „Wie kam das mit dem Teſtamente?" fragte ich den Dämon, überraſcht durch dieſen Ausgang.

— „Der Alte hatte früher wirklich eins zu Gunſten ſeiner Geliebten, oder wie es in der vornehmen Welt heißt, „ſeiner Haushälterin", gemacht," verſetzte er. „Als Marie jedoch, die jetzt ihren Zweck erreicht zu haben glaubte, ihn von dem Augenblick an ärger als je quälte und tyranniſirte, ließ er in einer Stunde der hef-

tigſten Aufwallung und der Empörung gegen ſie heimlich ein anderes anfertigen, und vollzog es im Hauſe eines befreundeten Notars. Späterhin wollte er es — und ſelbſt jetzt noch in ſeiner Sterbeſtunde — nochmals wieder verändern, ſchob es aber, nach Art alter Leute, die nicht gern an ihren Tod denken, von Zeit zu Zeit auf, bis es zu ſpät war. Daher ſeine große Unruhe in der Sterbeſtunde und ſein Flehen, eiligſt einen Notar herbeizuſchaffen."

Sechszehnter Abend.

Treue Pflichterfüllung.

In einem höchst eleganten Hause der Altstadt war eine glänzende Gesellschaft versammelt.

Silberne, überaus schwere Armleuchter mit Wachskerzen besteckt, standen unter den Spiegeln, womit die Fensterwand bekleidet war; auf dem großen, runden, vor dem mit schwarzem Seidenmoor bezogenen Sopha stehenden Tische von Accajouholze brannte eine Bronzelampe, deren reiche Vergoldung fast das Licht überstrahlte, welches durch die mattgeschliffene Kuppel fiel. Der Tisch war mit einer buntgestickten Decke belegt, und über diese noch eine zweite von dem feinsten Damast gebreitet. Die Tassen und das übrige Thee- und Kaffeegeräth starrten von Uebergoldung; in zierlichen Brotkörbchen waren Mas-

ſen des allerfeinſten Kuchenwerks aufgehäuft; der in der ſilbernen Kanne von der Hausfrau bereitete Mokkakaffee kochte, um während der langen Thee- und Kaffeezeit ſeine angenehme Wärme nicht zu verlieren, auf einem ſilbernen Feuerfaſſe; auf dem Ofen ſtand ein zweites Pfännchen von demſelben edlen Metall und überaus ſchöner, antiker Form, aus dem ein Duft emporſtieg, welcher die Luft des Zimmers mit Wohlgeruch erfüllen mochte. Die Hautelisſetapeten, der reiche, buntgewirkte Fußteppich, die Stühle, Schränke, der mit Bronze verzierte Wiener Flügel, die mit Stickereien überladenen Fußbänkchen ſogar, zeugten für den Reichthum und den Geſchmack des Hausbeſitzers.

Um den Theetiſch hatten ſich, wie dies der Fall in den Hamburgiſchen Geſellſchaften zu ſein pflegt, die Damen, mit Ausſchluß der Männer, gruppirt, meiſt arme, blaſſe Mädchen mit hellblondem Haar, blaßblauen Augen und nichtsſagenden Geſichtern, oder auch breite, eine höchſt unangenehme Fülle zur Schau tragende Frauen, die man an den elegant aufgeputzten Häubchen erkennen konnte, womit dieſe ſich vorzugsweiſe das Haupt zu bekleiden pflegen; denn unverheirathete Perſonen weiblichen Geſchlechts tragen nur ihr eignes Haar, und die Haube iſt gleichſam das Symbol der Frauenwürde.

Die Mädchen ſtickten, theils in Tüll und Battiſt, theils in farbiger Wolle. Jedes hatte ein Käſtchen oder

Körbchen von der elegantesten Form und oft reich verziert, vor sich stehen, worin es die Utensilien zu den vorhabenden Arbeit, als Nähnadeln, Scheeren, Fingerhüte u. s. w. aufbewahrte. Die Frauen strickten. Diese letztern unterhielten sich ziemlich laut, oft mit einer unangenehm gellenden Stimme, über mancherlei höchst wichtige und interessante Dinge; z. B. über ihre Dienerschaft, wobei man jedesmal die Vorsicht gebrauchte, das Gespräch abzubrechen, so oft der Livreediener, zum Behuf des Präsentirens, in's Zimmer trat; auch über Theater, Concerte, Bälle, Gesellschaften, vorzüglich aber über die neuesten Moden und die Schneiderinnen und Putzmacherinnen wurde gesprochen. Nur zwei ältliche, ziemlich häßliche, aber überaus reichgekleidete Frauen, denen man den Ehrenplatz auf dem Sopha angewiesen hatte, mischten sich in diese Gespräche nicht, sondern flüsterten leise mit einander. Entweder hielten sie sich über einige der Anwesenden auf, die ihnen nicht reich und vornehm genug sein mochten, oder sie besprachen sich über ein kürzlich vorgefallenes Scandal.

Auch die jungen Mädchen, welche sich zusammengruppirt hatten, flüsterten nur leise — so gebot es die Sitte — mit einander, und die oft vor den Mund gehaltene Hand, welche ein leises Gähnen maskiren sollte, bezeugte nur zu deutlich, daß die Unterhaltung nicht eben interessant sein mochte. Wovon hätten sich die armen

Kinder auch wohl unterhalten sollen, da Herz und Geist gleich leer waren?

Die Männer, sämmtlich höchst sauber in Schwarz gekleidet, gegen das die feine, schneeweiße Wäsche hübsch abstach, nahmen den übrigen Theil des Saales ein. Einige, deren Augen mit Brillen bewaffnet waren und die ein ziemlich gelehrtes Ansehen hatten, standen in einer Ecke, neben dem Fenster, die gefüllte oder schon halb geleerte Tasse in der Hand haltend. Ich lauschte auf ihre Unterhaltung und entnahm daraus, daß sie Gelehrte, und zwar Aerzte wären. Es wurde von Fracturen, Repositionen, Hernien, vom Puerperal-Fieber, vom Carcinom, von Tic douloureur, von Ascites, Dyspnöe und ähnlichen angenehmen Dingen zwischen ihnen verhandelt; man stritt sich sogar, gegen die Regeln der guten Gesellschaft, über die Homöopathie, welche von einem der Anwesenden, einem noch nicht gar alten Manne, in Schutz genommen wurde, der — ich kannte ihn — bei seinen Herren Collegen im Rufe stand, daß er den Handschuh auf beiden Seiten trüge, d. h. daß er diejenigen seiner Patienten, welche auf Hahnemann schworen, homöopathisch, andere aber, welche von jenem nichts wissen wollten, allopathisch behandle, natürlich, um sich eine bedeutende Praxis zu erwerben.

Ich kann wohl sagen, daß mir der Mann sehr gut gefiel, obgleich seine Herren Collegen eine Art von Ver-

achtung, und ſelbſt einiges Mißtrauen, gegen ihn an den Tag legten. War er doch im Grunde ein ironiſcher, witziger und ſogar aufrichtiger Menſch, der durch ſeine Handlungsweiſe deutlich darthat, daß er von beiden Lehren gleich viel, nämlich gar nichts, halte, und alle Diejenigen heimlich auslache, die in Krankheiten zur Medicin ihre Zuflucht nähmen. Die übrigen Aerzte nahmen ihm das aber ſehr übel und behaupteten, er ſetze ihren Stand dadurch in den Augen des Publikums herab.

Ein ziemlich corpulenter Mann mit einem feiſten, aber nicht eben unangenehmen Geſichte, und einem ſich bereits bildenden Hängebauche, ſtand mitten in der Gruppe dieſer Prieſter des Aesculap, ohne den mindeſten Antheil an den ziemlich heftigen Debatten zu nehmen. Er hatte, wie feiſte Leute gern zu thun pflegen, die Arme auf den Rücken gelegt, was das Athemholen für diejenigen erleichtern ſoll, deren Bruſt und Eingeweide mit Fett allzuſehr ausgepolſtert ſind, und hörte mit theilnahmloſer, nichtsſagender Miene den Geſprächen der Uebrigen zu.

— „Wie kommt Saul unter die Propheten?“ wandte ich mich an meinen Begleiter, auf den Indifferenten zeigend.

— „Wie meinſt Du das?“ fragte er.

— „Nun, ich denke, jener feiſte, ruhige Mann da, der den bloßen Zuhörer bei den lebhaften Geſprächen der gelehrten Herren abgiebt, iſt kein Gelehrter, wenigſtens kein Arzt," war meine Antwort.

— „Darin irrſt Du," verſetzte der Dämon; „er iſt Gelehrter und ſogar Arzt; aber einer von jenen, die ſich nicht eben gern auf wiſſenſchaftliche Geſpräche einlaſſen, weil ſie ſo klug ſind zu fürchten, daß ſie ſich leicht Blößen geben könnten. Dieſe Furcht macht ſie, ganz gegen die Gewohnheit der Aerzte, die in der Regel wahre Streithähne ſind, zu ſehr friedlichen Geſellſchaftern, und die Damen haben ſie vor allen Dingen überaus gern. Sie fallen ihren Patienten am wenigſten läſtig, dringen nicht auf ſtrenge Diät, erlauben ſogar Schwindſüchtigen, aus löblicher Gefälligkeit, ein Tänzchen, verſagen denen, die an Congeſtionen leiden, den Kaffee nicht, geſtatten ſogar dem Waſſerſüchtigen „ein Gläschen" Wein, und ſind vollkommen zufrieden, wenn die von ihnen verſchriebene Arzenei nur gemacht wird, gleichviel, ob der Kranke ſie nimmt, oder nicht. Obgleich ſie die edle Zeit nicht an das Leſen und Studiren verſchwenden, ſo haben ſie doch eine anſehnliche Bibliothek, deren Bücher überaus ſauber gebunden und faſt alle noch im jungfräulichen Zuſtande ſind; auch halten ſie die mediciniſchen Journale und ſubſcribiren willig auf ſehr gelehrte Werke; denn das gehört, wie ſie recht gut

wiſſen, zum Handwerk. Auch dürfen in ihrem Studirzimmer einige in Spiritus aufbewahrte Bandwürmer, menſchliche Fötus, Mißgeburten und Präparate nicht fehlen, und dieſe ſind ſo geſtellt, daß ſie dem in das Heiligthum Eintretenden gleich in die Augen fallen."

— „Und dieſer Mann, wie Du ihn mir ſchilderſt, hat zu thun?" fragte ich verwundert.

— „Er iſt einer unſerer beſchäftigtſten Aerzte," war die Antwort, „vorzüglich aber, ſeiner ſanften, glatten, einſchmeichelnden Manieren wegen, der Abgott der Damen. Alle, welche Du da ſitzen ſiehſt, ſind ſeine Gönnerinnen, und Alle würden ſich für ihn todtſchlagen laſſen; auch iſt er im Grunde ein ganz guter Mann, ein „bon-homme," wie ihn die Franzoſen nennen würden. Er hat ſich noch nie am Krankenbette ereifert, auch wenn man gerade das Gegentheil von dem gethan, was er vorgeſchrieben; noch nie hat er ſich durch ſeinen Amtseifer dazu hinreißen laſſen, der unfolgſamſten und eigenſinnigſten Patientin auch nur ein hartes Wort zu ſagen. Das macht beliebt, das erwirbt Ruf, das erwirbt Gunſt, wie Du eingeſtehen mußt."

— „Gewiß, ſagte ich, „denn auch in dieſem Stande, wie in jedem andern, gilt das: Mundus vult decipi."

— „Sieh den kleinen, magern Mann da — den, mit dem dunkeln, etwas lang herabfallenden Haar —"

fuhr mein Begleiter fort. „Er iſt einer der geſchickteſten, glücklichſten und, wie man allgemein ſagt, gelehrteſten Aerzte; dazu ein Biedermann im höchſten Sinne des Worts, und an Genie und Bildung wohl den meiſten ſeiner Herren Collegen überlegen, die, eine Seltenheit, ſeine Verdienſte faſt einſtimmig anerkennen. Trotz dem aber gehört er nicht zu den ſogenannten berühmten oder vielmehr beliebten Aerzten in dieſer Stadt. Er iſt ein Polterer, ein aufrichtiger Menſch, der ſeine Kranken andern, nachſichtigern Collegen überläßt, wenn ſie ſeine Vorſchriften nicht ſtreng befolgen, und, was die reiche und vornehme Welt ihm am wenigſten vergeben kann, er macht keinen Unterſchied zwiſchen ſeinen Patienten. Schickt der Reiche wegen Zahnſchmerz oder einer angeſchwollenen Wange zu ihm, der Bettler aber wegen einer Entzündung, ſo läßt er den erſtern warten und bleibt ſtundenlang am Bette des letztern, bis die Gefahr vorüber oder doch das Nöthige beſchafft iſt. Der Mann kann kein Haus machen, wie jener lächelnde, feiſte da, der, beiläufig geſagt, der Herr des Hauſes iſt; jenem ſteht keine Equipage zu Gebot, wie dieſem; jenen lächeln die Damen nicht an, ſo wie er ſich in ihrer Nähe zeigt; dafür aber iſt manch heißes Dankgebet für den Kleinen ſchon von blaſſem Munde zum Himmel geſtiegen, und die ihn kennen und zu würdigen wiſſen, halten ihn warm in ihrem Herzen. Aber ein Glück, wie

man es in der Welt nennt, das wird er nie machen. Auch iſt er nicht einmal ſo klug geweſen, reich zu heirathen, wie der Herr dieſes Hauſes, der nicht nur eine halbe Million mit ſeiner Frau zur Mitgift erhielt, ſondern auch, weil er aus einer der angeſehenſten Familien heirathete, zugleich eine gute Praxis. Der Kleine dagegen ſah bei ſeiner Wahl nur auf Herz, Gemüth und Bildung, und darin hat er einen Treffer gezogen, wie Jedermann behauptet."

Der Diener hatte indeß die Spieltiſche arrangirt; die Karten wurden umhergeboten, und die gelehrten Herren, mit Ausnahme des Kleinen und eines andern, gleichfalls nicht groß gewachſenen Arztes, deſſen Phyſiognomie Witz und Geiſt verhieß, nahmen an den Tiſchen Platz. Die beiden Alleingebliebenen unterhielten ſich zwar leiſe, aber wie ihre Geſticulationen verriethen, lebhaft mit einander.

Auch einige der ältern Damen, unter dieſen die beiden Grazien des Sophas, ſetzten ſich zum Spiel. Die ernſten Mienen Aller verriethen, daß man ein ziemlich hohes Spiel ſpiele, und die bedenkliche des Hausherrn, daß er nicht eben glücklich ſei: wirklich machte er auch Bête, oft ſogar Codille, ſo wie er zu ſpielen wagte.

Indem jene nun ſpielten, öffnete ſich mit Haſt die Hausthür, und ein langer, magerer junger Mann,

deſſen Geſicht mit einer außerordentlichen Bläſſe bedeckt war, trat haſtig in das Haus.

— „Iſt der Herr Doctor zu ſprechen?“ fragte er, nur mit Mühe Athem ſchöpfend, den ihm mit einem ſilbernen Theebrett auf dem Flur entgegentretenden Diener.

— „Ja!“ war die Antwort. „Aber müſſen Sie ihn ſprechen? Wir haben große Geſellſchaft.“

— „Großer Gott! ob ich muß!“ verſetzte der junge Mann, indem er ſich den Angſtſchweiß von der Stirn trocknete. „Der Fall iſt ſo dringend als möglich, und es muß ſchnelle Hülfe geſchafft werden, wenn nicht Alles verloren ſein ſoll.“

— „Gut, ich will es dem Herrn Doctor melden,“ ſagte der Diener, den jungen Mann vom Kopf bis auf die Füße meſſend, um zu erſpähen, von welchem Stande er etwa ſein möge.

Er ging in das Geſellſchaftszimmer, präſentirte aber erſt allen Anweſenden die auf dem Theebrett befindlichen Erfriſchungen, und neigte ſich dann mit den Worten an das Ohr ſeines Gebieters:

— „Es iſt Jemand da, der nach dem Herrn Doctor verlangt.“

— „Gut," antwortete dieser laut; „er kann warten!"

Er spielte weiter. Seit wenigen Augenblicken lächelte ihm, zum Unglück für den armen, draußen in Todesangst Harrenden, die launenhafte Glücksgöttin. Er mochte beginnen, was er wollte, es schlug ein: Fragen, Tournés, Cascos und Solos, Alles glückte jetzt, als wenn ein Zauber mit im Spiele gewesen wäre. Das eben vorher noch verdrießlich aussehende Gesicht des feisten Mannes erheiterte sich mit jedem Augenblick mehr und mehr; Jettons und Geldstücke flogen ihm von seinen Mitspielenden zu; er ließ die Batterie seiner stehenden Spielwitze los, er wagte Alles und Alles glückte. Wie hätte er unter solchen Umständen wohl an den Patienten denken können, der seiner harrte? Wie hätte man nur von ihm fordern dürfen, daß er einen Gewinn von vielen Thalern in die Schanze schlüge, um vielleicht ein armseliges Honorar von einem halben Thaler durch seinen Weg zu verdienen? Er spielte also weiter.

Dem jungen Manne mochte indeß draußen die Zeit lang geworden sein, denn er sandte nochmals den Diener in das Zimmer, der sich jedoch, aus Furcht, hart angefahren zu werden, nur schüchtern seinem Gebieter näherte.

— „Der Fall muß sehr dringend sein, Herr Doctor," sagte der Diener ihm in's Ohr; „der junge Mensch bittet, doch gleich mitkommen zu wollen."

— „Ich kenne das," versetzte der Aesculap verdrießlich; „die Leute stellen sich immer an, als wenn man keinen Augenblick zu verlieren hätte; kömmt man aber hin, so ist es eine wahre Lappalie. Kennt Ihr den Boten, Johann? Von wem kommt er?"

— „Ich weiß es nicht, denn ich sah ihn noch nie hier," war die Antwort.

— „So fragt nach seinem Namen, und auch, wo er wohnt; ist es weit, so müßt Ihr erst anspannen lassen."

— „Er sagte, daß er ganz nahe wohne, nur wenige Schritte von hier."

— „Gut, so will ich kommen!"

Er spielte indeß weiter, verlor aber Codille, was ihn sehr verdrießlich machte. Im nächsten Spiele war er jedoch glücklicher.

Die beiden in der Ecke mit einander flüsternden Aerzte, die Alles mit angehört hatten, sahen sich indeß bedeutsam an; ja, der Kleine verrieth sogar durch seine Mienen einige Ungeduld und hätte vielleicht, Menschenfreund der er war, Alles darum gegeben, den Gang für seinen Herrn Collegen thun zu dürfen.

Die Scene veränderte ſich indeß bald. Der junge Mann ſtürzte, von Angſt getrieben, und in dieſer keine Rückſicht nehmend, unangemeldet in das Geſellſchaftszimmer und rief, in der Thür ſtehen bleibend, mit flehender Stimme:

— „Ich bitte den Herrn Doctor um Gotteswillen, gleich mit mir zu kommen! Es gilt das Leben meines Vaters, der, wie wir fürchten, einen Anfall von Cholera hat.“

— „Cholera!?“ ſtammelte der Herr des Hauſes, und ſein eben noch ſo blühendes Geſicht wurde todtenbleich; „Cholera?“ wiederholte er nochmals, indem er die Karten auf den Tiſch legte.

— „Ja,“ verſetzte der junge Mann mit vor Schmerz bebender Stimme; „alle Anzeichen dieſer ſchrecklichen Krankheit ſind da, und wir haben um ſo mehr Grund zur Befürchtung, da vorgeſtern erſt ein anderer Einwohner unſeres Hauſes daran geſtorben iſt.“

Der Doctor ſchien einige Augenblicke völlig die Beſinnung verloren zu haben, und nicht zu wiſſen, was er thun ſollte. Dann, als er die Blicke aller ſeiner Collegen auf ſich gerichtet ſah, begriff er, daß er ſich auf immer vor ihnen brandmarken würde, wenn er der an ihn ergangenen Aufforderung nicht Folge leiſtete.

Er erhob ſich daher von ſeinem Sitze, bat ſeine Mitſpielenden um Entſchuldigung, befahl dem Diener, ſeinen Mantel zu bringen und entfernte ſich aus dem Geſellſchaftszimmer.

Wirklich verließ er mit dem jungen Manne das Haus, aber, wie ſich gleich zeigen wird, keineswegs in der Abſicht, dieſem den von ihm gewünſchten Dienſt zu leiſten, ſondern allein, um ſich nicht vor der Geſellſchaft, vor allen Dingen aber nicht vor ſeinen Collegen, das Anſehen zu geben, als fürchte er ſich vor der Cholera.

— „Aber, mein Lieber," hub er, als er einige Schritte von ſeinem Hauſe entfernt war, mit dem ihm eigenthümlichen ſchleppenden Tone an, „wie kommen Sie denn dazu, gerade mich zu rufen, da Sie doch gewiß bisher einen andern Arzt hatten? denn ich erinnere mich nicht, Sie oder die Ihrigen je vorher behandelt zu haben."

— „Darin irren Sie nicht, Herr Doctor," war die Antwort; „in der großen Herzensangſt lief ich zu Ihnen, als dem nächſten Arzte; Noth kennt kein Gebot, heißt es im Sprichwort, und überdies ſind Sie ja als ein Menſchenfreund und geſchickter Arzt bekannt. Der, welcher uns bisher behandelte, wohnt eine halbe Stunde von hier, und da er ein ſehr beſchäftigter Mann, über-

dies, der Cholera wegen, noch mehr als ſonſt in Anſpruch genommen iſt, mußte ich fürchten, ihn nicht einmal zu Hauſe anzutreffen, weshalb ich meine Zuflucht zu Ihnen nahm."

— „Das iſt Alles recht gut," verſetzte der Aesculap, indem er ſtehen blieb; „aber unter ſo bewandten Umſtänden kann ich doch Ihr Arzt nicht ſein, und Sie müſſen ſich nach Ihrem bisherigen umſehen. Meine Praxis iſt überdies ſo groß, daß ich ſie nicht noch mehr ausbreiten kann, ohne dabei zu Grunde zu gehen. Ich weiſe daher Alles ab, was ſich noch bei mir meldet, und beſchränke mich allein auf ſolche Häuſer, die mir ſchon ſeit langer Zeit ihr Vertrauen ſchenkten."

— „Sie werden ſo grauſam nicht ſein," nahm der junge Mann in Todesangſt das Wort, „meinen armen Vater unter den obwaltenden Umſtänden Ihre Hülfe zu verſagen. Bedenken Sie, Herr Doctor, daß es auf ein Menſchenleben ankommt, auf das Leben eines Familienvaters! Wir alle ſind verloren — ich habe noch eine Mutter und viele Geſchwiſter — wenn uns der Vater, der Ernährer entriſſen wird. Er hat eine kleine Anſtellung, und wir gerathen an den Bettelſtab, wenn der Tod ihn uns raubt. Sehen Sie, da iſt ſchon unſer Haus: treten Sie ein und werden Sie der rettende Engel einer ganzen Familie!"

Er klammerte ſich bei dieſen Worten an den Arm des Arztes und machte ſogar Miene, ihn mit Gewalt in das Haus ziehen zu wollen.

— „Laſſen Sie mich los, Herr!“ rief der Doctor, der ſich vor dem Zudringlichen zu fürchten begann. „Nochmals, ich kann und werde Ihnen nicht dienen. Auch ich bin Familienvater, wie Sie wiſſen werden; auch ich habe Pflichten gegen die Meinigen, und mit der Cholera iſt nicht zu ſpaßen. Ja, wäre ich ſchon früher der Arzt Ihres Hauſes geweſen, ſo müßte ich mich jetzt der Gefahr ausſetzen, von der häßlichen, mörderiſchen Krankheit angeſteckt zu werden; ſo aber wäre es Frevel, Sünde gegen mich ſelbſt und die Meinigen. Suchen Sie daher Ihren Hausarzt auf; der darf und wird ſich Ihnen nicht entziehen; aber rechnen Sie nicht darauf, daß ich mich zu Ihrem Nothknecht gebrauchen laſſen werde.“

Vergebens bat und flehte der Unglückliche: unſer Doctor hörte nicht auf ihn, ſondern kehrte vor dem Hauſe wieder um. Langſam ſchritt er die Gaſſe hinab, um ſich auf das zu beſinnen, was er ſeinen Collegen über ſein ſchnelles Wiedererſcheinen zu ſagen habe, während der Verzweifelte fortſtürzte, um, wo möglich, anderweitig Hülfe und Rettung zu ſuchen.

Die Blicke aller Anweſenden richteten ſich in der That, die ſeiner Collegen forſchend und neugierig, auf den wieder Eintretenden.

— „Meine Hülfe war nicht mehr nöthig,“ ſagte er mit erzwungener Ruhe; „es hatte ſich bereits einer unſerer Herren Collegen bei dem Cholerakranken eingefunden. In der Angſt ſchickte man Boten nach allen Seiten aus.“

Er ſetzte ſich dann wieder zum Spiel nieder, und brachte ſeine Mitſpielenden durch ſein Glück und ſeine Geſchicklichkeit zur Verzweiflung.

Siebenzehnter Abend.

Würdiges Ende.

Die Gläſer klangen, Teller, Meſſer und Gabeln klapperten; die Garçons liefen eilig hin und her, bald um neue Flaſchen auf die Tafel zu ſetzen, bald um die bereits geleerten wieder weg zu nehmen; die auf einem Nebentiſche aufgeſtellte Anzahl der letztern bewies, daß man dem Weinkeller des Gaſtwirths tüchtig zugeſprochen habe.

Aber man trank nicht nur tüchtig, ſondern aß faſt noch mehr und beſſer. Die duftigſten Braten, unter deren Laſt der Tiſch faſt erſeufzte, köſtliche Seefiſche, Gemüſe aller Art, Compots, Kuchen- und Naſchwerk, Geräuchertes und Marinirtes, vor allen Dingen aber Auſtern in ungeheurer Menge, wurden von den fröhlichen Genoſſen, zwölf an der Zahl, und lauter Män-

ner von mittlerm Alter, unter Lachen, Witzworten und Scherzen verzehrt.

Daß diese Gäste den gebildeten Ständen angehörten, zeigte ihre sehr gewählte, modische Kleidung, vor allen Dingen aber die feine, höchst saubere Wäsche, auf die man in Hamburg mit Recht sehr viel hält. Die fröhlichen Mienen kündeten frohe Lebemänner an, und die zum Theil sich schon lichtenden Scheitelhaare, daß man Freude und Genuß aller Art nicht verschmäht, wo man sie immer auf dem Lebenswege gefunden. Jugendliche Frische vermißte man aber auf allen diesen Gesichtern, vielmehr hatten mannigfaltige Leidenschaften ihre Furchen bereits in dieselben gegraben.

Die trivialen, manchmal nicht eben feinen, oft sogar frivolen Scherze verriethen, daß ich eine Gesellschaft von jungen Kaufleuten oder doch von Solchen, die sich auf irgend eine Weise mit dem Handel beschäftigten, vor mir habe. Von Kunst, Literatur, Wissenschaft, war nicht die Rede; dagegen wurden einheimische und fremde Schauspielerinnen, Sängerinnen u. s. w. lebhaft besprochen, und auf das Wohl der hübschen mancher Toast ausgebracht.

— „Du hast den berühmten Junggesellen-Clubb vor Dir," nahm mein Begleiter, der meinen Blicken mit den seinigen gefolgt war, das Wort, „und der corpulente, höchst sauber gekleidete Mann mit dem noch

ziemlich hübschen, runden Gesichte, ist der Festgeber; eben deshalb präsidirt er auch bei Tafel, und man stößt so oft auf sein Wohl an."

— „Ich habe bereits von diesem Vereine junger Lebemänner gehört," erwiederte ich, „und, wenn ich nicht irre, das Gesicht des Präsidenten oft auf der Gasse erblickt."

— „Das ist leicht möglich," versetzte der Dämen; „man sieht Herrn X., der ein überaus thätiger Geschäftsmann ist, fast täglich und überall auf der Gasse. Auch gehört er zu den Berühmtheiten der Stadt; jedes Kind kennt ihn, weiß von ihm zu erzählen."

— „Er interessirt mich," sagte ich, „habe also die Güte, mir seine nähere Bekanntschaft zu verschaffen."

— „Recht gern! Wisse also, daß er einer jener Menschen ist, die allen Ernst des Lebens wie die Sünde hassen, und die es sich zur alleinigen Aufgabe machen, das Leben in einer Art von beständigem Rausch zu verbringen; verstehe mich aber recht: nicht in dem vom Weine erzeugten Rausche, sondern in dem des beständigen Genusses. Unsern X. im gemeinen Sinne des Wortes trunken zu machen, dürfte zu den Unmöglichkeiten gehören, wenigstens ist dies seinen Freunden, so oft sie es auch darauf anlegten, nie gelungen. Sein Magen hat sich nach und nach und durch beständig

fortgesetzte Uebung so an Speise und Trank gewöhnt, daß er unglaubliche Massen von beiden zu sich nehmen kann, ohne auch nur die mindeste Beschwerde davon zu fühlen. Er verzehrt oft an einem einzigen Tage soviel, daß ein mäßiger Mensch die ganze Woche daran genug hätte; er ißt und trinkt Alles durcheinander, d. h. Alles, was lecker ist und gut schmeckt. Hat irgend ein Gastwirth oder Leckereienhändler, welche letztere in andern Städten mit dem Namen Italiäner bezeichnet zu werden pflegen, irgend etwas Neues und Gutes angezeigt, so darf er sich versichert halten, daß unser X. der Erste sein wird, welcher sich einstellt, um die Güte der angepriesenen Waare zu erproben. Er hat gleichsam die Nasenlöcher immer weit geöffnet, um alles Gute und Schmackhafte auszuwittern; ja, er lies't die Intelligenzblätter allein zu diesem Zwecke, und zu keinem andern. Alle Weine kennt er, so wie er sie, selbst mit geschlossenen Augen, über die Zunge bringt; er weiß Dir nicht bloß zu sagen, in welchem Lande, in welcher Provinz, sondern sogar, in welchem Jahre sie gewachsen sind, und nie irrt er sich. Er hält täglich seine fünf tüchtigen Mahlzeiten und trinkt verhältnißmäßig dazu; allein nie giebt er dem Arzte zu thun, nie bietet er das widrige Schauspiel der Trunkenheit dar: er hat eine Virtuosität im Essen und Trinken erlangt, wovon andere armseligere Kreaturen kaum einen Begriff haben

können. Dabei ist er nicht nur, wie man hier zu sagen pflegt: ein guter Kerl, sondern auch im eigentlichsten Verstande der Pagliazzo der ganzen Stadt, die ihm im Grunde eine Pension dafür geben sollte, daß er von Zeit zu Zeit Allen zu lachen giebt. Er heckt die tollsten Streiche aus; Neckereien müssen sich Alle von ihm gefallen lassen, die in seine Nähe kommen, ja, er verschont mit solchen nicht einmal die ehrwürdigen Väter der Stadt, gegen die er schon manchen derben Witz losließ. Besonders hat er es auf die Nachtwächter abgesehen, denen er ewigen Haß geschworen hat, weil sie ihn mehre Male Nachts in die Wache brachten, wenn er seinem Muthwillen auf der Gasse allzufrei den Zügel schießen ließ. Er neckt sie, so oft er nur kann. Es ist daher ein offener Krieg zwischen ihm und diesen Beschützern der nächtlichen Ruhe ausgebrochen, der für das Publikum nicht selten erheiternde Scenen und Stadtgespräche zur Folge hat.

Daß ein Mann dieses Gepräges es verschmähete, das Joch der Ehe auf seinen Rücken zu laden, versteht sich wohl von selbst; reicht doch sein Fleiß kaum aus, sich selbst gehörig zu ernähren, wie sollte er sich also noch mit einer Familie belästigen? Allein er haßt nicht allein selbst die Ehe, sondern macht auch so viele Proselyten, als er nur kann, und hat zu dem Ende den Junggesellen-Clubb gestiftet, an den nur Solche Antheil

nehmen dürfen, die ein gewisses Alter erreicht, ohne sich unter Hymens Joch gebeugt zu haben; heirathet Einer, so wird er auf der Stelle ausgeschlossen und von den Andern wie ein Paria verachtet."

Nachdem mir mein Begleiter diese Aufklärungen gegeben hatte, wandte ich die Augen wieder auf die fröhliche Gesellschaft.

Noch immer schmauſ'te und trank man. Der joviale Gastgeber ließ es an Aufforderungen an seine Genossen nicht fehlen. Einer derselben, ein ziemlich schmächtiger, kränklich aussehender Mann, wurde von X. mit seinem schlechten Appetit geneckt.

— „Du wirst ewig eine Schneiderelle bleiben, R.," wandte sich X., seinen Bauch streichelnd, an ihn, „wenn Du Dich nicht besser auf's Essen legst. Sieh mich an: spiele ich nicht eine ganz andere Figur, wie Du?"

— „Freilich," versetzte der Andere lachend; „aber Du bist auch ein Eßvirtuose und Dir kann es kein Anderer gleich thun. Wie viele Austern hast Du heute schon in Deinen dicken Bauch gesteckt?"

— „Ich weiß es nicht genau," war X.'s Antwort; „aber der Garçon wird es wissen; der hat allemal seinen Spaß daran, mir die Austern nachzuzählen. So viele es aber auch sein mögen, ich mache mich anheischig, noch einmal so viel zu verzehren."

— „Das ſollſt Du wohl bleiben laſſen," verſetzte R.; „Du kannſt zwar viel, aber das nicht."

— „Was gilt die Wette?"

— „Fünf Flaſchen Champagner, die ich der Geſellſchaft zum Beſten gebe, wenn Du Wort hältſt; ſonſt aber bezahlſt Du ſie."

— „Ich bin es zufrieden," ſagte X., „aber ich muß ſoviel dabei trinken können, als mir beliebt."

— „Ich halte die Wette."

— „Gieb Acht, Du wirſt ſie bezahlen müſſen! He! Garçon," wandte er ſich an den Aufwärter, „wie viele Auſtern habe ich verzehrt?"

— „Ich werde es gleich wiſſen," verſetzte dieſer; „ich habe Ihre Schaalen bei Seite geſetzt, und kann ſie nur zählen."

— „So zähle ſie, und ſchenke mir keine einzige; Du haſt gehört, daß es eine Wette gilt."

Der Garçon ging in's Nebenzimmer und kehrte bald mit der Nachricht zurück, daß Herr X. nicht weniger als 185 Auſtern, zu allem Uebrigen, was er genoſſen, verzehrt habe.

— „Kinderei!" rief unſer X.; „Kinderei! Beſtelle mir nur noch gleich zweihundert, denn ich will meine

Wette mit Glanz gewinnen. Auch für ein paar Flaschen Burgunder sorge."

— „Wohl, Herr X.," versetzte der Garçon und verschwand. Schon nach einer kurzen Zeit brachte man das erste Hundert, und X. machte sich darüber her. Unglaublich war die Schnelligkeit, mit der er diese erste Portion hinunterschlang; allein beim zweiten Hundert ging es schon etwas langsamer, und X. mußte der Flasche fleißig zusprechen, um sie hinunter zu würgen."

— „Gieb die Wette auf," ermahnte ihn einer der Anwesenden; „Du kömmst doch nicht damit zu Stande, X.!"

— „Da kennst Du mich schlecht!" versetzte dieser mit einem erzwungenen Lachen. „Er soll die fünf Flaschen Champagner zum Besten geben, oder" . . . .

Das Wort erstarb ihm auf den Lippen und die Auster, welche er eben noch hinunter schlingen wollte, blieb ihm im Schlunde stecken. Sein Gesicht wurde erst feuerroth, dann bedeckte es sich mit einer tödtlichen Bläſſe.

— „Teufel!" stammelte er und sank vom Stuhle.

Erschrocken sprang Alles auf. Man hob ihn vom Boden empor und schleppte ihn in ein Nebenzimmer auf das Sopha. Er hatte die Augen weit aufgesperrt und schien doch nichts mehr zu sehen; er schnappte nach Luft, er würgte, er riß sich die Kleider auf.

Man lief zum nächsten Arzte, der sich zwar sehr bald, aber doch zu spät einstellte; unser X. hatte bereits seinen Geist unter furchtbaren Convulsionen aufgegeben, bevor er eintraf.

— „Ein Ende, würdig eines solchen Lebens!“ wandte ich mich schaudernd an meinen Begleiter.

Die übrigen Genossen verließen still und nachdenkend den in ein Sterbezimmer umgewandelten Festsaal.

Achtzehnter Abend.

Die Frommen.

I.

Trotz der ſchon ſo weit vorgerückten Nachtzeit ſah ich eine Menge dunkler, zum Theil tief in ihre Mäntel gehüllter männlicher und weiblicher Geſtalten einem ziemlich großen Gebäude zuſchreiten, das in einer hübſchen, aber wenig frequentirten Gaſſe der Neuſtadt lag.

Die demſelben Zuwandelnden gingen mit langſamen, bedächtigen Schritten und ſahen ſich oft um, als fürchteten ſie, verfolgt oder belauſcht zu werden; auch gingen Alle einzeln.

So wie ſie dem Hauſe nahe gekommen waren, ſahen ſie ſich noch einmal flüchtig um und ſchlüpften dann eilig in daſſelbe. Kein Licht war zu erblicken,

obgleich das Gebäude vorn eine Reihe von Zimmern hatte; selbſt auf dem Flur war es ſo dunkel, daß die Eingetretenen ſich nur tappend fortbewegen konnten. Dicht neben der Hausthür ſtand ein langer, magerer Mann, der eine Art von Blendlaterne in der Hand hielt. So wie eine Perſon eintrat, ſchob er das Licht darin empor, leuchtete ihr damit in's Geſicht, neigte ſein Ohr zu ihrem Munde und nickte beifällig mit dem Haupte, ſo wie er einige Worte von demſelben vernommen hatte. Dann ſetzte der Eingetretene ſeinen Weg in der Dunkelheit weiter fort, indem der Thürwächter ſogleich wieder ſein Licht verbarg.

Wohl an hundert Perſonen beiderlei Geſchlechts waren auf dieſe Weiſe in das myſteriöſe Haus getreten, worauf der Thürſteher daſſelbe ſorgfältig verſchloß und verriegelte, und ſich gleichfalls in das Hintergebäude verfügte.

— „Ich verſtehe von allem Dieſen nichts," wandte ich mich an den Dämon; „erkläre mir, wer dieſe Leute ſind und was ſie vorhaben? Gute Abſichten traue ich ihnen nicht zu, da ſie ihr Thun und Treiben mit dem Schleier der Nacht und des Geheimniſſes ſo ſorgſam zu bedecken bemüht ſind."

— „Du wirſt gleich wiſſen, woran Du biſt," verſetzte er. „Schaue nur wieder hin, und Zweck und Abſicht dieſer heimlichen Verſammlung wird Dir klar ſein."

Ich that, wie er befohlen hatte, und ſah jetzt, daß das große, dunkle Haus hinten von einem ziemlich großen Garten begrenzt war, an deſſen äußerſtem Ende ſich ein ſehr geräumiger Pavillon befand.

Dieſer war mit vielen Wachskerzen, die auf ſchwer vergoldeten Armleuchtern ſteckten, glänzend erhellt. An den Wänden ſtanden Stühle umher, auf denen Frauen und Männer bunt gemiſcht und dicht an einander gedrängt, Platz genommen hatten. Faſt Alle ſahen blaß und traurig aus, Alle hatten das Haupt demüthig geſenkt. In der Hand trugen ſie ein ſchwarz gebundenes Büchelchen, zum Theil mit Goldſchnitt, wie man Bibeln, Geſang- und Gebetbücher zu binden pflegt. Das Haupt nur von Zeit zu Zeit leiſe bewegend und die Lippen rührend, ſaßen ſie ſo, augenſcheinlich in tiefem Gebete, eine Weile da. Dann ſchlug Jedes ſein Buch zu, hob das Haupt empor und ſchaute auf die an der hintern Wand angebrachte, reich verzierte Kanzel, auf der ſich jetzt die hochgewachſene, ganz in Schwarz gekleidete Geſtalt eines noch ziemlich jungen, ſehr ſchönen Mannes zeigte, auf den ſich Aller Blicke mit Liebe und Verehrung richteten.

Dieſer junge Prediger — denn dafür mußte ich ihn ſogleich halten, obſchon er keine prieſterliche Kleidung trug — hatte ganz das Anſehen eines Apoſtels.

Seine Miene war leidend; sein Blick dunkel und durchdringend; das schöne schwarze Haar hing ihm in reichen, zierlich geordneten Locken um das interessante, bleiche Haupt; seine Gestalt war edel und im schönsten Ebenmaaße gebaut, allein er schadete ihr dadurch, daß er sich schlecht und nachlässig hielt und den Kopf fast auf die Brust nieder senkte. Der Anzug war durchaus schwarz, bis auf die feine weiße Halsbinde, welche so geknotet war, daß die beiden Enden, gleich einem Priesterbeffchen, vorn auf die Brust hernieder fielen, was seiner Erscheinung ein priesterliches Ansehen gab. Nie im Leben habe ich schöner geformte, weißere Hände gesehen, als die dieses jungen Mannes; auch schien er sich dieses körperlichen Vorzugs sehr gut bewußt zu sein, denn er gesticulirte viel mit seinen schönen Händen, wie eitle Frauen zu thun pflegen, strich sich die Locken damit aus der Stirn, oder breitete sie malerisch auf dem schwarzen Sammt aus, womit der Rand der Kanzel beschlagen war, wodurch ihre seltene Schönheit noch mehr hervortrat.

Nachdem er sich so eine Weile gleichsam zur Schau gestellt, neigte er das Haupt und den Oberkörper über die Brüstung der Kanzel, faltete die Hände und hielt still sein Gebet; alle Anwesenden folgten seinem Beispiele. Darauf erhob er sich wieder und begann mit der schönsten, volltönendsten Stimme seine Predigt, die

blumenreich, vollgespickt mit Metaphern und Allegorien, aber das Widersinnigste war, was ich je in meinem Leben gehört habe. Die Worte: Sünde, Reue, Buße, das Lämmlein Gottes, Himmel und Hölle, Durchbruch der Gnade, Beschattung vom heiligen Geiste u. s. w. kehrten in einem gewissen Cyklus immer und immer wieder; aber vergebens gab ich mir Mühe, Sinn und Verstand in diese Rede zu bringen, und an einen Zusammenhang war gar nicht zu denken: es waren eben nur Worte. So viel verstand ich jedoch, daß der Redner alle Strafen des Himmels und die ewige Verdammniß auf die Häupter Derer herabrief, die anders glaubten, als er und die fromme Versammlung.

Letztere schien über alle Maaßen erbaut und gerührt zu sein, obgleich ich annehmen zu dürfen glaubte, daß Keiner mehr von der blumenreichen Rede verstanden habe, als ich.

— „Ist Dir klar geworden, was der Mann gesagt und mit seiner Rede gewollt hat?" wandte ich mich fragend an den Dämon.

— „Durchaus nicht," versetzte er; „doch ist das bei solchen Reden auch nicht nöthig. Je weniger Leute der Art, wie Du da vor Dir siehst, von einer solchen Predigt verstehen, je mehr werden sie davon erbaut, je höher schlagen sie das Talent und die Frömmigkeit des

Redners an. Dieſer Prediger — der ſich, beiläufig geſagt, ſelbſt dazu gemacht hat — iſt nicht im Stande, einen einzigen Gedanken logiſch in ſeiner Rede durchzuführen, und in ſeinem Gehirne ſieht es ſo armſelig aus, wie in dem eines Idioten. Noch betrübter faſt ſteht es um ſeine Kenntniſſe. Du wirſt bemerkt haben, wenn Du Acht darauf gabſt, daß er nicht einmal ſeiner Mutterſprache mächtig iſt und Sprachſchnitzer über Sprachſchnitzer macht. Dies ſchadet ihm jedoch in der Meinung ſeiner Zuhörer durchaus nicht, obgleich mehre darunter ſind, die gute Kenntniſſe beſitzen. Man ſagt ſich, daß der heilige Mann in ſeinem frommen Eifer an ſolche Lappalien, als Logik und Sprachreinigkeit ſind, unmöglich denken könne, und ſchreibt einer Begeiſterung, die ihm aber durchaus fremd iſt, die Verſtöße gegen beide zu. Es ſtrömen ſchönklingende Worte und Redensarten über ſeine Lippen; er predigt Buße in Sack und in Aſche, und, was noch beſſer gefällt, er ſpricht das Anathem über alle Diejenigen mit donnernder Stimme aus, die eines andern Glaubens ſind, indem er zugleich den ſogenannten Rechtgläubigen mit feſter Zuverſicht alle Freuden des Paradieſes verheißt. Vielleicht würde ein minder ſchöner und intereſſanter Mann, als dieſer iſt, einen ſchwerern Stand bei ſeinen andächtigen Zuhörern, und mehr noch bei den Zuhörerinnen, haben; allein was von ſo ſchönen Lippen, von ſo wohlklingender Stimme

gesprochen wird, muß ja Eingang zum Herzen finden, vorzüglich zum weiblichen. Du wirst bemerken, daß die Versammlung zum größten Theil aus Frauen besteht, und zwar nicht nur aus alten, sondern auch aus jungen, und kannst Dir vorstellen, welche Wirkung ein solcher Redner auf die armen, zum Theil äußerst bornirten Kinder machen muß; auch blicken Alle wie zu einem Heiligen zu ihm empor und richten ihre Gebete eben so gut an ihn, als an Christus und die Jungfrau Maria. Bemerke nur, welche feurige und verlangende Blicke zur Kanzel emporgesandt werden, wie man erröthet und das Auge zu Boden senkt, so wie man von dem seinigen getroffen wird. Hier ist kein einziges weibliches Wesen, das nicht bis zum Sterben in den schönen Redner verliebt wäre, die ältesten mit eingeschlossen; denn solchen Gaben widerstehe, wer da kann!"

— „Wie aber kam ein so junger, schöner Mann dazu, eine solche Rolle zu spielen?" fragte ich.

— „Das erzähle ich Dir morgen," versetzte er; „heute ist nicht mehr Zeit dazu. „Du sollst dann nicht allein den Redner, sondern auch noch manche andere der hier Anwesenden kennen lernen; ich denke, die Sache wird Dich genugsam interessiren, um ihr noch länger Deine Aufmerksamkeit zu schenken. Laß uns jetzt das Ende der heutigen Fastnachtsposse — denn weiter ist

dies Alles nichts — mit anſehen; nähere Aufſchlüſſe ſollen Dir nicht vorenthalten werden."

Der ſchöne Redner hatte jetzt ſeinen Sermon mit einigen, wie es ſchien, tiefergreifenden Worten geendigt, und ſie mußten auf die Verſammlung einen großen Eindruck gemacht haben, denn wie auf ein Signal, wurden die Taſchentücher aus allen Taſchen und Pompadours hervorgezogen, und Alles trocknete ſich die Augen; es entſtand gleichſam ein Weinen auf Commando. Der Redner betrachtete ſeine tiefgerührten Zuhörer und Zuhörerinnen noch einige Augenblicke mit ſichtbarem Wohlgefallen — er ſelbſt war durchaus nicht gerührt, ſondern ſpielte ſeine Rolle mit der Ruhe und Selbſtbeherrſchung eines geübten Schauſpielers — und verließ dann langſam die Kanzel.

Als er auf der unterſten Stufe derſelben angekommen war, reichte ihm eben der alte, große und hagere Mann, welcher zu Anfang die Rolle des Thürhüters geſpielt hatte, einen reich vergoldeten ſilbernen Teller, und unſer Heiliger fing an, damit die Runde zu machen.

Auf dieſes Signal öffneten ſich alle Geldbörſen, und ſo wie der Sammler ſeinen Spruch hergeſagt hatte — er ſprach von heiligen und frommen Werken, die von dem Gelde beſchafft werden ſollten — flogen die Silberſtücke auf den Teller; ja eine ältliche, überaus elegant gekleidete Dame ließ ſogar ein Goldſtück darauf

gleiten, was ihr ein beſonders gnädiges Kopfnicken von dem ſchönen Sammler eintrug.

Nachdem der Redner die Runde gemacht hatte, nahm auch er, mit einem etwas theatraliſchen Anſtande, ein ziemlich großes Geldſtück aus ſeiner Taſche hervor, legte es mit ſpitzigen Fingern auf den Teller und überreichte dieſen dann dem Alten, der ſich damit fort begab. Jener ſprach noch ſeinen Dank für die Freigebigkeit der Anweſenden aus, verſprach ihnen den Lohn des Himmels und entfernte ſich mit langſamen Schritten.

Alles folgte ſeinem Beiſpiele; doch ſtand nur Einer nach dem Andern, und ohne alles Geräuſch auf, ſo daß durchaus kein Gedränge entſtand. Eben ſo einzeln, wie ſie eingelaſſen worden waren, ließ man ſie wieder aus dem noch immer dunkeln Vorderhauſe; auch hütete man ſich wohl, Gruppen in der ſchon völlig leer gewordenen Gaſſe zu bilden; Jeder ging ſtill ſeines Wegs, ohne ſich um den Andern zu bekümmern.

— „Die Komödie iſt aus," ſagte der Dämon, „und auch wir können nach Hauſe gehen; Mitternacht wird gleich ſchlagen."

Neunzehnter Abend.

Die Frommen.

II.

An diesem Abende richteten sich meine Blicke gleich wieder nach dem geheimnißvollen Hause, in dem sich aber diesmal keine Andächtigen versammelt hatten. Dagegen waren einige Zimmer des Vorhauses erleuchtet, aber so, daß das Licht nur matt durch dichte Vorhänge hindurchschimmerte.

Mir konnte aber trotz dem nicht verborgen bleiben, was darin vorging, und so sah ich den frommen Redner mit einigen andern, noch ziemlich jungen Männern am Spieltische sitzen und, nach den neben ihnen liegenden Geldhaufen zu urtheilen, ein ziemlich hohes Spiel spielen. Ein artiges und recht hübsches junges Mäd-

chen, dem aber eine gewiſſe, höchſt widerliche Frechheit aus allen Geſichtszügen hervorſah, beſorgte die Aufwartung und trug den Spielenden allerlei Erfriſchungen zu. Neben jedem Spieler ſtand ein kleines Tiſchchen von Mahagonyholze; auf demſelben erblickte man Teller mit Früchten und Backwerk, ſo wie verſchiedene Gläſer, welche bezeugten, daß man ſich nicht mit einer Weinſorte begnügt habe. Die höchſte Eleganz und Zierlichkeit herrſchten überdies in dem räumlichen Gemache; geſtickte Sophapolſter und Teppiche, ein Glockenzug von der mühſamſten Arbeit, ſo wie ein in Tapiſſeriearbeit geſtickter, höchſt koſtbarer Lehnſeſſel verriethen, daß weibliche Hände bemüht geweſen waren, dieſen Aufenthalt zu verzieren. Auf dem Spieltiſche prangten ſchwere ſilberne Leuchter, und vor dem Sopha ſtand eine ſtrahlende, reich bronzirte Lampe.

Daß es beim Spiele ſcharf hergehen müſſe, ſah man an den Geſichtern der Spielenden, wovon einige vor Freude ſtrahlten, in andern ſich Verdruß zeigte. Den frommen, bleichen, und ſeinem Aeußern nach ſo intereſſanten Redner vom vorigen Abende hätte ich kaum wieder erkannt, eine ſolche Veränderung war mit ſeinen Geſichtszügen und ſeinem ganzen Weſen vorgegangen. Er ſah jetzt nicht mehr bleich, abgeſpannt und leidend, ſondern vielmehr roth und im höchſten Grade aufgeregt aus, und alle ſeine Bewegungen verriethen eine große

innere Heftigkeit. Mit gierigen Blicken folgte sein Auge den Geldsummen, die über den Tisch hin und her flogen, und so oft er verlor, zeigte sich der lebhafteste Unmuth, ja sogar ein heftiger Zorn, in seinen Mienen.

— „Wie gefällt Dir unser Frommer?“ fragte mich der Dämon mit einem boshaften Lächeln. „Du siehst, daß die Heiligen sich schon auf Erden die Freuden des Paradieses zu verschaffen wissen; denn auch seine Spielgenossen sind fromme Männer, Männer, die dazu ausersehen sind, den armen, blinden Heiden die „fröhliche Botschaft“ zu bringen, mit einem Worte, es sind Missionaire.“

Ich war so erstaunt über das was ich sah, daß ich ihm nicht zu antworten vermochte, und wurde es noch mehr, als ich deutlich wahrnahm, daß diese frommen Männer es nicht einmal verschmähten, einander im Spiele zu betrügen, was der feine Franzose „corriger la fortune“ nennt.

— „Die Zeit ist vorüber,“ nahm der Dämon nach einer Pause wieder das Wort, „wo die Menschen, um in den Geruch der Heiligkeit zu kommen, sich in Wüsten und Einöden flüchten, in elenden Hütten leben und sich von den Beeren und Wurzeln des Waldes ernähren mußten. Man hat das jetzt um einen weit billigern Preis, um den der Heuchelei, des Augenverdrehens und einiger eingelernten schönklingenden, wenn auch unsinnigen Redensarten. Un-

ser Frommer zum Beispiel genirt sich durchaus in Nichts: er ißt und trinkt wie ein Sybarit, schläft auf Eiderdaunen, spielt sein hohes Spiel und betrügt sogar seine Mitspieler, wenn sich ihm Fortuna nicht hold erzeigen will; er hat sein Reitpferd, giebt Gesellschaften, wohnt sogar den Schauspielen und Opern bei, wobei er freilich die Vorsicht gebraucht, auf die Galerie zu gehen, wo er sicher ist, nicht erkannt zu werden, da nur die fashionable Welt seine Betstunden besucht, und hat endlich eben so gut seine Maitresse, als der Sohn des reichen Banquiers, den wir vor einiger Zeit belauschten. Es ist eben jenes hübsche, rothwangige Mädchen, das die Aufwartung besorgt; sie ist die Tochter des langen, hagern, so fromm aussehenden Thürstehers, und der Vater kennt das saubre Verhältniß zwischen seinem Kinde und unserm Heiligen eben so gut, wie Du es jetzt kennst."

— „Nicht möglich!" rief ich bei diesen Worten aus; „es beliebt Dir, mir etwas aufzuheften."

— „Parole de Diable, nein!" versetzte er lachend. „Was ich Dir gesagt habe, ist die reine Wahrheit, und damit Du mir das glaubst, will ich Dir die Geschichte unsers Heiligen erzählen."

— „Thue das," versetzte ich, „ich bin in der That sehr begierig darauf."

— „In adlichen Verhältnissen geboren," hub der Dämon seine Erzählung an, „und von reichen Eltern

abſtammend, fand man nicht für nöthig, unſern Junker eben mit Unterricht zu quälen. Zwar hatte man ihm einen Hofmeiſter gegeben, weil die Sitte es ſo wollte; allein dieſer erhielt von vorn herein die Weiſung, ſeinen Zögling „nicht allzuſehr anzuſtrengen", und da er ein Mann war, der die Bequemlichkeit liebte, auch vielleicht ſelbſt nicht eben als ein großes Licht der Gelehrſamkeit figuriren konnte, führten Gutsherrſchaft, Lehrer und Zögling das friedfertigſte, angenehmſte Leben mit einander. Der Junker that, was er wollte, der Hofmeiſter litt, was er leiden mußte, um ſeine ihm zuſagende Stellung zu behaupten, und die Eltern vergötterten den zu einem ſchönen, ſtattlichen Jünglinge heranreifenden Sohn, mit deſſen Wiſſen und Talenten ſie vollkommen zufrieden waren, da er ein Pferd zu tummeln verſtand, mit dem Degen umzugehen wußte, und auf der Jagd ſelten fehlſchoß, was dem Vater beſonders gut gefiel.

Schon früh entwickelte aber der junge von N. — ſo wollen wir ihn nennen — noch andere, geheime Talente: er verſtand den Frauen mit ſolchem Erfolge den Hof zu machen, daß kaum Eine ihm Widerſtand zu leiſten vermochte. Dabei war er in Hinſicht der Wahl ein wahrer Democrat, und das hübſche, rothwangige Bauermädchen auf dem Gute ſeiner Eltern durfte eben

ſo ſicher auf ſeine Huldigung rechnen, als das adliche Fräulein, ja, ſicherer als dieſes, ſofern es hübſcher war.

Freilich führte dieſes frühzeitige und allzu eifrige Courmachen des jungen von Y. von Zeit zu Zeit einige unangenehme Scenen zwiſchen ihm und den Eltern herbei; allein der Vater hatte noch nicht vergeſſen, wie er es ſelbſt in ſeiner Jugend gemacht; ſo ſchalt er zwar „dem Sohne die Haut voll", wie er ſich ausdrückte, lachte aber heimlich über den „verwetterten Jungen" und es blieb beim Alten.

Wenn nun gleich eine ſolche Erziehung ſchon als ein Unglück für unſern Junker angeſehen werden mußte, ſo war es doch noch ein größeres für ihn, daß er im zwanzigſten Jahre beide Eltern verlor und bald darauf in den unumſchränkten Beſitz des bedeutenden väterlichen Vermögens kam, mit dem er ſo wirthſchaftete, daß er ſchon nach wenigen Jahren, bis auf einen Reſt, damit durch war. Mit dieſem beſchloß er auf Reiſen zu gehen und ſein Glück zu ſuchen, das heißt, wo möglich eine reiche Partie zu thun, um dadurch neue Mittel zur Verſchwendung zu erlangen.

Er hatte ſchon in der Heimath mehre Verſuche gemacht, bei reichen Erbinnen anzuklopfen; allein dieſe waren ihm, trotz ſeiner einnehmenden Geſtalt und ſeiner vornehmen Geburt, durchaus mißlungen; Jeder kannte ſein wüſtes Leben, ſeine Rohheit und Verſchwendungs-

ſucht, auch wußte man, daß er mit ſeinem Vermögen völlig am Rande ſei, und ſo erhielt er überall abſchlägige Antworten. In der Fremde war das aber anders: er war dort nicht bekannt und hatte wenigſtens noch ſo viel übrig behalten, um eine Zeit lang glänzend auftreten zu können; er durfte daher hoffen, an einem andern Orte zu ſeinem Ziele zu gelangen.

Bei ſeinem Namen und ſeiner hübſchen Perſönlichkeit würde ihm dies ohne Zweifel gelungen ſein, wenn ſein großer Hang zum Spiele ihm nicht einen Querſtrich durch ſeine Rechnung gemacht hätte. An der Farobank eines berühmten Badeorts verlor er an einem einzigen Abende nicht nur den ganzen Reſt ſeines Vermögens, ſondern bekam noch überdies Händel, die mit einem Duell endigten, in dem er ſeinen Gegner erſtach.

Arm, genußſüchtig, an Reichthum und Wohlleben gewöhnt, von der Juſtiz verfolgt, vielleicht auch von Gewiſſensbiſſen gefoltert, denn er hat eben kein böſes Herz, war er auf dem Punkte, ſeinem elenden Daſein ein Ende zu machen, als ihm der Himmel einen jener geheimen Emiſſaire der großen Propaganda zuführte, die es ſich zum Zwecke gemacht hat, die geſammte Chriſtenheit in den Schooß der allein ſelig machenden Kirche zurück zu führen. Dieſe Propaganda, einſehend, daß durch den Lauf der Jahrhunderte zwiſchen Proteſtanten und Katholiken eine zu große Kluft entſtanden ſei, um durch

gewöhnliche Mittel zu ihrem Zwecke gelangen zu können, ist für den Anfang nur noch bemüht, Verbindungsmittel herbeizuführen, die diese Kluft nach und nach ausfüllen sollen, vor allen Dingen aber, die Protestanten unter sich zu entzweien und dadurch ihre Macht zu schwächen. Sie begünstigt daher nicht nur alle Arten von Conventikeln, sondern sucht auch mit eben so vielem Eifer als großer Klugheit sich aller Fanatiker zu bemächtigen, und durch diese auf den großen Haufen wirken zu lassen. Die Klugen und Bestechlichen werden in das Geheimniß eingeweiht und durch die Aussicht auf große Belohnungen gekirrt; der Bornirten bedient man sich als blinder Werkzeuge, Alle aber dürfen auf Schutz, Beförderung und Mittel zum Wohlleben rechnen, denn Geld wird keineswegs gespart.

Der heimliche Jesuit, dem unser Junker in die Hände fiel, wußte gleich auf den ersten Blick, wen er vor sich habe, nämlich einen Schwachkopf, dem man nur eine untergeordnete Rolle zutheilen dürfe. Die einzige Empfehlung, welche von Y. in der That in den Augen dieses Mannes haben konnte, war seine schöne, interessante Gestalt und seine Geburt; aber eben diese fielen nicht leicht in die Wagschale seiner Berechnungen. Er wußte recht gut, daß ein dem Anscheine nach so interessanter junger Mann eine außerordentliche Wirkung auf die Gemüther, namentlich der Frauen, hervorbrin-

gen würde, wenn er als Reformator und Bußprediger aufträte, — und der Erfolg hat gezeigt, daß er sich in seinen Berechnungen nicht irrte.

Er fing also an, von Y. zu bearbeiten, nicht, indem er ihn in das große Geheimniß einweihete, denn dazu besaß unser Junker weder Geist noch Verstand genug, sondern indem er seine jetzige gedrückte Stimmung dazu benutzte, ihn zu fanatisiren. Er malte ihm sein vergangenes Leben mit den schwärzesten Farben aus; er zeigte ihm die Qualen der Hölle in der Perspective, wenn er nicht Buße thun und sich bekehren würde; von der andern Seite aber ließ er klug die Aussicht auf ein angenehmes, sorgenfreies und genußvolles Leben durchschimmern, wenn er sich in die Arme der Kirche werfen, und seine Kräfte und Bestrebungen „dem großen Werke" weihen würde.

Unser Junker war, wie sich von selbst versteht, zu Allem bereit, um sich einestheils seiner gegenwärtigen, fast verzweiflungsvollen Lage entrissen zu sehen, anderseits aber der Furcht vor der Hölle entledigt zu werden, die ihn doch auch von Zeit zu Zeit beunruhigte, wie es bei einem Schwachkopfe nicht anders sein konnte.

Nachdem dieser erste Schritt gethan war, schritt man zum zweiten. Man sandte unsern von Y. in eine Art von Seminar, wo er den nothdürftigen Unterricht,

besonders in solchen Dingen erhielt, die zu seinem künftigen Berufe unumgänglich nöthig waren, und obgleich es natürlich nicht gelingen konnte, aus dem durchaus rohen, in seiner Erziehung vernachlässigten Menschen ein großes Licht der Gelehrsamkeit zu machen, zumal da es ihm obendrein an Geist fehlte; so gelangte man doch dahin, ihm solche Phrasen einzustudiren, mit denen er sein Glück bei schwachköpfigen und zur Religionsschwärmerei sich hinneigenden Menschen machen konnte; besonders hoffte man, daß der schöne und junge Redner, der noch obendrein ein vornehmer Adliger war, auf die Frauen einen bedeutenden Einfluß gewinnen würde, und daß man sich in dieser Hoffnung nicht täuschte, hat der Erfolg gelehrt.

Da eben in Hamburg sich, Dank sei es den Bemühungen der Propaganda, viel Zunder zur Religionsschwärmerei angehäuft hatte, sandte man unsern von B., mit den dringendsten Empfehlungen an die angesehensten und eifrigsten Mystiker der Stadt begleitet, dahin, und schon nach wenigen Monden hatte unser schöner und junger Bußprediger ein hübsches Häuflein um sich versammelt.

Man ließ es ihm, des Erfolges jetzt sicher, an Nichts fehlen; ein passendes Gebäude wurde zu den zu haltenden Reden gemiethet; man empfahl den jungen

Redner allen Frommen und Rechtgläubigen auf da
Dringendste; man stellte ihn als das Muster der Fröm
migkeit und des ächt christlichen Wandels dar, und nu
zu bald galt er in den Augen seiner Anhänger für einen
Heiligen, für den Apostel einer neuen, gereinigten Lehre,
und der Zulauf war über alle Erwartung groß.

Unser Junker, der sich zu Anfang etwas gedrück
und unbehaglich in seiner neuen Stellung gefühlt hatte,
weil er fürchten mochte, daß seine Kräfte für dieselb
nicht ausreichen würden, fand sich doch nach und nach
in dieselbe hinein, und sein Selbstvertrauen wuchs mi
dem Erfolge. Auch verlor sich bald die Furcht bei ihm,
daß man in Hinsicht eines exemplarischen Wandels An
sprüche an ihn machen würde, die er weder befriedigen
konnte, noch mochte, weil sie gänzlich seinen Neigungen
und frühern Gewohnheiten entgegen waren. Er sah, daß
seine Vorgesetzten nichts weiter von ihm forderten, als
daß er sich den Anschein eines frommen und sittlichen
Lebens gebe, und da man ihn noch überdies mit gutem
Rath unterstützte, sich einen solchen zu erhalten, machte
sich die Sache wie von selbst. Ja, man treibt die Nach
sicht und Gefälligkeit gegen ihn sogar so weit, daß man
nicht einmal Rechenschaft über die ihm für fromme
Zwecke von den Rechtgläubigen zufließenden Summen
von ihm fordert, sondern ihn damit nach Belieben schal
ten und walten läßt.

So führt denn unſer Heiliger das angenehmſte Leben von der Welt, und verbringt nicht nur ſeine Tage in Freude, Genuß und Sorgloſigkeit, ſondern ſieht ſich zu gleicher Zeit auch faſt abgöttiſch von ſeinen Anhängern verehrt, die wahrſcheinlich jeden Tag erwarten, daß ihm ein Heiligenſchein um das Haupt wachſe.

Hier haſt Du," ſchloß der Dämon ſeine intereſſante Erzählung, „die Geſchichte dieſes Mannes, der Deine Neugierde ſo ſehr herausgefordert hat. Morgen zeige ich Dir, ſofern es Dich intereſſiren ſollte, noch andere Figuren dieſer „heiligen Komödie" in ihrer wahren Geſtalt, und hoffe, daß ſie Deine Theilnahme nicht minder in Anſpruch nehmen werden; denn morgen findet wieder eine fromme Verſammlung ſtatt, zu der ſich unſer Heiliger, dem die Hauptrolle darin zugetheilt iſt, wie Du ſiehſt, auf eine würdige Weiſe vorbereitet, indem er mit unübertrefflichem Eifer das Buch der „vier Könige" ſtudirt."

Zwanzigster Abend.

Die Frommen.

III.

Wie sich wohl von selbst versteht, richteten sich auch an diesem Abende meine Blicke sogleich wieder nach dem geheimnißvollen Hause, für dessen Insassen ich mich so lebhaft interessirte.

Auf der Gasse ging Alles ganz wieder so zu, wie das erste Mal, und auch der alte Portier unten an der Hausthür that seine Pflicht, indem er die herzueilenden Frommen mit der größesten Vorsicht in den heiligen Schafstall einließ.

— „Wozu dieses geheimnißvolle Wesen?“ wandte ich mich fragend an meinen Begleiter.

— „Weil Conventikel gesetzlich verboten sind,“ war seine Antwort.

— „Wie aber kann ein Geheimniß verborgen bleiben, das so viele Mitwisser hat?“ fragte ich weiter.

— „Es ist es dies auch nur dem Namen nach,“ versetzte er; „Jeder in dieser Stadt weiß darum. Doch lassen wir die Politik, und wende Du Deinen Blick jetzt einmal nach dem artigen Schlafkabinet unsers Frommen, der eben seine Toilette macht, auf die er eine ganz so minutiöse Sorgfalt verwendet, wie der gefeierte Bühnenkünstler, der am Abende in seiner Glanzrolle auftreten soll.“

Ich that, wie der Dämon gewünscht hatte, und erblickte den Herrn von M. vor dem Spiegel, aber nicht vor einem gewöhnlichen Wandspiegel, sondern vor einer Psyche, damit er sich vom Kopf bis auf die Füße beschauen könne. Das hübsche, kokette Mädchen, welches am vorhergehenden Abende die Aufwartung im Spielzimmer besorgt hatte, hielt ihm das Licht dazu, und schien nicht minder als er selbst besorgt zu sein, seinem Aeußern die ansprechendste Zierlichkeit zu verleihen. Bald hatte das hübsche Kind noch etwas hier, bald dort zu ordnen und zu zupfen; bald ringelte es, das Licht auf einen Tisch niedersetzend, ihm das dunkle, lockige Haar mit dem Finger, den es vorher in wohlriechendes Oel getaucht hatte; bald band es ihm die

Halsbinde anders; bald ordnete es ihm auf's Zierlichſte die Falten des ſchneeweißen Hemdes und ſuchte jedes Stäubchen von dem saubern ſchwarzen Anzuge ab. Als es mit allem Dieſen fertig war, beleuchtete es ihn noch einmal vom Kopf bis auf die Füße, umfaßte ihn mit dem einen freien Arme und gab ihm einen herzhaften Kuß, worauf ſie ſagte:

— „Jetzt geh, mein ſüßer Junge; Du biſt ſo, daß Du Dich ſchon ſehen laſſen kannſt!“

— „Meinſt Du?“ verſetzte er, noch einen wohlgefälligen Blick auf den Spiegel werfend, kniff ihr die volle, rothe Wange und verſchwand.

Ich folgte ihm mit meinen Blicken. Er lief erſt ſchnell, wie ein junger, lebhafter Menſch, die Steigen hinab; je näher er aber dem Heiligthume kam, je langſamer ging er, je ernſter wurde ſeine eben vorher noch lächelnde Miene; man ſah deutlich, daß er ſeine Zeit wohl in der Heuchlerſchule benutzt hatte, in der er ſeine Lehrzeit verbracht.

Die Blicke Aller richteten ſich auch diesmal auf den Eintretenden mit Ehrfurcht und Bewunderung, und als er die Kanzel beſtieg, mochte manches weibliche Herz höher in dem jugendlichen Buſen ſchlagen.

— „Laſſen wir ihn ſeine Rede halten,“ wandte ſich der Dämon jetzt an mich; „ich denke, wir verlieren nichts, wenn wir ihr kein aufmerkſames Ohr ſchenken.“

— „Gewiß nicht!“ verſetzte ich; „halte Du mir aber Dein Verſprechen und theile mir Deine Bemerkungen und Erfahrungen über Einige der andächtigen Anweſenden mit.“

— „Dies iſt eben meine Abſicht,“ erwiederte er; „leihe mir alſo gefälligſt Dein Ohr.“

Er überſchaute nach dieſen Worten die fromme Verſammlung und hub dann, wie folgt, an:

— „Bemerke jenes lange, bleiche, faſt impertinent blonde Mädchen da, in der Mitte zweier ältlicher Damen. Du kannſt es an den maleriſch über die Schultern geworfenen ponceaurothen Shawls und dem reich mit blaßblauen Blumen verzierten Hut erkennen. Es ſitzt ganz ſo da, als erwarte es den Maler, um ſich abkonterfeien zu laſſen; jedes Fältchen an ſeinem Gewande iſt berechnet, und alle nur erdenklichen Mittel ſind aufgeboten worden, um die etwaigen Mängel der bereits nicht mehr ganz jugendlichen Geſtalt zu verdecken. Der außerordentlichen Magerkeit iſt an allen paſſenden Stellen hinlänglich durch Watte abgeholfen worden. dagegen zwängt ein dem Erſtickungstode nahe führendes Corſet die überdies ſchmale Taille noch ſo ſehr ein, daß der Wuchs vollkommen dem einer Weſpe gleicht.“

— „Ich erkenne Die, welche Du meinſt,“ verſetzte ich; „fahre alſo nur fort.“

— „Dieſes Mädchen, die Tochter mäßig begüterter Eltern," hub er wieder an, „hat ſchon ſeit Jahren ihre letzte Hoffnung, noch unter die Haube zu kommen, auf einen der hieſigen Candidaten geſetzt, der ihr Lehrer war. Mathilde — ſo wollen wir ſie nennen — war früher ein arges Weltkind, machte alle nur erdenklichen Vergnügungen mit, war auf den Bällen die Letzte auf dem Platze, zeigte ſich naſeweis und vorlaut, und hatte es nur gar zu gern, wenn dieſer oder jener Zierbengel ihr eine Artigkeit oder wohl gar eine Schmeichelei ſagte, denn ſie hoffte, daß dies noch zu Weiterem führen würde. Allein ihre Hoffnungen realiſirten ſich nicht: eine ihrer Bekannten nach der andern wurde heimgeführt, und ſie, die Reizloſe, blieb ſitzen. Dies beunruhigte ſie nicht über die Maaßen, bis ſie das fatale dreißigſte Jahr erreicht hatte; von da an aber ſagte ſie ſich, daß ſie ihren Angriffsplan auf die Eroberung der Männerherzen verändern müſſe, und da der Zufall ſie wieder mit ihrem frühern Lehrer, dem Candidaten, zuſammenführte, dieſer aber in der Zwiſchenzeit dem ſogenannten Rationalismus einen Krieg auf Leben und Tod geſchworen hatte und einer der eingefleiſchteſten Myſtiker geworden war, richtete ſie ihre Augen zugleich auf ihn und die Frömmigkeit. Sie wurde eine Betſchweſter, beſuchte die Kirchen ſtatt der Schauſpiele, las und verbreitete Tractätchen und ſchwamm in Thrä-

nen frommer Rührung, so oft der von ihr angebetete Mann im Kreise Gleichgesinnter seine salbungsvollen Reden hielt, ja, als sie endlich einmal das Lob unsers von N. aus seinem Munde vernahm, als sie ihn sagen hörte: Dieser sei zum Reformator geschaffen, war sie eine der Ersten und Eifrigsten, die seine Betstunden besuchten, nicht, weil sie Geschmack daran fand, sondern weil sie dadurch das Herz des frommen Candidaten zu erobern und sich selbst in den Geruch der Heiligkeit zu bringen hoffte. Vielleicht wäre ihr das auch geglückt, wenn derselbe nicht schon seit Jahr und Tag heimlich mit einem weit reicheren und hübscheren Mädchen versprochen gewesen wäre, welche Verbindung aber aus dem Grunde streng geheim gehalten wird, weil bereits verlobte Candidaten sehr schwer zu einer Pfarrstelle gelangen. Die Arme bietet also umsonst einen so außerordentlichen Luxus von Frömmigkeit auf, und wird wahrscheinlich unvermählt bleiben."

— „Bemerke," fuhr der Dämon nach einer kurzen Pause fort, „jene rothwangige, ziemlich beleibte Frau von mittlern Jahren, neben der ein noch sehr junges, bleiches Mädchen sitzt, das mit einer an Andacht grenzenden Aufmerksamkeit und mit in Thränen schwimmenden Augen zu dem Redner emporblickt. Die Mutter dieses schönen, andächtigen Kindes hat ganz das Ansehen einer Weltdame; Wohlbehaglichkeit und

Genußſucht ſehen aus dieſem breiten, blühenden, aber etwas geiſtloſen Geſichte heraus, und die ganze rundliche, ſich etwas zu ſehr zum Fettwerden neigende Geſtalt ſagt nur zu deutlich, daß ſie den Sorgen des Lebens eben keine allzugroße Gewalt über ſich einräumt. Dem iſt auch in der That ſo: den höheren Sorgen gab ſie nie Raum, da ſie ein oberflächliches, wenig denkendes Weſen war, und die materiellen berührten ſie nur leicht, indem der Himmel ihr eine tüchtige Portion Phlegma verliehen hatte, mit deſſen Hülfe man über alles Unangenehme, das uns etwa berührt, ſchnell und glücklich hinwegkommt.

Dieſe Frau lebte, bis vor einem Jahre, in den glücklichſten Verhältniſſen. Der Himmel hatte ihr den Mann als Gatten zugeführt, der ihre erſte Neigung geweſen war, und dieſe Neigung im vollſten Maaße verdiente. Er iſt Gelehrter und ſteht im beſten Rufe, hat auch eine ſo gute Praxis, daß er ſeine Familie auf das Anſtändigſte ernähren kann.

Zwei hübſche, wohlgebildete und liebenswürdige Töchter erhöheten das Glück dieſes vielbeneideten Paares, und ſchon glaubte R. — ſo wollen wir den Gatten der Dame nennen — ſich gegen alle Stürme des Lebens ſo ziemlich geſichert, als es einem der Frommen dieſer

guten Stadt einfiel, ihm ein Kuckuksei in die Wirthschaft zu legen.

Die älteste Tochter — eben jenes blasse, neben der Mutter sitzende Mädchen — machte zufällig die Bekanntschaft eines andern jungen Mädchens, dessen Eltern zu den Reichsten und Angesehensten der Stadt gehören, und Beide schlossen ein Herzensbündniß mit einander.

Der Zufall hatte es aber gewollt, daß Emilie, so hieß die letztere, in der Schule den Religionsunterricht von einem jener Mystiker erhielt, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, besonders auf junge Gemüther zu wirken und diese zu fanatisiren. Emilie, die ein zwar gutes, aber ziemlich geistloses, dabei körperlich krankes Kind war, fiel leicht in die ihr von dem Frömmler gelegten Schlingen, und wurde eine seiner eifrigsten Anhängerinnen. Sie wußte den geliebten Lehrer in ihre Familie einzuführen, theils, weil ihr seine Gesellschaft die liebste war, theils weil sie sich über das Seelenheil ihrer Angehörigen zu beunruhigen begann, und auch sie durch den frommen Mann zum allein seligmachenden Glauben bekehrt zu sehen hoffte. Diese Hoffnung schlug ihr freilich fehl; denn ihre Eltern waren aufgeklärte Leute, und witterten als solche bald den Wolf im Schafspelze, weshalb sie dem Verkehr

des Candidaten in ihrem Hauſe ſchnell ein Ende machten.

Die arme Emilie, welche ihr Seelenheil nur von ihm erwarten zu dürfen glaubte, litt unendlich durch dieſe Maaßregel ihrer vernünftigen Eltern, und weit entfernt, ſich ihnen gehorſam zu zeigen, ſetzte ſie jetzt heimlich den Verkehr mit ihrem Heiligen fort, der ſich, vielleicht in der Hoffnung, das reiche Mädchen als Gattin heimzuführen, willig zu dieſem betrügeriſchen Handel hergab.

So wie Emilie die Bekanntſchaft Amandas gemacht hatte, ging ihre erſte Sorge dahin, die geliebte Freundin, deren Seelenheil ihr wie das eigene am Herzen lag, mit ihrem Lehrer in Verbindung zu bringen. Sie empfahl ihm Amanda auf das Dringendſte und bat ihn, Alles aufzubieten, auch dieſe dem Weltleben zu entfremden und ſie dem allein ſeligmachenden Glauben zuzuführen.

Die Aufgabe war nicht leicht, da der Vater Amandas ein ſehr aufgeklärter, vernünftiger, aller Religionsſchwärmerei abgeneigter Mann, und deren Mutter ein ſogenanntes Weltkind war, das lieber eine hübſche Oper, als die Kirche beſuchte, und lieber einen unterhaltenden Roman, als abgeſchmackte Tractätchen las. Indeß ſchreckte dies unſern Frömmler nicht ab, wenigſtens den Verſuch der Bekehrung bei dieſer Familie zu machen,

schon deshalb, weil ihm der Umgang mit derselben das einzige Mittel gewährte, Emilie von Zeit zu Zeit zu sehen, worauf er natürlich einen großen Werth setzte.

Zu Anfang waren seine Bemühungen, sich in diese Familie zu drängen, von einem fast entmuthigenden Erfolge begleitet; allein was vermöchte wohl auf die Länge jener zähen Beharrlichkeit zu widerstehen, die einigen Menschen eigen ist? So gelang es unserm Frömmler endlich doch, festen Fuß in der R—schen Familie zu fassen, trotz der entschiedenen Abneigung, die der Herr des Hauses gegen ihn an den Tag legte, und jetzt hatte er sein Spiel gewonnen.

Da er das Terrain so wohl kannte, trat er mit der größesten Behutsamkeit auf, und suchte die schwache Mutter besonders dadurch zu gewinnen, daß er Amanden auffallend den Hof machte, so daß sie hoffen mußte, ihre Lieblingstochter bald durch ihn versorgt zu sehen; denn er war von angesehener und einflußreicher Familie, und eine baldige Versorgung schien ihm nicht fehlen zu können.

Es würde Dich langweilen, wenn ich Dir alle die Mittel aufzählen und die geheimen Künste entdecken wollte, durch die unser Frommer endlich zum gewünschten Ziele gelangte. Zwar glückte es ihm nur bei der

Mutter und bei Amanden, seine Pläne und Absichten durchzusetzen, indem die jüngste Tochter, welche das Naturell des Vaters hatte und ein heitres, lebenslustiges, unbefangenes Geschöpf war, sich mit aller Macht gegen ihn sträubte; aber das Unglück war trotz dem da, und diese vorher in der schönsten Eintracht lebende Familie bot bald das Bild der Trennung und Uneinigkeit dar. Aus der guten und tüchtigen Hausfrau war jetzt eine Veterin geworden; aus der unterwürfigen, sich freundlich dem Willen ihres Gatten fügenden Gattin, eine nach der Oberherrschaft im Hause strebende; Vertrauen, Einigkeit und Fröhlichkeit waren aus dem sonst so heitern Kreise verbannt, und an die Stelle derselben Kopfhängerei, gegenseitiges Mißtrauen und finsterer Unmuth getreten. Die Gattin liebt und ehrt den Gatten nicht mehr, der Gatte ist gänzlich an dem Glücke seines Lebens verzweifelt, und sucht dieses jetzt außer dem Hause, statt es wie sonst innerhalb desselben zu suchen; die Tochter hat der Achtung und Ehrfurcht vor dem Vater entsagt, und sieht diesen in seinem sogenannten „weltlichen Treiben" für ein räudiges Schaf an; die Schwester verachtet die Schwester, und dieses Alles ist das Werk des frommen Mannes, den Du da in der Ecke stehen und über die unsinnige Rede seines Herrn Confraters heimlich lächeln siehst; denn er besitzt Verstand und Kenntnisse, und vermag so diesen recht gut zu be-

urtheilen. Er hütet ſich jedoch als ein kluger Mann wohlweislich, dem Anſehen ſeines Mitarbeiters am „Weinberge des Herrn“ durch ein laut über ihn ausgeſprochenes Urtheil zu ſchaden, vielmehr hebt er ſeine Talente und ſeine Frömmigkeit nach Kräften und Gelegenheit hervor, indem er ſehr gut einſieht, daß eben ein Mann dieſes Gepräges vom größten Nutzen für „die heilige Sache“ ſein muß; überdies ſind unſre beiden Heiligen auch noch Freunde.

Mutter und Tochter ſind aber ſchon ſo weit gekommen, daß ſie den Sonntag faſt gänzlich in den Kirchen zubringen, und keine dieſer frommen Verſamm, lungen verſäumen, weil ſie denken, man könne des Guten nie zuviel, ja, nicht einmal genug thun. Die Wirthſchaft des Hauſes, der Mutter und Töchter ſonſt mit Eifer vorſtanden, iſt jetzt gänzlich den Händen der jüngern, unerfahrenen Tochter übergeben, und geht den Krebsgang, da das arme Kind derſelben noch nicht gewachſen iſt. Amanda und ihre Mutter halten es jetzt weit unter ihrer Würde, ſich um ſolche weltliche Dinge zu bekümmern; ſie laufen in die Kirchen und Verſtunden, und leſen Tractätchen, die nicht verfehlen werden, ſie vollends zu verwirren.

— „Und glaubſt Du, daß der Frömmling das arme, durch ihn irre geleitete und allen ſeinen Pflichten entfremdete Mädchen heirathen werde?“ fragte ich.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

— „Gewiß nicht: es ist ihm nicht reich, die Familie desselben ist ihm nicht angesehen genug, auch hofft er sicher noch auf den Besitz der reichen Emilie, die noch ganz so wie sonst für ihn schwärmt.“

Der Dämon machte hier eine Pause, um sich in dem Kreise der versammelten Frommen umzusehen; dann fuhr er fort:

— „Auch Dir wird gewiß schon die Physiognomie jener alten, fast ärmlich gekleideten Frau aufgefallen sein, auf deren Gesicht alle menschlichen Leidenschaften ihren Stempel gedrückt zu haben scheinen. Bemerke nur diese dunklen, selbst jetzt noch gluthvollen Augen, die hohe, schön geformte, aber mit tiefen Furchen bedeckte Stirn, den jetzt zwar eingefallenen, aber noch schönen Mund, um dessen Winkel sich Stolz und Menschenverachtung gelagert zu haben scheinen, obgleich er jetzt nur noch Worte der Demuth und Zerknirschung spricht.

Diese Frau, eine vornehme und reiche Engländerin, gehörte einst zu den gefeierten Schönheiten ihres Vaterlandes, zu „den unnahbaren,“ wie man zu sagen pflegt, wenn man von seltenen und stolzen Schönheiten spricht. Mit den Vorzügen des Körpers verband sie die des Verstandes und der Talente, besonders aber einen

lebhaften, ſcharfen Witz, der nicht ſelten verwundete. Was ſie aber vor allen ihren Standesgenoſſinnen auszeichnete, war ein faſt an Raſerei grenzender Stolz und eine Eitelkeit, die ſie, lebten wir noch in der Zeit der Fabelwelt, leicht zu einem weiblichen Narciß hätte machen können.

Reich, jung, ſchön, geiſtreich und witzig wie ſie war, konnte es Lady Octavia wohl nicht an Freiern fehlen; allein ſie hatte ihren Sinn darauf geſetzt, die Herzogskrone in ihre ſchönen Locken zu flechten, und ſo wies ſie alle Bewerber zurück, bis ſich der alte Herzog von H., ein elender, abgelebter Greis, der an der Grenze des Grabes ſtand, bei ihr meldete, und zu Aller Verwunderung reichte ſie ihm ihre Hand.

Dieſe ungleiche Ehe war, wie ſich denken läßt, keine glückliche, und nur zu bald mußte der alte Herzog die von ihm getroffene Wahl bereuen, indem er nicht länger in Zweifel darüber bleiben konnte, daß Lady Octavia nicht ihn, ſondern nur ſeine Titel und Würden gemeint habe, als ſie einwilligte, ſeine Gemahlin zu werden. Bald redete man auch von Liebhabern, die von der ſchönen Herzogin begünſtigt würden, und einige Geſchichten wurden ſo laut, daß man von einer bevorſtehenden Scheidung des edlen Paares, ja ſogar davon

ſprach, der Herzog wolle einen ihm von ſeiner Gemahlin geſchenkten Erben nicht als ſeinen Sohn anerkennen. Es blieb aber bei dieſen Gerüchten, indem der betrogene Greis das Vernünftigſte that, was er unter dieſen Umſtänden thun konnte: er legte ſich auf's Ohr und ſtarb.

Die junge und ſchöne Wittwe hatte jetzt völlig freie Hand, und machte von der ihr wiedergegebenen Freiheit einen ſolchen Gebrauch, daß man deutlich einſah, ihr ſei kein Unrecht mit den böſen Gerüchten gethan worden, die bei Lebzeiten ihres Gemahls über ſie im Umlauf geweſen waren. Sie zeigte eine Zügelloſigkeit in Hinſicht der Sitten und eine ſolche Verachtung der öffentlichen Meinung, daß man ſie füglich mit den ſchamloſeſten Frauen des Alterthums vergleichen durfte, ohne ihr im mindeſten zu nahe zu treten. Sie wechſelte faſt eben ſo oft mit ihren Liebhabern, als mit ihrer Kleidung; ſie veranlaßte Duelle auf Leben und Tod zwiſchen den von ihr Begünſtigten, und erblickte den Triumph ihrer Reize darin, daß ſich Thoren ihretwegen umbrachten. Sie brachte Uneinigkeiten in die Familien, indem ſie ſelbſt die Huldigungen verheiratheter Männer nicht verſchmähte, und verhöhnte und verſpottete noch überdies die armen Frauen, welche ſie als die Urheberin ihres Unglücks anklagten.

Alle dieſe ſollten aber gerächt werden.

Lady H. hatte das Unglück, ſich in einem Alter, in dem eine Frau nicht mehr hoffen darf zu gefallen, in einen jungen, überaus ſchönen Mann zu verlieben, und mit dieſer Liebe nicht eher Gehör bei ihm zu finden, als bis ſie ihm zugleich mit ihrem Herzen auch ihre Hand verſprach. Es war natürlich nicht mehr ihre Perſon, die den Freier reizte, ſondern allein ihr großes Vermögen.

Lange ſchwankte ſie, die den Werth der Freiheit, und vor allen Dingen den der Ungebundenheit, nach Gebühr zu ſchätzen wußte; aber vergebens war ihr Bemühen, gegen die heftige Neigung anzukämpfen, die ihr Lord Mortimer eingeflößt hatte, und da er ſtandhaft blieb, weil die Leidenſchaft keine Gewalt über ihn ausübte, gelangte er endlich zu dem erwünſchten Ziele.

Im Grunde ſeines Herzens verachtete Lord Mortimer ſeine Gemahlin ſchon von vorn herein wegen ihrer mehr als lockern Sitten und ihres gänzlich zu Grunde gerichteten Rufs; außerdem aber hatte er auch noch einen Freund an ihr zu rächen, den ſie unglücklich gemacht hatte, indem ſie ihn einer vorher innig geliebten und tugendhaften Gemahlin untreu machte, und ihn

dann, nachdem ſie den Frieden ſeiner Ehe geſtört, einem andern Liebhaber aufopferte. Dies würde Lord C. — ſo hieß der Freund Mortimers — vielleicht mit Ruhe ertragen haben; allein ſein Gewiſſen erwachte, als ſeine verrathene Gemahlin, welche ihn auf das innigſte geliebt hatte, ſich ſelbſt den Tod gab, weil ſie ſeinen Verluſt nicht zu ertragen vermochte. Von da an war er der elendeſte, unglücklichſte Menſch von der Welt, und ſein Leben ſiechte an den ſchrecklichſten Schmerzen und Gewiſſensbiſſen dahin.

Sobald ſich Lord Mortimer des Beſitzes Octavia's verſichert hatte, ließ er die Maske fallen, durch die er ſie bisher getäuſcht, um ſeinen Zweck bei ihr zu erreichen. Er zeigte ihr nicht nur den Herrn und Gebieter, ſondern behandelte ſie faſt mit Verachtung; ja er verbannte ſie ſogar, da ihre Gegenwart in der Hauptſtadt ihn genirte, auf eins ihrer Güter, wo ſie ein einſames, von der furchtbarſten Langweil begleitetes Leben führte und ſich jeden Tag den Tod wünſchte. Sie machte zwar noch einige Verſuche, ſich der ſie beſonders folternden Langweil durch angeknüpfte Liebeshändel zu entledigen; allein ihre verblühten Reize vermochten keinen Mann mehr zu feſſeln, und ſo ſah ſie ſich endlich genöthigt, bis zu den Dienern ihres Schloſſes hinabzuſteigen, ſie, die ſonſt unter den erſten

Männern der drei vereinigten Königreiche die Wahl gehabt hatte.

Man kann ſich vorſtellen, welchen Haß ſie auf den Mann warf, der ſie in eine ſolche Lage verſetzt hatte, und wie bitter ſie es bereute, ſich und ihr Schickſal in die Hände eines ſolchen Tyrannen gegeben zu haben; und die Einſamkeit, wozu ſie ſich verdammt ſah, nährte dieſen Haß nur noch mehr.

Indeß ſelbſt jetzt verließ ſie das Glück noch nicht gänzlich; und ſie ſah ſich unverhofft von ihrem Peiniger befreit. Auf einer Reiſe, die ihr Gemahl zur Inſpection ſeiner Güter unternahm, bei welcher Gelegenheit er auch ſie beſuchte, befiel ihn eine heftige Kolik, die von den herzugerufenen Aerzten für eine Entzündung des Unterleibes erklärt wurde, und er hauchte ſeinen Geiſt in ihren Armen aus.

Sie war jetzt wieder frei und hätte nach London zurück kehren können; allein nur zu bald erfuhr ſie, daß die nachtheiligſten Gerüchte über ſie im Umlaufe wären, ja daß man geneigt geweſen ſei, den ſo unerwarteten Tod ihres Gemahls zum Gegenſtande einer gerichtlichen Unterſuchung zu machen, was aber durch das Anſehen ihres indeß majorenn gewordenen Sohnes,

des Herzogs von H., der in die Titel und Rechte seines verstorbenen Vaters getreten war, verhindert wurde.

Dieser Sohn, um den sie sich fast seit seiner Geburt nicht bekümmert hatte, und der so auch zu ihr keine besondere Neigung haben konnte, ließ ihr durch einen Vertrauten den Rath ertheilen, England sobald als möglich zu verlassen und ihren Aufenthalt auf dem Continente zu nehmen. Diesen Rath befolgte sie und kam nach Hamburg.

Hier angelangt, bemächtigten sich bald die Frömmler ihrer, und sie erlangten nach und nach eine solche Gewalt über sie, daß sie sich nur noch in der Ausübung frommer Werke gefiel; ja, daß man sich sogar die extravagantesten Dinge von ihr erzählte.

In den Augen Derer, denen sie sich mit Leib und Seele hingegeben hat, gilt sie für eine vollkommene Heilige, denn sie opfert ihre großen Einkünfte fast ausschließlich dem „großen Werke" auf. Könnte man aber in ihr Herz blicken, so würde man wahrnehmen, daß es der wahren Frömmigkeit noch eben so fern, als in den Zeiten ihres Glanzes und ihrer jugendlichen Verirrung, und Eitelkeit die einzige Trieb-

feder aller ihrer Handlungen iſt. Sie will noch immer glänzen, noch immer bewundert ſein, und da ſie die Bewunderung weder mehr durch ihre Schönheit, noch durch ihre Stellung zur Welt heraus zu fordern vermag, fordert ſie ſie jetzt durch den Anſchein einer exemplariſchen Frömmigkeit heraus."

Ein und zwanzigster Abend.

Die verlaſſene Geliebte.

Einen zugleich ſchaurigern und ſchönern Herbſtabend, als dieſen, hatte ich kaum erlebt. Der Mond ſchien durch zerriſſene Wolken, deren dunkle, faſt ſchwarze Maſſen ihn oft auf längere Zeit gänzlich bedeckten, ſo daß die Erde in Finſterniß gehüllt wurde; bald legte ſich der Mondenſtrahl wie ein langer Silberſtreif auf die unruhig wogenden Fluthen der ſchönen Alſter, die, durch den Nachtwind aufgeregt, ihre Wellen mit einem leichten Schaum bedeckt an das Ufer trieb, wo der Lichtſchein der an beiden Jungfernſtiegen zahlreich aufgeſtellten Laternen ſie mit einem röthlichen Scheine färbte.

Von den Thürmen der Stadt flatterten die Nachtvögel, nach Beute ſpähend, mit jenem ſeltſamen, unheimlichen Geſchrei aus ihren Schlupfwinkeln hervor, das

den einsamen nächtlichen Wanderer so oft mit Grausen erfüllt, weil er sich den Ursprung dieser Töne inmitten der schweigenden Nacht auf den ersten Augenblick nicht zu erklären weiß. Die bereits halb entlaubten Bäume sandten, vom Sturme gepeitscht, den Rest ihrer vergilbten Blätter zur Erde nieder. Von den Kirchthürmen erschallte der so wunderbar durch die Nacht erklingende Posaunenruf des Thürmers, zum Zeichen, daß er die Stadt während der Nacht überwache.

Meine Blicke schweiften, von den Wohnungen der Menschen abgewendet, über den bereits menschenleeren Wall hin, den die Bewohner der Stadt nach Thorschluß nicht mehr betreten dürfen; aus welchem Grunde? ist mir, trotz meines längern Aufenthaltes in Hamburg, nie bekannt geworden. Besonders zog mich der Theil des Walles an, welcher zwischen dem Damm- und Millernthore liegt, schon deshalb, weil es hier, mit Ausnahme der Stelle, wo die Constablerwache liegt, durchaus finster und fast unheimlich ist. Der diese dunkle Partie des Walles auf Augenblicke erleuchtende Strahl des Vollmonds brachte die seltsamsten Lichteffecte hervor, und diese waren es eben, die mich fesselten.

Bald nahm ein vorsichtig durch die dunklen Schattenpartien hinschlüpfendes weibliches Wesen meine Aufmerksamkeit noch besonders in Anspruch. Es schien beim

Pilatuspol die Treppe heraufgekommen zu ſein und hielt ſich, zum Dammthore ſchreitend, an der der Conſtablerwache entgegengeſetzt liegenden Seite, vermuthlich, weil es wußte, daß es von dem dort aufgeſtellten Poſten angerufen und vom Walle herunter gewieſen werden würde. Wirklich glückte es der nächtlichen Wanderin durch dieſe Vorſicht auch, über die gefährliche Stelle ungehindert hinweg zu kommen, und die an dieſer Seite etwas weiter hin aufgeſtellte Wache des Bürgermilitairs, die es nicht ſo ſtreng mit ihrer Pflicht nehmen mochte, ließ ſie ungehindert und unangerufen gehen.

Meine Blicke folgten ihr, denn ich erwartete ein nächtliches Liebesabentheuer, um ſo mehr, da ſie aus einem ſehr verdächtigen Stadttheile auf den Wall geſchlüpft war.

Als ſie an dem Abhange angelangt war, welcher zum Dammthore hinabführt, blieb ſie einige Augenblicke ſtehen, umfaßte den Stamm eines der dort angepflanzten jungen Bäume und lehnte, wie erſchöpft, das Haup an denſelben. Schon glaubte ich, daß dies der zum nächtlichen Stelldichein beſtimmte Ort ſei, und daß ſich der Herbeſtellte, vom Dammthore kommend, bei ihr einfinden würde, als ſie den umfaßten Baumſtamm wieder losließ, ſich ſchüchtern nach allen Seiten umſah, eine Thräne mit ihrem weißen Taſchentuche vom Auge trock-

nete, und dann mit haſtigeren Schritten ihren Weg über das Dammthor und die Esplanade weiter fortſetzte.

Abſichtlich hielt ſie ſich in der letztern gleichfalls an der am wenigſten betretenen Seite, bog dann um die Ecke, an der ſich das Kaffeehaus befindet, und ging das zur Alſter hinabführende Gebüſch hinunter.

Am Rande des Waſſers angekommen, ſtand ſie noch einmal ſtill, blickte zum Himmel empor, trocknete ſich die Augen, rang die Hände und machte einen Anlauf, als wolle ſie ſich in die Fluth ſtürzen.

Ein Schrei entfuhr bei dieſer Bewegung der Unglücklichen meinen Lippen, und ich ſtreckte die Hände aus, als könne und wolle ich ſie an der Ausführung ihres Vorſatzes verhindern. Allein meine Furcht war vergeblich geweſen; ſie hielt ihre Schritte, am Ufer des Fluſſes angelangt, nicht nur an, ſondern machte ſogar einige rückwärts; ja, ſie ſetzte ſich auf den Raſen nieder und ſchaute einige Augenblicke auf die vom Mondſchein eben magiſch beleuchteten Wellen des Fluſſes.

— „Gott ſei gedankt, ſie beſinnt ſich, ſie iſt gerettet!“ wandte ich mich an meinen Begleiter, indem ich tief aus der eben noch ſo beklemmten Bruſt herauf Athem ſchöpfte.

— „Meinſt Du?“ verſetzte der Dämon mit ſeiner gewöhnlichen Ironie und Kälte.

— „Ich hoffe, daß sie zur Besinnung kommen und von ihrem schauderhaften Vorsatze abstehen wird," sagte ich, den Blick fest auf die Unglückliche heftend, deren leiseste Bewegung mich mit Schrecken und Angst erfüllte.

— „Du siehst also immer noch den Tod für ein so großes Uebel an, ja wohl gar für das größeste von allen?" fragte mich der Dämon.

— „Sie scheint noch so jung zu sein — ja, sie scheint sogar noch das Leben zu lieben, ihr Zögern, ihr Zurückschaudern vor dem entscheidenden Schritte bezeugt dies," versetzte ich.

— „Eben weil sie noch so jung und doch schon gänzlich mit dem Leben fertig ist, wird sie nicht zurücktreten," erwiederte er. „Das Alter, welches sich ohnehin dem Ziele alles Geschaffenen nahe sieht, trägt geduldig die ihm vom Schicksal auferlegte Bürde bis zu diesem Ziele; allein der Jugend fehlt der Muth dazu, eben wegen der Länge des noch vor ihr liegenden Weges. Zwei Drittheile aller Selbstmörder sind jugendliche Personen. Das arme Kind da kämpft übrigens nicht mehr mit einem Reste von Lebenslust — mit der ist es längst fertig — sondern es fürchtet, daß der eben die Fluthen hell bescheinende Mond zum Verräther an seiner That werden, und man die Stelle bemerken werde, wo es sich hineingestürzt. In diesem Falle müßte es zweimal den

„verhängnißvollen Schritt" thun, denn man würde es wieder herausziehen und dem Leben zu erhalten ſuchen. Gieb nur Acht, ſobald jene dunkle Wolke, welche dort aus Nordweſt heraufſteigt, den Mond verdeckt haben wird, führt ſie ihr Vorhaben ſicher aus."

Ich ſchaute ſchaudernd zum Himmel auf und wandte meine Blicke nach der bezeichneten Himmelsgegend. Eine faſt ſchwarze Wolke ſtieg in der That dort empor, und vom Winde getrieben, näherte ſie ſich raſch der im vollſten Lichte glänzenden Scheibe des Mondes, der ihre Ränder auf einen Augenblick verſilberte, dann aber gänzlich von ihr verdeckt wurde.

Ein dumpfer Schall drang in dem Augenblick an mein Ohr; mein Herzſchlag ſtockte, meine weit aufgeriſſenen, aus ihren Höhlen getretenen Augen ſuchten etwas zu unterſcheiden, vermochten es aber nicht, da die Scheibe des Mondes noch immer gänzlich bedeckt war. Jetzt endlich trat ſie wieder aus der Wolke hervor — meine Blicke ſuchten das arme Kind, erſpähten es aber nicht mehr; nur einen großen Kreis im Waſſer, nahe am Ufer, glaubte ich wahrzunehmen. Eine nicht weit von der Stelle poſtirte Schildwache lehnte ſich, das Gewehr wagerecht über die Schulter gelegt, über das die Lombardsbrücke nach der Außenalſter umfaſſende eiſerne Geländer, und ſchaute einige Augenblicke in's Waſſer hinab

— auch sie mochte etwas gehört haben, denn diese Stelle des Walls ist wegen der häufigen dort versuchten Selbstmorde berüchtigt — trat dann aber, da sie im Wasser nichts Verdächtiges erblickte, zurück und setzte ruhig ihre Promenade fort.

Mir war fast schwindelnd geworden; ich mußte mich einige Augenblicke an der Brüstung des Thurmes festklammern, um nicht umzusinken. Der Dämon hatte sich weit über dieselbe gelehnt und schaute mit ruhigen Blicken in die bereits still gewordenen Gassen der Stadt hinab. Was mich auf das Furchtbarste erschüttert hatte, schien ihn nicht einmal entfernt berührt zu haben; ich wußte nicht, ob ich ihn wegen dieser Ruhe beneiden oder bemitleiden sollte.

— „Erzähle!" sagte ich endlich, nachdem ich einigermaßen meine Fassung wieder gewonnen hatte.

— „Eine ganz gewöhnliche Geschichte," versetzte er mit gleichgültigem Tone; eine Geschichte, wie sie alle Tage vorkömmt, besonders in großen Städten; auch wird man von dieser kaum einen Tag reden, eben weil sie so ganz gewöhnlich ist."

— „Gleichviel, erzähle!" wiederholte ich, den das Schicksal der Unglücklichen, welche ich vor meinen Augen hatte umkommen sehen, auf das Lebhafteste interessirte.

— „Nun wohlan, so erzähle ich sie Dir," versetzte der Dämon, indem er von der Brüstung zurück und mir einen Schritt näher trat.

— „Jenes Mädchen," hub er an, „stammte aus einer einst angesehenen, aber in ihren Vermögensumständen zurückgekommenen Familie, und sah sich deshalb genöthigt, seine Vaterstadt zu verlassen und nach Hamburg zu wandern, um in dieser großen Stadt, wie so viele Andere, eine Anstellung zu suchen.

In einem kleinen Landstädtchen aufgewachsen und in einer Zeit geboren, wo ihre Eltern keine Mittel mehr besaßen, für den Unterricht ihres Kindes zu sorgen, hatte Wilhelmine nur wenig gelernt. Außer einiger Fertigkeit in Handarbeiten besaß sie keine Geschicklichkeit, keine Talente; aber sie stand trotz dem in ihrer Vaterstadt im besten Ansehen, denn sie galt für das frömmste, tugendhafteste und schönste Mädchen, und das mit Recht.

Nur schwer und mit bitterm Kummer, ja vielleicht gar mit trüben Ahnungen, trennten sich die Eltern von ihrem geliebten Kinde, dem eine entfernte, in Hamburg wohnende Anverwandte eine Stelle als Aufseherin über noch sehr kleine Kinder in einem angesehenen Hause verschafft hatte. Allein die Nothwendigkeit gebot, und man mußte sich ihr, wiewohl mit zagendem Herzen, fügen.

Mit wie vielen tausend Segenswünschen, mit wie vielen Ermahnungen, stets den Weg der Tugend zu wan-

dein, entließen die Eltern ihr geliebtes Kind! Wilhelmine, in deren Herzen die heiligſten Entſchlüſſe lebten, verſprach ihnen unter heißen Thränen, daß ſie ſtets Gott vor Augen haben und nie vom Pfade der Tugend und Frömmigkeit weichen wolle.

Mit einem leichten Köfferchen, das ihre wenigen Habſeligkeiten enthielt, langte ſie auf einem jener Fuhrwerke, welche wöchentlich zwiſchen dieſer großen Stadt und den umliegenden kleinen Städten hin und her zu fahren pflegen, in Hamburg an, und ſtieg bei ihrer Muhme ab, die ſie mit großer Freundlichkeit empfing. Trotz dem war aber Etwas in dem Weſen dieſer Frau, namentlich in ihrem Geſichte, das Wilhelmine abſtieß, ſo daß ſie kein rechtes Herz zu dieſer Perſon faſſen konnte. Es war ihr daher ſehr erwünſcht, als die Muhme ihr ankündigte, daß ſie ihre Stelle gleich antreten müſſe, da ihre Herrſchaft ſie bereits ſehnlichſt erwarte.

Das Haus, in welches die Muhme unſere Wilhelmine führte, war eins der größeſten und reichſten der Stadt, aber trotz dem, wie der Verfolg zeigen wird, eben kein Paradies irdiſcher Glückſeligkeit.

Die Ehe der Beſitzer dieſes Hauſes war zugleich eine der unwürdigſten und unglücklichſten; Mann und Frau waren nicht nur völlig gleichgültig gegen einander, ſondern haßten ſich ſogar, was aber nicht verhinderte, daß

Madame ihren Gemahl mit einer an Raſerei grenzenden Eiferſucht verfolgte, die freilich nicht ohne Grund war. Herr † † liebte nicht nur das ſchöne, ſondern das ganze weibliche Geſchlecht, mit Ausnahme ſeiner Frau, die er nur ihres großen Vermögens wegen geheirathet hatte, denn ſie war häßlich und unangenehm.

Unter dieſen Umſtänden war die Gabe der Schönheit, welche unſre Wilhelmine von der Natur empfangen hatte, ihr gewiß kein Empfehlungsbrief bei ihrer neuen Gebieterin, auch betrachtete dieſe ſie vom erſten Augenblick an mit mißtrauiſchen Augen und behandelte ſie hochfahrend, ſtörriſch und abſtoßend. Wilhelmine, welche noch gar keine Erfahrungen hatte, glaubte, dies ſei einmal die Art reicher Leute und fand ſich ſo leicht darein, ja, um ſo leichter, da ſie die ihrer Aufſicht anvertrauten Kinder bald von Herzen lieb gewann, und ihre meiſte Zeit mit dieſen in der Kinderſtube verbrachte.

Bald ſollte ihre Lage indeß bänglicher und ſchwieriger werden. In eben dem Maaße, als Madame † † ſie ſchlecht und abſtoßend behandelte, bezeigte ihr Herr † † die größeſte Aufmerkſamkeit und Beachtung, ſo oft er Gelegenheit finden konnte, ſie allein zu ſehen; ja er trat endlich ſogar mit Anträgen hervor, die das arme Kind tief erröthen machten und ihm einen wahren Abſcheu vor ſeinem Gebieter einflößten. Zu gleicher

Zeit entging es Wilhelminen nicht, daß Madame † † ſie mit mißtrauiſchen Blicken verfolge, auch wurde ſie von ihr noch ſchlechter als früher behandelt.

Ihre Lage war alſo in dieſem Hauſe nicht mehr haltbar, und obgleich ſie nicht wußte wohin, ſo kündigte ſie doch ihrer Herrſchaft den Dienſt auf. Sie würde, da ſie ſich einmal vom Schickſal zum Leiden beſtimmt glaubte, wohl die ſchlechte Behandlung der Madame † † noch erduldet haben; allein ihre Tugend ſträubte ſich gegen die Nähe eines Mannes, der alle ihm nur zu Gebote ſtehenden Mittel anwendete, ſie zu verführen, und dieſer Mann war ihr Gebieter.

Madame † † wurde etwas freundlicher und zutraulicher gegen ſie — dies überraſchte die Unerfahrene natürlich — ſo wie ſie ihr den Dienſt aufkündigte, und befragte ſie ſogar, weshalb ſie nicht bei ihr bleiben wolle?

Wilhelmine erröthete lebhaft bei dieſer unerwarteten Frage und ſtotterte einige unverſtändliche Worte; denn die Wahrheit konnte und durfte ſie ja nicht ſagen.

Dies war genug für Madame † †, denn dieſe ſah jetzt ein, daß ſie bei dieſem unſchuldigen, tugendhaften Mädchen weit weniger Gefahr laufen würde, als bei jedem andern, und ſo wünſchte ſie Wilhelmine zu behalten, beſonders auch aus dem Grunde, weil

sie derselben die Kinder ohne alle Besorgniß anvertrauen konnte. Sie sagte ihr daher einige freundliche und ermunternde Worte und beredete sie, ihre Stelle zu behalten.

Wilhelmine war zu blöde, um diesem gegen sie ausgesprochenen Wunsche ein entschiedenes Nein entgegensetzen zu können, und so blieb sie.

Unter den Männern, welche das Haus des Herrn † † häufig besuchten, befand sich auch ein Vetter desselben, ein hübscher junger Mann von vier und zwanzig Jahren, der eben seine Bildung auf Reisen vollendet hatte und als ein vollkommener Gentleman aus London zurückgekehrt war.

Ernst — so wollen wir ihn nennen — war vom ersten Augenblick an nicht blind gegen die Reize der schönen Bonne; aber weit davon entfernt, ihr Anträge zu machen, wie sein Vetter † †, begnügte er sich damit, ihr einige Aufmerksamkeiten zu erzeigen, so oft er mit ihr und den sehr kleinen Kindern allein war, und sich von ihren frühern Verhältnissen, ihren Eltern, Geschwistern und ihrem Vaterstädtchen erzählen zu lassen, bei welcher Gelegenheit er ihr immer viele Theilnahme bezeigte.

Dies gefiel Wilhelminen natürlich, und nach und nach faßte sie ein solches Vertrauen zu dem höflichen

und freundlichen Herrn Ernſt, daß ſie ihm, wiewohl unter dem lebhafteſten Erröthen, ihre Lage in dieſem Hauſe mittheilte, und ihn bat, wo möglich für ein anderes Unterkommen zu ſorgen, da ſie es in ihren gegenwärtigen Verhältniſſen nicht länger aushalten könne.

Herr Ernſt zeigte ſich außerordentlich entrüſtet, ſowohl gegen ſeine abſtoßende Couſine, als gegen ſeinen allzu liebevoll gegen ſie geſinnten Vetter, und verſprach ihr feierlichſt, ſich ihrer anzunehmen.

Schon am folgenden Tage ſuchte er Gelegenheit, mit ihr allein zu ſein — uud die fand ſich leicht, da er, ſeit Wilhelmine die Bonne der Kinder ſeiner Verwandten war, eine außerordentliche Kinderliebe affectirte — und erklärte Wilhelminen, daß er das gewünſchte Auskunftsmittel gefunden habe.

— „Sie ſind, liebe Wilhelmine," ſagte er, „überhaupt nicht an Ihrem rechten Platze, und Ihre Geburt hat Ihnen einen ganz andern angewieſen. Wenn Sie in Ihren bisherigen untergeordneten Verhältniſſen bleiben, werden Sie ſtets ſolchen Beleidigungen ausgeſetzt ſein, als Sie jetzt von meinem Vetter erfahren; denn Sie ſind ein ſehr hübſches Mädchen, und der Herrn † † giebt es leider viele."

— „Ich besitze aber nicht die erforderlichen Kenntnisse, um auf eine bessere Stelle Anspruch machen zu dürfen," wandte Wilhelmine, über das ihrer Schönheit ertheilte Lob lebhaft erröthend, ein.

— „Freilich besitzen Sie dieselben noch nicht," versetzte Ernst; „aber bei Ihrem Geiste wird es Ihnen nicht schwer fallen, sie sich zu erwerben. Lassen Sie es meine Sorge sein," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „die Mittel zur Erreichung eines so schönen, edlen Zweckes herbei zu schaffen. Ich bin reich, wie Sie vielleicht wissen werden, und völlig unabhängig; erlauben Sie es mir daher, Sie in eine Lage zu bringen, die Ihrer würdiger sein wird, als Ihre gegenwärtige."

— „Wie, Sie wollten?" . . . .

— „Ich will Alles, was Sie glücklich machen kann, liebe Wilhelmine," fiel er ihr in die Rede, „und will es ohne allen Eigennutz; nur auf den Titel Ihres Freundes mache ich Anspruch, weiter auf keinen. Sie müssen aber dieses Haus so schnell als möglich verlassen — ein Vorwand, dies thun zu dürfen, wird sich leicht finden — und sich zu der Verwandten begeben, von der Sie mir geredet haben; alles Uebrige überlassen Sie mir."

Nur eine so rührende Unerfahrenheit, wie die Wilhelminens, konnte in die ihr so grob gelegte Schlinge gehen; nur in kleinstädtischen Verhältnissen lebende und aufgewachsene Eltern konnten ihre Einwilligung dazu geben, daß ihr Kind sein Schicksal den Händen eines ihm fast fremden jungen Mannes anvertraue.

Denn Wilhelmine hatte die Vorsicht gebraucht, ihren Eltern das Anerbieten des großmüthigen Ernst mitzutheilen und ihren guten Rath wegen desselben in Anspruch zu nehmen. Diese fanden zwar die Sache zu Anfang einigermaßen bedenklich; allein die Aussicht, daß ihre Tochter Französisch, Englisch, Klavierspielen u. s. w. lernen, und sich durch diese Talente eine bessere Stellung in der Welt begründen werde, überwog dieselben, und als Wilhelmine gar in einem Nachsatze anzeigte, daß Ernst ihr vorgeschlagen habe, ihren Aufenthalt bei der Muhme zu nehmen, da fanden sie nichts mehr einzuwenden und ertheilten gern die erbetene Einwilligung; ja, sie überschütteten den großmüthigen Wohlthäter Wilhelminens mit ihren Segenswünschen.

Ernst, den Du jetzt vor allen Dingen näher kennen lernen mußt, war keiner jener groben Wollüstlinge, wie man sie in großen Städten zu Tausenden erblickt, sondern vielmehr ein raffinirter. Die Genüsse, welch

er sich zu verschaffen suchte, mußten ungewöhnlicher Art, mußten „piquant" sein, wie er sich auszudrücken pflegte.

Wilhelmine, das sehr hübsche, blühende Mädchen, hatte seinen Augen gefallen; einen weit größern Reiz verlieh ihr jedoch ihre rührende Unschuld und Naivität in denselben, und er dachte es sich als etwas Entzückendes, von diesem reinen, noch ganz neuen Herzen feurig geliebt, ja, angebetet zu werden. Was weiter daraus folgen würde, bekümmerte ihn nicht, denn nie dachte er an die Zukunft, weit weniger aber noch als an die eigene, an die eines andern Wesens, denn er war ein grober Egoist, ein Mensch, der über sich nicht hinaus zu denken, noch zu empfinden vermochte.

Mit außerordentlicher Vorsicht und einer weit über seine Jahre hinausgehenden Besonnenheit hatte er Alles vorher geordnet und bedacht, bevor er Wilhelmine ihren jetzigen Verhältnissen entriß; vor allen Dingen aber hatte er über die Muhme Erkundigungen eingezogen, und diese erst dann Wilhelminen als Beschützerin vorgeschlagen, als er sich überzeugt halten durfte, daß diese seinen geheimen Plänen auf keine Weise hindernd in den Weg treten würde. Diese Frau genoß in ihrer Umgebung des Rufes, den sie verdiente:

man kannte sie als eine Person, der um Geld Alles feil wäre, und eben eine solche konnte Ernst brauchen.

Um Wilhelmine aus dem Hause seiner Verwandten so schnell als möglich weg zu bringen, bediente er sich eines sehr einfachen Mittels: er fachte die Eifersucht seiner Cousine dermaßen wieder an, daß diese Gott dankte, das Mädchen je eher je lieber los zu werden.

Wilhelmine zog jetzt, wie vorher ausgemacht worden, in das Haus ihrer Muhme, welche auf Ernst's Veranlassung, und auf seine Kosten, ihre bisherige, sehr beschränkte, im Mittelpunkte der Stadt belegene Wohnung mit einer geräumigern hatte vertauschen müssen, die zugleich den Vortheil darbot, daß sie in einem sehr isolirten Stadttheile lag, wohin die reiche und vornehme Welt sich nur selten oder nur dann verirrte, wenn sie ähnliche Pläne, wie unser Ernst, verfolgte.

Wilhelmine, welche von ihrer Muhme auf das freundlichste und zuvorkommendste behandelt wurde, glaubte aus der Hölle in den Himmel versetzt zu sein. Der großmüthige Freund hatte überdies für Alles gesorgt: er zahlte der Muhme ein ansehnliches Kostgeld für sie; sie fand ein artiges Instrument, hübsche Mobilien, ja sogar Bücher vor, und schon nach wenigen Tagen meldeten sich, noch bevor Ernst ihr seinen Besuch gemacht

hatte, verſchiedene Lehrer bei ihr, um den Unterricht mit ihr zu beginnen.

Von der Dankbarkeit des guten Kindes gegen ihren Wohlthäter wirſt Du Dir einen Begriff machen können; ihr folgte bald, da Ernſt ein hübſcher, angenehmer und gebildeter junger Mann war, die Liebe, die, da ſie von ſeiner Seite vorſichtige Erwiederung fand — er hütete ſich wohlweislich, ihr zuerſt von Liebe zu ſprechen — bald in die heftigſte Leidenſchaft ausartete. Sie liebte ihn nicht wie einen Menſchen, ſondern betete ihn wie eine Gottheit an. Verdankte ſie ihm doch Alles: ihr gegenwärtiges Glück, und, was ſie noch höher anſchlug, ihre fortſchreitende Bildung. Von der Natur mit guten Gaben ausgeſtattet, lernte ſie leicht, und Ernſt trug durch ihr mitgebrachte, belehrende Bücher, ſo wie durch ſeine anregenden Geſpräche, nicht wenig zu ihrer völligen Ausbildung bei.

Die Muhme ſah dem Spiele ruhig zu und legte, durch Ernſt's Geld geködert, ſeinen Plänen nicht das geringſte Hinderniß in den Weg; ja, ſie trieb die Gefälligkeit gegen ihn ſo weit, daß ſie ſich unter irgend einem Vorwande aus dem Zimmer, oft ſogar aus dem Hauſe, entfernte, ſo oft „der Wohlthäter" ſich bei Wilhelminen einfand, was faſt jeden Abend der Fall war.

Zu Anfang dieſes neuen Verhältniſſes hatte Wilhelmine ihren Eltern faſt wöchentlich geſchrieben und

über ihr jetziges Leben sogar eine Art von Tagebuch geführt, das sie ihnen mittheilte. Nach und nach aber wurden ihre Briefe immer sparsamer, flüchtiger und — leerer, und es bedurfte häufiger Erinnerungen von Seiten ihrer Angehörigen, bevor sie ihnen einmal antwortete.

Das Unglück war geschehen: Wilhelmine hatte sich dem heißgeliebten Manne gänzlich hingegeben und blickte jetzt um so mehr mit Schmerz und Abscheu auf sich und ihre Schwäche, je gebildeter sie geworden war. Ernst, der in ihren Armen ein unerwartet hohes Glück fand, suchte die Verzagende zu trösten. Er nannte ihre Verbindung eine Gewissensehe; er schwor ihr mehr als tausendmal, daß er sie über Alles liebe und nie ein anderes weibliches Wesen lieben werde; ja, er ließ sogar die Hoffnung durch seine Betheuerungen hindurch schimmern, daß er sie auch vor der Welt noch als seine Gattin anerkennen werde; aber mit deutlichen Worten sagte der Vorsichtige ihr das nie.

So gingen zwei Jahre hin, die für Wilhelmine zwischen den höchsten Schmerzen und Wonnen getheilt waren. Da glaubte die Unglückliche eine Abnahme der Liebe des noch immer heiß Geliebten zu bemerken: Ernst kam weit seltener, als früher, und war sehr oft zerstreut, ja sogar übellaunig. Sie befragte ihn mit Zit-

tern, unter heißen Thränenſtrömen um die Urſache dieſer Veränderung und erhielt ausweichende Antworten. Die Unglückliche, welche den Verführer noch ganz wie ſonſt liebte, ahnete nicht, daß er bereits längſt aufgehört habe ſie zu lieben, und nur darauf ſinne, ſich ihrer mit guter Manier zu entledigen. Denn einen Eclat fürchtete er um ſo mehr, da er darauf ausging, ſich mit einer ſchönen und reichen Erbin zu vermählen. Als dieſe Angelegenheit aber zur allerſeitigen Zufriedenheit beendigt, und die Verlobung des jungen Paares bereits gefeiert worden war, ſaß ihm das Meſſer gleichſam an der Kehle, und er mußte mit Wilhelminen um ſo mehr völlig brechen, da ſein Verhältniß zu ihr für ſeine nähern Bekannten kein Geheimniß mehr war.

Er ſchrieb ihr alſo einen Brief, worin er ihr anzeigte, daß Familienverhältniſſe ihn genöthigt hätten, an eine ſtandesmäßige Verbindung zu denken, und daß er bereits verlobt ſei; er bat ſie, dieſe Nachricht, „die ſie früher oder ſpäter habe erwarten müſſen," mit Ruhe aufzunehmen, und den Glauben feſt zu halten, daß er ſtets „ihr Freund" bleiben und ſie nie vergeſſen werde. Dieſem Briefe war eine Summe Geldes beigefügt, die er ſie bat, als „als den letzten Beweis ſeiner Liebe" anzunehmen.

Dieſer Brief war ein Meiſterſtück der feinſten Berechnung und zugleich das ſchlagendſte Zeugniß für die

teufliſche Kälte ſeines Gemüths. Er war ſo eingerichtet, daß der armen Wilhelmine auch nicht ein Schatten von Hoffnung mehr bleiben konnte, und doch war er, dem Anſcheine nach, mild, gerecht und freundlich geſchrieben.

Wilhelmine las ihn und ſagte ſich dann, daß er ihr Todesurtheil enthalte; wie Dantes „Hölle," hatte er das Motto an der Stirn: „Lascia ogni speranza!" Wie hätte ſie nach Empfang deſſelben noch leben mögen, noch leben können?

Sie packte das empfangene Geld ein, verſiegelte es mit dem ihr von Ernſt geſchenkten Petſchaft, auf dem ſich zwei Tauben ſchnäbelten, verſah es mit ſeiner Adreſſe und befahl der Muhme, der ſie von ſeinem Inhalte nichts ſagte, es zu Ernſt zu bringen. Als dieſe ſich entfernt hatte, ſchloß ſie das Haus zu, legte den Schlüſſel bei einem Nachbarn ein und begab ſich auf den Todesweg, auf dem wir ſie mit unſern Blicken begleitet haben. Ich denke, Du wirſt der Armen, nachdem Du jetzt ihre Geſchichte kennſt, die Ruhe im ſtillen Grabe gönnen, und Dich freuen, daß die an der Lombardsbrücke poſtirte Schildwache nichts merkte.

Morgen, wo den Neuverlobten zu Ehren ein groſſes Gaſtmahl vom Herrn und der Madame † † gege-

den wird, findet man vielleicht die Leiche in eben dem Augenblick, wo die mit duftigem Weine angefüllten Gläser auf das Glück und Wohl des edlen Paares erklingen. Wilhelmine aber wird nichts davon hören — sie liegt tief, tief da unten, wohin das Gewirr und Getreibe des Lebens nicht mehr dringt. Gönnen wir ihr diese Ruhe!"

Zwei und zwanzigster Abend.

Tollhaus-Insassen.

I.

— „Nur das nicht!“ rief ich, mit der Hand meine Augen bedeckend, als der Dämon das Gemälde jenes Hauses vor meinen Blicken aufrollte, in dem kaum ein anderer Laut, als der der Klage, des herzzerreißendsten Jammers vernommen wird. „Nur das nicht!“ wiederholte ich schaudernd.

— „Und weshalb nicht?“ fragte er gelassen. „Fürchtest Du Dich etwa vor dem Schmerze, der Dir aus diesem Bilde erwachsen dürfte? Ich glaubte Dich bereits gegen denselben gestählt? Wer so viel gesehen hat, wie Du, der sollte vor Nichts mehr erschrecken, vor Nichts mehr zurückbeben. Ich sehe, Du bist noch immer eine schwache, erbärmliche Kreatur!“

— „Du magſt Recht haben," verſetzte ich; „auch mache ich ja keinen Anſpruch auf jenen Stoicismus, den ich ſchaudernd an Dir bewundere; ich rufe Dir das vielcitirte „homo sum!" zu, und bitte Dich, immer daran zu denken, daß Du nur einen armſeligen Menſchen, und nicht Deinesgleichen, vor Dir haſt."

— „Ich weiß, was ich von Dir zu fordern berechtigt bin, und erinnere Dich an unſern Contract," ſagte er höhniſch. „Schau hin!" fügte er gebieteriſch hinzu: „Du haſt es einmal ſo gewollt — jetzt mußt Du!"

Ich gehorchte zitternd und ließ meine Blicke ſo ſchnell als möglich über alle die Gemälde von Jammer und Elend hingleiten, welche die großen Säle des Krankenhauſes darboten.

— „Es iſt nicht das," nahm der Dämon nach einer Pauſe wieder das Wort, „was ich Dir zeigen wollte. Blicke auf jenen Flügel des großen Gebäudes, des Palaſtes, worin Noth, Jammer, Schmerz und höchſtes Elend ihren Thron aufgeſchlagen haben, auf jenen Flügel, der die Narren umfängt; er iſt, wenn auch nicht minder ſchrecklich und grauenhaft, als die andern Theile des Hauſes, doch bei weitem intereſſanter, und wird auf jeden Fall Deine Erfahrungen bereichern.

— „Sieh nur dort den Narren," fuhr er nach einer Pauſe fort, „welcher neben der Lampe in einer beſondern Zelle ſitzt und unaufhörlich auf das vor ihm auf

dem Tiſche liegende Papier ſtarrt. Sein Wärter — denn er hat einen beſondern, weil ſeine angeſehene Familie für ihn bezahlt — hat ihn, von Müdigkeit überwältigt, wohl ſchon zehn Mal aufgefordert, ſich zur Ruhe zu begeben; er aber ſtarrt ihn mit verwirrtem Blick jedesmal einen Augenblick an und zählt und rechnet dann weiter, indem er von Zeit zu Zeit vor ſich hinſagt: „Die Fünfe müſſen kommen!“ Ein Strahl von Freude blitzt allemal bei dieſen Worten auf ſeinem Geſichte auf; er richtet ſich ſtolz empor und fügt mit lauter Stimme hinzu: „Ein Millionär!“

Dieſe Worte, dieſe wenigen Worte ſind die einzigen von allen, die ſein Gedächtniß noch behalten hat; er ſpricht nie mehr ein einziges anderes Wort, mag man ihn fragen, was man will. Selbſt bei körperlichen Züchtigungen, die man ihm zum Zwecke der Heilung auferlegte, ſprach er, um ſeinen Schmerz auszudrücken, nie andere, als die eben angeführten Worte; nur den Ton, womit er ſie ſprach, veränderte er. Das Haus möchte in Brand gerathen, ein Tobſüchtiger möchte ihn mit ſeinen Nägeln zerfleiſchen, ein nach Blut lechzender Tiger auf ihn losgelaſſen werden, er würde nie etwas Anderes rufen, als: „Die Fünfe müſſen kommen!“ und dann mit ſtolzem Tone hinzufügen: „Ein Millionair!“

Dieſer Mann wurde in guten Verhältniſſen geboren. Seine Eltern hinterließen ihm ein anſehnliches

Vermögen, mit dem er sich in Handelsspeculationen einließ, die größtentheils glückten, so daß sich sein Wohlstand von Tag zu Tag mehrte. Zudem that er auch noch eine gute Partie, und lebte mit seiner Gattin in einer zwar kinderlosen, aber glücklichen Ehe. Mit dem wachsenden Wohlstande wuchs aber leider auch seine Liebe zum Gelde, und der Wunsch, nicht nur reich, sondern einer der Reichsten der Stadt zu sein, gewann immer mehr Herrschaft über seine Seele. Er galt an der Börse für den fertigsten Rechner der Stadt; aber eben diese Fertigkeit wurde sein Unglück, indem sie ihn auf die seltsame Idee brachte, daß es ihm gelingen müsse, die in der benachbarten Zahlenlotterie herauskommenden Zahlen durch fortgesetzte Berechnungen zu finden. Er machte sich an die Arbeit, und glaubte im Verfolge derselben auf ganz ungewöhnliche Resultate gekommen zu sein. Er fing jetzt an zu spielen, und da der Zufall sich einige Male günstig gegen ihn erwies, so daß er nicht unbedeutende Summen gewann, sah er die erträumten Millionen bereits in der Perspective, und glaubte bald den König von Dänemark fragen zu können: „wie theuer Ihr Königreich, Herr König?"

Das Spielen in der Zahlenlotterie ward ihm jetzt zur Leidenschaft. Er versäumte seine übrigen Geschäfte und brachte seine ganze Zeit mit Rechnen zu. Glaubte

er gefunden zu haben, was er ſuchte, ſo trug er ſehr bedeutende Summen nach Altona in die dortigen Lotto-bureaux, in denen er allemal eine höchſt willkommene Erſcheinung war. Jetzt ſchlug ihm aber Alles fehl, und er gewann durchaus nicht mehr; aber weit davon entfernt, ſich dadurch abſchrecken zu laſſen, verdoppelte er vielmehr ſeine Einſätze, ſo wie ſeinen Fleiß beim Rechnen.

Die Folge dieſer unſinnigen Handlungsweiſe war natürlich ſein gänzlicher Ruin. Endlich trug er ſeine letzten zweihundert Thaler, den ganzen Reſt ſeines einſt ſo bedeutenden Vermögens, auf das Lottocomptoir. Er verließ die Nachbarſtadt an dieſem für ihn ſo verhängnißvollen Tage nicht, denn am Nachmittage, um vier Uhr, ſollte, wie gewöhnlich, die Ziehung auf öffentlichem Markte ſtattfinden, und diesmal mußte er gewinnen, diesmal mußten ſeine fünf Nummern kommen — oder — Ein Schauder überlief ihn, als er den Gedanken weiter denken wollte, und haſtig ſtürzte er das vor ihm ſtehende Glas Wein hinunter, indem er ſich den Angſtſchweiß von der bleichen Stirn trocknete.

Die verhängnißvolle Stunde war endlich da; er erhob ſich langſam, faſt taumelnd von ſeinem Sitze im Rathsweinkeller — und doch war er nicht betrunken — zog ſeine Brieftaſche hervor und unterſuchte mit zittern-

der Hand, ob sie auch sein Loos — sein Alles jetzt — enthielte; es war wirklich darin. Er besah noch einmal die auf dem Loose bemerkten Zahlen, als wolle er sie seinem Gedächtnisse noch recht fest einprägen, dann schwankte er auf den Markt hinaus, wo die Ziehung bereits ihren Anfang nehmen wollte.

Das Herz klopfte ihm fast hörbar in der Brust; der Athem drohete ihm zu stocken, als der Waisenknabe die erste Nummer aus dem Glücksrade zog, die dann in eine pappene Kapsel gethan und unter die Zuschauer geschleudert wurde, die sich um den Besitz derselben balgten. Sie war keine von seinen fünf Nummern; doch blieben ja noch viere nach; dies belebte seine bereits sinkenden Hoffnungen wieder. Die zweite, dritte, vierte und fünfte Nummer wurde so nach und nach gezogen — nicht *eine* davon stand auf seinem Papier! Er war jetzt todtenbleich geworden und drohte umzusinken; einige Nebenstehende fingen ihn in ihren Armen auf. Er kam bald wieder zu sich, schaute aber mit seltsamen Blicken um sich und wankte nach Hause.

Seine Gattin hatte mit dem Essen auf ihn gewartet, und lud ihn, als er an ihr vorüberstreifen wollte, ein, mit ihr zu Tisch zu gehen; er warf einen schüchternen Blick auf sie und begab sich, ohne ihr zu antworten, auf sein Comptoir, wo er sich an den Pult setzte. Er hatte ein Blatt Papier vor sich liegen und

eine Feder in der Hand, mit der er das Papier beschrieb, ohne sie jedoch in das Tintenfaß zu tauchen, so daß die Zahlen nur für sein geistiges Auge, aber für kein anderes sichtbar waren. Um Mitternacht saß er noch so da; seine Gattin wagte es, zu ihm einzutreten und ihn zum Schlafengehen aufzufordern.

— „Die Fünfe müssen kommen!" rief er ihr entgegen, und fügte dann sein: „Ein Millionair!" triumphirend hinzu.

Da er das noch mehre Tage so forttrieb, mußte man ihn in das Irrenhaus bringen.

Seitdem hatte der Arme wirklich einen Treffer; aber er wußte nichts mehr davon," schloß der Dämon seine Erzählung. „Seine Gattin ererbte ein sehr bedeutendes Vermögen von einem in der Ferne gestorbenen Verwandten, und er könnte jetzt wirklich ein Millionair sein, wenn er nicht ein Narr wäre. Die Aerzte aber haben, nachdem sie vergebens alles Erdenkliche zu seiner Heilung aufgeboten, einstimmig erklärt, daß keine Rettung mehr für ihn möglich sei, und so wird er den Rest seiner Tage zwischen den Mauern des Irrenhauses verbringen, immer noch die fünf Treffer suchend und: „Ein Millionair!" rufend.

In einer andern Zelle bot sich mir das Bild einer schönen, aber im höchsten Grade schamlosen Frau dar. Sie hatte den noch immer vollen Busen entblößt und

würde ſich vielleicht aller ihrer Gewänder entledigt haben, wenn ihre Wärterin, dem Anſcheine nach eine ſtarke, entſchloſſene Frau, ſie nicht daran verhindert hätte.

— „Madame müſſen anſtändig ſein!“ ermahnte die Wärterin, indem ſie, wiewohl ohne Erfolg, bemüht war, den derangirten Anzug der Wahnſinnigen wieder in Ordnung zu bringen.

— „Anſtändig! anſtändig!“ äffte ſie dieſe hohnlachend; „was anſtändig! Ich bin Venus, die Göttin der Schönheit, die Königin der Welt — wo iſt meine Krone, elende, ſterbliche Kreatur?“

Sie griff mit dieſen Worten nach einem Strohkranze, den ſie, künſtlich genug, in Form einer Krone aus dem in ihrem Bettſacke enthaltenen Stroh geflochten hatte, und ſetzte ihn ſich in die dunklen, verworrenen Locken, worauf ſie ſtolz und gebieteriſch um ſich blickte.

— „Madame ſollten ſich endlich zu Bett begeben,“ bat die Wärterin, ihre Handarbeit zuſammenpackend; „es iſt ſchon ſehr ſpät und Ruhe wird Ihnen gut thun.“

— „Was redeſt Du vom zu Bette gehen und von Ruhe?“ erwiederte die Wahnſinnige; „weißt Du denn noch nicht, daß die Götter niemals ſchlafen? Und dann kommt ja Er noch, und ich muß mich zu ſeinem Empfange ſchmücken. Reiche mir meine beſten Gewänder, meinen Schmuck; laß die Zofen kommen, damit

ſie mich ankleiden — geſchwind, ſage ich Dir, laß ſie kommen, oder ich zerſchmettere Dir das Gehirn mit meinen Händen!"

Sie machte eine drohende Bewegung und wollte auf die Wärterin losfahren; dieſe aber, welche dergleichen Scenen ſchon gewohnt zu ſein ſchien, packte die Unglückliche mit ihren kräftigen Fäuſten, warf ſie auf das an der Wand ſtehende Lager nieder und ſagte mit gebietendem Tone:

— „Wenn Madame ſich jetzt nicht ruhig verhalten, ſo giebt es 'was; Madame werden mich verſtehen!"

— „Gnade! Gnade!" jammerte die Wahnſinnige, die ſich vor einer noch ärgeren Mißhandlung fürchten mochte, mit flehend emporgeſtreckten Händen; „Gnade, ſtrenge Juno, und ſag' nur Deinem Jupiter nichts, denn ſonſt kommt der mit ſeinen Donnerkeilen."

— „Ich will nichts ſagen, wenn Madame jetzt ruhig einſchlafen," verſetzte die Wärterin; „ſonſt aber.... Nun, Sie wiſſen wohl, was es ſetzt!"

Die Wahnſinnige, welche noch zu aufgeregt war, um ſchon einſchlafen zu können, ſtellte ſich trotz dem, als ob ſie ſchliefe; doch öffnete ſie von Zeit zu Zeit die Augen und blinzelte nach der Wärterin hinüber, die ihr Nachtgewand anlegte, um gleichfalls auf ihrem

Lager einige Ruhe zu ſuchen, deren ſie ſehr bedürftig ſein mochte.

— „Dieſe Wahnſinnige," nahm der Dämon nach einer Pauſe das Wort, „gehörte zu den ſchönſten Mädchen der Stadt. Ihre Eltern ſind gute Bürgersleute, die, ohne vermögend zu ſein, durch ihren Fleiß und ihre Betriebſamkeit ihr gehöriges Auskommen haben.

Regine iſt ihr einziges Kind, und ſie konnten daher auf die Erziehung derſelben etwas verwenden. Sie ſchickten ſie in eine angeſehene Schule und hielten ihr ſogar einen Muſiklehrer, da ſie einiges Talent zur Muſik an ihr entdeckten. So wie Regine das jungfräuliche Alter erreichte, entwickelte ſich jene Schönheit an ihr, die ihr Verderben werden ſollte; man ſagte ihr nämlich ſo oft, daß ſie ſchön ſei, ſchöner als alle andre Mädchen, daß ſie es endlich ſelbſt glaubte, und da ſie von Natur ſchon einen ſtarken Hang zur Eitelkeit beſaß, mußte dieſe unter ſolchen Umſtänden eine außerordentliche Höhe erreichen. Sie mochte nichts mehr, als ſich putzen und, wenn ſie ſich geputzt hatte, an öffentlichen Orten zeigen, um die Bewunderung der Thoren herauszufordern, ein Tribut, der ihr im reichlichſten Maaße von dieſen gezollt wurde.

Bald war die ſchöne Regine das Stadtgeſpräch; bald machten alle Stutzer die Fenſterparade vor ihrem Hauſe; bald drängte man ſich an öffentlichen Vergnü-

gungsörtern an sie, um ihr die größesten Schmeicheleien zu sagen und sie mit allen Göttinnen des Olymps zu vergleichen; bald fand sich endlich auch ein Bewerber um ihre Gunst ein, der es ernstlich mit seiner Bewerbung meinte, und Regine gab ihm um so williger den Vorzug vor allen Andern, die ihr ihre Huldigungen darbrachten, da Franz unbestritten ein eben so schöner junger Mann, als sie ein schönes Mädchen war.

Allein der arme Franz hatte kein Vermögen und mußte solches erst, um die Heißgeliebte heimführen zu können, erwerben; doch besaß er Kenntnisse, Talente und sogar einige Connexionen, so daß er hoffen durfte, in einigen Jahren so weit zu sein, Regine als Gattin in sein Haus führen zu können. Eine sehr gute Aussicht hatte sich in Amerika für ihn eröffnet, und so schwer es ihm auch wurde, sich von der Geliebten zu trennen, so gebot ihm dies doch die Vernunft, und er gehorchte ihr. Mit tausend heißen Schwüren gelobten sich die Liebenden ewige Liebe und ewige Treue, und unser Franz bestieg voller Hoffnungen das Schiff, das ihn nach Südamerika führen sollte.

Kaum war er ein Jahr entfernt, so fand sich in dem Kreise der Bewunderer unserer Regine auch Herr M. ein, ein Mann, der ein fast unermeßliches Vermögen besaß, aber bereits alt, häßlich, abgelebt und von einem höchst abstoßenden Character war. Er hatte

es sich früher vorgenommen gehabt, nicht zu heirathen; allein als er die schöne Regine sah, veränderte er seinen Entschluß, und die Aussicht, die schönste Frau der Stadt die seinige zu nennen, schmeichelte seinem Stolze und seiner Eitelkeit so sehr, daß er ihr Hand und Herz antrug.

Regine schauderte zu Anfang, wenn sie sich als die Gattin des häßlichen, unangenehmen M. dachte; allein seine reichen Geschenke, die Aussicht auf ein glänzendes Leben, welche ihr durch diese Verbindung eröffnet wurde; vielleicht auch die Hoffnung, daß der bereits alte und ziemlich kränkliche M. es nicht lange mehr machen werde, verbunden mit den Ueberredungen ihrer Eltern und ihrer sogenannten Freundinnen, bewogen sie endlich doch, ihren dem armen Franz geleisteten Schwüren untreu zu werden und Herrn M., wiewohl mit dem heftigsten innern Widerstreben, ihre Hand zu reichen.

Nur kurz war die Freude, die ihr der Besitz so großer Reichthümer und so glänzender äußerer Verhältnisse gewährte; man gewöhnt sich bald an Alles und so hatte auch das, was Regine früher so heiß ersehnt, bald keinen Reiz mehr für sie. Sie sah sich überdies an einen Mann gefesselt, dessen Character ihr weder Liebe noch Achtung einflößen konnte, und dessen Aeußeres der Art war, daß es sie nothwendig abstoßen

mußte. Dazu meldeten ſich bei Herrn M. bereits die Gebrechen des Alters und einer allzuraſch verlebten Jugend, und ſtatt in Geſellſchaften zu glänzen, ſtatt an allen öffentlichen Vergnügungen Theil zu nehmen, wie ſie gehofft und gewünſcht hatte, mußte ſie die Krankenpflegerin am Bette des ungeliebten Mannes ſpielen.

Daß unter dieſen Umſtänden das Bild des einſt ſo geliebten Franz wieder in ihrer Seele auftauchte, war ganz natürlich; ja, zu ihrer unausſprechlichen Qual gewann dieſe ihre erſte Neigung eine ſolche Gewalt wieder über ſie, daß ſie keinen andern Gedanken mehr hegen konnte, als den an den armen, ſo grauſam von ihr betrogenen Jüngling. Ihre auf das Lebhafteſte angeregte Phantaſie malte ſich ſein Bild mit den reizendſten Farben aus; ſie bedachte, wie glücklich ſie an der Seite eines ſolchen Mannes hätte leben können; ſie warf ſich ihr Unrecht gegen ihn vor und klagte ſich nicht allein wegen ihres eigenen, ſondern auch wegen ſeines Unglücks an.

Unter dieſen Umſtänden konnte es nicht fehlen, daß ſie der furchtbarſten Melancholie erliegen mußte, und dieſe wurde noch vermehrt, als Franz nach wenigen Jahren als ein gemachter Mann in ſeine Vaterſtadt zurück kehrte. Das Glück, welches ihm in Hinſicht ſeiner Liebe den Rücken zugewandt, hatte ihn von einer andern Seite wieder aufgeſucht. Er wagte erſt einige

kleinere Speculationen, und als dieſe einſchlugen, größere, die ihn in kurzer Zeit zum reichen Manne machten.

Vielleicht mochte Regine die Hoffnung nähren, daß Franz ihr vergeben und, ſobald ſie ſich durch den Tod von ihrem ungeliebten Gatten befreit ſehen würde, auf's Neue ſich um ihren Beſitz bewerben werde; allein hierin irrte ſie ſich. Franz war zum Manne in der höchſten und ſchönſten Bedeutung des Worts herangereift, und verachtete als ſolcher nicht nur Regine wegen ihrer gegen ihn verübten Treuloſigkeit, ſondern pries ſich ſogar glücklich, dem Schickſale entgangen zu ſein, der Gatte eines ſo eitlen, herz- und gemüthloſen Geſchöpfs zu werden. Ihre außerordentliche Schönheit, welche ſelbſt jetzt noch ſtrahlend war, obgleich Gram und Selbſtvorwürfe an ihrem Leben nagten, verblendete ihn jetzt nicht mehr, wo er höhere Vorzüge gehörig zu ſchätzen verſtand.

Seiner ſelbſt gewiß, vermied er es daher nicht, als die Umſtände und Verhältniſſe es ſo fügten, mit der einſt ſo heiß Geliebten zuſammen zu kommen, und ſein ruhiges, feſtes und männliches Betragen gegen ſie zeigte ihr nur zu deutlich, wie es um ſein Herz ſtand. Aber je entſchiedener er ſich von ihr abneigte, um ſo heißer brannte jetzt die Liebe für ihn in ihrem Herzen, und dieſe beraubte ſie dermaßen aller Haltung und Selbſtbeherrſchung, daß ſie Andern kein Geheimniß mehr bleiben konnte. Regine bot, noch immer nicht alle Hoff-

nung aufgebend, alle Künste der Koketterie auf, Franz wieder in ihre Netze zu ziehen; sie kleidete sich mit der ausgesuchtesten Eleganz und einem bewundrungswürdigen Geschmack; sie las die Bücher, welche sie von ihm hatte loben hören und unterhielt sich über ihren Inhalt mit ihm; sie setzte ihren Musikunterricht mit Eifer fort und spielte und sang zum Entzücken; sie hing an seinem Munde, wenn er sprach, sie kleidete sich in die Farben, die ihm am meisten gefielen; ja, sie wagte es in ihrer Liebesraserei sogar einmal, ihn an die Vergangenheit zu erinnern, um die frühern Wünsche seines Herzens wieder in demselben anzufachen; allein er blieb kalt, gemessen und ruhig, und verrieth durch kein Wort, daß dieses Alles den mindesten Eindruck auf ihn mache. Sie hielt das für Männerstolz und gab trotz dem ihre Hoffnungen nicht auf.

Endlich schien ihr Schicksal eine entscheidende Wendung nehmen zu wollen. Ihr Gatte, welcher durch seine Kränklichkeit sich schon lange der Gesellschaft entzogen gesehen hatte, erkrankte so ernstlich, daß die Aerzte die Hoffnung auf seine Wiederherstellung aufgaben und seinen nahen Tod als gewiß ansahen. Regine athmete wieder auf — sie glaubte sich endlich am Ziele zu sehen; ja, sie zweifelte nicht länger daran, daß Franz, sobald sie nur frei wäre, auf's Neue mit seiner Bewerbung hervortreten würde. Sie besah sich im

Spiegel und durfte ſich ſagen, daß ihre einſt ſo vielgeprieſene Schönheit noch durchaus keinen Abbruch erlitten, ja, daß der Gram, dem ſie zur Beute anheimgefallen war, ſie nur noch rührender, intereſſanter gemacht habe. Sie erblickte ſich im Geiſte im Wittwenſchleier; ſie ſah ſich auf's Neue von Bewunderern und Anbetern umringt und hoffte mit Zuverſicht, daß die Eiferſucht bei dem Geliebten das Werk vollenden werde, das die Koketterie begonnen hatte. Ueberdies war ſie ja jetzt reich, ſehr reich — reich, jung und ſchön, wie hätte ſie nicht hoffen ſollen?

Endlich befreite der Tod Herrn M. von ſeinen Leiden und ſie von dem ungeliebten Gatten. Eine Stunde nach dieſem Ereigniſſe begab ſich Regine in ihr Wohnzimmer hinab, um dort einige Viſiten zu empfangen, wie ſie bei ſolchen Gelegenheiten üblich ſind. Dort angelangt, fiel ihr Blick auf den Spiegel; eine neue, höchſt elegante Karte war von dem Diener, der ſeine Gebieterin in einer ſo ernſten Stunde nicht mit unbedeutenden Dingen hatte beläſtigen wollen, daran geſteckt worden; ſie las ſie und ſank ohnmächtig zu Boden. Es war die Verlobungskarte Franzens mit einem zwar armen, aber hübſchen und geiſtreichen Mädchen.

Aus dieſer Ohnmacht durch die herbeigeeilte Dienerſchaft wieder aufgeweckt, benahm ſich Madame M. höchſt ſeltſam. Ihre Augen hatten einen ganz eigenthümlichen

Ausdruck angenommen; ihre Bewegungen waren heftig und der Art, als habe sie alle Herrschaft darüber verloren; die eintretenden Condolenzler empfing sie vor dem Spiegel stehend und ihre Toilette, unbekümmert um ihre Gegenwart, vollendend, auch hielt sie so wunderliche, unzusammenhängende Reden, daß man sich erstaunt und kopfschüttelnd ansah, sie bald wieder verließ, und der Dienerschaft den Wink gab, doch Acht auf ihre arme Gebieterin zu geben, die der Schmerz über den Verlust des Gemahls ganz außer sich gesetzt zu haben scheine.

Die Dienerschaft wußte schon lange nicht, wie sie mit ihrer armen Herrschaft daran sei, und fand es für räthlich, den Arzt über den Zustand derselben zu Rathe zu ziehen. Dieser sah bald, wie die Sache stand, bat, daß man einen Familienrath zusammen berufe, und in Folge desselben wurde die arme Regine nach dem allgemeinen Krankenhause, in die Irrenabtheilung desselben, gesandt, wo wir sie noch jetzt erblicken. Sie hält sich für die Göttin Venus, den noch jungen, ziemlich hübschen Assistenzarzt für Adonis, und den wegen seiner häufigen Kränklichkeit nicht immer freundlichen Oberarzt für Jupiter, auf den sie einen bedeutenden Haß geworfen hat, weil er ihr oft widerspricht und sie mit den zu ihrer Heilung dienen sollenden Mitteln quält."

Der Dämon hielt hier einige Augenblicke inne und ließ seine Blicke umherschweifen, als suchte er noch einen

Gegenſtand, den er mir zeigen wollte. In eben dem Augenblick aber ſetzte die Thurmuhr zum Schlage der Mitternacht an, und er ſchloß mit den Worten:

— „Genug für heute! Morgen ſollſt Du noch mehre Bekanntſchaften machen.“

Wie gern hätte ich dieſe nicht gemacht; allein er gebot, und ich werde gehorchen müſſen.

Drei und zwanzigster Abend.

Tollhaus-Insassen.

II.

Bei dem spärlichen Scheine einer ziemlich dunkel brennenden Lampe sah ich einen noch jungen Mann am Tische sitzen und ämsig in einem großen, vor ihm aufgeschlagenen Buche lesen. Sein Anzug war im höchsten Grade ärmlich, schmutzig und sogar zerrissen; sein Gesicht, das übrigens gefällige, einnehmende Formen hatte, war sehr abgemagert und bleich, und die Augen lagen tief in ihren Höhlen; der Blick derselben war starr, gläsern und unheimlich, wie er es bei allen Denen zu sein pflegt, deren Wahnsinn in Blödsinn überzugehen droht, welcher letztere bekanntlich unheilbar ist. Die ziemlich hohe und wohlgebildete Stirn war, trotz der

Jugend des Unglücklichen, mit tiefen Falten bedeckt und eben dieſe umgaben auch den Mund, dem ſie einen höchſt ſchmerzlichen Ausdruck verliehen. Das blonde, ſchlichte Haar hatte ſich bereits ſehr gelichtet und bedeckte kaum nur noch den Schädel.

Der arme Menſch las, dem Anſcheine nach, mit einer außerordentlichen Schnelligkeit, denn faſt jede Minute wendete er ein Blatt des vor ihm liegenden Folianten um; als ich aber recht hinſah, bemerkte ich, daß er gar nicht las, ſondern nur blätterte, indem er das Buch verkehrt vor ſich liegen hatte, was ich an den Ueberſchriften der Kapitel ſah, die, ſtatt oben, unten ſtanden; er las alſo auch rückwärts, ſtatt vorwärts.

— „Der da," nahm mein Begleiter das Wort, „iſt an ſeinem Character zu Grunde gegangen."

— „An ſeinem Character?" fragte ich verwundert.

— „Nicht an dem, welchen die Natur, ſondern an dem, welchen die Facultät ihm ertheilt hat," verſetzte er. „Du wirſt wiſſen, daß man auf einer benachbarten Univerſität den Studirenden gewiſſe Grade, je nach ihren Fähigkeiten und den von ihnen erworbenen Kenntniſſen, ertheilt. Da giebt es einen erſten Character mit Auszeichnung, welcher der höchſte zu erwerbende Grad iſt; einen erſten Character, einen zweiten mit Auszeichnung, der dem vorhergehenden ſo ziemlich gleich

iſt, und endlich einen dritten der die Candidaten nur ſo eben vor dem Durchfallen beſchützt, und ſie in der Regel zwingt, noch weiter zu ſtudiren. Dieſen letztern erhielt unſer armer Wahnſinnige, und ging daran zu Grunde.

Der Sohn ſehr armer Eltern, verdankte er es nur der Güte eines Wohlthäters, daß er die Schule und das Gymnaſium, ſpäterhin auch die Univerſität, beſuchen konnte. Von ſeinen Eltern erhielt er unaufhörliche Ermahnungen, ſich durch Fleiß auszuzeichnen, und ſich dadurch der Güte ſeines Wohlthäters würdig zu zeigen, daß er ein großes Licht der Gelehrſamkeit würde. Unſerm Felix fehlte es nun zwar keineswegs an Fleiß und gutem Willen, wohl aber an Genie und Fähigkeiten, ſo daß ihm das Lernen unendlich ſauer wurde. Dabei beſaß er jene Blödigkeit und geiſtige Unbeholfenheit, die Menſchen eigen zu ſein pflegt, welche in untergeordneten Lebensverhältniſſen geboren und aufgewachſen ſind. Wo Andere ſich frei bewegten, fühlte er ſich gedrückt und beengt; was Andern ein Spiel war, rief ihm den Angſtſchweiß auf der Stirn hervor. Ueberdies mußte er noch knapp leben und ſich außerordentlich in allen ſeinen Bedürfniſſen einſchränken, um ſeinem Wohlthäter nicht zu viel Geld zu koſten.

So floſſen die ihm beſtimmten drei akademiſchen Jahre ohne allen Lebensgenuß, ohne die geringſte Freude

hin, denn selbst die Arbeit, da sie ihm so über die Maaßen schwer fiel, gewährte ihm dieselbe nicht.

Endlich war der große, für sein ferneres Leben entscheidende Tag der akademischen Prüfung da, und schon mehre Wochen vorher hatte sich unser Felix in einer Art von fieberhafter Aufregung befunden. Das Blut drängte sich ihm gleichsam zum Herzen, wenn er an das dachte, was ihm bevorstand, und der kalte Angstschweiß trat ihm auf die Stirn.

Mit ihm zugleich sollte ein anderer Student, der sein Stubennachbar war, das Examen machen. Dieser Mensch, der Sohn reicher Eltern, hatte seine Zeit auf eine Weise zugebracht, daß unser Felix der festen Meinung war, daß er nicht bestehen könne. G. — so wollen wir diesen nennen — hatte sich kein Vergnügen versagt; er trank, spielte, ritt und machte den hübschen Mädchen des Orts den Hof; studiren sah Felix ihn nur selten, und auch die Collegia wurden sehr unordentlich von ihm besucht. Aber die Natur hatte für G. Alles gethan, er besaß Alles im hohen Grade, was Felix fehlte: Genie, Gedächtniß, Leichtigkeit und jene Dreistigkeit, die die Ueberlegenheit des Geistes dem Menschen giebt.

G. war der Erste, welcher sich zum Examen stellte, und unser Felix sah ihm gleichsam mit Bangen nach, als er, sorglos wie ein Kind, den verhängnißvollen

Weg antrat; denn er liebte G., der ein guter Menſch war und ſich ſtets freundlich und wohlgeſinnt gegen ihn gezeigt hatte; ja, er fürchtete ſich ſo ſehr davor, daß G. völlig durchfallen würde, daß er der Disputation deſſelben nicht beizuwohnen wagte.

Trotz dem ging nicht nur Alles gut, ſondern ſehr gut, indem G. den erſten Character erhielt. Felix athmete auf: iſt der ſo glänzend beſtanden, ſagte er ſich, ſo werde ich wohl auch beſtehen; denn an Fleiß habe ich es nicht fehlen laſſen. Er begab ſich daher ziemlich wohlgemuth zum Examen; allein als der entſcheidende Augenblick nun da war; als er vor den Männern ſtand, von deren Ausſpruche Alles für ſeine Zukunft abhing, da verließ ihn der gleichſam erzwungene Muth, da ſtotterte er und verwirrte ſich, da wußte er kaum die leichteſten Fragen zu beantworten; und als gar die gelehrten Herrn ſich bedeutſam und kopfſchüttelnd anſahen — denn von einem ſo fleißigen jungen Manne hatten ſie etwas ganz Anderes erwartet — da war es vollends um ſeine Faſſung gethan, und das Examen fiel ſo erbärmlich aus, daß man ſich mit einander berieth, ob man den Armen nicht gänzlich durchfallen laſſen wolle; aus Mitleid mit ſeiner Lage, die man kannte, ertheilte man ihm endlich den dritten Character.

Felix war nicht nur zerſchmettert, nein, er war gänzlich vernichtet. Alle ſeine Hoffnungen auf die Zu-

kunft waren mit dieſem einen Schlage völlig zerſtört, denn wie hätte er hoffen dürfen, daß ſein Wohlthäter noch ferner etwas für ihn thun, ihn noch länger auf der Univerſität erhalten würde? Und ſelbſt wenn er es thäte, was durfte er noch zu gewinnen hoffen, er, deſſen unermüdeter Fleiß bisher ohne allen Erfolg geblieben war? Dann geſellte ſich auch noch der Gedanke an den Kummer ſeiner armen Eltern zu den andern, die ihn ſchon quälten, hinzu. Auf ihn hatten ſie ihre letzte Hoffnung geſetzt; er war dazu beſtimmt geweſen, ihr Alter gegen Sorgen und bittern Mangel zu beſchützen — und jetzt ſollte er ihnen noch größere Sorgen machen, als ſie bisher ſchon gehabt hatten!

Drei Tage lang ſchloß der Unglückliche, welcher ſich vor Scham nicht ſehen laſſen mochte, in ſeinem Zimmer ein, ohne Speiſe und Trank zu ſich zu nehmen, ohne den mindeſten Troſt zu begehren, noch zu empfangen. Als man ihn gar nicht aus ſeinem Zimmer hervorkommen ſah, fürchtete man, er habe ſich in ſeiner Verzweiflung ein Leid angethan, und öffnete die Thür mit Gewalt, da er ſie auf wiederholtes ſtarkes Pochen weder öffnete, noch irgend ein Lebenszeichen von ſich gab.

Man ſah ihn bleich, abgemagert, mit verwildertem Haar und ſtier auf ein vor ihm liegendes Buch gerichteten Augen an ſeinem Arbeitstiſche ſitzen. Als man

eintrat und Fragen an ihn richtete, antwortete er nicht, sondern fuhr fort zu lesen. Man sah jetzt, was man vor sich habe und nahm sich seiner an. Sein bisheriger Wohlthäter verließ ihn auch jetzt nicht und brachte ihn, gegen Auszahlung einer mäßigen Pension, hier unter, um ihn, wo möglich, heilen zu lassen, wozu man zu Anfang noch einige Hoffnung hegte, jetzt aber keine mehr hat. Dieser Unglückliche wäre, bei seinem Fleiße, gewiß ein tüchtiger und glücklicher Handwerker geworden — jetzt, wo er seine Bestimmung verfehlt hat, wird er den Rest seiner Tage im Irrenhause beschließen."

— „Bemerke jenes noch immer schöne, junge Frauenzimmer da," fuhr der Dämon nach einer Pause fort, während welcher ich mich meinen Betrachtungen überließ; „das da, welches in dem großen Gemache sich im Winkel nieder gekauert hat und die Hände vor die Augen hält, so wie sich ihm Jemand nähert."

— „Ich sehe es," erwiederte ich, „und erinnere mich kaum, je schönere, regelmäßigere Gesichtszüge gesehen zu haben; selbst unsre Venus von gestern verdunkelt sie."

— „Auch war sie noch vor einem Jahre eine der berühmtesten oder, wenn Du lieber willst, berüchtigtsten Courtisanen dieser Stadt," versetzte er.

— „Wie, dieſe Perſon mit den edlen, einnehmenden, ja, ich möchte ſagen, unſchuldigen Geſichtszügen?“ rief ich voll Verwunderung.

— „Eben ſie ſpielte eine Rolle in der menſchlichen Geſellſchaft, die man mit Recht zu den verächtlichſten zählt,“ war ſeine Antwort. „Doch brachte ſie nicht ein ihr angeborener laſterhafter Hang, ſondern namenloſes Unglück, verbunden mit einem der Jugend nicht allzuhoch anzurechnenden Leichtſinne dazu, ſich in die Reihen Derer zu ſtellen, die man als den Auswurf der menſchlichen Geſellſchaft betrachtet.“

— „Erzähle!“ ſagte ich haſtig. „Dieſe Unglückliche intereſſirt mich vor allen Andern.“

— „Ihr Schickſal verdient, daß man ſich dafür intereſſire,“ verſetzte er. „Sophie war die Tochter armer, höchſt rechtlicher und dabei, was die Sitten anbetrifft, ſehr ſtrenger Eltern, die ſie mit löblicher Sorgfalt bewachten, ſo wie ſich ihre außerordentliche Schönheit zu entwickeln und ſie vor ihren Geſchwiſtern auszuzeichnen begann. Faſt erlaubte man ihr nicht, je anders allein auszugehen, als wenn ſie die Kirche des kleinen Orts beſuchte, in dem ſie lebte. Zu dieſer wurde ſie aber von den ſich bedeutend zum Pietismus hinneigenden Eltern ſtreng angehalten, und kein Sonntag verging, ohne daß Sophie zwei Predigten mit anhören mußte.

Nun traf es sich, daß eine bereits ältliche, sehr oft kränkelnde Edelfrau auf einem benachbarten Gute einer treuen Pflegerin bedurfte. Man schlug ihr unsre Sophie vor, und da sowohl Eltern als Tochter im besten Rufe standen, wurde den erstern der Antrag gemacht, den sie mit Freuden für ihr Kind annahmen, da die Dame im Rufe großer Frömmigkeit und eines exemplarischen Wandels stand; überdies geboten ihnen ihre Verhältnisse, daß sie es gern sehen mußten, eins ihrer vielen Kinder versorgt zu sehen.

Sophie, die begreiflicherweise mit Allem zufrieden war, was ihre Eltern wollten, zog zu der Frau von L.; allein statt eine gute Gebieterin zu finden, fand sie eine strenge, von Krankheit und Launen beherrschte, die ihr das Leben auf alle Weise sauer machte. Selbst mit der vielgepriesenen Frömmigkeit der Dame war es nicht weit her, und diese bestand nur in frommen Worten, Augenverdrehen und abgeschmackten Sentenzen; sie war geizig, ungerecht und stolz gegen ihre Untergebenen, von auffahrender Gemüthsart und sogar boshaft, was sich alles mit der Art von Frömmigkeit recht gut verträgt, wovon Frau von L. Profession machte.

Die arme Sophie hatte also böse Tage, ertrug sie aber mit Geduld und hoffte durch Sanftmuth und Nachgiebigkeit endlich doch das Herz ihrer strengen Gebieterin zu gewinnen. Allein dieses Herz war keiner menschlichen

Regung fähig; überdies sah Frau von L. alles, was Sophie für sie that, als einen Tribut der Pflicht an, und glaubte mit einigen wenigen Thalern deren Leistungen, Leiden und Entbehrungen reichlich zu bezahlen.

Das arme Mädchen hielt trotz dem bei ihrem Plagegeiste aus. Eine neue Quelle von Freuden, von der aber die Dame keine Ahnung haben durfte, war Sophien, zu ihrem Unglück, überdies in diesem Hause aufgegangen. Beauftragt, etwas auf dem Boden zu suchen, stieß sie auf einen Bücherbort mit Büchern, die wahrscheinlich dahin verwiesen worden waren, weil ihr Inhalt der Dame des Hauses nicht erbaulich genug sein mochte. Es waren Romane und Erzählungen, theils von deutschen Schriftstellern, theils aus dem Englischen oder Französischen übersetzt. Der noch nicht gar lange verstorbene Herr von L war ein Liebhaber dieser schalen Lectüre gewesen und hatte den Plunder angeschafft, der nach seinem Tode mit Recht auf den Boden verwiesen wurde.

Sophie, von Neugier getrieben und wie alle jungen Personen auf Bücher erpicht, nahm eins in die Hand und las einige Seiten darin, die ihr über alle Maaßen gefielen. Das gute Kind hatte noch nie etwas Anderes, als Gesang- und Gebetbücher, natürlich auch die Bibel, gelesen, und so ging ihm mit dieser Lectüre eine ganz neue Welt auf. Sie nahm das Buch mit

herunter und verbarg es sorgfältig vor den Blicken ihrer strengen Gebieterin; nur Nachts wagte sie darin zu lesen. Auf diese Weise packte sie den verderblichen Inhalt dieser ganzen kleinen Bibliothek in ihren Kopf; ohne daß sie es wußte, war dadurch eine gänzliche Veränderung ihres Wesens bewirkt worden. Sie war jetzt nicht mehr heiter, unbefangen und unschuldig, sondern vielmehr träumerisch, überspannt und von Wünschen und Gedanken geplagt, die sie früher nicht gekannt hatte.

In diese unglückliche Zeit fiel ihre Bekanntschaft mit einem jungen Manne, der ihr so schon gefährlich hätte werden können, es ihr in ihrer damaligen Stimmung aber doppelt werden mußte. Adolph von L., der einzige Sohn und Erbe ihrer Gebieterin, ein schöner, aber bereits durch und durch verderbter junger Mann, hatte seine Studien auf der Militairschule beendet und kehrte zu seiner Mutter zurück, bei der er einige Zeit bleiben, dann aber, wie es hieß, zur Vollendung seiner Bildung, sich auf Reisen begeben wollte.

Er sah die wirklich außerordentlich schöne Sophie, entbrannte in unreiner Liebe gegen sie und ruhete nicht eher, als bis er sie unglücklich gemacht hatte, was ihm bei ihrer großen Ueberspannung und ihrer durch die schädliche Romanenlectüre allzulebhaft angeregten Phantasie nicht eben schwer fiel. Die Folgen seiner schänd-

lichen Handlung, und vor allen Dingen den Zorn ſeiner ſtrengen Mutter fürchtend, bereitete er ſich dann eilig zur Reiſe vor und trat dieſe, trotz der Bitten und Thränen des unglücklichen Mädchens, wirklich an. Er ließ es freilich nicht an Verſprechungen für die Zukunft, noch weniger aber an Betheuerungen ewiger Liebe fehlen; allein trotz dem war Sophiens Lage verzweiflungsvoll, indem ſie die Frucht ihres Leichtſinns und der Schändlichkeit Adolphs ſich bereits unter ihrem Herzen regen fühlte, als dieſer kaum einige Tage fort war.

Wohin ſollte die Unglückliche ſich jetzt wenden? Zu ihren Eltern? Unmöglich! Auch bleiben konnte ſie nicht, denn ſie durfte ſicher ſein, bei der Frau von L. noch größere Härte zu finden, als bei jenen. Der Tod blieb ihr alſo noch übrig; aber die Arme war ſiebenzehn Jahr alt und liebte, trotz ihres Elends, doch das Leben noch ſo ſehr! Die Verzweiflung gab ihr endlich den Entſchluß ein, Adolphen zu folgen, von dem ſie wußte, daß er ſich einige Zeit in Hamburg aufhalten würde. Sie hatte, wie ſie meinte, zu ihrem Glücke, eben ihre wenigen Thaler Gage erhalten, packte von ihren wenigen Kleidungsſtücken ein Bündelchen und verließ in einer Nacht heimlich das Haus und die Gegend. Zu Fuße legte ſie die zwanzig Meilen lange Strecke, die zwiſchen ihrem ſrühern Wohnorte und Hamburg lag, zurück. Dies ſollte ihr aber belohnt werden, denn in einem

Zeitungsblatte, das ihr zufällig in dem letzten Wirthshause vor Hamburg in die Hände fiel, fand sie in der Liste der angekommenen Fremden Adolphs Namen, zugleich aber auch das Wirthshaus angegeben, in dem er abgestiegen war. Sie fragte also so lange, bis sie letzteres fand, und die erste Person, welche ihr in demselben entgegentrat, war Adolph selbst. Wer beschriebe wohl ihre Freude und seine Verlegenheit!

Doch faßte er sich bald, sprach kein hartes Wort zu ihr, sondern führte sie in ein Privathaus, wo er ein Zimmer auf einen Monat für sie miethete und voraus bezahlte; dann verließ er sie mit dem Versprechen, am folgenden Morgen wieder kommen und Alles mit ihr bereden zu wollen. Er aber kam nicht, und als die Unglückliche sich nach zwei, drei Tagen des vergeblichen Harrens nach ihm in seinem Hôtel erkundigte, sagte man ihr, er sei längst abgereist, man wisse nicht, wohin.

Dieser Schlag drohte sie zu tödten; denn wohin nun, was beginnen in der großen Stadt, in der sie keinen Menschen kannte?

Erlaß es mir, Dir zu erzählen, wie sie in die Hände einer Kupplerin fiel; wie diese, um sie in's Verderben zu locken, ihr eine Theilnahme heuchelte, wovon ihr Herz nichts wußte; wie Sophie, durch diese schändliche Kreatur bearbeitet und keine andere Rettung vor

sich sehend, von Stufe zu Stufe sank; denn alle diese Geschichten gleichen sich wie ein Ei dem andern, und so würde Dir die Erzählung nur Ekel und Langweil erregen.

Es konnte nicht fehlen, daß Sophie, bei ihrer wirklich außerordentlichen Schönheit, Aufsehen erregen und in den Kreisen, worin sich die Unsittlichkeit bewegt, sogar berühmt werden mußte. Sie zählte bald die reichsten jungen Männer unter ihren Verehrern; sie schwamm gleichsam in Gold und Wohlleben, und suchte die Mahnungen ihres Gewissens unter jener bacchantischen Ausgelassenheit zu ersticken, die so oft der innern Verzweiflung zur Hülle dient. So traf es sich, daß, als sie einst am Fenster ihres Hauses im vollen Putze und mit Schminke bedeckt saß, ein alter Mann an einem Wanderstabe, gebückt und mit trauriger Miene vorübergehen wollte, als er zufällig empor sah und sein Kind, sein verlorenes Kind erblickte; denn der Vorübergehende war Sophiens Vater, der im Auftrage eines Andern zur Stadt gekommen war; sie noch je wieder zu finden, hatte der unglückliche Mann nicht mehr gehofft, vielmehr gefürchtet, daß sie freventlich selbst Hand an sich gelegt habe.

Er war erst starr von Entsetzen; dann ermannte er sich, stürzte in das Haus, drang, obgleich man ihn abzuhalten suchte, zu Sophien in das Zimmer und

überhäufte die Unglückliche nicht nur mit den schrecklichsten Vorwürfen, sondern sogar mit seinem väterlichen Fluche, worauf er zu Boden stürzte. Sophie eilte ihm zu Hülfe; es wurde zum Arzte geschickt; allein Alles war vergebens: der Schlag hatte den unglücklichen Mann getroffen, und seine Lippen öffneten sich nicht mehr, um den Fluch zurück zu nehmen, den er über sein Kind ausgesprochen hatte.

Dies war zu viel für Sophie; sie verfiel, von den furchtbarsten Selbstvorwürfen gequält, von Gewissensbissen gefoltert, nach und nach in den Zustand, worin wir sie jetzt erblicken, und auch an ihr dürften die Bemühungen der Kunst scheitern, da sie auch einen bereits völlig zerrütteten Körper in die Heilanstalt brachte."

— „Und der schändliche Verführer?" fragte ich, als der Dämon jetzt schwieg, weil seine Erzählung zu Ende war.

— „Er bewohnt das große Haus an der Ecke da," war die Antwort, wobei der Dämon nach der Gegend hinwies, wo es lag. „Er ist, wie man zu sagen pflegt, ein solider Mann geworden, der ✲✲schen Gesandtschaft attachirt, reich, angesehen, der Gemahl einer schönen und reichen Frau und Vater mehrer hübscher Kinder, die er auf das Sorgfältigste erziehen läßt,

während der ihm von Sophien geborene Knabe, ein schönes Kind, dereinſt alljährlich den Umzug mit den Waiſenkindern durch die Stadt machen und ohne Zweifel einmal ein Almoſen von ihm erhalten wird; denn bei ſolchen Gelegenheiten zeichnet ſich der reiche Herr von L. durch eine große Freigebigkeit aus."

Vier und zwanzigster Abend.

Tollhaus-Insassen.

III.

— „Jener gut gewachsene, hübsch aussehende Mann im schwarzen Kleide," hub der Dämon an, „war Geistlicher, und zwar ein ausgezeichneter, beliebter Kanzelredner. Das Laster der Völlerei hat ihn an jenen traurigen Ort gebracht. Er hätte sehr gut, höchst anständig und im besten Ansehen stehend, leben können, wenn er die Kunst der Selbstbeherrschung, die er Andern lehrte, selbst zu üben verstanden hätte. Er aber war Einer von denen, die da sagen müssen: „Thut nach meinen Worten und nicht nach meinen Werken." Sein Wandel war in jeder Hinsicht so wenig erbaulich, daß nur eine fast sträfliche Nachsicht ihn an der Stelle dul-

den konnte, wo er dazu berufen war, Andern durch gutes Beiſpiel voran zu gehen. Sein Bauch war ſein Gott, der Kitzel ſeines Gaumens das Einzige, worauf er Werth legte; man hat dieſen Hirten ſogar inmitten ſeiner Heerde im Zuſtande der völligſten Betrunkenheit geſehen, was denn freilich Scandal genug gab. Um ein noch größeres Aergerniß zu vermeiden, hat man lange genug Nachſicht geübt, und mehrmals ſeine Schulden bezahlt. Als man es endlich müde wurde, Waſſer in das Faß der Danaiden zu ſchöpfen, bemächtigte ſich Verzweiflung des Laſterhaften, und um ſich zu übertäuben, griff er zur Flaſche, der er, ſchon vorher an das Trinken gewöhnt, dermaßen zuſprach, daß er in jene Krankheit verfiel, die von den Aerzten der Säuferwahnſinn genannt wird, und ſie war es, die ihn in das Irrenhaus brachte. Zwar wird er dieſes nach einiger Zeit wieder verlaſſen, da die Aerzte dieſe Art von Wahnſinn zu heilen verſtehen, wenn ſie noch nicht den höchſten Grad erreicht hat; allein da ſie nicht auch zugleich im Beſitze der Kunſt ſind, die Krankheiten der Seele zu kuriren, wird er noch oft wieder hieher zurückkehren, bis der Tod ſich ſeiner endlich annimmt; denn Unglückliche der Art ſind für eben ſo unheilbar zu betrachten, als die Blödſinnigen.

Mehr Bedauern, als dieſer Unwürdige, verdient jener, in vornübergebogener Stellung neben ihm ſitzende

Lasterbruder, der an derselben Krankheit, aber in einem viel höhern Grade, leidet. Sein bleiches, eingefallenes und fast abschreckend häßliches Gesicht, sein magerer, abgezehrter Körper, so wie die eingesunkene, nur mühsam athmende Brust, verbunden mit dem würgenden Husten, der ihn quält, sagen deutlich, daß der Unglückliche bereits eine Beute der Schwindsucht ist und es nicht lange mehr machen wird. Er hält ein Buch in der Hand und starrt mit seinen gleichsam verglasten Augen hinein; allein er liest nicht, und hält es nur aus Gewohnheit in der Hand.

Denn er war einst nicht nur einer der gelehrtesten, sondern auch der geistreichsten Männer dieser Stadt, ein Mann, zu dem sich Alles drängte, was auf höhere Bildung Anspruch machte, und zu dem man demüthig empor sah. Als öffentlicher Lehrer hat er viel Gutes gewirkt, denn mit seinem großen Wissen verband er guten Willen und eine angenehme Regsamkeit des Geistes. Seine Schüler bereten ihn an; die gute Gesellschaft riß sich um ihn und betrachtete ihn als ihre schönste Zierde, auch besaß er die angenehmsten geselligen Talente und wirkte überall, wo er auftrat, anregend und belebend" . . . . . .

— „Und ein solcher Mann," unterbrach ich den Erzähler, konnte so tief sinken, in einen solchen Zu-

ſtand gerathen, als der iſt, worin wir ihn jetzt erblicken?"

— „Er ging an den Folgen einer einzigen Jugendverirrung zu Grunde," verſetzte der Erzähler. Die Natur hatte R. — ſo wollen wir ihn nennen — mit ſehr regen Sinnen ausgeſtattet, die ſehr oft die Begleiter großer Geiſtesgaben ſind, und ſchon auf der Univerſität vergaß er ſich in einem Zuſtande der Berauſchung mit der völlig ungebildeten, ja ſogar abſchreckend häßlichen Tochter ſeines Hauswirths. Dieſer Fehltritt hatte Folgen, und da R. ein überaus braver und gewiſſenhafter Mann war, verſprach er, das Mädchen heirathen zu wollen, ſobald er Brot haben würde. Dieſes konnte ihm bei ſeinen ſeltenen Gaben und großen Fähigkeiten nicht lange fehlen: er erhielt bald eine nicht nur ehrenvolle, ſondern auch einträgliche Anſtellung, und ſich die Kraft zutrauend, die ihm von ſeiner redlichen Geſinnung dictirten Vorſätze ausführen zu können, reichte er dem ungeliebten Mädchen ſeine Hand am Altare.

Eine ſo ungleiche Ehe konnte nicht glücklich ſein; unſer R. fand keine Art von Glück in ſeinem Hauſe und ſah ſich an ein Weſen gekettet, das in jeder Hinſicht tief unter ihm ſtand. Er ſuchte alſo Nahrung für ſeinen Geiſt außerhalb ſeines Hauſes und ſtürzte ſich gleichſam in eine Maſſe von Geſchäften, um we

möglich sein Unglück zu vergessen, was ihm eine Zeit lang auch gelang.

Mehre Kinder waren dieser Ehe entsprossen, aber als wenn das Unglück es sich zur Aufgabe gemacht hätte, diesen Mann zu verfolgen, so hatte er auch nicht einmal an seinen Kindern Freude, die leiblich verkrüppelt und geistig eben so bornirt waren, als deren Mutter. Endlich gebar ihm seine Gattin ein hübsches, gesundes Kind, auf dem das Vaterauge mit Wohlgefallen ruhen konnte, und so wie sich dasselbe entwickelte, bemerkte er zu seiner unaussprechlichen Freude, daß es sich nicht nur durch Körper-, sondern mehr noch durch Geistesgaben vor seinen unglücklichen Geschwistern auszeichne.

Auf diese Tochter wandte sich jetzt seine ganze Liebe, seine ganze Vaterzärtlichkeit. Sie mußte unaufhörlich um ihn sein; er fand seine größeste Freude darin, ihren Geist zu entwickeln, die ihr von der Natur geschenkten Fähigkeiten auszubilden und ihr selbst Unterricht in allem Wissenswürdigen zu ertheilen. Das Band zwischen diesem Vater und dieser Tochter war das schönste und innigste, und unser R. fand in dem Besitze dieses hoffnungsvollen Kindes vollen Ersatz für Alles, was er im Leben entbehrt und gelitten hatte.

Da, als das Mädchen eben zur stattlichen, schönen und allgemein bewunderten Jungfrau emporgeblüht war, entriß ihm der Tod dasselbe. Vielleicht würde der Un-

glückliche dieſes Schickſal zu ertragen gewußt haben, eben weil er es mit ſo vielen Andern theilte, er auch große Kraft zum Dulden beſaß, wenn er ſich den Tod des Kindes nicht ſelbſt verwerfen zu müſſen geglaubt hätte. Emilie war nämlich in Folge einer heftigen Erkältung geſtorben, die ſie ſich auf einem weiten und ſie über ihre Kräfte anſtrengenden Spaziergange mit dem Vater zugezogen hatte, und das war es, was den unglücklichen Mann gänzlich zu Boden drückte. Er ſah ſich nicht nur ſeines theuerſten, einzigſten Gutes, aller ſeiner ſchönen Hoffnungen für die Zukunft beraubt, ſondern betrachtete ſich auch noch als den Mörder ſeines Kindes.

Er verfiel in die finſterſte Melancholie, in einen Zuſtand völliger Apathie, ſo daß er kaum mehr im Stande war, den ihm auferlegten amtlichen Pflichten zu genügen. Dennoch mußte er ſeine Stelle behalten, da ſeine Gattin und ſeine andern unglücklichen Kinder ihren Unterhalt von ihm zu fordern berechtigt waren. Um ſich zur Erfüllung dieſer heiligen Pflichten aufraffen zu können, griff er zu Reizmitteln, die ihm zu Anfang auch die von ihnen erwarteten Dienſte leiſteten, ihn aber bald geiſtig und körperlich ruinirten. Er täuſchte ſich ſelbſt nicht darüber, daß er auf ſolche Weiſe völlig verſinken werde; allein ſeine Kraft war bereits gebrochen und er konnte dem Laſter nicht mehr entſagen.

So ſank er, zum Bedauern Aller, die ihn kannten und hochſchätzten, von Stufe zu Stufe, bis er zu einem Punkte gelangte, wo es dem Mitleid und dem menſchenfreundlichſten Wohlwollen nicht mehr möglich war, ihn in ſeiner bisherigen Stellung zu erhalten. Er wurde von ſeinem Amte dispenſirt, dem er nicht mehr vorſtehen konnte, und jetzt, wo Alles für ihn verloren, wo er, wie er glaubte, auch noch zum Gegenſtande der allgemeinen Verachtung geworden war, ging er gleichſam darauf aus, ſich ſyſtematiſch zu tödten. Man ſah ihn kaum mehr nüchtern, und er berauſchte ſich abſichtlich in den ſtärkſten, lebenzerſtörendſten geiſtigen Getränken, bis zugleich mit ſeinem Körper er den Geiſt völlig ruinirt hatte und hieher gebracht werden mußte, nicht, um geheilt zu werden, denn dazu war keine Hoffnung mehr vorhanden, ſondern um ihm eine Pflege zu reichen, die er in ſeinem Hauſe nicht gefunden haben würde."

Ich betrachtete den unglücklichen Mann, der mein innigſtes Mitleid erregte, mit der ſchmerzlichſten Theilnahme, und der tiefe Seufzer, welcher ſeiner Bruſt entfloh, als er einen Augenblick von ſeinem Buche aufſah und mit ſchmerzlichen Blicken ſich in ſeiner traurigen Umgebung umſchaute, fand ein Echo in meiner Bruſt.

— „Der Himmel gebe Dir einen baldigen und sanften Tod" sagte ich vor mir hin; „hier wird er wieder einmal als Vermittler auftreten, wie so oft im Leben."

— „Jene kleine, bleiche Frau," nahm der Dämon nach einer Pause wieder das Wort, „die still im Winkel des großen Saales sitzt und an nichts Theil nimmt, was um sie her vorgeht, der selbst die grotesken Tänze der aus gekränkter Eitelkeit wahnsinnig gewordenen Tänzerin kein Lächeln zu entlocken vermögen, ist eine unglückliche Mutter, die, ein weiblicher Lear, durch den schändlichen Undank ihres einzigen Sohnes in diesen traurigen Zustand gerieth.

Früh Wittwe geworden, blieb ihr von mehren Kindern nur ein einziger Sohn, den sie eben deshalb, weil er ihr einziger war, mit unendlicher Zärtlichkeit liebte. Da sie ein ziemlich ansehnliches Vermögen besaß, konnte sie für die Erziehung und den Unterricht dieses Sohnes Alles thun, was nur gefordert werden kann, und als eine ziemlich verständige Frau sorgte sie auf das Beste dafür, ihn zu einem ordentlichen und gebildeten Menschen zu machen. Das Einzige, was man ihr etwa vorwerfen könnte, würde eine allzugroße Liebe für den Sohn sein, eine Liebe, die nicht ganz frei von Schwäche war; doch that sie redlich, was sie konnte, und hatte überhaupt den besten Willen.

Ferdinand war ein schöner und, wie seine Lehrer behaupteten, auch begabter Knabe; er lernte leicht und selbst mit Lust; ja, er hatte bereits im sechszehnten Jahre so viel vor sich gebracht, daß er eine Stelle auf einem angesehenen Comptoir antreten konnte, denn seine Neigung bestimmte ihn zum Kaufmanne.

Zu Anfang schien Alles gut zu gehen, wenigstens hatte die arme Mutter keine Ahnung davon, daß ihr Sohn bereits der Verführung in die Hände gefallen und durch seine Standesgenossen verderbt worden wäre. Bald aber meldeten sich einige Gläubiger Ferdinands bei ihr, und nachdem sie diese befriedigt hatte, kam ein Kassendefect an den Tag, der gedeckt werden mußte, wenn die Ehre des Leichtsinnigen nicht compromitirt werden sollte. Sie brachte auch noch dieses Opfer, indem sie Ferdinand zugleich auf's Ernstlichste ermahnte, nicht nochmals wieder in seine früheren Fehler zurück zu fallen; er gelobte feierlichst Besserung und sie beruhigte sich.

Indeß sollte diese Ruhe nicht lange dauern: es wurden ihr noch größere Schulden des Sohnes gemeldet; man wies ihr nach, daß Ferdinand einen außerordentlichen, ja, einen unsinnigen Aufwand mache, und vor allen andern Lastern dem des Spieles huldige, dem er beträchtliche Summen zum Opfer bringe. Zu gleicher Zeit rieth man ihr wohlmeinend, den Verirrten von

seinem jetzigen Aufenthaltsorte zu entfernen, um ihn seinen verderblichen Bekanntschaften zu entziehen. So schwer es ihr auch wurde, sich von ihrem Lieblinge zu trennen, so folgte sie doch dem Gebote der Vernunft und Ferdinand ward fortgeschickt. Allein auch dieses energische Mittel führte nicht zum Zwecke; neue Schulden wurden gemacht und Drohbriefe geschrieben, wenn die Mutter sie nicht bezahlen wollte. Sie zeigte bei dieser Gelegenheit mehr Energie, als man von ihr erwartet hatte, und Ferdinand mußte seine Sünden im Gefängnisse abbüßen. Als er aber von diesem aus die rührendsten und kläglichsten Briefe an sie schrieb, als er ihr mit heiligen Schwüren Besserung gelobte, ließ sie sich endlich doch erweichen und versprach, seine Schulden zu bezahlen, um ihn zu befreien. Wie groß war aber ihr Erschrecken, als die zu bezahlenden Summen fast ihr halbes Vermögen verschlangen! Trotz dem hielt sie ihr Wort und Ferdinand, der in der Fremde nicht mehr mit Ehren auftreten konnte, kehrte zu ihr zurück.

Ich erlasse Dir die Aufzählung aller der Künste, die Ferdinand anwendete, immer neue Summen von der Mutter zu erpressen. Endlich hatte er sie wirklich arm gemacht und sie, die früher im Wohlstande gelebt hatte, sah sich jetzt genöthigt, Gebrauch von einigen

Talenten zu machen, um ſich ihre Exiſtenz zu verſchaffen.

Alles dieſes aber rührte den Unbarmherzigen nicht, der es ſich gleichſam zur Aufgabe gemacht zu haben ſchien, Diejenige völlig zu ruiniren, die ihn, trotz ſeiner Verirrungen und des großen Kummers, den er ihr verurſacht hatte, doch noch ſo zärtlich liebte, und die tauſendmal für ihn in den Tod gegangen wäre, wenn das ihn moraliſch hätte retten können.

Das Unglück wollte, daß die Mutter in dieſer Zeit unerwartet eine Erbſchaft that, die ſie, bei guter Wirthſchaft, zum Theil wieder in den frühern Wohlſtand verſetzt haben würde. Aus Klugheit und löblicher Vorſicht verſchwieg ſie das ihrem Sohne; ja, ſie fuhr ſogar fort, Unterricht zu geben, obgleich ſie es jetzt nicht mehr nöthig hatte. Als aber Ferdinand ſich auf's Neue von ſeinen Gläubigern bedrängt ſah; als auf's Neue ihn das Gefängniß erwartete, weil er ſich mehre Schwindeleien und ſelbſt offenbare Betrügereien hatte zu Schulden kommen laſſen, ſiegte die mütterliche Liebe über ihre vernünftigen Vorſätze, und ſie bezahlte, was man von ihr forderte, um ihr Kind zu retten, ohne Ferdinanden jedoch zu ſagen, woher ſie das Geld nähme.

Jetzt glaubte dieſer, ſie habe ſich von vorn herein nur arm angeſtellt, um ihn zu hintergehen, und hatte

er vorher verschwendet, weil er Neigung dazu in sich trug, so that er dies jetzt im noch erhöhteren Maaße aus einem gewissen Rachsuchtsgefühle, um seine Mutter dafür zu bestrafen, daß sie ihn getäuscht hatte.

Daß unter diesen Umständen die Erbschaft eben so gut verschwand, als das frühere Vermögen der armen Frau, kannst Du Dir denken. Endlich war diese wirklich so arm, wie es nur ein Mensch werden kann, denn sie hatte selbst einige Schulden contrahirt, „um Ferdinand zu retten" — dies war der stehende Ausdruck in diesem unglückseligen Hause.

Indeß glaubte der Ungerathene selbst jetzt noch nicht an die Armuth seiner Mutter, vielmehr bildete er sich ein, sie halte sich auch jetzt nur steif und könne wohl noch bezahlen, wolle es aber nicht. Die Mutter mochte sagen, was sie wollte, er glaubte ihr nicht und spottete ihrer Thränen und Betheuerungen.

Durch sein wüstes Leben an Körper und Seele ruinirt, seine Mutter hassend, weil sie ihm nicht mehr geben konnte, was er von ihr forderte, und ihrem bösen Willen zuschreibend, was Frucht der Unmöglichkeit war, schwor der Elende ihr an einem Abende, wo er sie wieder vergeblich um Geld gepeinigt hatte, daß er sich furchtbar an ihr rächen würde, wenn sie ihm das Verlangte nicht schaffe.

Sie, die ſeinen Willen nicht befriedigen konnte, weil ſie Nichts mehr beſaß, fiel dem Barbaren zu Füßen und beſchwor unter Thränen der Todesangſt ihr gänzliches Unvermögen, indem ſie ihm zugleich entdeckte, woher ſie früher die Mittel genommen hatte, ſeine Schulden zu bezahlen; allein er glaubte ihr nicht, ſondern überhäufte ſie mit Vorwürfen, und erſt als ſie ihm die auf die Erbſchaft Bezug habenden Papiere in die Hände gab, ließ er ab, ſie zu peinigen. Allein finſtre Verzweiflung bemächtigte ſich jetzt des Elenden, eine Verzweiflung aber, an der die Reue nicht den mindeſten Antheil hatte; denn dieſe kannte ſeine gänzlich entartete Seele eben ſo wenig, als ſein hartes, gefühlloſes Herz das Mitleid mit einer Mutter, die er unglücklich gemacht hatte. Nicht an ſie dachte er, ſondern nur an ſich; er ſah ſich der Mittel beraubt, ferner wie bisher zu leben, und ſich durch Fleiß und eigene Anſtrengungen zu erhalten, widerte ihn um ſo mehr an, da er jetzt krank und elend war und ſich bereits ſeit Jahren der Arbeit entwöhnt hatte. Ein Abgrund lag zu ſeinen Füßen — das Leben ekelte ihn an, da es ihm nicht mehr die Genüſſe gewähren konnte, die allein Reiz für ſeine thieriſche Seele hatten, und als daher die unglückliche Mutter am folgenden Morgen in ſein Zimmer trat, fand ſie eine mit Blut bedeckte Leiche. Der Elende hatte, ohne im Mindeſten Rückſicht auf ſie zu nehmen, ſeinem Leben freventlich ein Ende gemacht.

Dies versetzte die unglückliche Frau in den Zustand, in welchem Du sie jetzt erblickst," schloß der Dämon seine schauderhafte Erzählung. „Sie hat von dem Augenblick an kein Wort mehr gesprochen und sieht noch immer mit eben den starren Blicken vor sich hin, womit sie auf die Leiche ihres Sohnes geschaut haben mag, als diese sich ihren Augen darbot."

— „O, ende jetzt diese Bilderreihe!" flehte ich; „ich ertrage sie nicht länger!"

— „Und doch könnte ich Dir noch Schrecklicheres zeigen," versetzte er mit dem kalten Lächeln, das ihn mir so widrig machte; „allein ich habe Mitleid mit Deiner erbärmlichen Natur, und es mag genug sein."

Fünf und zwanzigster Abend.

Herr und Diener.

In dem Vorzimmer eines großen, mit der höchsten Eleganz eingerichteten Hauses saß ein reich betreßter Livreediener beim Scheine einer Kerze am Tische und las. Das schmutzige und verlesene Aeußere des Buches verrieth, daß es einer von den Ritter- und Räuberromanen sei, womit Deutschland jährlich in großer Menge von einigen verächtlichen Verlagshandlungen überschwemmt wird, und die nicht wenig dazu beitragen, die untern Volksklassen zu demoralisiren, für die sie allein bestimmt sind.

Unser Johann las eifrig und mit dem sichtbarsten Vergnügen. Zuweilen zeigte sich auf seinem Gesichte eine Art von faunischem Lächeln, welches mir verrieth,

daß er eben zu einer recht saftigen Stelle seines Buches gekommen sei; denn außer dem Unsinn, der in Büchern der Art enthalten zu sein pflegt, ist ihr Inhalt auch noch darauf berechnet, die Sitten zu untergraben und die Phantasie der Leser mit schmutzigen Bildern zu erfüllen; ohne dies würden sie keine Anziehungskraft auf die Klasse von Lesern ausüben, auf die sie allein berechnet sind.

In dem Augenblick öffnete sich leise die Thür hinter dem emsig Lesenden und ein Mann von mittlern Jahren, dessen feine, gewählte Kleidung, mehr aber noch die imposante Haltung, auf den ersten Blick den Gebieter verrieth, trat, behutsam sich nach allen Seiten umsehend, in das Gemach.

So wie der Lesende die Thür hinter sich aufgehen hörte, wandte er sich mit dem Kopfe nach derselben um, und stand dann fast in demselben Augenblick kerzengrade und mit erwartungsvoller Miene vor dem Eingetretenen, der sich ihm mit langsamen Schritten näherte.

— „Derangire Dich nicht, Jean," sagte der Gebieter mit einem gütigen Tone, der mich sehr für ihn einnahm.

— „Der gnädige Herr sind allzugütig!" stotterte der sichtbar Ueberraschte

— „Nimm Deinen Platz nur wieder ein, ich werde mich zu Dir ſetzen, Jean, denn ich habe mit Dir zu reden und Dir eine Bitte vorzutragen," fuhr der Andere im vorigen Tone fort. „Setze Dich, ich erlaube es Dir!" ſagte er nochmals, als der Diener zögerte, ſeiner Aufforderung Folge zu leiſten.

Jean ſah aus, als glaubte er zu träumen; denn auf ſolche Weiſe mochte ſein Gebieter früher nie zu ihm geredet, ſolche Herablaſſung gegen ihn noch nie gezeigt haben.

Der gütige Herr hatte indeß, und bevor Jean noch verhindern konnte, daß er es ſelbſt that, einen zweiten Stuhl an den Tiſch gerückt und ſich darauf niedergelaſſen; auf einen Wink von ſeiner Hand folgte Jean ſeinem Beiſpiele; doch ſetzte er ſich nur halb, und gleichſam wie zum Aufſpringen bereit, auf ſeinen Stuhl nieder.

— „Du wirſt im Stande ſein, mir Deine ſo oft verſicherte Treue und Anhänglichkeit zu beweiſen, zugleich aber mir einen ſehr wichtigen Dienſt zu leiſten," nahm der Gebieter nach einer Pauſe das Wort, während welcher er langſam und bedächtig eine Priſe aus ſeiner goldenen Tabatiere genommen hatte.

— „Ew. Gnaden können unter allen Umſtände feſt auf meine Ergebenheit rechnen," betheuerte Jean

— „Das weiß ich! Das weiß ich!“ verſetzte der Andere; „Du biſt eine gute, treue Seele; und wenn Du nur noch Etwas Geduld giebſt, werde ich Dir zeigen, daß ich treue Dienſte zu erkennen und zu belohnen weiß. Du wünſcheſt eine kleine Anſtellung in ✿✿ſchen Dienſten, um Dich mit der hübſchen Kammerjungfer meiner Gemahlin verheirathen zu können, und ſie ſoll Dir in Kurzem zu Theil werden; ich habe deshalb bereits Schritte gethan.“

— „Meine Dankbarkeit würde ohne Grenzen ſein,“ ſagte Jean, deſſen hübſches Geſicht ſich mit dem Purpur der Freude überzog; „freudig würde ich mein Leben für einen ſo gütigen Gebieter aufs Spiel ſetzen,“ fügte er dankbar hinzu.

— „Ich fordre ſo viel nicht von Dir, Jean,“ nahm der Andere das Wort, „ſo viel nicht! Allein der Dienſt, den ich von Dir erwarte, iſt trotz dem groß: Du mußt meiner häuslichen Ruhe Deine Freiheit auf eine kurze Zeit aufopfern.“

— „Meine Freiheit?“ fragte Jean zugleich verwundert und kleinlaut.

— „Ja, Deine Freiheit!“ verſetzte der Gebieter; „das heißt, Du mußt auf einige Zeit für mich ins Gefängniß wandern.“

— „Für Ew. Gnaden?“ fragte Jean in dem vorigen Tone; „hätte denn hier irgend Jemand die Macht, Ew. Gnaden in's Gefängniß setzen zu lassen?“

— „Gewiß nicht — das vertrüge sich schlecht mit den Vorrechten meines Standes,“ erwiederte ihm Jener; „solchen Beleidigungen bin ich, Gott sei gedankt! nicht ausgesetzt, wenigstens an diesem Orte nicht“ . . . .

— „Aber“ . . . . . unterbrach ihn Jean, dem natürlich das, was er vernahm, ein unauflösliches Räthsel war.

— „Laß alle Fragen und Einwendungen bei Seite,“ nahm der Gebieter wieder das Wort, indem er zu gleicher Zeit eine reichgestickte Brieftasche aus dem Busen hervornahm, sie öffnete und ein mit einem Stempel versehenes Stück Papier vor sich hin auf den Tisch legte; „Laß alles das, und höre mich an!“

— „Ich bin ganz Ohr,“ sagte der Diener und warf einen neugierigen Blick auf das Papier.

Der Gebieter reichte es ihm hin und sagte:

— „Lies das!“

Jean gehorchte und seine Mienen drückten das höchste Erstaunen aus, indem er den Inhalt desselben las.

— „Ein Pfandzettel,“ sagte er dann, das Papier seinem Gebieter zurückreichend.

— „Behalte es," entgegnete ihm sein Herr; „es muß in Deinen Händen bleiben, wenn Du mir dienen willst, wie ich von Dir wünsche und erwarte."

— „Soll ich etwa den Schmuck wieder einlösen, der auf diesem Pfandzettel angegeben ist?" fragte Jean, der jetzt die Sache zu durchschauen glaubte.

— „Ja, wenn ich dazu Rath zu schaffen wüßte!" sagte der Gebieter mit einem tiefen Seufzer. „Allein meine Kasse ist leer und dieses knausrige Krämerpack hier bewilligt mir, trotz meiner hohen Stellung, nicht für hundert Thaler Credit mehr."

— „Aber was soll ich dann mit dem Pfandschein?" fragte Jean.

— „Ihn vorerst zu Dir stecken und mich anhören," versetzte der Gebieter. „Sieh nur," fuhr er nach einer Pause fort, „ich befand mich in der äußersten Verlegenheit; einige Geldposten, auf deren Eingehen ich rechnen zu dürfen glaubte, blieben aus — Du weißt, wie das zu gehen pflegt — und ich mußte Geld haben, mochte es kommen, woher es wollte. In dieser großen Noth griff ich zu einem fast verzweifelten Auskunftsmittel: ich bemächtigte mich des Schmuckes meiner Gemahlin und trug ihn auf das Leihhaus."

— „Und das gaben die gnädige Frau zu?" fragte Jean verwundert.

— „Das würde sie nie gethan haben; Du kennst sie, und weißt, welchen Werth sie auf ihren Schmuck setzt," war die Antwort; „es blieb mir nichts weiter übrig, als ihr ihn heimlich zu nehmen."

— „Großer Gott, da wird's 'was Hübsches geben!" rief Jean, der die Gemüthsart seiner Gebieterin hinlänglich kennen mochte. „Ich glaube, die gnädige Frau mißten eben so lieb ihr Leben, als ihren Schmuck."

— „In Deiner Hand steht es, mich vor den Ausbrüchen ihres tobenden Zorns zu beschützen und den Frieden des Hauses aufrecht zu erhalten," erwiederte der Gebieter. „Du weißt, daß ich in gewisser Hinsicht abhängig von meiner Gemahlin bin; ihr gehört unser Vermögen und sie ist freie Gebieterin darüber; unsre Ehe blieb kinderlos, so könnte sie mich enterben, wenn ich ihr Veranlassung zum Mißvergnügen gäbe; dies Alles ist Grund genug, sie zu schonen, mein Verhältniß zu ihr nicht auf die Spitze zu stellen. Begreifst Du jetzt, was ich von Dir wünsche und verlange?"

— „Nein, wahrhaftig, noch nicht!" betheuerte Jean. „Ja, hätte ich so viel Geld, um den Schmuck einlösen zu können, so ginge Alles gut; allein ich bin ein armer Teufel, der wohl schwerlich in seinem ganzen Leben so viel vor sich bringen wird, als zur Einlösung dieses Schmucks erforderlich ist. Ew. Gnaden wissen

am beſten, wie viel mein Gehalt beträgt, und es ſind ſogar noch Rückſtände vorhanden, um die ich Ew. Gnaden ſchon mehrmals gebeten habe, ohne ſie erlangen zu können."

— „Das ſind Kleinigkeiten und in dieſem Augenblick nicht der Rede werth," verſetzte der Gebieter; „Du ſollſt nächſtens Dein Geld, und mehr, erhalten; jetzt aber hilf mir, rette mich!"

— „Ja, wenn ich nur wüßte, wie und auf welche Art?"

— „Nichts leichter als das! Morgen, Jean, wird das Ungewitter losbrechen. Eine große Geſellſchaft iſt gebeten worden; Alles was reich und vornehm in dieſer Stadt iſt, wird dabei erſcheinen, und meine Gemahlin in Hinſicht des Putzes nicht hinter den eingeladenen Damen zurückbleiben wollen. Ich habe Alles, was in meinen Kräften ſtand, aufgeboten, dieſe verwünſchte Geſellſchaft zu hintertreiben; allein meine Gemahlin hatte einmal ihren Kopf darauf geſetzt, dem neuen ✱✱ſchen Geſandten eine Fête zu geben, und es blieb mir nichts weiter übrig, als mich ihrem Willen zu fügen. Sie wird ihren Schmuck anlegen wollen und ihn nicht finden; ich aber wäre verloren, wenn ſie entdeckte, wo er geblieben. Du weißt am beſten, daß unſere Ehe eben kein Paradies für uns Beide iſt, der raſenden Eiferſucht wegen, womit meine Gemahlin mich

verfolgt; käme nun gar an den Tag, daß ich ihren Schmuck verſetzt, um" . . . . . Hier ſtockte er und ſeine Miene drückte Verlegenheit darüber aus, daß er auf dem Punkte geweſen war, ſich zu verrathen.

— „Das iſt eine böſe Geſchichte," ſagte Jean, „und ich ſehe nicht, wie es möglich ſein wird, ſie gut, ja nur leidlich, zu Ende zu bringen."

— „Doch liegt dies, wie ich bereits angedeutet habe, gänzlich in Deiner Hand."

— „In meiner Hand?" . .

— „Ja, in Deiner Hand, mein guter Jean. Du kannſt mein Rettungsengel werden, kannſt mir einen großen Verdruß, ja vielleicht ein großes Unglück erſparen, wenn Du meinen Wunſch erfüllſt; denn wahrhaftig, ich glaube, meine Gemahlin läßt ſich von mir ſcheiden, wenn ſie erfährt, daß ich ihren Schmuck verſetzt habe. Sie wird, eiferſüchtig wie ſie iſt, nicht aufhören zu forſchen, zu welchem Zwecke ich das Geld verwandt habe, und dann iſt Alles aus. So bleibt alſo nichts weiter übrig, als daß Du Dich für den Schuldigen ausgiebſt" . . . .

— „Alle Teufel!" unterbrach ihn Jean, erſchrocken von ſeinem Stuhle aufſpringend; „das könnte mir gar zu ſchlecht bekommen — und in den Augen aller Leute für einen Dieb zu gelten!" . . .

— „Nur für einen Leichtſinnigen," nahm der Gebieter wieder das Wort. „Du händigſt meiner Gemahlin den Pfandſchein wieder ein, wirfſt Dich ihr zu Füßen und bitteſt, daß ſie Dir verzeihen möge; Du ſagſt ihr, die Noth habe Dich zu dieſem Schritte getrieben, Du habeſt arme Eltern, die Du unterſtützen müſſeſt, und läſſeſt nicht eher mit Flehen nach, bis ſie Dir vergiebt."

— „Wie ich die gnädige Frau kenne, ſo wird ſie mir nicht vergeben, und was dann?"

— „Dann läſſeſt Du Dich auf einige Tage oder Wochen einſtecken und es meine Sorge ſein, Dich bald wieder zu befreien," war die Antwort. „Du weißt, welchen Einfluß ich habe; ich werde den Herrn vom Gerichte Dein vermeintliches Vergehen im mildeſten Lichte darſtellen, Deine guten Eigenſchaften herausſtreichen, Deine ſonſtige Treue loben, und Alles wird in kurzer Zeit abgethan ſein; mich aber wirſt Du Dir zur ewigen Dankbarkeit verpflichtet haben, Jean, und ehe ein halbes Jahr vergeht, haſt Du eine gewünſchte Anſtellung."

— „Das Alles klingt recht ſchön," verſetzte Jean zweifelhaft; aber es möchte anders kommen, als wir beide denken; und dann, auf immer entehrt zu ſein, zeitlebens dulden zu müſſen, daß die Leute mit den Fingern auf Einen weiſen! — Nein, wahrhaftig, gnädiger Herr, es geht nicht!"

— „Jean, mein Freund, es muß gehen!“ ſagte der Gebieter, ſich den Angſtſchweiß von der Stirn trocknend; „Du wirſt mich nicht auf ewig unglücklich machen wollen? Dir wird meine Gemahlin vielleicht verzeihen — ja, gewiß, ſie wird es! — mir aber würde ſie es nicht — ſie hat bereits Verdacht — ſie iſt eiferſüchtig wie ein Teufel — Jean, wenn Du mich nicht retteſt, ſo bin ich verloren!“

— „Aber warum haben der gnädige Herr denn den Schmuck genommen, wenn ſie im Voraus wußten, was daraus kommen würde?“ fragte Jean, der ſich in dieſem Augenblick ſchon Etwas gegen ſeinen Gebieter erlauben zu dürfen glaubte, was er ſich ſonſt ſicher nicht erlaubt haben würde.

— „Man iſt Menſch — man hat als ſolcher ſeine Schwachheiten,“ erwiederte der Gebieter in der höchſten Verlegenheit. „Meine Gemahlin iſt nicht reizend,“ fuhr er zögernd fort; „die Liebe hatte von meiner Seite keinen Antheil an unſerer Verbindung; allein ſie war reich, von großer Familie und konnte mich pouſſiren, der ich Nichts aufzuweiſen hatte, als meinen unbefleckten Stammbaum und meine nicht eben häßliche Geſtalt. Das Herz will aber auch ſeine Rechte haben, Jean — Du weißt das am beſten, da Du die hübſche Minette, die Kammerzofe meiner Gemahlin, wie

man ſagt, bis zum Raſendwerden liebſt — und wenn Männer meines Standes ſolche kleine Nebenverhältniſſe anknüpfen, dann koſten ſie ein unerhörtes Geld, weil man weit größere Anſprüche an ſie macht, als an gewöhnliche Liebhaber."

Jean kämpfte ſichtbar mit ſich ſelbſt; dann aber, als ſein Gebieter immer ſtärker in ihn drang, ſowohl mit Bitten, als Verſprechungen, widerſtand er nicht länger, ſteckte den verhängnißvollen Pfandzettel ein und verſprach, ſich für ſeinen Gebieter aufzuopfern.

Dieſem ſchien ein Stein vom Herzen genommen zu ſein, und er überhäufte den gutmüthigen Jean mit den übertriebenſten Lobeserhebungen und Schmeicheleien.

— „Sollte dieſer Elende wirklich den völlig unſchuldigen Menſchen in's Gefängniß wandern laſſen?" wandte ich mich an meinen Begleiter.

— „Gewiß!" war die Antwort, „und mehr noch, er wird ſich, wenn dieſer ſich einmal zu dem Verbrechen bekannt hat, ſicher nicht allzuſehr beeilen, ihn wieder daraus zu befreien; denn ſo lange Jean darin ſitzt, hat er ja von ſeiner Plauderhaftigkeit nichts zu befürchten."

— „Wird eine ſolche Treuloſigkeit den Hintergangenen aber nicht zur Rachſucht reizen?"

— „Man wird ſchon Sorge dafür tragen, daß er der Stadt und des Gebiets auf immer verwieſen werde, damit man ſich nicht vor ihm zu fürchten braucht.“

Sechs und zwanzigſter Abend.

Der Mordbrenner.

I.

In einem Hauſe mittler Größe, an das mehre weitläufige Gebäude ſtießen, die von einem Hofraume umfaßt waren, zog ein Mann meine Aufmerkſamkeit auf ſich, der dem Anſcheine nach dem gebildeten Stande angehörte. Sein bleiches Antlitz, ſein ihm verwildert um das Haupt hängendes Haar, die ſcheuen Blicke, welche er um ſich her warf, und die Unruhe in ſeinen Bewegungen, verriethen mir, daß er irgend etwas Unheimliches vorhabe. Er trat zuweilen an das Fenſter, hob die feſtverſchloſſenen Vorhänge in die Höhe und ſchaute einige Minuten lang in die ſchon ziemlich ſtill gewordene Gaſſe hinaus. Dann kehrte er zum Kamin zurück, in dem ein helles Feuer brannte, ſtarrte in die Gluth hin-

ein, griff haſtig nach der neben dem Kamin liegenden Feuerzange und warf ſie, gleichſam mit einer Bewegung des Schreckens, wieder zur Erde, worauf er mit ſchnellen Schritten das nicht eben geräumige Gemach durchmaß.

Endlich ſchlug es zehn ein halb Uhr vom nahen Kirchthurme; der Schlag der Uhr ſchien ihn zu durchzittern; er eilte noch einmal an das Fenſter, öffnete den Vorhang nur ein wenig, ſchaute nochmals in die Gaſſe hinab, durch die eben der Wächter, begleitet von dem, mit ſeinem langen hölzernen Stabe bewaffneten Feuerwächter ſchritt, kehrte zum Kamin zurück, nahm mit ſichtbar zitternder Hand einen großen Feuerbrand mit der Zange daraus hervor und trug dieſen in den untern Theil des Hauſes, wo in einer Art von Kaufladen eine Menge Waaren aufgehäuft lagen. Raſch ſchleuderte er den Brand mitten zwiſchen die auf dem Ladentiſche liegenden brennbaren Stoffe, die augenblicklich in Flamme geriethen, verließ eben ſo ſchnell das Zimmer und das Haus, und ſchloß letzteres mit einem Schlüſſel zu, den er bei ſich in der Taſche trug. Den Schlüſſel warf er, an einem der vielen Kanäle vorbeiſtreifend, welche die Altſtadt durchſchneiden und zum bequemern Transport der Kaufmannswaaren angelegt worden ſind, in das Waſſer hinab. Doch hatte er weder die Stelle, noch ſeine Zeit,

in der Angſt und Verwirrung, die in ſeinem Gemüthe herrſchen mochten, gut gewählt; denn ſtatt den Schlüſſel in das Waſſer zu werfen, wie doch gewiß ſeine Abſicht geweſen war, warf er ihn in einen mit Waaren beladenen Kahn hinab, der dicht neben der Brücke lag. Man hörte ihn deutlich auf den hölzernen Boden des Fahrzeugs niederfallen, und das Geräuſch, welches er erregte, weckte den Wächter des Kahns aus dem Halbſchlummer auf, in den er verſunken geweſen war. Er ſah ſich nach allen Seiten um, ſuchte am Boden, fand aber bei der herrſchenden großen Finſterniß der Nacht nichts, worauf er ſich wieder an ſeine vorige Stelle begab, ſicher, mit anbrechendem Tage das Glück ſchon zu entdecken, das ihm in ſein Fahrzeug gefallen war.

Der Mordbrenner aber entfloh, wie von Furien gepeitſcht, immer weiter von dem Orte, wo er ſein Verbrechen verübt hatte, bis er vor einem Schenkkeller, hoch in der Neuſtadt belegen, anlangte. Es brannte noch Licht in demſelben und einige Stammgäſte ſpielten mit ſehr ſchmutzigen, abgegriffenen Karten ihr Landsknecht, das ſie ſo ſehr in Anſpruch nahm, daß ſie den haſtig Eintretenden nicht einmal bemerkten.

Dieſer trat an den Tiſch, legte ein Geldſtück auf denſelben und trat ſomit in die Reihe der Spieler, die, ihn wahrſcheinlich kennend, das ruhig geſchehen ließen. Er gewann, ſetzte wieder und gewann jedesmal.

— „Sie haben heute Abend Glück, Herr N.," wandte ſich der Bankhalter, einen neidiſchen Seitenblick auf ihn werfend, an ihn; „ſeit Sie eingetreten ſind, ſchlägt mir jede Karte fehl."

— „Gönne es ihm, P.," nahm einer der andern Spieler das Wort, der auf N—s Seite war, weil er mit ihm gewann; „er, und wir Alle, haben Dir ſchon manchen blanken Drittel gegönnt; es iſt Zeit, daß wir unſern Schaden einmal wieder einholen."

— „Wurde nicht geſchoſſen?" fragte ein Anderer aufhorchend.

— „Ich hörte nichts," verſetzte der Mordbrenner, der den Allarmſchuß recht gut gehört hatte, ihn aber nicht gehört haben wollte, indem ſein Geſicht todtenbleich wurde und ein heftiges Zittern ſeine Glieder durchflog, ſo daß er, um ſich vor den Anweſenden nicht zu verrathen, einige Schritte von dem Spieltiſche zurücktrat und ſein Geſicht vom Lichte abwandte.

— „Wahrhaftig, man ſchießt!" rief dann ein anderer Spieler, von ſeinem Sitze aufſpringend und in der Haſt das Schnapsglas umſtoßend, das ihm gefüllt zur Seite ſtand.

— „Meine Herren, es iſt Feuer!" rief der dicke Kellerwirth, der keuchend zu den Spielern eintrat. „Man hat ſchon drei Mal vom Johannis-Bollwerk geſchoſſen, und auch die Glocken gehen bereits."

Alle ſprangen jetzt von ihren Sitzen auf; Jeder zog das geſetzte Geldſtück ein und ſteckte es in die Taſche — nur der Mordbrenner ließ das ſeinige auf dem Tiſche liegen —, die Karten wurden durch einander geworfen, Gläſer und Flaſchen in der Eile und Verwirrung umgeſtürzt, und mit dem Rufe:

— „Wo mag es brennen?!“ eilte Alles fort, hinaus auf die Gaſſe, wo bereits der Ruf des Nachtwächters: „Feuer! Feuer!“ erſcholl, der von dem knarrenden Tone der verkehrt umgedrehten Nachtwächterraſſel begleitet wurde.

— „Wo brennt's?“ fragte einer der Gäſte des Kellers den treuen Bewahrer der Stadt.

— „Weiß noch nicht!“ war die Antwort.

— „In der Altſtadt!“ rief ein Vorübereilender dem Frager zu. „Schaut nur hinunter, da iſt der Himmel ja ganz roth!“ Er eilte mit dieſen Worten der bezeichneten Gegend zu, und die Andern, mit Ausnahme des Mordbrenners, folgten ihm. Dieſer, dem darum zu thun ſein mußte, während des Ausbruchs des Feuers in einem entfernten Stadttheile zu bleiben, kehrte allein in den Schenkkeller zurück, ließ ſich ein großes Glas Schnaps geben, ſtürzte es haſtig hinunter und ſtellte ſich dann mit dem Rücken gegen den großen Kachelofen, als wolle er ſich dort erwärmen.

— „Wollen Sie nicht auch zum Feuer gehen, Herr

N?" fragte ihn der Wirth einigermaaßen verwundert. „Man sagt, daß es in der Altstadt brenne, und da wohnen Sie ja?"

— „Bei mir brennt's gewiß nicht," versetzte der Gefragte mit unsicherer Stimme; „auch habe ich die Wache nicht," fügte er hinzu.

— „Wie können Sie so gewiß wissen, Herr N., daß es bei Ihnen nicht brenne?"

— „Nun, weil bei mir kein Mensch zu Hause ist; meine Frau und Töchter sind diesen Abend in der Erholung, und das Dienstmädchen hat Erlaubniß erhalten, auszugehen, weil eben Niemand zu Hause ist. Vor Mitternacht kehrt es gewiß nicht zurück; die Dirne ist etwas locker und bei Fuchs ist gleichfalls 'was los; daher bleibe ich hier, bis ich sicher sein kann, mein Haus offen zu finden."

Ein Bürgergardist in voller Waffenrüstung stürzte jetzt in den Keller.

— „Herr Wirth, 'nen Schnaps!" rief er, das Gewehr auf den Fußboden niederstellend.

— „Wo brennt's denn?" fragte ihn der Wirth, indem er ihm das Geforderte reichte.

— „In der Altstadt, in der ✲✲straße, der Wächter hat es eben gerufen," war die Antwort.

— „Hören Sie, Herr N.?" wandte sich jetzt der Wirth an den Mordbrenner, der in den dunkelsten Theil

des Zimmers zurück getreten war, um seine innere Bewegung vor den Blicken der beiden Andern zu verbergen; „hören Sie? Es brennt in Ihrer Straße; da müssen Sie ja wahrhaftig hin!“

Jener antwortete nicht, sondern ergriff seinen Hut und eilte fort, gefolgt von dem Bürgergardisten, der, gleiche Eile habend, ihm zur Seite blieb und ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen suchte, was ihm aber kaum gelang.

Der Aufruhr in der Stadt war indeß schon groß; die Trommeln wirbelten durch die Gassen; die Sturmglocken erschallten von allen Thürmen; von den Wachen auf dem Walle ertönten Schüsse; die Spritzenleute in ihrem abentheuerlichen weißen Costüme, mit ihren breiträndrigen, vorne aufgeschlagenen lackirten Hüten, rannten hin und her; die Spritzen und Feuerkufen, an ihrem Vordertheile mit brennenden Laternen versehen, rasselten durch die Gassen; bewaffnete Bürger und Soldaten eilten im Sturmschritt dem Orte der Gefahr zu; die Uhlanen ritten im gestreckten Galopp; in allen Häusern erblickte man Licht, und oben am St. Petri-Thurme war die Leuchte ausgesteckt, welche den Herbeieilenden zeigte, nach welcher Richtung sie sich zu halten hätten.

— „Mein Seel'!“ sagte jetzt der Bürgergardist zu seinem stumm neben ihm herschreitenden Begleiter; „mein Seel', der Spaß kömmt auch jetzt zu oft! Man

hat kaum eine Nacht Ruhe mehr, wenn an Einem die Reihe iſt, und wenn das ſo fortgeht, mag der Teufel noch länger Bürgergardiſt ſein! Aber es geht auch nicht mit rechten Dingen zu," fuhr er nach einer Pauſe fort, während welcher er die Antwort ſeines Begleiters erwartet zu haben ſchien. „So viele Glockenfeuer, wie in dieſem Jahre, hat's wohl noch niemals in Hamburg gegeben, und die Herren Aſſecuradeure werden einen hübſchen Schaden aufzuweiſen haben. Auch ſollen ſie, wie man erzählt, beim Senate darum eingekommen ſein, daß man ſtrengere Aufſicht führe und genauer als bisher unterſuche, auf welche Weiſe das Feuer entſtanden. Das iſt wahrhaftig auch nöthig; denn nochmals, mit rechten Dingen kann das nicht zugehen, und wenn ich der hochweiſe Senat wäre, ſo ließe ich den erſten Mordbrenner, den ich erwiſchte, ohne Umſtände aufknüpfen, was die Andern ſchon ſchrecken ſollte, die mit gleicher Abſicht umgingen. Meint Ihr nicht auch, daß das gerathen wäre?"

— „Gewiß!" verſetzte der Gefragte mit ſtockendem Athem; „aber ſolche Sachen dürften ſchwer zu ermitteln ſein, und der Verdacht dürfte leicht Unſchuldige treffen."

— „Freilich müßte man gehörig unterſuchen," war die Antwort; „wenn man das aber thäte, müßte die Wahrheit über Kurz oder Lang doch an den Tag kommen; denn wer ein böſes Gewiſſen hat, der verwickelt ſich leicht in ſeinen Antworten, und eh' man's ſich ver-

ſieht, hat man den Herrn Urian gefangen. Mich dünkt, es müßte eben nicht ſo ſchwer zu ermitteln ſein, ob ein Feuer angelegt worden oder durch einen unglücklichen Zufall entſtanden ſei."

Der Schuldige, dem dieſe Unterhaltung nicht eben zum beſten behagen mochte, und dem ſeine innere Angſt und Unruhe nicht geſtattete, auf dieſelbe einzugehen, ergriff die erſte ſich ihm darbietende Gelegenheit, ſich von ſeinem Begleiter zu trennen. An der Ecke des Breitengrebels angelangt, bog er links ein, während der Bürgergardiſt die kleine Johannisſtraße hinabging. Daß Jener ſich an dem Orte der Gefahr nicht zeigen mochte, war mir begreiflich.

— „Dieſer Böſewicht," wandte ich mich an den Dämon, deſſen Blicke ſe[illegible] den meinigen gefolgt waren, „ſcheint ſeine Sache ſchlau genug angefangen zu haben, und wird, wie ich fürchte, der verdienten Strafe für ſein Verbrechen entgehen."

— „Meinſt Du?" verſetzte er. „Du irrſt Dich: er wird ſchon morgen in den Händen der Gerechtigkeit ſein, und diesmal die ihr Amt oft nur läſſig ausübende Nemeſis ihre Pflicht thun."

— „Wie könnte man, nachdem, was wir geſehen, auf den Gedanken kommen, daß jener Elende ſelbſt ſein Haus und ſeine Habe angeſteckt?

Wird er, der, als man den Ausbruch des Feuers bemerkte, oben in der Neuſtadt in dem Schenkkeller war, ſein Alibi nicht hinlänglich beweiſen können? Werden ihm nicht alle ſeine Mitſpielenden, und ſelbſt der Wirth jenes Locals, das Zeugniß geben müſſen, daß man ihn um dieſelbe Stunde dort geſehen und geſprochen habe? War er nicht überdies ganz allein in ſeinem Hauſe, als er das Verbrechen verübte? Wie ſollte man unter dieſen Umſtänden nur entfernt auf den Gedanken kommen, daß er der Thäter ſei?"

— „Freilich glaubte er ſeine Sache ſchlau genug angefangen zu haben," war die Antwort, „indem er die Abweſenheit ſeiner vergnügungsſüchtigen Frau und Töchter, ſo wie die Gewiſſenloſigkeit und Liederlichkeit ſeines Dienſtmädchens klug in ſeine Berechnung zog; aber trotz allem dem wird er ſich verrechnet haben und der ſtrafenden Gerechtigkeit in die Hände fallen."

— Ich begreife nicht, wie man ein Haus, in dem eine Menge von Waaren und Sachen enthalten ſind, ſo gänzlich ohne Bewachung laſſen konnte. Schon dies dürfte vielleicht einigen Verdacht erregen."

— „Auch hütete unſer Quidam ſich wohlweislich, eine ſolche Unvorſichtigkeit zu begehen, die ihn auf jeden Fall verdächtig gemacht haben würde," verſetzte der Dämon. „Er kannte aber ſeine Leute und wußte recht gut, daß ſein leichtſinniges, gewiſſenloſes Dienſtmädchen keine

Viertelſtunde länger im Hauſe bleiben würde, nachdem er mit ſeiner Familie ſich daraus entfernt; denn die Dirne konnte ſicher ſein, daß ihre Herrſchaft vor Mitternacht nicht wiederkehren würde, und hatte ſo freie Hand. Er ließ, dieſen Umſtand wiſſend, vor einigen Tagen einen zweiten Hausſchlüſſel bei einem Schloſſer in einem entfernten Stadttheile verfertigen, und wartete, an der Gaſſenecke lauernd, bis das Mädchen das Haus verlaſſen, zugeſchloſſen und ſich entfernt hatte, worauf er die Thür mit dem zweiten Schlüſſel öffnete, heimlich in ſein Haus zurückkehrte, und ungeſtört das Verbrechen verübte. Dieſen zweiten Schlüſſel hat er, wie Du bemerkt haben wirſt, in's Waſſer werfen wollen, was ihm aber, Dank ſei es der Nemeſis! nicht gelungen iſt."

— „Wie, dieſer Umſtand ſollte ihm verderblich werden können?" fragte ich verwundert.

— „Eben dieſer und ein anderer," verſetzte er. „Die Habſucht verleitete ihn nämlich, ſeine bereits ſehr zuſammengeſchmolzenen Waarenvorräthe, die er ſchon einmal weit über ihren Werth bei einem Aſſecuradeur hatte verſichern laſſen, nochmals bei einer zweiten Feuerverſicherungs-Compagnie zu verſichern. Er wollte nämlich auf einmal reich werden, ſehr reich, und eben dieſer Wunſch, verbunden mit dem Umſtande des zweiten Schlüſſels, wird ihm zum Verderben gereichen."

— „Wie der Schlüſſel zur Entdeckung wird führen können, begreife ich nicht.“

— „Der Wächter in dem Waarenkahne wird ihn mit Anbruch des Tages finden; die Sache wird ihm ſeltſam vorkommen, er wird ſie erzählen; die Polizei wird davon in Kenntniß geſetzt werden, und da der Schlüſſel ganz neu, ja, faſt noch völlig ungebraucht iſt, nicht eher ruhen, als bis ſie ausgeforſcht hat, welcher Schloſſer ihn verfertigte. Weiß ſie das erſt — und wie könnte es ihr wohl ſchwer fallen dies heraus zu bringen? — ſo iſt das Signalement des Beſtellers leicht zu erlangen. Begreifſt Du jetzt die Sache?“

— „Vollkommen; aber“ . . . .

— Für heute genug!“ verſetzte der Dämon; „unſere Stunde iſt da; morgen aber zeige und erzähle ich Dir mehr. Gehab' Dich wohl für dieſe Nacht!“

Sieben und zwanzigſter Abend.

Der Nordbrenner.

II.

— „Bemerke jenes nicht eben große, alterthümlich gebaute Haus tief in der Altſtadt, das ich Deinen Blicken aufgedeckt habe," ſagte der Dämon, nachdem wir eine Weile ſchweigend neben einander geſtanden und die große in Nacht gehüllte Stadt überſchaut hatten.

— „Ich ſehe es," erwiederte ich, „und trügt mich der Anſchein nicht, ſo iſt es, trotz ſeiner geringen Räumlichkeit, ein Gefängniß: die mit Eiſengittern verſehenen Fenſter ſcheinen eine ſolche Beſtimmung anzudeuten."

—„Du täuſcheſt Dich nicht," erwiederte er; „es iſt ein Bürgergewahrſam, der Winſerbaum genannt, das du da vor dir haſt. An dieſen Ort werden Solche gebracht, die ſich entweder geringer Vergehungen ſchuldig

gemacht, oder auf denen nur noch der Verdacht eines Verbrechens ruht. Er beraubt ſie ihrer bürgerlichen Ehre und Vorrechte nicht; ſobald ſie aber eines wirklichen Verbrechens überführt ſind, hat man das Recht, ſie in ein anderes Gefängniß zu bringen."

—„Was willſt Du mir an dieſem Orte zeigen?" verſetzte ich; „verſprachſt Du mir nicht geſtern" . . . . .

— „Eben um Dir mein Verſprechen zu halten," unterbrach er mich, „mache ich Dich auf denſelben aufmerkſam. Schaue recht hin: erkennſt Du nicht unſern Mann von geſtern?"

Ich that wie er mir befohlen hatte, und erkannte jetzt, wiewohl mit großer Mühe, den Mordbrenner vom vorigen Abende. Die mit demſelben vorgegangene Veränderung war aber ſo groß, daß ich ihn ohne die Hinweiſungen des Dämons nicht wieder erkannt haben würde. Sein Geſicht hatte einen ganz andern Ausdruck angenommen; ſeine Naſe war ſpitziger, ſeine Wangen eingefallener geworden, und die ſchon von Natur etwas hervortretenden dunklen Augen ſchienen ſich gänzlich aus ihren Höhlen drängen zu wollen; der Blick derſelben hatte etwas Starres, Unheimliches, das mit Grauen erfüllte. Sogar bis auf die Kleidung erſtreckte ſich die mit dem Elenden vorgegangene Umwandlung, indem dieſe für eine Nachläſſigkeit zeugte, wovon ich am vorhergehenden Abende keine Spur an ihm bemerkt hatte.

Rock und Weste ſtanden weit offen, obgleich es ſehr kalt in dem Zimmer ſein mochte; denn die Thür des großen Ofens ſtand offen, und ich erblickte nicht eine einzige glimmende Kohle mehr in demſelben.

Der Verbrecher ſtützte das bleiche Haupt auf die eine Hand und ſtarrte vor ſich hin; von Zeit zu Zeit erhob er die andere wie mechaniſch und trocknete ſich mit einem Tuche die Stirn ab. Dann ſprang er auf, durchmaß den engen Raum ſeines Kerkers mit haſtigen Schritten, ſetzte ſich aber bald, wie völlig erſchöpft, wieder auf ſeinen Stuhl nieder."

— „Wie kommt Der ſchon hierher?" fragte ich meinen Begleiter voll Verwunderung. „Geſtern erſt verübte er ſein Verbrechen, und heute ſchon hat ihn die ſtrafende Gerechtigkeit ereilt?"

—„Ich ſagte Dir," war die Antwort, „daß diesmal die von Euch Menſchen ſo viel geprieſene und ſo oft angerufene Nemeſis ihre Pflicht thun würde, und Du ſiehſt, daß daß ich mich hierin nicht täuſchte. Wahrſcheinlich würde ſie dem Schuldigen eine längere Friſt gewähret haben, wenn er ſelbſt ſich ihr nicht durch ſein früheres Leben gleichſam überliefert hätte. Sein Ruf war ſo ſchlecht, er ſtand ſo tief in der Achtung ſeiner Mitbürger, daß beim Ausbruche des Feuers gleich Alles rief: der hat ſein Haus ſelbſt angezündet! Die Behörde, bei ähnlichen Veranlaſſungen auf die Stimme der öffent-

lichen Meinung horchend, ließ, der Sicherheit wegen, unſern Quidam ſogleich feſt nehmen und hierher bringen."

— „Er aber wird ſich durch Läugnen zu helfen ſuchen? Wer, als wir Beide, iſt Zeuge ſeiner verbrecheriſchen Handlung geweſen? und wer dürfte es daher wagen, als Ankläger gegen ihn aufzutreten?"

— „Der Schlüſſel, den er, in der Meinung, ihn in das Waſſer zu werfen, in den Waarenkahn hinabwarf."

— „Der Schlüſſel?" . . .

— „Wie geſagt! Der Wächter des Fahrzeugs fand ihn dieſen Morgen und erinnerte ſich zugleich, daß er, als er in ſeinen Kahn hinabfiel, einen Menſchen ſchnell über die Brücke hatte laufen hören, unter der zum Theil ſein Fahrzeug lag. Da nun zu gleicher Zeit ihm die über unſern N. umlaufenden Gerüchte zu Ohren kamen, fand er die Sache eben ſo bedeutungsvoll, als verdächtig, und lieferte ſeinen Fund der Polizei aus. Dieſe hatte indeß auch das leichtſinnige Dienſtmädchen feſtnehmen laſſen, um es nöthigenfalls mit ſeinem Brodherrn zu confrontiren; man fand den zweiten, von ihm mitgenommenen Hausſchlüſſel bei demſelben, und dieſer glich dem von dem Wächter überlieferten wie ein Tropfen Waſſer dem andern. Zum Ueberfluſſe ließ man auch noch in dem Schutt des niedergebrannten Hauſes nach dem Schloſſe der Hausthür ſuchen und war ſo glücklich, es

unverſehrt zu finden, und auch zu dieſem paßten beide Schlüſſel. Man iſt jetzt bereits darauf aus, den Schloſſer ausfindig zu machen, der den zweiten, augenſcheinlich noch ganz neuen Schlüſſel gemacht hat, und ſobald man dieſen aufgefunden haben wird, liegt die Sache klar am Tage."

—„Der Elende wird aber zu beweiſen ſuchen, daß er beim Ausbruche des Feuers in dem Spielkeller, hoch in der Neuſtadt, war?"

—„Gewiß wird er ſich auf dieſen Umſtand berufen und ſein Alibi geltend machen wollen; allein eben dieſes wird ſein Verderben ſein."

—„Wie ſo?" fragte ich verwundert.

—„Weil jetzt mehr als zehn Zeugen gegen ihn auftreten und ausſagen werden, daß er ſich, ganz gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit, gerade an jenem Abende aus dem Locale entfernte, das er ſonſt nie vor Mitternacht zu verlaſſen pflegte. Er wird ſich alſo darüber ausweiſen ſollen, wo er die verdächtige Zeit zugebracht, und da ihm das nicht möglich ſein wird, ſich ſo in Lügen und Widerſprüche verwickeln, daß ihm endlich nichts weiter übrig bleibt, als ſein Verbrechen zu geſtehen. Kurz, der iſt gefangen und geliefert, er mag ſich ſperren, wie er will!"

—„Was aber beginnt der Elende jetzt?" rief ich von Schauder durchbebt, als ich den Gefangenen plötzlich

aufſpringen, ſein nur locker umgeknüpftes Halstuch mit einer heftigen Bewegung abreißen und es mit zitternden Händen zuſammendrehen ſah.

—„Wahrſcheinlich dem Henker in das Amt, und der ſtrafenden Gerechtigkeit durch Selbſtmord vorgreifen,“ ſagte der Dämon mit jener Ruhe und Gleichgültigkeit, die mich ſchon ſo oft in tiefſter Seele empört hatten.

„Laſſen wir ihn,“ fügte er hinzu; „iſt es doch das Einzige, was ihm noch übrig bleibt. Ueberdies mag es auch noch ſchlimm um ſein Gewiſſen ſtehn; denn bei dem geſtrigen Brande ſind nicht nur viele Menſchen um ihre Habe, ſondern ſelbſt mehre, die einen Theil davon retten wollten, um's Leben gekommen.“

Ich konnte, ſo ſehr mich, das was ich ſah, auch mit Furcht und Entſetzen erfüllte, doch meine Blicke nicht von dem Elenden abwenden, auf deſſen bleiches, entſtelltes Antlitz die wüthendſte Verzweiflung ihr Siegel gedrückt hatte.

Er drehete mit krampfhaft zitternden Händen das Tuch noch immer zuſammen, ſo daß es unter denſelben die Geſtalt eines Strickes annahm; dann flogen ſeine Augen wild im Zimmer umher, als ſuche er Etwas: ich wußte, was er ſuchte! Endlich ergriff er ſogar das auf dem Tiſche ſtehende Licht und beleuchtete Wände und Fenſterpfoſten damit; allein vergebens: kein Nagel, der ſtark genug geweſen wäre, die Laſt ſeines Körpers

zu tragen, kein Holzpflock war zu erblicken. Die Verzweiflung warf ihn jetzt im wörtlichsten Verstande zu Boden; er sank auf die Erde nieder und lag eine Weile regungslos, ja wie todt, da. Dann erhob er sich plötzlich; ich sah, daß er taumelte und schwankte wie ein Betrunkner; doch erreichte er, mit dem wieder ergriffenen Lichte in der Hand, das Fenster, stellte einen Stuhl an dasselbe, stieg hinauf und untersuchte die Stärke des Fensterhakens. Diese schien ihm zu genügen; er stieg wieder zur Erde hinab, raffte das gleichfalls zu Boden gesunkene Tuch auf, starrte es eine Weile an, schauderte und ließ es langsam wieder sinken.

Ich athmete wieder auf, aber nur einen Augenblick; denn ehe ich den Gedanken noch hatte ausdenken können, daß er sich davor entsetzte, zu seinen andern Freveln auch noch den des Selbstmordes zu fügen, hatte er das Tuch nochmals ergriffen, und . . . . .

Die Sinne schwanden mir und ich drohete umzusinken; der Dämon fing mich auf und sagte mit dem mir so verhaßten kalten Hohne:

—„Wir wollen künftig nicht vergessen, eine Nervenstärkung mit herauf zu nehmen; sie dürfte Dir noch öfter nöthig sein."

Ich antwortete ihm nicht; der Abscheu, den ich gegen ihn empfand, verhinderte mich daran.

— „Puh!" fuhr er dann fort, ohne weiter Notiz

von meinem Zuſtande zu nehmen, „der ſieht häßlich aus! Welche vertrackte Geſichter er ſchneidet! Was mich wundert, iſt, daß nicht ſchon ein Maler auf den Einfall gekommen iſt, dieſe Todesart zu belauſchen und durch den Pinſel zur Anſchauung zu bringen; das würde vielleicht manches eitle Fäntchen davon abhalten, ſie zu wählen. Hat man doch in einer königlichen Kunſtausſtellung ein Bild aufgehangen, das eine Amputation ſo getreu darſtellt, daß mehr denn eine nervenſchwache Dame in Ohnmacht und in Krämpfe dadurch verfallen iſt. Von jenem Bilde und dem eines Gehenkten wäre ja nur noch ein Schritt, und wie leicht der in der Kunſt gethan wird, zeigt uns die moderne Literatur, namentlich die der Franzoſen. Und man hat Recht damit; denn die jetzige Generation will nicht nur ergriffen, ſondern gepackt werden.“

— „Wie, Du philoſophirſt?“

— „Zuweilen; aber laſſen wir das Alles jetzt, und hören die Geſchichte dieſes Mannes an, die ich Dir geſtern zu erzählen verſprochen habe.“

— „Ich bin ganz Ohr.„

— „Man hat,“ hub der Dämon an, „ſo oft die Behauptung aufgeſtellt, daß Erziehung Alles beim Menſchen thue und ihn zu dem mache, was er iſt. Keine Behauptung aber kann falſcher ſein, als eben dieſe, und wenn man die ewig unwandelbaren Geſetze der Natur

in Betracht zöge, würde man sie niemals aufstellen. Die Nessel wird nie Rose, der Dornstrauch nie ein Feigenbaum werden. So giebt es auch durchaus unverbesserliche menschliche Naturen, an denen die Erziehung so viel künsteln mag, als sie will, ohne eine Veränderung in ihrem Wesen hervorzubringen. Eben weil wir, die wir über der Menschheit stehen, das wissen, sind wir nicht gleich, wie Ihr armen Blödsichtigen, mit unserm Verdammungsurtheile bei der Hand, sondern bemitleiden, wo Ihr verwerft.

Dieser Unglückliche — denn so nenne ich ihn, trotz dem was wir von ihm gesehen haben — wurde mit durchaus lasterhaften Neigungen geboren, und konnte dies ungeachtet der sorgsamen Erziehung, die er von sehr braven und verständigen Eltern erhielt, nicht ablegen, indem ihm sogar die Willenskraft abging, etwas Anderes zu sein, als wozu ihn die Natur bestimmt hatte: eine menschliche Giftpflanze.'

— „O," flehte ich, „nimm mir nur den Glauben nicht auch, Du, der mir schon so viel genommen, daß tief in jeder Menschenbrust die Kraft liege, die Du so eben jenem Sünder abgesprochen hast. Wohin sollte es mit der Menschheit kommen, wenn wir diesen Glauben nicht festhielten?"

Er lächelte kalt, fast verächtlich; dann antwortete er mir nach einer Pause: „Und wohin ist es denn jetzt

mit ihr gekommen, wo sie sich gleichsam mit Todesangst an diesen Glauben festgeklammert hat?"

Ich schwieg betroffen, und er fuhr fort:

— „Dieser „Elende," wie ihn zu nennen Du nicht anstandest, trieb sich in verschiedenen Verhältnissen des Lebens umher und scheiterte an allen, weil sein Naturell ihn zwang, immer das zu thun, was von den Menschen verdammt wird, und was auch allerdings nicht dazu geeignet ist, sich glücklich in dieser Welt zu machen. Er fröhnte fast allen Lastern und ergab sich, älter geworden, vorzüglich dem Spiele, da nichts Anderes seine bereits völlig abgestorbenen Sinne mehr reizte.

Das Unglück wollte, daß er sich, als er endlich zur Ehe schritt, mit einer Frau verbinden mußte, die wie er nur sinnliche Freuden und Genüsse kannte, und von den höhern, edlern, die die Natur gleichsam ihren Lieblingen allein vorbehalten hat, nicht einmal eine Ahnung hatte. Sie gebar ihm Töchter, die sie in ihrem Sinne und Geiste erzog, und die überdies von Vater und Mutter die grobe Genußsucht geerbt hatten.

Unser N. hatte zwar von seinen Eltern, deren einziger Sohn er gewesen war, ein hübsches Vermögen und ein im besten Rufe stehendes Geschäft geerbt; allein seine Einkünfte reichten bei weitem für seine und seiner Familie Bedürfnisse nicht aus, und obendrein scheute er Mühe und Arbeit. Jeder in seinem Hause dachte dar-

auf, ſich Vergnügen zu machen, ſeine Zeit auf die für ihn angenehmſte Weiſe zu verbringen, und mehr als alle Andern bedurfte der Hausvater, der mit Leidenſchaft, und in der Regel unglücklich, ſpielte. So lange er noch ein vermögender Mann war, ſah man ihn jeden Abend in einem jener ſogenannten vornehmen Spielhäuſer, die, trotz aller Verbote der Polizei und trotz der Wachſamkeit derſelben, doch noch immer fortbeſtehen; als er aber hier nicht mehr auftreten konnte, weil ihm die gehörigen Mittel dazu fehlten, ſtieg er immer tiefer hinab, bis er endlich ſeinen Sitz in jenem Keller aufſchlug, in dem wir ihn erblickt haben.

Daß bei ſolcher Wirthſchaft kein Wohlſtand blühen konnte, verſteht ſich wohl von ſelbſt; M. verſank in Schulden, ruinirte ſeinen Credit völlig, und doch ſollten die Mittel zu immer neuen ſinnlichen Genüſſen nicht fehlen. Woher ſie aber nehmen? Dieſe Frage beſchäftigte ihn lange, bis er auf den Gedanken kam, ſie ſich aus der Kaſſe der Aſſecuradeure zu verſchaffen, indem er ſein Haus und ſeine Waarenvorräthe bei verſchiedenen Verſicherungsanſtalten weit über ihren Werth verſichern ließ, und dann beide in Brand ſteckte."

— „Aber erkläre mir noch" . . . . . ſagte ich, nachdem er ſeine Erzählung beendet hatte.

— „Die Erklärung, welche Du in dieſem Augenblick von mir wünſcheſt, kann und darf ich Dir nicht

geben," unterbrach er mich. „Das ſind Geheimniſſe der Gottheit, Räthſel, die kein Sterblicher, ſelbſt ein Forſcher wie Du nicht, zu löſen befähigt iſt. Möge aber das, was Du geſehen und erlebt haſt, Dich wenigſtens dahin bringen, die für den Menſchen einzig mögliche Tugend, die Gerechtigkeit, in Dir auszubilden; denn die uns angeborenen guten Eigenſchaften ſind keine Tugenden, ſondern nur Geſchenke der Natur; oder würdeſt Du etwa den Duft der Roſe ihre Tugend nennen wollen?"

Druck und Verlag
von W. Gemmler in Halle.